Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LIV.

(Januar — Februar — März 1888.)

309150 / 1. 35
II.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Hoffmann & Herrnsdorf. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Capstadt, A. Braun. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rosario de Santa Fé (Argentinien), Jos. Kolb. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, Inghirami & Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — Yokohama, H. Ahrens & Co. Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Albert Müller (Nachf. v. Orell Füßli & Co., Sortiment).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 54

Inhalts-Verzeichniß

zum

Vierundfünfzigsten Bande (Januar — März 1888).

		Seite
I.	Erwin Dürer. Novelle von **Ludwig Fulda.** II. (Schluß)	1
II.	Emile Zola. Von **Georg Brandes**	27
III.	Reisen in Deutsch-Afrika. Von Dr. **Rudolf Marloth.** (Schluß)	45
IV.	„Beethoveniana". Von **Philipp Spitta**	58
V.	Die Entwicklung und Aufgabe der modernen Ethnologie. Von Dr. **Th. Achelis**	69
VI.	Unter den Linden. Bilder aus dem Berliner Leben. Von **Julius Rodenberg.** II.	86
VII.	Johannisfest. Eine Erzählung von **Alexander L. Kielland.** V./X. (Schluß)	107
VIII.	Zwei Jugendbriefe Felix Mendelssohn-Bartholdy's	141
IX.	Politische Rundschau	146
X.	Die Tagebücher Friedrich Hebbel's	152
XI.	Bibliographie	158
XII.	Sündfluth. Novelle von **Hans Hoffmann**	161
XIII.	Aus einer neuen Dante-Uebersetzung. Von **Otto Gildemeister.** Graf Guido und Papst Bonifaz VIII. Aus dem 27. Gesange der Hölle. V. 55—136	180
XIV.	Die gegenwärtige Lage der Kupferstechkunst	189
XV.	Erinnerungen an den General Ernst von Pfuel. Von **W. Loewe**	202
XVI.	Gustav Robert Kirchhoff. Von **Robert von Helmholtz**	232
XVII.	Zwanzig Jahre Verfassungsleben in Oesterreich-Ungarn. Von Dr. **A. Ueményi,** Mitglied des ungarischen Abgeordnetenhauses	246
XVIII.	Die Argonauten von North Liberty. Erzählung von **Bret Harte.** I./IV.	270
XIX.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	295

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XX.	Politische Rundschau	306
XXI.	Güßfeldt's Andes-Reise	312
XXII.	Literarische Notizen	315
XXIII.	Bibliographie	320
XXIV.	Fremdes Blut. Erzählung von **Wilhelm Berger**	321
XXV.	Antonio Rosmini. Sein Leben und seine Schriften. Von **Franz Xaver Kraus.** I./V.	331
XXVI.	Die Balearen. Von **Emil Hübner**	362
XXVII.	Die Ausbildung der höheren Justiz- und Verwaltungsbeamten in Preußen	378
XXVIII.	Unter den Linden. Bilder aus dem Berliner Leben. Von **Julius Rodenberg.** III./IV.	391
XXIX.	Attische Studien. Von **Arthur Milchhöfer.** I.	409
XXX.	Die Argonauten von North Liberty. Erzählung von **Bret Harte.** V./VI.	419
XXXI.	Aus Fritz Reuter's dunklen Tagen. Ungedruckte Gedichte. Mitgetheilt von **F. Peters**	440
XXXII.	Salomon Geßner. Zur hundertsten Wiederkunft seines Todestages. Von **Adolf Frey**	450
XXXIII.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Theodor Kraufe**	456
XXXIV.	Politische Rundschau	466
XXXV.	Geffcken's „Politische Federzeichnungen"	472
XXXVI.	Literarische Notizen	475
XXXVII.	Bibliographie	480

Erwin Dürer.

Novelle

von

Ludwig Fulda.

II.

(Schluß.)

Er mußte sich ein Weilchen besinnen, ehe ihm klar wurde, um was es sich eigentlich handelte. Erst nach und nach fiel ihm ein, daß ein Theil der Hinterlassenschaft seines Vaters von einigen Verwandten gleich nach dessen Tod in Anspruch genommen worden war. Da er zu jener Zeit noch nicht mündig gewesen, so hatte sein erst vor kurzem verstorbener Vormund die Sache vertreten und, wie sich nun herausstellte, auch nach seiner Großjährigkeit weitergeführt. Er selbst hatte längst nicht mehr an diesen Proceß gedacht. Nach längerem Suchen fand er in einer als Archiv dienenden Schieblade den schon ganz vergilbten Brief des Vormundes, worin ihm der gewissenhafte Mann unter Anderm auch über den Stand des Processes Rechenschaft ablegte. Es handelte sich, wie aus diesem Schreiben zu ersehen war, weniger um baares Geld als um einige Grundstücke und ein ganz kleines Landhaus, das Erwin's Vater in seinem letzten Lebensjahr gekauft, aber nicht selbst bewohnt hatte. Die Sache scheine aus den und den Gründen ziemlich aussichtslos, so schloß der alte Brief; aber sie sei den besten Händen anvertraut. Erwin hatte seitdem nichts mehr davon gehört, und die ganze Angelegenheit war ihm damals, obschon es sich nicht gerade um eine Bagatelle handelte, völlig gleichgültig gewesen. Er besaß bei seiner Anspruchslosigkeit reichlich genug zu leben, und für sogenannte praktische Dinge fehlte ihm jeder Sinn.

Heute jedoch ließ die unerwartete Nachricht ihn keineswegs kalt. Das Erste, was ihm durch den Kopf schoß, war: „Ein Landhaus! Ich der Besitzer eines Landhauses!" Und er spann sich bereits in den Gedanken hinein, was für ein Relief es ihm bei Frau Rüdiger geben werde, wenn er seiner Werbung sogleich die Einladung auf seine Villeggiatur beifügen könne. „Und Hedwig!" so ergänzte er sich selbst. „Sie ist eine Freundin der freien Natur." Es schmeichelte ihm nicht wenig, daß er daran gerade in diesem Augenblick dachte. „Ich bin es ihr schuldig!" sagte er laut vor sich hin, indem er dabei entschlossen seinen Rock

zuknöpfte. Er rechnete aus, daß er in drei Tagen wieder zurück sein könne. „Und eine kurze Trennung ist der Liebe nur wohlthätig," fügte er mit philosophischem Scharfblick hinzu.

Darauf setzte er, nachdem er den Fahrplan studirt hatte, die folgende Antwort auf: „Komme morgen Nachmittag." Die kleine thüringische Stadt lag ziemlich abseits von der großen Linie und war, wenn er den Nachtschnellzug benutzte, nicht früher zu erreichen.

Hedwig noch vor seiner Abreise allein sprechen zu können, diese Hoffnung mußte er nach einigem Ueberlegen aufgeben, und sich vor Zeugen von ihr zu verabschieden schien ihm nicht rathsam. Wie leicht hätte dann ihre Erregung den Verräther spielen können, und er wollte doch erst nach seiner Rückkehr strahlend wie Jupiter aus der Wolke treten.

Ruhland war diesen Vormittag gar nicht ins Atelier gekommen, da er einige geschäftliche Gänge zu erledigen hatte. So bekam ihn Erwin erst nach Tisch zu Gesicht. Schon ganz reisefertig gab er seinem Lehrer getreuen Bericht mit dem Ersuchen, er möge die sofortige Ausstellung des Porträts veranlassen und ihn bei den Damen, besonders aber bei Hedwig entschuldigen.

Der alte Mann stimmte ihm bei, daß er seine Interessen persönlich wahren müsse, und versprach mit gewohnter Gutmüthigkeit, Alles zu besorgen. „Nur solltest Du," fuhr er etwas nachdenklich fort, „nicht ohne Abschied von Hedwig verreisen."

Erwin seufzte ein wenig. „Es ist leider keine Zeit mehr, und ich fände sie ja doch nicht allein. Uebrigens — in drei Tagen bin ich wieder da."

„Dann schreibe ihr wenigstens," sagte Ruhland.

„Halten Sie das für nöthig?"

„Ja!" — Dieses kurze „Ja" hatte einen etwas barschen Klang. —

Einige Stunden später fuhr Erwin zur Bahn, und gleichzeitig klingelte Ruhland vor der Wohnung seiner Schwägerin.

Hedwig öffnete und that, als sie in das treue Gesicht sah, einen kleinen Freudensprung wie ein Kind, dem man Süßigkeiten mitbringt. Auf die Frage, warum sie selbst an die Thüre gekommen, erwiderte sie, die Magd sei in der Küche beschäftigt und ihre Mutter mit Frau Petri gleich nach dem Mittagessen fortgegangen. Sie sei zu Hause geblieben, um eine Handarbeit fertig zu machen.

Ruhland lächelte. „Nur wegen dieser Handarbeit?"

Sie sah mit einem dankbaren Blick zu ihm hinauf und faßte ihn bei der Hand wie einen Kameraden, um ihn nach der Stube zu führen. Dabei kamen ihm Erwin's Worte ins Gedächtniß: „Ich fände sie ja doch nicht allein."

Er überlegte, wie er es ihr am besten beibringen könne. „Denn es wird sie schmerzen," dachte er; „sie hat ihn heute sicher erwartet und ist nur deshalb nicht ausgegangen."

„Darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee bringen lassen?" fragte Hedwig.

Er dankte. Darauf erzählte er ihr, daß Erwin eine sehr freudige Nachricht bekommen habe, die ihm unverhoffter Weise ein kleines Gut in Aussicht stelle. Die Freude, welche bei diesen Worten in ihrem Antlitz aufleuchtete, ließ ihn wieder stocken.

„Ja, es ist ein rechtes Glück," fuhr er endlich fort und sah dabei ganz gegen seine Gewohnheit auf seine Fußspitzen. „Und nun hat er sofort verreisen müssen — nur für drei Tage natürlich. Es war ihm zu seinem großen Leidwesen versagt, Sie vorher noch einmal zu sehen; aber er denkt ja doch nur an Sie, während er fern ist. Hier ist sein Brief. Lesen Sie ihn nur gleich. Mit mir altem Kerl brauchen Sie keine Umstände zu machen."

Hedwig war ein wenig bleich geworden, und ihre Hände zitterten, während sie den Brief las. Er bestand nur aus wenigen Zeilen, die im herzlichsten Ton gehalten waren und zum Schluß hervorhoben, daß allein um ihretwillen der Besitz des Landhauses werthvoll erscheine ihrem sie anbetenden Erwin.

Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie blickte auf und sah, daß Ruhland sie mit stiller Zärtlichkeit betrachtete.

„Sie werden mich auslachen," sagte sie, ihre Augen trocknend, „daß ich so kindisch bin."

„Nein, liebes Kind, das werde ich nicht. Ich weiß, wie es Einem dabei zu Muth ist."

Mit einem Male kniete sie vor ihm nieder und küßte seine Hände. Tief ergriffen legte er sie ihr wie segnend auf die weichen Locken.

„Du wirst ihn sehr glücklich machen," sagte er leise und feierlich, „und er wird alles Beste Dir zu danken haben. Aber auch Du bist des höchsten Glückes werth; denn wie Du liebst, so lieben nur die, welche unser Herrgott im Paradies aufs Herz geküßt hat. Und nun sei fröhlich, mein Töchterchen; denn wenn ich Dein Vater wäre, ich könnte nicht eifersüchtiger Dein Glück bewachen."

* * *

Die drei Tage vergingen, ohne daß Erwin an die Rückreise denken konnte, denn er hatte sehr bald eingesehen, daß er seinen Aufenthalt in der Heimath, wenn derselbe überhaupt einen Zweck haben sollte, noch zu verlängern genöthigt sei. Der Proceß war gewonnen, und sein Anwalt versicherte ihm wiederholt, daß sein tactvolles Auftreten in der Schlußverhandlung die Richter wesentlich zu seinen Gunsten gestimmt habe. Er hörte das gern, wie Jeder, den man in einer Eigenschaft lobt, welche er sich bisher selbst nicht zugetraut hat. Nun aber begannen erst die Schwierigkeiten. Er sollte für die Verwaltung eines Theiles der zugesprochenen Grundstücke, für den Verkauf von anderen Sorge tragen, Familienpapiere durchsehen, Pachtverträge revidiren, und was dergleichen Geschäfte mehr waren. Am liebsten hätte er dies Alles dem Rechtsanwalt überlassen; aber der hochbetagte Herr wollte nicht die ganze Verantwortung auf sich nehmen und rieth ihm, seine Angelegenheiten selbst zu ordnen; in wenigen Tagen könnten dieselben, zumal er ihm nach Kräften beistehen werde, ein für alle Mal ins rechte Geleise gebracht sein.

Gleich nach dieser Unterredung begab sich Erwin ins Hotel, um zwei Briefe zu schreiben, den einen an Ruhland, dem er nur kurz die Verzögerung seiner Rückkehr mittheilte und das inliegende Schreiben an Hedwig zur Besorgung anvertraute. Dieses letztere hatte den folgenden Wortlaut:

„Meine geliebte Hedwig!

Wie sehr muß ich es beklagen, daß sich unser Wiedersehen noch um mehrere Tage verzögern wird! Hätte ich ahnen können, daß die leidigen Geschäfte mich so lange zurückhalten würden, keine Minute hätte ich dann gezögert, unser förmliches Verlöbniß noch vor unserer Abreise zu schließen. Nun müssen wir uns gedulden, mein Liebchen. Solltest Du unterdessen mit Deiner Mutter ins Gebirge wandern, so komme ich auf Flügeln der Liebe Dir nach, und wir feiern das schönste Fest unseres Lebens im Angesicht der ewigen Berge. Das Häuschen, welches mir zugefallen ist, liegt sehr schön, mit der Aussicht auf waldige Hügel. Ich habe schon angefangen, es zu skizziren, und werde Dir das Bildchen, das wohl gar nicht übel wird, mitbringen, damit Du siehst, wo wir künftig einmal unsere Sommerfrische genießen können. Und noch Eins: Hast Du vielleicht gehört, wie man Dein Porträt beurtheilt? Es ist ja doch jedenfalls schon ausgestellt? Wenn etwas darüber in der Zeitung steht, so schicke mir bitte den Ausschnitt. Meine Landsleute, die überhaupt eine allzu hohe Meinung von mir haben, interessiren sich sehr dafür. Ich bin ewig der Deinige, wenn auch Länder und Meere uns trennen sollten. Mit vielen Grüßen und Küssen

Dein getreuer Erwin."

Diesen Brief las er noch mehrmals durch und fand ihn durchaus stimmungsvoll. Dann machte er Toilette, um einer Einladung zum Mittagessen zu folgen, mit welcher ihn der Herr Bürgermeister beehrt hatte.

Was er Hedwig über die Aufnahme in seinem Heimathstädtchen berichtet, war keineswegs übertrieben. Seit dem Tode seines Vaters hatte er sich hier nicht mehr sehen lassen, und seine Ankunft in dem kleinen, weltabgeschiedenen Ort, der außer Touristen und Geschäftsreisenden selten einen Fremden beherbergte, brachte die guten Leute einigermaßen in Aufregung. Daß der Sohn des reichen Weißbindermeisters ein großer Künstler geworden, diese Legende wurzelte fest in den kleinstädtischen Gemüthern, und je mehr die Entfernung die Dinge vergrößert, um so williger hatte man sich eingebildet, stolz auf ihn sein zu müssen. Da dem Städtchen eine Berühmtheit bisher völlig gemangelt hatte, so wurde diese Lücke nach stillschweigender Uebereinkunft durch Erwin Dürer ausgefüllt. Selbst die Zweifler, welche vorher Beweise forderten, mußten verstummen, als Erwin's Name in einem großen illustrirten Blatt bei Beschreibung eines Künstlerfestes, an dessen Arrangement er sich betheiligt, lobend erwähnt worden war.

Und nun erschien er in eigener Person auf dem Schauplatz seines Ruhmes. Gleich Anfangs erwarb er sich zu seinen andern bedeutenden Eigenschaften noch ein Landhaus, und wie viel er dabei seinem trefflichen Benehmen vor Gericht verdankte, das hatte der alte Anwalt, der zwar innerlich ebensowenig von Erwin's Künstlergröße wie von der Uneigennützigkeit seiner Bewunderer überzeugt war, schnell zu verbreiten gewußt. Von allen Seiten flogen dem Gefeierten die Einladungen zu; er traf eine verständige Auswahl und hatte trotzdem gleich am zweiten Tage für eine ganze Woche alle Mittage und Abende besetzt. Die Damen fanden ihn reizend; er habe so etwas echt Künstlerisches in seinen Manieren; auch sei er wirklich hübsch, besonders wenn er Einen so kindlich

ansehe. Die Väter fragten ihn, ob er denn nicht vorhabe, in Zukunft wenigstens einen Theil des Jahres in seiner Vaterstadt zu verbringen, und die Mütter behaupteten lächelnd, es sei hohe Zeit, daß er sich für eine häuslich gesinnte Lebensgefährtin sorge; denn man wisse, wie unpraktisch so ein Künstler sei.

Anfänglich war Erwin nicht wenig überrascht von diesen Huldigungen, die ihn mit einem Schlag zum Mittelpunkt des ganzen Städtchens machten. Aber da er sich keineswegs dagegen sträubte, so erschienen sie ihm bald als etwas Selbstverständliches. Er schrieb sich große gesellschaftliche Talente zu, die er bis jetzt bei seinem zurückgezogenen Leben nicht habe entdecken können; ja, er begann sogar an seine Berühmtheit zu glauben, da Niemand in seiner Umgebung daran zweifelte. „Ich bin mir bisher in der That meines Könnens nicht bewußt geworden," dachte er; „ich war eben Einer unter Vielen. Es ist gut, daß ich einmal in die Welt hinausgeblickt habe; denn der echte Künstler bedarf der allgemeinen Anerkennung wie eine Blume des Sonnenscheins."

Wenn man ihm vom Heirathen sprach, so wich er mit irgend einem Scherzwort aus; niemals aber suchte er auch nur anzudeuten, daß er schon gebunden sei. Von so vielen Damen, alten und jungen, gleichzeitig verwöhnt und bevorzugt zu werden, bereitete ihm keine geringe Genugthuung. „Hedwig ahnt gar nicht, wie man sie einmal um mich beneiden wird," sagte er sich und glaubte dabei, ihr einen schweren, aber gerechten Vorwurf gemacht zu haben.

So vergingen für ihn einige Tage in der angenehmsten Weise. Er war lange nicht so heiter und mit sich selbst einverstanden gewesen wie jetzt. Er glaubte, die dornenvolle Zeit seines Lebens sei durch seine eigene Kraft überwunden; nun komme er berechtigtermaßen dazu, die Früchte aller Sorge und Arbeit zu genießen. Wenn seine Tischnachbarinnen ihm über seine lustige Laune Complimente machten, so erwiderte er, man dürfe sich nicht wundern, wenn auch der ernste Wandrer frohe Rast halte, nachdem er endlich einen Gipfel erstiegen. Schon hatte er den größten Theil seiner Angelegenheiten geordnet und wagte sich selbst nicht einzugestehen, daß er mit einigem Bedauern an die Abreise dachte. Da wurde ihm von seinen eifrigsten Verehrern, dem Bürgermeister und dessen Gattin, welche drei erwachsene Töchter, lauter Kunstliebhaberinnen, zu Hause hatten, der verlockende Vorschlag gemacht, einem Waldfest beizuwohnen, das sie Anfang der nächsten Woche ihm zu Ehren veranstalten wollten. Er lehnte ab, da er unmöglich so lange bleiben könne; unausweichliche Pflichten zwängen ihn zur Rückkehr. Die Frau Bürgermeisterin aber wandte ein, er sei doch gewiß so frei und unabhängig, daß es ihm auf die paar Tage nicht ankomme. Darauf wurde er ein wenig roth und stotterte etwas von begonnenen Arbeiten. Während er jedoch nach seinem Hotel ging, fühlte er sich sehr mißmuthig. Er sollte frei und unabhängig sein! Und er war doch so gebunden, daß er den wackeren Leuten das Vergnügen versagen mußte, sich bei einer größeren festlichen Veranstaltung seiner Anwesenheit zu erfreuen.

Ein Brief von Hedwig lag auf seinem Tisch. Mit einem leichten Seufzer öffnete er das zierliche Couvert, dessen Rückseite mit drei fliegenden Schwälbchen verziert war. Oben am Briefbogen steckten einige Veilchen, die noch stark dufteten. Es war ein sehr kunstloses Schreiben; aber zwischen den Zeilen pochte und

athmete die Sehnsucht. Er solle nur ja in aller Ruhe seine Sachen erledigen. Jeder Tag freilich, an dem er früher komme, werde ihr wie ein Geschenk des Himmels erscheinen. Aber das brauche sie wohl gar nicht zu sagen; denn ihm sei gewiß ebenso zu Muth. Für ihr Leben gern möchte sie sich vorstellen können, wie die Stadt aussehe, in der er jetzt herumwandere. So oft es möglich sei, besuche sie Ruhland, um mit ihm über den fernen jungen Mann zu sprechen, den sie Beide lieb hätten, und dann werfe sie auch immer einen Blick in sein einsames Atelier. Die Schwalbe vor seinem Fenster habe Junge; man sehe ganz deutlich ihre kahlen Köpfchen, und was dergleichen Geplauders mehr war. Noch drei Postscripte folgten ihrer Unterschrift, in denen sie eigentlich gar nichts Neues sagte. Ein Zeitungsausschnitt lag bei, die Besprechung des Porträts enthaltend; im Briefe selbst stand davon kein Wort.

Diesen Ausschnitt las Erwin zuerst und nickte dazu fortwährend, als wolle er dem Verfasser sein volles Einverständniß kundthun. Das Porträt, hieß es da, sei das bedeutendste und interessanteste, welches man seit langem gesehen habe; deshalb müsse die Kritik sich eingehend damit befassen. Nun folgte eine genaue Beschreibung der eigenartigen Schönheit dieser „träumerischen, halb aufgeblühten Knospe“ und der ebenso eigenartigen Auffassung, und am Schluß fehlte auch die Prophezeiung der großen Zukunft nicht.

Erwin sprang auf und ging mit langen Schritten im Zimmer hin und her; dann setzte er sich wieder, um den Ausschnitt noch einmal zu lesen. Das reichliche Lob erstaunte ihn nicht; er hatte es ja mit der Sicherheit eines Astronomen vorausberechnet. Nachdem er die gedruckten Worte beinahe auswendig wußte, las er auch Hedwig's Brief. Er fand denselben etwas kindlich, und es verdroß ihn, daß sie lauter Nebensachen erwähnte, während sie über die große Wendung in seinem Leben keine Silbe schrieb. „Sie besitzt für meinen künstlerischen Beruf noch nicht das rechte Verständniß,“ murmelte er. „Es wird schwer halten, sie darüber aufzuklären.“

Noch an demselben Nachmittag fiel ihm bei der Durchsicht alter Familienpapiere ein halb vermodertes Blatt in die Hände, das den Stammbaum seines Geschlechtes enthielt. Bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts konnte er hier seine Vorfahren zurückverfolgen; es waren meist ehrsame Handwerker, und einer unter ihnen, ausnahmsweise ein Schulmeister, hatte vor nun auch beinahe hundert Jahren mit kleinlichem Fleiß diese Stammtafel entworfen. Erwin wollte sie schon, nachdem er sie überflogen, bei Seite legen, als sein Blick an den Personalien seines ältesten hier verzeichneten Ahnen haften blieb: Johann Christian Dürer, Bäckermeister, geboren 1612 zu . . . Der Name der Stadt war undeutlich geschrieben und etwas verwischt; aber nachdem Erwin genauer hingesehen, konnte er ihn nicht mehr anders lesen als: Nürnberg. Ja, so hieß es. Je länger er die Buchstaben prüfte, desto weniger zweifelte er daran.

Nürnberg! Seine Familie stammte aus Nürnberg! Diese Entdeckung traf ihn wie ein elektrischer Schlag. Damit war es ja so gut wie erwiesen, daß er sich als directen Nachkommen des großen deutschen Meisters betrachten durfte. Zwar hatte in letzter Zeit die Zunahme seines Selbstbewußtseins ihm den Aerger aus dem Gedächtniß schwinden lassen, den ihm noch kürzlich sein Name bereitet.

Nun aber erinnerte er sich jener bitteren Empfindung und warf wie triumphirend den Kopf in den Nacken. „Ihr habt mich verhöhnt," rief er trotzig, als ob alle seine Gegner um ihn versammelt wären; „ihr habt mich verlacht, weil ich Dürer heiße. Was aber werdet ihr sagen, wenn ihr erfahrt, daß dieser Name kein plumper Zufall ist, daß ich der Enkel jenes Genius bin, den ihr vergöttert?" Hoch aufgerichtet und kerzengerade stand er in dem engen Hotelzimmer, als habe er die Nachricht von seiner Erhebung in den erblichen Adel erhalten. Denn dieses Actenstück war der Schlußstein des stolzen Postamentes, das er sich langsam und stetig in den letzten Wochen aufgebaut hatte.

In einer halb feierlichen, halb übermüthigen Stimmung begab er sich am Abend in die Gesellschaft seiner Landsleute. Er hatte nicht vergessen, den Zeitungsausschnitt vorher in die Tasche zu stecken. „Ich bin ihrer Theilnahme dieses Vertrauen schuldig," dies war die Begründung gewesen, die er sich über jene Vorsorglichkeit abgegeben.

Die Besprechung von Erwin Dürer's neuem Werk wanderte an der Tafelrunde von Hand zu Hand. Man beglückwünschte den Künstler zu seinem großen Sieg, und ein wohlbeleibter Stadtrath erhob sich, um auf die Zukunft des hoffnungsvollen jungen Mitbürgers zu trinken. Erwin dankte mit humoristischen Worten und versicherte, er werde seiner Fahne treu bleiben. Sein Trinkspruch gelte den Gönnerinnen der Kunst, den Damen. Unter allgemeinem Applaus stieß er mit seiner Nachbarin, der ältesten Bürgermeisterstochter an; aber das Glas zerbrach, und klirrend fielen die Scherben zu Boden.

* * *

Es fehlte nicht viel, so hätte Erwin sich doch noch überreden lassen, bis zu dem Waldfeste zu bleiben. Aber nachdem jetzt Alles so gut, wie er nur wünschen konnte, geordnet, die Grundstücke neu verpachtet, das Häuschen vortheilhaft vermiethet war, drängte es ihn zur Abreise. Besonders verlangte ihn, sich persönlich von dem Eindruck zu überzeugen, den der außerordentliche Erfolg seines Werkes auf die Collegen und die weitesten Kreise der Bevölkerung gemacht haben mußte. Auch war er der Meinung, um Hedwigs willen Gewissensbisse zu empfinden. Aber er besänftigte dieselben, indem er dachte: Pflichten sind eben Pflichten.

Ein zweiter Brief Hedwigs hatte ihm gemeldet, daß sie im Begriffe stehe, mit ihrer Mutter und Frau Petri sich nach Urfeld am Walchensee zu begeben. Nun werde er ja gewiß bald dorthin nachkommen können. Und wie alles Schlimme auch seine guten Seiten habe, so freue sie sich ganz unvernünftig, daß ihre Verlobung jetzt auf einem so prächtigen Fleckchen Erde stattfinden solle. Ueber die Wirkung des Bildes schrieb sie wieder gar nichts; aber tausend Grüße sandte sie ihm von sich selbst, von Ruhland und von der ganzen Schwalbenfamilie.

Daß er sie nun wahrscheinlich nicht mehr in der Stadt antreffen würde, war ihm nicht unlieb. Denn so gewann er dort einige Tage völliger Freiheit und konnte sich recht eingehend über die Tragweite seines künstlerischen Triumphes unterrichten. Er war stolz auf diesen Plan: Immer zuerst die Pflicht, und dann die Liebe.

Sein Abschied verlief glänzend. Einen ganzen Vormittag mußte er damit

zubringen, die Albums zahlreicher Damen mit Skizzen oder wenigstens mit Autogrammen zu versehen. Der Bürgermeister und der Rechtsanwalt geleiteten ihn zum Bahnhof, und der Erstere nahm ihm das Versprechen ab, daß er seine Vaterstadt bald mit einem längeren Besuch beehren werde.

Fast zwei Wochen waren seit seiner plötzlichen Reise in die Heimath vergangen, als er Morgens an dem Atelier vorfuhr. Er hatte sich gar nicht die Zeit genommen, zuerst in seiner Wohnung abzusteigen, sondern kam direct vom Bahnhof dorthin, weil er brannte vor Ungeduld, von seinem Lehrer die ihn betreffenden Neuigkeiten zu hören. Ruhland, der von sich zu sagen pflegte, er wolle lieber die ganze Culturgeschichte malen, als einen Brief abfassen, hatte ihm natürlich nicht geschrieben. Um so verdrießlicher war es ihm, als der Hausmeister ihn bedeutete, der Herr Professor — so nannte er jeden Maler über vierzig Jahre — sei schon gestern in aller-Frühe für einige Tage zum Besuch seiner Schwägerin an den Walchensee gefahren. „So, so!" erwiderte Erwin, warf nur einen flüchtigen Blick in das Atelier, in welchem ein großer, prachtvoller Strauß von Feldblumen prangte, und setzte sich dann wieder in die Droschke.

Als er zum Mittagessen in die „Lilie" kam — denn so lange hatte seine Neugier sich gedulden müssen — wurden seine hochgespannten Erwartungen durch den Empfang, den die Freunde ihm bereiteten, noch übertroffen. „Da kommt ja der neue Lenbach!" rief Ballerstedt, und Alle sprangen auf, um ihn willkommen zu heißen und zu beglückwünschen. „Du, das hätte ich Dir weiß Gott nicht zugetraut," ergriff Ballerstedt wieder das Wort, indem er ihn unterm Arm nahm und zu seinem Platze führte; „da hast Du einen Hauptcoup gemacht!" Und ein junger Thiermaler, der nur ganz ausnahmsweise sprach, theilte ihm mit, er werde dieser Tage eine Bestellung für ein neues Porträt erhalten von dem Major so und so; wenigstens habe sich derselbe angelegentlich nach seiner Adresse erkundigt. Erwin war über alle Maßen glücklich. „Sogar den Neid habe ich besiegt," meinte er im Stillen; dann bestellte er Champagner, redete sehr viel und lachte angelegentlich mit, auch über die zweideutigen Witze Ballerstedt's, die ihn sonst immer entrüstet hatten.

Nach Tische sprach er die Absicht aus, in den Kunstverein zu gehen; denn er wolle doch wissen, wie sein Bild sich dort ausnehme. Der Schlachtenmaler hing sich an seinen Arm, was er sonst nie gethan hatte, und wurde nicht müde, ihm schmeichelhafte Dinge zu sagen. Mitten auf der Straße blieb Ballerstedt plötzlich stehen, blies den Rauch seiner Cigarette gerade in die Höhe und zwinkerte mit den Augen.

„Es ist eine weitläufige Verwandte vom alten Ruhland, nicht wahr?"

„Wer?" fragte Erwin ganz ahnungslos.

„Nun, Dein Modell. Muß ein ganz famoses Frauenzimmer sein!" Dabei hüllte er sich wieder in eine Rauchwolke.

Erwin überlegte, ob er sich nicht verbitten solle, daß in diesem Ton von Hedwig geredet werde. Doch das könnte sie nur compromittiren, dachte er. Deshalb erwiderte er gelassen:

„Es ist eine achtbare Dame aus sehr guter Familie."

„Freilich; das weiß ich ja. Aber verdammt hübsch. Bleibt sie noch lange hier?"

„Sie ist schon abgereist."

„Schade, sehr schade. Na, um so besser für Dich. Man kann nicht vorsichtig genug sein. Die hätte Dich wahrscheinlich beim Wort genommen."

„Was willst Du damit sagen?" fragte Erwin mit aufsteigendem Aerger.

„Nichts, als daß Du Dich nicht fangen lassen sollst. Ein Künstler, der eine solche Zukunft vor sich hat wie Du, muß frei und unabhängig sein; sonst bringt er's zu nichts. Hast Du vielleicht gehört, daß Rafael ein Familienvater war? Erst jetzt hat wieder Einer d'ran glauben müssen."

Erwin ärgerte sich noch immer; aber er begann nachdenklich zu werden und schwieg. Ballerstedt ließ sich dadurch nicht irre machen; er schlug mit der flachen Hand an seine Stirn, als ob er etwas unmöglich begreifen könne, und fragte:

„Hast Du nicht auch den dicken Lebert gekannt, den Bildhauer? Nun natürlich hast Du ihn gekannt; er kam ja auch öfters in die „Lilie". Ein prächtiger Bursch, und er hätte es gewiß zu was Rechtem gebracht. Da läuft ihm Eine nach mit einem hübschen Gesicht und keinem Groschen Geld. Die wäre ihm so wie so sicher gewesen. Aber ein Pastorsohn, wie er ist, und mit seinen antediluvianischen Ansichten redet er sich ein, daß er sie heirathen muß. Nun sitzt er mit ihr da, hat den Kopf voll Sorgen und kann sich nicht einmal satt essen. Und seine Frau versteht so viel von der Bildhauerei wie ich vom Ballettanzen; dabei hat er sich auch schon mit ihr gezankt. Das weiß ich von dem Zahnarzt, der unter ihm wohnt und den Scandal durch die Decke durch gehört hat."

„Ja, aber . . ." Erwin wollte etwas gegen diese Schilderung einwenden; doch es fiel ihm nichts Passendes ein.

„Daß Du auf so was nicht anbeißest," fuhr der Schlachtenmaler fort, „darüber kann ich wohl ruhig sein. Ich glaube, jetzt kommst Du gerade auf den richtigen Weg. Leute wie wir haben vor Allem Pflichten gegen sich selbst, und der echte Künstler muß das Leben kennen lernen. Uebrigens . . . Donnerwetter!"

Er hatte sich plötzlich unterbrochen und schaute, seinen Schnurrbart drehend, angelegentlich in den eben vorüberfahrenden, offenen Trambahnwagen, auf dessen vorderster Reihe eine üppige, stark gepuderte Dame saß. Mit einem: „Wir sehen uns noch!" drückte er Erwin rasch die Hand und hatte mit ein paar großen Sätzen den Wagen erreicht, auf den er sich gewandt hinaufschwang, um dicht neben jener Dame Platz zu nehmen.

Der Zurückbleibende sah dem Wagen nach, bis er seinen Blicken entschwunden war, und seufzte dann tief: „Der Glückliche! Er hat leicht reden." —

Wenige Minuten später befand er sich im Kunstverein seinem eigenen Werke gegenüber, das sehr günstig aufgehängt war und auch jetzt zu seiner großen Genugthuung die Betrachter am meisten fesselte. „Mich wird Niemand kennen," dachte er. Dennoch wünschte er heimlich, daß man auf ihn als den Schöpfer

hindeute. Mit möglichst gleichgültiger Miene näherte er sich der Gruppe, die vor dem Porträt versammelt war.

„Wie heißt doch der Künstler?“ fragte eine alte hagere Dame ihren Begleiter, indem sie das Bild fortwährend durch den Operngucker betrachtete.

Der Angeredete klemmte sich ein Monocle ins Auge, trat auf das Bild zu und las den Zettel neben dem Rahmen. „Dürer!“ gab er zur Antwort. „Vielleicht ein neveu des alten Dürer.“

„Wo denken Sie hin, Baron? Der lebte ja schon im achtzehnten Jahrhundert. Und doch, es ist eine gewisse Uebereinstimmung des Charakters. Magnifique, mon cher! Nein, wie ich diese echt deutsche Künstlerfamilie liebe!“

Darauf gingen sie weiter. Erwin fühlte die Versuchung, sich diesen Kunstkennern vorzustellen; doch er hielt sich zurück. Dann betrachtete er sein Werk selbst noch einmal, als ob er es zum ersten Male vor Augen bekäme. Und er fand wirklich einige Aehnlichkeit mit der Manier seines vermeintlichen Vorfahren. Besonders im Pinselstrich! dachte er. Er that einen tiefen Athemzug und hob die Schultern hoch wie Jemand, der eben photographirt werden soll.

Als er am späten Nachmittag wieder in das Atelier kam, übergab ihm der Hausmeister die Visitenkarte eines „Herrn Militär“, der sich in der Mittagstunde nach ihm erkundigt habe. Auf der Karte stand Name und Wohnung des Majors, von dem der Thiermaler gesprochen hatte, und die folgenden, mit Bleistift geschriebenen Worte: „Habe von Ihrer Rückkehr gehört, möchte gerne mein Porträt von Ihnen malen lassen. Wann kann ich Sie sprechen?“

Erwin setzte sich an seinen Tisch und antwortete darauf, er habe noch eine kleine Reise vor, werde aber schon in einigen Tagen wieder zu Hause sein und sich dann erlauben, den Herrn Major persönlich aufzusuchen.

Während er diese Zeilen schrieb, hielt er mehrmals ärgerlich inne. Wenn nun dem Manne, der schon so lange gewartet, inzwischen die Geduld ausgehen und er sich kurzweg an einen Andern wenden würde! Wegen seiner Verlobung konnte ihm dann ein höchst lohnender Auftrag entschlüpfen, konnte seine glänzend begonnene Laufbahn wieder in Frage gestellt werden. Wegen seiner Verlobung! Mit unwilligem Faustschlag preßte er die Briefmarke auf das Couvert. Dann ging er mit großen Schritten auf und ab. Ja, er wollte sich verloben! Warum fiel ihm dieses Wort so centnerschwer aufs Herz? Liebte er Hedwig nicht? Gewiß, er liebte sie. Aber sollte er denn dieser Liebe Alles zum Opfer bringen? Alles, seine Freiheit, seine Zukunft, seine Kunst! Das wäre ja eine Gewissenlosigkeit, ein unverzeihlicher Frevel, den Niemand von ihm verlangen konnte, Niemand, auch Hedwig nicht, wenn sie ihn wirklich liebte. Allerdings, er hatte sich gebunden. Aber konnte man das wirklich gebunden nennen? In völliger Selbstvergessenheit, im Rausche gleichsam war er in jenem Augenblick gewesen, und für einen Augenblick der Ekstase sollte er sein ganzes Leben lang büßen! Das konnte kein Richter und kein Gesetz von ihm fordern. Wäre er überhaupt ein Künstler, wenn er sich nicht in sein künstlerisches Ideal verliebt hätte, und sollte dieses erste Ideal das einzige bleiben? Schon sah er Ballerstedt's und seiner Freunde mitleidige Gesichter, wenn er als Bräutigam in die „Lilie“ treten würde, hörte die spöttischen Bemerkungen, welche sie hinter seinem Rücken

machten. Und was war der Ersatz für all diese unerschwinglichen Opfer? Eine Frau, die wohl niemals fähig sein würde, seine ganze Bedeutung und die Größe seiner Aufgabe zu begreifen, die mit spießbürgerlicher Treue an ihm hing und gerade dadurch seine Flugkraft lähmte. Rafael ein Familienvater! so hatte der Schlachtenmaler gesagt, und es lag ja eine sonnenklare Wahrheit in diesen Worten. „Ich will kein Philister sein!" rief er laut und stampfte dabei so heftig auf, daß eine leichte Staubwolke vom Boden emporstieg.

In der Nacht wälzte er sich schlaflos in seinem Bett herum. Tausend verlockende Bilder des Ruhmes umgaukelten ihn und verdunkelten sich wieder, sobald das Gespenst der Verlobung dazwischentrat. Fortwährend hatte er die Empfindung, als ob er federleicht in die Lüfte schweben wolle und von zwei klammernden Armen festgehalten werde. Es dämmerte noch, als er entschlossen aus dem Bette sprang: „Ich muß ein Ende machen, so oder so!"

Er sah auf die Uhr. Wenn er den ersten Zug erreichte, konnte er Mittags am Walchensee sein. Hastig kleidete er sich an und packte seine Reisetasche. Mit Hedwig förmlich zu brechen, hätte er niemals den Muth gefunden; jedenfalls mußte er sie persönlich aufsuchen, schon Ruhland's wegen, der in all diesen Dingen so seltsame Anschauungen hatte. In einem Brief wäre die ganze peinliche Angelegenheit am besten zu erledigen gewesen; aber Niemand sollte an der Ritterlichkeit seiner Gesinnungen zweifeln. Auf dem Weg zum Bahnhof überlegte er noch einmal, wie er vorzugehen habe. Er wollte das Verlöbniß keineswegs abbrechen, sondern es nur für unbestimmte Zeit verschieben. Wie leicht mußte es ihm fallen, Hedwig davon zu überzeugen, daß er dies nur in ihrem Interesse thue, daß er ihr Leben nicht fest an das seine knüpfen könne, ehe er eine sichere künstlerische Position erworben habe. Dieser Beweisgrund erschien ihm so einleuchtend, daß er sich zuletzt sagte: Es ist meine Pflicht, in dieser Weise zu handeln. Dabei bewunderte er seine Uneigennützigkeit. Nur erst so weit! dachte er. Die Trennung wird dann schon das Ihrige thun. Unsere Briefe werden kürzer und seltener werden, endlich ganz aufhören, und wir können trotzdem gute Freunde bleiben.

Durch dieses Selbstgespräch fühlte er sich vollständig beruhigt. Er war in der angenehmen Stimmung eines Rechners, der nach langem vergeblichen Suchen den Fehler in seiner großen Addition herausgefunden und verbessert hat. Im Eisenbahncoupé holte er sogar einen Theil des Schlummers nach, den er in der Nacht entbehrt hatte, und mußte vom Schaffner geweckt werden.

In Penzberg miethete er einen Einspänner und fuhr dem Gebirge entgegen, das wie eine ungeheure blaugrüne Wand mit vereinzelten weißen Flecken den südlichen Hintergrund abschloß. Bald blinkte der Spiegel des Kochelsees zwischen Bäumen und Büschen hervor. In Kochel nahm Erwin ein reichliches Frühstück ein, ließ sich über den See rudern und trat den Weg nach dem Walchensee zu Fuß an, von einem Fischerjungen begleitet, der ihm die Tasche trug.

* * *

Für Hedwig waren die ersten Eindrücke des Gebirges von überwältigender Wirkung gewesen. Still und in sich gekehrt, hatte sie seit Erwin's Abreise die Zeit verbracht und, wenn man eine Frage an sie gerichtet, träumerisch die Augen

aufgeschlagen und sich lange besonnen, als habe man in einer fremden Sprache zu ihr geredet. Auch beim Aufbruch aus der Stadt hatte sie Frau Petri's wortreiche Schilderung der Herrlichkeiten, denen sie entgegeneilten, nur mit einem verlorenen Lächeln beantwortet. Aber unterwegs war es mit einem Male über sie gekommen wie ein toller Jubel, und als der Wagen mühsam den Kesselberg hinaufgefahren, welcher Kochelsee und Walchensee von einander trennt, da war sie aus dem knarrenden Gefährt herausgesprungen und bergan gestürmt mit hocherhobenen Armen, ohne umzuschauen, ohne die Rufe der besorgten Damen zu hören.

Im Gasthof von Urfeld, das heißt in dem größten der drei primitiven Häuser, aus denen das Örtchen besteht, hatte man sich einquartirt, und schon nach wenigen Tagen war Hedwig gut Freund mit sämmtlichen Eingeborenen. Der Fischertoni lehrte sie rudern, und seine Tochter, die Fesi, mußte ihr die Stellen im Walde zeigen, wo die schönsten Blumen wuchsen und die ersten Erdbeeren reiften. Auch mit dem Hirtenbuben schloß sie Freundschaft und kannte bald die sämmtlichen Kühe, welche seiner Obhut anvertraut waren, beim Namen. Am liebsten aber war sie ganz allein. Wenn die Sonne noch tief hinter den Bergen stand und nur die höchsten Spitzen mit ihrem Frühgruß röthete, kletterte sie bereits wie ein wilder Junge im Wald herum oder ruderte in den See hinaus. Mitten auf dem weiten dunklen Wasserspiegel hatte sie ein prächtiges Echo entdeckt. Dorthin lenkte sie mit Vorliebe den Kahn und wurde nicht müde, den dreifachen Widerhall zu wecken. Oft rief sie Erwin's Namen und war stolz darauf, daß er von allen Bergen feierlich zurückklang.

Ihre Mutter und Frau Petri kamen aus der Angst um sie gar nicht heraus; aber alle Vermahnungen blieben fruchtlos. Eine unbändige Lebenslust war in ihr erwacht. Wenn das Glöcklein der Walchenseer Kirche übers Wasser herüberschallte, meinte sie in die Knie sinken zu müssen vor schauernder Andacht, und dann stürmte sie fort, wie um dem Ueberschwang ihrer eigenen Empfindung zu entfliehen. Aber es kamen auch Stunden, in denen sie, von jäher Angst erfaßt, unbeweglich in den See hineinstarrte, als drohe er all ihr Glück zu verschlingen.

Jeden Morgen hoffte sie von neuem, daß Erwin sie heute überraschen werde, und legte abergläubisch auf allerlei Anzeichen Gewicht, welche sein Nahen verkünden sollten. Endlich kam statt seiner Ruhland, und zwar völlig unerwarteter Weise; denn er hatte beim Abschied trotz aller Bitten aufs Bestimmteste erklärt, er werde sich hüten, seine Arbeit im Stich zu lassen und wie ein reicher Engländer in der Welt herumzuvagabundiren. Aber an einem regnerischen Nachmittag, welcher die Damen zu Hedwig's nicht geringem Schmerz in die Stube bannte, trat er herein mit einem halb vergnügten, halb verlegenen Gesicht und wurde mit so herzlicher Freude empfangen, daß er auch den Spott seiner Schwägerin über die schnelle Sinnesänderung gern mit in den Kauf nahm.

Er wollte zuerst nur bis zum andern Morgen bleiben; aber Hedwig bat ihn so inständig, wenigstens ein paar von ihren Lieblingsplätzchen anzusehen, daß er schließlich die Reisetasche wieder auf sein Zimmer trug und in aller Frühe mit Hedwig in den Wald hinaufkletterte.

Der junge Tag schien die Sünden seines Vorgängers ausgleichen zu wollen; denn völlig wolkenlos blaute der Himmel über den Bergen; nur ein leichter silberner Duft lagerte auf dem See und zog in durchsichtigen Streifen zu den Gipfeln empor.

Nachdem die Beiden etwa eine halbe Stunde in dem dichten Buchenwald bergan gestiegen waren, hielten sie Rast auf einem Felsvorsprung, der sich gleich einer Kanzel senkrecht über dem See erhebt und einen großen Theil desselben, sobald man aus dem Walde tritt, plötzlich sichtbar werden läßt.

„Hier sitze ich stundenlang," sagte Hedwig, indem sie auf der etwas verwitterten Bank Platz nahm und Ruhland mit einer Handbewegung einlud, ihrem Beispiel zu folgen.

Eine Weile saßen Beide schweigend nebeneinander und blickten auf das herrliche Bild zu ihren Füßen. Die Bäume rauschten, von einem sanften Windzug bewegt. Aus der Ferne klang der eintönige Ruf des Kuckucks.

Hedwig zupfte an der verfaulten Rinde der Bank herum, und indem sie ein abgelöstes Stück zerbröckelte, begann sie zögernd: „Sie wissen es doch sicher, wann er kommt. Warum verheimlichen Sie mir's?"

„Wie sollte ich das wissen, wenn Du es nicht weißt!" erwiderte er mit ehrlicher Verwunderung. „Ich habe nichts mehr von ihm gehört." — Er duzte sie seit jener Unterredung; sie hatte ihn darum gebeten.

Nach einer Pause sagte sie, auf den See hinabschauend: „Ich denke mir manchmal — aber Sie dürfen nicht böse darüber sein —"

„Was denn, mein Kind?"

„Ich denke mir manchmal, ob er mich auch so lieb hat, wie ich ihn."

Ruhland sah mit väterlicher Besorgniß zu ihr hin. Er hatte denselben Gedanken auch schon gedacht, aber immer von sich gewiesen. Wenn sie recht hätte! Schon die Möglichkeit erfüllte ihn mit Entrüstung: „Dann wäre er ja ein . . ." Erschrocken hielt er inne und fügte mit gezwungener Heiterkeit hinzu: „Das sind verliebte Grillen, mein Töchterchen."

„Er hat noch etwas außer mir, was er liebt," sagte sie, starr auf den See blickend, . . . „seine Kunst, seinen Ruhm. Ich habe nichts, gar nichts; ich kann ohne ihn nicht leben."

Ein großer Stein hatte sich von dem Felsen losgelöst und polterte ins Thal hinunter. Hedwig schauerte zusammen; ihr Begleiter strengte seine Phantasie an, um dem Gespräch eine harmlose Wendung zu geben.

„Ich glaube gar, Du bist eifersüchtig auf Dein eigenes Bild," sagte er lachend.

„Ja, ich hasse dieses Bild!" Sie stieß die Worte leidenschaftlich hervor und schleuderte dabei die Stückchen der Baumrinde, mit denen sie gespielt hatte, in den Abgrund.

„Weißt Du Kind, daß Du ein ganz klein wenig thöricht bist?"

„Ich weiß es. Mein Glück ist schuld daran." —

Als sie wieder abwärts stiegen, brannte die Sonne schon sengend heiß, obwohl es noch lange nicht Mittag war. Der Dunst auf dem See war ver-

schwunden; nur um die ferneren Berge lagerte die sichtbare Schwüle des ersten Sommertags.

Nach dem Essen, welches die Gesellschaft in der offenen Veranda eingenommen hatte, wurde ein schattiges Plätzchen nicht weit vom Gasthof aufgesucht, wo Frau Petri und Frau Rüdiger Siesta zu halten pflegten. Der Maler betheiligte sich um so lieber an dieser Ruhestunde, als der ungewohnte Marsch am Morgen ihn ein wenig ermüdet hatte. Hedwig dagegen ließ es sich nicht nehmen, gleich nach Tisch auf den See hinauszurudern. Man warnte sie vor der großen Hitze und bat sie, bis gegen Abend zu warten; doch sie antwortete, heute könne sie es nur auf dem Wasser aushalten, und man werde doch ein Nixchen nicht hindern wollen, zu seinem Element zurückzukehren.

Am meisten aber litt unter den heißen Sonnenstrahlen der Wandrer, welcher zur selben Zeit die steile Straße des Kesselbergs hinanstieg. In immer kürzeren Zwischenräumen machte er Halt und fragte alle zwei Minuten den Knaben, der seine Reisetasche und nun auch seinen Rock zu tragen hatte, wie weit es noch bis zur Höhe sei. „Noch eine kleine halbe Stunde," gab dieser jedesmal zur Antwort.

Erwin war in der unbehaglichsten Laune. Er bereute, daß er seinen Wagen in Kochel fortgeschickt hatte. Nun würde er ganz erhitzt an seinem Ziel ankommen, wo ihm doch Ruhe und Sammlung so nöthig war. Und wer konnte wissen, wie lange es dauern mochte, bis er Hedwig allein finden würde! Er sah qualvolle Stunden der Verstellung voraus, gegen die seine gerade, ehrliche Natur, wie er es auslegte, sich sträuben mußte. Vielleicht wäre es doch richtiger gewesen, die Sache schriftlich zu erledigen. Was hinderte ihn daran, dies noch zu thun? Er überlegte schon, ob er nicht wieder umkehren und von Kochel aus schreiben sollte, als der Knabe auf einen wenige Schritte weiter oben stehenden Pfahl mit dem Zeichen des Hemmschuhs hindeutete: „Gleich werden wir's haben."

Die Höhe war erreicht. Jetzt noch umzuwenden, nein — das wäre Feigheit gewesen. Im Vollgefühl seines Muthes schritt Erwin weiter. Nach wenigen Minuten sah er hinter den Bäumen die schimmernde Fläche des Walchensees. Der Himmel war noch immer völlig klar; nur die fernen Gipfel, welche jetzt auftauchten, hatten sich in graue Schleier gehüllt, und tief im Westen stand scheinbar unbeweglich eine dunkle Wolkenwand. „Heut gibt's noch was," bemerkte der Knabe, nachdem er sorgsam umhergespäht.

Im Gasthof angelangt, ließ Erwin sich ganz erschöpft auf der Bank vor dem Eingang nieder, bestellte eine Erfrischung und benutzte die Gelegenheit, die Kellnerin über alles Wissenswerthe auszufragen. So erfuhr er, daß Ruhland und die beiden alten Damen nur ein paar hundert Schritte vom Hause im Walde sich befänden, während das Fräulein in den See hinausgerudert sei.

„Sehen Sie dort den Kahn, gerade links von dem großen Felsen," sagte die Kellnerin, auf den See deutend.

Erwin's Augen folgten der angegebenen Richtung. In der That gewahrte er einen hellen Punkt.

„Wie lange fährt man bis dorthin?"

„O, nicht mehr als zehn Minuten.“

„Ist Jemand da, der mich rudern kann? Ich selbst bin zu sehr aus der Uebung.“

„Toni! Toni!“ rief die Kellnerin und winkte nach dem Hause des Fischers hinüber. Der kräftige Mann, ein Fünfziger, war sogleich zur Stelle, und zwei Minuten später stieß der Kahn vom Ufer ab, in welchem Erwin mit klopfendem Herzen Hedwig entgegenfuhr.

Hedwig erkannte ihn schon von Weitem. Sie rief und winkte unermüdlich. „Das Fräulein hat eine große Freud',“ sagte Toni, der bisher kein Wort gesprochen hatte. „Da bekommt der gnädige Herr sehr ein gutes Weiberl.“

„Sie wissen!“ fragte Erwin, innerlich unwillig über diese unerbetene Einmischung.

„So was spannt der Toni gleich.“ Dann verstummte er wieder und ruderte eifrig weiter, indem er nur von Zeit zu Zeit befriedigt mit dem Kopfe nickte.

Das Boot näherte sich rasch dem andern. Hedwig hatte die Ruder eingezogen und stand aufrecht in dem kleinen, zierlichen Fahrzeug, unablässig mit ihrem Tüchlein winkend. Erwin erwiderte den Gruß und sagte sich dabei: „Es wird eine recht unangenehme Scene geben.“

Nun waren die Boote dicht an einander. „Du böser Mensch,“ rief Hedwig mit hellen Thränen in den Augen, „bist Du endlich, endlich da?“ Sie beugte sich zu ihm so lebhaft hinüber, daß ihr Kahn ins Schwanken gerieth.

„Gib Acht, daß Du nicht umwirfst,“ warnte Erwin. Sie schnellte zurück und sah ihn zweifelnd an. Ja, sie hatte sich nicht verhört. Sein erstes Wort war eine kühle Vermahnung gewesen.

Vom Fischertoni unterstützt, stieg er in ihren Kahn hinüber. Der Alte warf einen langen, zustimmenden Blick auf die Beiden, wandte sein Boot und fuhr bedächtig wieder nach dem Ufer zu.

„Nun bist Du mein Gefangener,“ jubelte Hedwig, „und mußt mäuschenstill halten, wenn ich Dich küsse.“ Sie umschlang ihn leidenschaftlich, und halb aus rathloser Schwäche, halb aus Angst, daß das Boot umschlagen könne, that er nichts, sie zurückzuhalten.

„Und nun erzähle mir,“ fing sie wieder an. „Alles, Alles will ich wissen — seit unserer Trennung. Und damit Du mir nichts verschweigen kannst, rudere ich immer weiter hinaus in den See. Ich kehre nicht um, bis ich Deine ganze Beichte vernommen habe.“ Damit griff sie die Ruder auf und arbeitete mit drolligem Ungestüm an der Ausführung ihres Vorhabens.

„Laß mich nur zu Worte kommen,“ sagte Erwin, während der Kahn pfeilgeschwind in der Richtung nach der Mitte des Sees hinflog. „Ich will gleich mit dem anfangen, was Dich am meisten freuen wird. Als ein unbekannter Mensch bin ich von Dir geschieden; jetzt bin ich das nicht mehr. Ich habe mir einen geachteten Künstlernamen erworben.“

„Glaubst Du,“ erwiderte sie, und ein leichter Vorwurf lag in dem Ton ihrer Stimme, „glaubst Du, daß ich Dich deshalb lieber habe?“

„O nein . . . gewiß nicht.“ Er sagte dies mit heimlichem Triumph, weil er nun den richtigen Weg gefunden zu haben glaubte, ihr den Abstand zwischen

ihr und ihm auf eine zarte Weise deutlich zu machen. „Aber es wird Dir doch nicht gleichgültig sein," fuhr er fort, „was für eine Stellung ich einmal einzunehmen berufen sein werde."

Sie lachte. „Bist Du aber feierlich geworden! Du sprichst ja wie auf dem Theater. Mir ist Alles gleichgültig, nur Du nicht; Du ganz allein nicht. Ich liebe ja nicht das, was Du malst, sondern das, was Du bist. Jetzt erzähle mir nur weiter. — Willst Du vielleicht ein wenig rudern?" fügte sie hinzu.

„Ich verstehe mich nicht recht darauf."

„Ich dachte, daß es Dir Spaß macht; müde bin ich noch lange nicht."

Er suchte eine möglichst ernste Miene anzunehmen. Eine kurze Zeit saß er ihr schweigend gegenüber, während sie ihre Augen erwartungsvoll auf ihn richtete.

„Du weißt," begann er jetzt, „welchen großen Erfolg das Porträt errungen hat . . ."

„O, davon rede mir nicht, sonst halte ich mir die Ohren zu!"

„Und warum? Gibt es Etwas, was uns Beide näher anginge?"

„Gerade, weil es mich nahe angeht, will ich nichts davon wissen."

„So! Nun verstehe ich auch, warum Du mir trotz meiner Bitte kein Wort darüber geschrieben hast."

Sie sah ihn angstvoll an. „Erwin, ich habe dies Bild unaussprechlich geliebt, so lange es unser Geheimniß war. Aber als ich davon in der Zeitung las, als ich von fremden Leuten sein Lob hörte, da kam es mir vor wie entheiligt. Daß ich Dir gefallen habe, das hat mich so glücklich gemacht . . . so glücklich. Und nun weiß die ganze Welt davon."

„Nun, deshalb bin ich eben ein Künstler, und es ist des Künstlers Bestimmung, die ganze Welt an seinen Empfindungen Theil nehmen zu lassen."

„Ich sehe das recht gut ein, Erwin, und will mich auch nie darüber beklagen. Aber die Empfindungen, die wir für uns ganz allein zurückbehalten, die Niemand von den gleichgültigen Menschen erfährt, das sind doch die schönsten, nicht wahr?"

Sie hatte die Ruder wieder eingezogen. Es war so windstill, daß der Kahn fast ruhig stehen blieb. Jetzt ergriff sie seine Hand und wiederholte leiser: „Nicht wahr, Erwin?"

Bis zu diesem Augenblick war ihm sehr schlimm zu Muth gewesen; nun fühlte er sich völlig als Herr der Situation. „Höre mich ruhig an," sprach er mit überlegener Ruhe. „In der Zeit unserer Trennung ist mir Vieles klar geworden, woran ich vorher kaum gedacht habe. Vor Allem weiß ich jetzt, daß ich eine große Aufgabe, eine Mission in der Welt zu erfüllen habe, und ich wäre leichtsinnig, ja gewissenlos, wenn ich nicht fortwährend mein Ziel vor Augen behalten wollte. Ich fühle jetzt meine Kraft, und ich werde Alles thun, sie zur Freude der Welt anzuwenden. Und noch Eins habe ich erfahren: daß selbst mein Name mir Verpflichtungen auferlegt von ungewöhnlicher Art. Du wirst das begreifen, wenn ich Dir sage: Albrecht Dürer, der große deutsche Meister, war mein Ahnherr. Ich bin sein Enkel, und ich werde mich bestreben müssen, seiner würdig zu bleiben."

Hedwig blickte entgeistert auf den Boden des Kahns. Ihre ineinander gefalteten Hände zitterten. Sie hatte Mühe, sich aufrecht zu halten. Langsam und tonlos sagte sie: „An das Alles hast Du in dieser Zeit denken können. Ich habe nur an Eines gedacht."

„Nun, woran denn?"

„An unser Glück." Sie schlug die Hände vor die Augen, als wolle sie eine furchtbare Helle verscheuchen, die lodernd vor ihrer Seele emporstieg.

Er sah sie an und war zweifelhaft, ob er Mitleid oder Entrüstung zeigen solle. „Hedwig, entweder Du willst mich nicht verstehen oder . . ."

„Ich verstehe Dich! Ja, ich verstehe Dich!" Die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Mit ungeheuerer Anstrengung suchte sie ihren wilden Schmerz zu bekämpfen. „Du hättest mir gleich sagen sollen, daß ich Dir nur gut genug war, um von Dir gemalt zu werden, aber nicht um Dein Leben zu theilen; daß Du nicht freudig hierher kamst, sondern mit widerstrebendem Herzen! Du hättest es gleich sagen sollen; denn ich habe es ja doch gemerkt im ersten Augenblick."

„Ich begreife nicht, warum Du jetzt die Beleidigte spielen willst, während ich doch nur . . ." Sie überhörte diese Worte, mit äußerster Ueberwindung nach Fassung ringend.

„Und ich . . . wie habe ich diesen Augenblick herbeigesehnt! Ich hatte ja keine eigenen Gedanken mehr; alle, alle waren sie bei Dir! Mein Herz hat geglüht für Dich; nun lässest Du es erfrieren. Du sagst, ich verstehe Dich nicht! Du Armer! Du . . . Du selbst hast mich niemals verstanden."

„Also diese Wirkung hat es," brachte er mit heiserer Stimme hervor, „wenn ich von meiner Zukunft mit Dir rede. Da muß ich Dir doch sagen . . ."

„Sag' es nur, sag' es, daß Du mich nicht liebst!" — Dies klang wie ein Schrei. Sie weinte nicht mehr; aber ihre Augen blitzten in unheimlichem Feuer, ihre Hände waren geballt. Er fing an, sich vor ihr zu fürchten.

Er versuchte sie, durch einen Scherz zu beruhigen. „Aber Du Närrchen!" Im nächsten Moment empfand er selbst, wie abscheulich das klang.

Plötzlich riß sie die Ruder herum und begann mit verzweifelter Kraft nach dem Ufer zu steuern.

Er fand keine Worte, um ihr auszureden, was Wirklichkeit war; aber er sah ein, daß er Etwas thun müsse, sie zu besänftigen. „Mitten auf dem See!" dachte er. „Welch eine Situation; sie ist zu Allem fähig." Er beugte sich zu ihr und wollte ihre Hand, die behend mit dem Ruder hin und her fuhr, ergreifen. Sie zuckte zusammen; eine gigantische Willenskraft schien ihr jede Muskel zu stählen.

„Rühren Sie mich nicht an, oder ich springe heraus!"

„Nur von ihm fort!" das war ihr einziger Gedanke, der sie zu fieberhafter Anstrengung spornte.

Ein ferner Donner ließ sich in langgezogenem Rollen vernehmen und verhallte in den Bergen. Die Beiden hatten nicht beobachtet, daß schnelle Wolken von Westen heraufgerückt und Schicht für Schicht, schwer und dunkel sich über einander gethürmt hatten. Nun schauten Beide gleichzeitig empor. Das Gewitter mußte jeden Augenblick ausbrechen. Zugleich fuhr, wie um ihre Ver-

muthung zu bestätigen, ein heftiger Windstoß über den See, und große Wellen prallten gegen die Bootswand.

In Erwin kam eine namenlose Beunruhigung. „Was nun?“ dachte er. „Vor Allem sie versöhnen!“ Aber ein Blick auf ihr starres Antlitz raubte ihm jeden Muth, sie anzusprechen.

Hedwig hatte mit der Raschheit des Denkens, welche nur dem furchtbaren Schmerz eigen ist, die Lage überblickt. Urfeld war vor einer halben Stunde nicht zu erreichen; das Dorf Walchensee lag weit näher; in zehn Minuten konnte sie dort sein. Also nach Walchensee!

Es war eine schreckliche Fahrt. Erwin hatte noch einmal einen Beschwichtigungsversuch gemacht, ihr sogar seine Hilfe im Rudern angeboten. Er war ohne Antwort geblieben. Mit Aufbietung aller Kraft, als gelte es ein Wettfahren, strebte sie ihrem Ziel entgegen. Der Wind wurde heftiger, die Wellen größer. Mit bohrendem Geräusch schlugen sie an das schwache Boot, welches mehr und mehr zu schwanken begann. Blitze zuckten auf, in immer kürzeren Zwischenräumen von hallendem Donner gefolgt. Nun fing es auch an zu regnen, erst in einzelnen schweren Tropfen, dann immer stärker. Hedwig's Haare flatterten aufgelöst im Winde. Erwin saß zusammengekauert im Boot, völlig zerknirscht und willenlos. Der Regen fiel jetzt stromweis herab; es wurde dunkel, und das nicht mehr ferne Ufer war kaum zu erkennen. Keine Secunde lang verlor das entschlossene Mädchen trotz alledem die Geistesgegenwart; sie ruderte durch Sturm, Gewitter und Regen dem Ufer zu, und wenn irgend ein Anderer im Boote gesessen hätte als Erwin, er wäre ihr jetzt bewundernd zu Füßen gesunken.

* * *

Endlich stieß der Kahn, der sich schon stark mit Wasser gefüllt hatte, ans Land. Einige Leute waren, als sie das Fahrzeug bemerkt, vom nahen Wirthshaus herbeigeeilt und halfen es befestigen. Mitleidig boten sie den ganz durchnäßten Insassen an, ihnen trockene Kleider zu verschaffen. Hedwig lehnte mit kurzem Dankwort ab, und obwohl sie leichenblaß war und beim Verlassen des Kahns beinahe umgesunken wäre, schlug sie, ohne Erwin nur eines Blickes zu würdigen, mit raschen Schritten die Fahrstraße nach Urfeld ein.

Erwin hatte, sobald er wieder festen Boden unter den Füßen gespürt, neuen Muth geschöpft. „So darf ich sie nicht von mir gehen lassen,“ dachte er. Schnell entschlossen holte er die Fliehende ein.

„Ich beschwöre Sie,“ rief er — denn er wagte nicht mehr, sie mit Du anzureden — „ich beschwöre Sie, nicht um meinetwillen, sondern um Ihretwillen: eilen Sie nicht so fort, wenn Sie auch jetzt auf mich erzürnt sind. Nehmen Sie sich wenigstens Zeit, die Kleider zu wechseln. Ich bestelle dann einen Wagen. Was sollen die Leute, was sollen die Ihrigen denken, wenn Sie in diesem Zustande in Urfeld ankommen! Es ist eine Stunde bis dahin, und dazu dies Wetter!“

Er deutete nach dem Himmel, welcher jetzt eintönig grau war, und von dem der Regen noch immer mit ungeschwächter Heftigkeit niederströmte. Das Gewitter dagegen schien sich verzogen zu haben; nur noch selten grollte der Donner, ferner und ferner.

Hedwig war zusammengeschreckt, als er sie angeredet. In der dumpfen,

rathlosen Stimmung, welche sich ihrer bemächtigt hatte, wäre sie vielleicht nachgiebig gewesen, hätte er nur ein einziges warmes Wort gefunden. Aber ein Frösteln überlief sie, während er sprach. Sie beschleunigte ihre Schritte.

„Lassen Sie mich!" Sie sagte das leise, aber mit einer so wilden Energie, daß er unwillkürlich zurücktaumelte.

„Sie sind von Sinnen," erwiderte er. „Ich habe mein Möglichstes gethan und lehne jede Verantwortung ab."

Ein verächtlicher Seitenblick streifte ihn. — „Und diesen Menschen habe ich geliebt!" — Sie lief mehr als sie ging. Nach einer Minute war sie seinen Augen entschwunden.

Achselzuckend kehrte er um und richtete seine Schritte nach dem Gasthof zur „Post". Er fühlte sich ganz zerschlagen; nur mit Mühe konnte er die Füße heben. „Ich werde sicher krank," dachte er. „Welch ein Tag! Welch ein Tag! Aber es ist gut, daß es vorüber ist. Ich werde ihr noch einmal schreiben; bis dahin wird sie ruhiger sein und mir Gerechtigkeit widerfahren lassen." Gleich darauf sann er schon über einen passenden Anfang dieses Briefes nach.

In der „Post" angelangt, traf er mit Vorbedacht seine Anordnungen. Da er im Gasthaus von Urfeld nicht mehr gesehen werden wollte, ließ er durch den Wirth einen Boten dorthin senden, um die Reisetasche zu holen, welche glücklicherweise alles Nöthige zum Wechseln der durchnäßten Kleider enthielt. Es war vier Uhr; in zwei Stunden spätestens mußte der Bote zurück sein. Demgemäß bestellte er auf sechs Uhr einen Einspänner, der ihn gleich bis Kochel bringen sollte. Dann ließ er sich ein Zimmer geben, legte sich ins Bett, um inzwischen die Kleider so weit trocknen zu lassen, daß sie eingepackt werden konnten, und trank mehrere Tassen Thee. Die Wärme und Ruhe that ihm wohl nach all diesen Stürmen. Es wurde ihm immer behaglicher zu Muth, besonders da er jetzt seine Gedanken geflissentlich auf die Zukunft richtete. Ein großer Irrthum war siegreich bekämpft; daß es nicht ganz glatt abgehen würde, hatte er ja vorausgesehen. Und er mußte sich von aller Schuld ledig sprechen. War es sein Fehler, daß eine Liebelei sein Herz nicht auszufüllen vermochte? Und war es nicht seine Pflicht gewesen, dies einzugestehen, ehe es zu spät wurde? Er hatte das Unvermeidliche so zart wie möglich abgethan. Nun war es überwunden. Vor ihm aber lag die Freiheit und der Ruhm. Wie wollte er jetzt arbeiten! Wie wollte er durch Thaten zeigen, daß er zu groß gewesen, um in spießbürgerlicher Liebe aufzugehen, daß er ein alltägliches Glück verschmäht habe, um seiner Kunst freier zu dienen! Er streckte sich bequemlich aus unter der warmen Decke, in dem Gefühl, daß es nichts Gewöhnliches sei, was er vollbracht hatte.

Kurz vor sechs Uhr kam der Bote aus Urfeld zurück. Erwin kleidete sich an und stieg die Treppe hinunter. Der Wagen stand schon bereit. Ein paar Augenblicke später rasselte das zweifelhafte Fuhrwerk mit ihm davon.

Mittlerweile hatte der Regen aufgehört, und zwischen den zerrissenen Wolken blickte hier und dort schon wieder ein blaues Fleckchen hervor. Eine köstliche, feuchtkühle Luft wehte vom See her, auf dessen völlig geglättete Fläche sich bereits ein paar Kähne hinausgewagt hatten.

Nicht ohne einiges Herzklopfen sah Erwin den Urfelder Gasthof auftauchen. Aber er fuhr daran vorüber, ohne ein bekanntes Gesicht zu entdecken. Er athmete erleichtert auf, als er den See im Rücken hatte. Nun war nichts mehr zu fürchten.

Immer mehr klärte sich der Himmel auf; zuletzt brach noch die abendliche Sonne durch und sandte schräge Strahlen nach den hohen Tannenwipfeln zu beiden Seiten des Hohlwegs. Das Pferdchen, welches bis hierher in munterem Trab gelaufen war, zog nun den Wagen langsam die für einige Minuten schroff ansteigende Straße hinauf. Bei einer besonders steilen Stelle der Straße bat der Kutscher seinen Fahrgast, den Wagen zu verlassen, bis die Höhe erreicht sei. Erwin kletterte herab und ging gemächlich hinter dem Wagen her, von Zeit zu Zeit das nasse Laub überhängender Aeste mit der Hand abstreifend.

Das Knarren des Fuhrwerks und die ermunternden, stets mit einem Peitschenknall verbundenen Zurufe, mit denen der Kutscher sein Pferd antrieb, ließen Erwin die eiligen Schritte eines Mannes überhören, der auf der Straße hinter ihm drein kam. Erst als dieser ihn eingeholt hatte, drehte er sich gleichmüthig um und sah in das erhitzte, hochgeröthete Antlitz Ruhland's.

Ein heftiger Schrecken erfaßte ihn; aber er wußte sich gleich wieder zu beherrschen, und indem er seinem Lehrer mit möglichster Unbefangenheit die Hand entgegenstreckte, sagte er: „Welch ein glücklicher Zufall, daß ich Sie hier noch treffe."

„Meinst Du?" keuchte Ruhland, ohne die dargebotene Hand zu ergreifen. Der rasche Gang und der Zorn, welcher ihn durchschüttelte, hatten ihn ganz außer Athem gebracht und bis jetzt vergeblich nach Worten ringen lassen. „Meinst Du? Ja, was der Zufall nicht Alles zu Stande bringt! Doch genug der Komödie. Wenn ich Dir nachlaufe, so wird es seine besonderen Gründe haben. Ich bin von Allem unterrichtet und wollte Dir möglichst schnell versichern, daß wir Beide geschiedene Leute sind."

Erwin stand wie vom Blitz getroffen; er wußte noch nicht, ob er seinen Ohren trauen dürfe. „Wie?" brachte er endlich hervor.

Ruhland zitterte und griff sich wiederholt nach dem Herzen. Der sonst so maßvolle Mann war völlig im Bann einer ungeheuren Erregung. „Du willst mich wohl nach der Ursache fragen? Und sie ist doch mit Händen zu greifen! Aber was kannst Du denn sehen, Du Blinder, Du Blinder! Dort unten am See habe ich ein verzweifeltes Menschenkind zurückgelassen, und jede ihrer Thränen hat mich angeklagt, daß ich mich so gröblich konnte täuschen lassen in meinen alten Tagen. Weißt Du, was Du heute gethan hast? Dein Glück hast Du von Dir gestoßen, Du Thor! Das Herz, dessen Nähe schon genügte, Dir einen Abglanz von Größe zu borgen, hast Du verschmäht, Du Undankbarer. Und Deine eigene Kleinheit hast Du offenbart, Du Unvorsichtiger! Dein Künstlerthum hast Du entweiht; ich aber wende mich von Dir und will nichts mehr gemein mit Dir haben!"

Er wandte sich zum Gehen; aber Erwin faßte ihn beim Arm mit einer dringlich flehenden Gebärde. „Hören Sie mich erst, ehe Sie mich verdammen. Was ich heute gethan habe, war kein leichtsinniger Streich; es war ein Opfer,

das ich mir mühsam abgerungen. Ich könnte Ihnen viel über meine inneren Kämpfe berichten; aber hier ist nicht der Ort dazu. Nur Eins dürfen Sie mir glauben: Meiner Kunst habe ich meine Liebe geopfert, wie ich ihr Alles zu opfern bereit bin. Sie zuerst sollten das begreifen und billigen; denn ich liebe die Kunst, die Sie mich gelehrt, über alle Maßen."

„Das ist nicht wahr. Nur Dich selber liebst Du, Dich ganz allein. Und deshalb wird Deine Kunst Dich verstoßen, so wie ich Dich jetzt verstoße. Lebe wohl!"

Erwin wollte ihn noch zurückhalten, ihm ein besänftigendes Wort nachrufen. Aber er hörte nicht mehr. Mit großen stolzen Schritten ging er bergabwärts.

* * *

In den ersten Tagen nach diesen stürmischen Auftritten kam es Erwin noch nicht zum Bewußtsein, wie viel er verloren hatte. Die herbe Zurückweisung Seitens des Mannes, den er Jahre lang wie ein Orakel verehrt, war ihm allerdings sehr nahe gegangen; aber er fühlte sich im Recht und glaubte, daß er in kurzer Zeit seinem Lehrer werde beweisen können, wie falsch er ihn beurtheilt. Es schien ihm natürlich, daß Ruhland sich vom ersten Aerger hatte hinreißen lassen, zumal seine Zwischenträgerrolle ihn seiner Schwägerin gegenüber jetzt nachträglich in Verlegenheit bringen konnte. Erwin machte sich deshalb Vorwürfe, daß er nicht vorher die Sache mit seinem Lehrer ruhig durchgesprochen. Dies hielt er für die einzige Unüberlegtheit seines Vorgehens. Im Uebrigen war er entschlossen, die Rolle des unschuldig Gekränkten zu spielen und durch die That Ruhland davon zu überzeugen, wie unrichtig seine Prophezeiung gewesen sei. Ja, durch die That! Je schneller er den Ruhm, dem er so große Opfer gebracht, befestigte, um so besser konnte er die Nothwendigkeit dieser Opfer vertreten.

Gleich nach seiner Rückkehr in die Stadt hatte er deshalb ein eigenes Atelier gemiethet und den Umzug in aller Eile bewerkstelligt. Und sobald er nur nothdürftig eingerichtet war, fing er an, mit fieberhafter Ausdauer zu arbeiten. Aber gerade die Arbeit, die er als das sicherste Mittel seiner Rechtfertigung betrachtete, war bestimmt, sein Ankläger zu werden.

Er begann das Porträt des Majors mit all dem ruhigen besonnenen Fleiß, den er immer besessen hatte. Schon die erste Skizze erschreckte ihn durch ihre schulmäßige Nüchternheit. Er stellte sie zurück und fertigte eine zweite, eine dritte, die beide noch schwächer ausfielen. Nun sah er sich gezwungen, den ersten Entwurf wieder vorzunehmen. „Was hier verfehlt ist," so tröstete er sich, „das wird die Ausführung wieder gut machen." Unverzüglich ging er an die Ausführung.

Als diese nach wenigen Wochen vollendet war, mußte er mit nagendem Kummer einsehen, daß es ein völlig verpfuschtes Werk sei. Auch der Besteller verhehlte seine Enttäuschung nicht.

Rasch gefaßt, verbrannte er die Leinwand und bat den Herrn, ihm noch einmal zu sitzen. Dieser willigte mit merklichem Widerstreben ein. Aber schon ein paar Tage darauf, kurz nachdem der Major das Atelier verlassen hatte,

warf Erwin Pinsel und Palette zu Boden, schlug die Hände vors Gesicht und schrie laut auf: „Ich kann nicht! Ich kann nicht!“ —

Aus einer dumpfen Betäubung erwachend, in der er stundenlang willenlos verharrt hatte, schrieb er dem Major einen Absagebrief voll allerlei nichtssagender Entschuldigungen. Er schützte seinen Gesundheitszustand vor, gab an, daß andre Arbeiten seine ganze Kraft erforderten, und schloß damit, daß es gegen sein Gewissen gehe, Jemanden an seine Kunst zu fesseln, den dieselbe schon einmal unbefriedigt gelassen habe.

Nun athmete er wieder auf. „Dies war eine Arbeit,“ dachte er, „bei der mein Herz nicht Antheil nahm. Ich muß einen Stoff finden, der mich hinreißt, der mich ganz und gar gefangen nimmt . . ein neues künstlerisches Ideal!“ Mit steigender Hast, wie von bösen Geistern gehetzt, begann er nach einem solchen Stoff zu suchen.

Er fand ihn nicht.

Vergebens zermarterte er seine Phantasie; vergebens fing er jeden Morgen eine neue Skizze an; vergebens sann er großen, umfassenden Entwürfen nach. Sie zerflatterten, noch ehe sie feste Form angenommen hatten.

Dabei diese furchtbare Vereinsamung! Seit Beginn des Juli war die Mehrzahl seiner Kameraden verreist, und auch nur Einem von ihnen seine Lage, seine Gemüthsverfassung anzuvertrauen, wäre er um Alles in der Welt nicht im Stande gewesen. So hätte er ja mit eigener Hand das erst vor Kurzem errungene Ansehen zerstört. Der einzige wahre Freund, den er jemals besessen, hatte sich grollend von ihm abgewandt.

Wenn Ruhland Recht hätte! Dieser Gedanke packte ihn plötzlich mit der Wucht eines Wirbelsturms. Aber noch wehrte er sich dagegen mit aller Kraft seines Selbstbewußtseins. Warum sollten ihm nicht noch glänzende Triumphe vorbehalten sein? Daß er fürs Erste nicht die rechte Stimmung fand, was lag daran? Jeder Künstler ist Stimmungen unterworfen, sagte er sich.

Zugleich aber beherrschte ihn der unwiderstehliche Trieb, möglichst bald wieder Lob zu verdienen oder doch von sich reden zu machen. Er kam sich so ausgestoßen, so vergessen vor. Zum ersten Male erfüllte es ihn mit brennendem Neid, wenn er von fremden Erfolgen las. „Ich bedarf neuer Anregungen, neuer Ermuthigungen,“ rief es in ihm; „ich muß meiner Kraft gewiß werden, um jeden Preis!“

Noch einmal raffte er sich auf zu angestrengter Arbeit. Er dachte nicht mehr nach, er grübelte nicht mehr über großartige Probleme; er malte, malte, malte, das Erste Beste, was ihm in den Sinn kam. Als er so innerhalb weniger Tage ein früher begonnenes Bild, den jungen Bauernburschen darstellend, zu Ende geführt hatte, übergab er es sofort dem Kunstverein, ohne lange zu erwägen, wie schnell er die Anforderungen an sich selbst herabgestimmt hatte.

Eine halbe Woche später trat früh am Vormittag Ballerstedt bei ihm ein. Mit dem heitersten Gesicht sagte er, indem er sich nachlässig in einen Sessel warf:

„Du lebst also noch? Das wollte ich nur wissen. Man hört und sieht

ja nichts mehr von Dir. Aber ich mußte mich wenigstens überzeugen, ob Du nicht einem Mißverständniß zum Opfer gefallen bist."

„Wieso?"

„Hier lies!" Dabei reichte er ihm ein noch druckfeuchtes Zeitungsblatt und deutete auf eine blau angestrichene Stelle.

„Erwin Dürer," so stand da zu lesen, „hat in seiner neuen Arbeit die Erwartungen ganz und gar nicht erfüllt, die wir kürzlich an seinen Namen knüpften. Es verlohnt sich nicht, noch ein Wort über dies völlig mißlungene Bild zu verlieren."

Das Blatt entsank Erwin's Hand. Er griff in die leere Luft, als ob er sich gegen einen unsichtbaren Feind vertheidigte.

„Nun?" fragte Ballerstedt. „Dieser unglückselige Bauernbursch ist doch wohl nicht von Dir?"

„Ja, allerdings . . . ich dachte . . ."

„Nichts für ungut; dann verstehe ein Anderer, wie Du Dich verleiten lassen kannst, nach einem solchen Erfolg eine nichtsnutzige Jugendarbeit auszustellen."

„Ja, ja . . . eine Jugendarbeit," wiederholte Erwin lallend.

„Uebrigens," fuhr Ballerstedt behaglich fort, ohne zu bemerken, wie bleich Erwin geworden war, „ich habe Dir noch eine feierliche Enthüllung zu machen. Aber erst will ich mir eine Cigarette anstecken . . . So! — Also höre und staune! Wie Du mich da siehst, bin ich ein glücklicher Bräutigam."

Im Nu war Erwin aufgesprungen, hatte den Schlachtenmaler hart an der Brust gepackt und rief: „Sage, daß das gelogen ist, oder . . ."

„Bist Du verrückt?" versetzte Ballerstedt, indem er ihn zurückschleuderte. Darauf hob er ruhig die Cigarette wieder auf, die ihm entfallen war. „Willst Du mir gefälligst eine Erklärung für dies Benehmen geben!"

Mühsam athmend war Erwin auf einen Stuhl gesunken. „Verzeih! Ich bin nicht wohl, gar nicht wohl. So schnell also . . . das hat mich so überrascht. Noch vor ein paar Wochen spracheſt Du . . ." Er konnte nicht weiter reden; er fühlte, wie ein tödtlicher Schmerz in ihm aufstieg.

„Ja, weiß der Teufel," lachte Ballerstedt. „Ich selbst war überrascht genug von meiner Bekehrung. Indessen — das Mädchen liebt mich nun einmal; sie ist schön und reich, und da bin ich hängen geblieben. Zwar, was soll das verdammte Junggesellenleben auf die Dauer nützen? Aber was hast Du denn? Du scheinst wirklich krank zu sein."

Erwin nickte nur mit dem Kopf, ohne eines Wortes mächtig zu werden. Endlich stammelte er: „Es geht vorüber. Laß mich jetzt allein."

Er konnte noch sehen, wie sich die Thür hinter dem Schlachtenmaler schloß. Dann brach er mit einem krampfhaften Schluchzen zusammen.

Am Abend dieses Tages war er bewußtlos. Ein heftiges Fieber hatte sich seiner erbarmt.

Die Krankheit ließ bald nach. Der Arzt, den seine wackeren Wirthsleute gleich herbeigeholt hatten, fand den Zustand schon am zweiten Tag völlig unbedenklich.

Beständig glaubte der Kranke an einem großen Werke zu arbeiten. Bald

war es eine romantische Gewitterlandschaft mit wogendem See, welche er unter seinen Händen entstehen zu lassen vermeinte, bald ein figurenreiches Genrebild, bald eine tiefsinnige Allegorie. Aber eine Gestalt befand sich im Vordergrund all dieser erträumten Gemälde: ein Mädchen mit blonden Haaren und dunklen Augen. Zuletzt löste sich Alles in Dunst auf, nur diese Gestalt blieb zurück, im hellen Sommerkleid, die Blume im Haar, mit dem stillen, fragenden, sehnsüchtigen Blick. Und dieser Blick war immer, immer auf ihn gerichtet. Er wollte den wehmuthsvollen Augen eine andere Richtung geben; aber so viel er malte, sie schauten nur nach ihm. Er wollte fliehen; sie folgten ihm, wohin er sich auch wandte, ihnen auszuweichen. Da kehrte er wieder, sank vor seinem eigenen Bild in die Knie und schluchzte: Verzeih! Verzeih! Doch siehe, es war kein Bild; die Gestalt lebte und athmete, Flügel sproßten an ihren Schultern, und sich loslösend vom dunklen Hintergrund schwebte sie langsam in die Höhe. Er blieb allein zurück, ganz allein . . .

Erwin genas noch schneller als der Arzt gehofft hatte. Nur eine große Schwäche war noch vorhanden. „Sie können sich als ganz geheilt betrachten," versicherte ihm der Arzt; „doch Sie dürfen in der ersten Zeit unter keinen Umständen arbeiten."

„Dafür ist gesorgt, Herr Doctor," gab er mit trübem Lächeln zur Antwort. Gleichzeitig empfand er es als wohlthuend, daß die erwünschte Unthätigkeit ihm jetzt zur Pflicht geworden war.

Wie häufig bei Genesenden, war auch bei ihm der Drang vorhanden, sein bisheriges Leben wie etwas Abgeschlossenes zu überschauen. Mit stumpfer Resignation sah er nun ein, daß er für sein innerstes Eigenthum gehalten hatte, was nur eine kurze Flucht aus sich selbst, ein Aufgehen in eine fremde, stärkere Seele gewesen war. „Ein Abglanz von Größe!" so hatte Ruhland gesagt. Ja, und tausendmal ja!

Dieses Zugeständniß, das ihn vor seiner Krankheit in Verzweiflung getrieben hätte, konnte ihn kaum mehr erschüttern. Es beruhigte ihn sogar, daß er nun wieder einen Ausweg sah. Er hatte einen Irrthum begangen; was hinderte ihn daran, denselben wieder gut zu machen?

Wenn er zu Hedwig zurückkehrte, wenn er Alles aus einem unseligen Mißverständniß herleitete, dann war jener falsche Schritt so gut wie ungeschehen. Denn daß sie ihm verzeihen würde, schien ihm zweifellos. „Und," meinte er befriedigt, „ich werde noch ein gutes Werk thun und sie glücklich machen. Ihre Nähe aber wird mir die Kraft von neuem verleihen, die sie mir schon einmal gab." Er schlug sich vor den Kopf: „Warum ist mir dieser rettende Einfall nicht schon früher gekommen!"

So begann er auf Trümmern zu bauen. Aber ein furchtbarer Windstoß warf das Gebäude zusammen.

Als er von dem ersten Ausgang, den er nach der Krankheit unternehmen durfte, heimkehrte, fand er einen Brief auf seinem Tisch. Das Schreiben kam aus der kleinen bayrischen Stadt, in welcher Frau Rüdiger wohnte; es war von Frau Petri unterschrieben. Mit zunehmender Bestürzung las Erwin die folgenden Zeilen:

„Geehrter Herr!

Nur die dringlichste Nothwendigkeit kann mich veranlassen, diesen Brief an Sie zu richten; auch schicke ich voraus, daß weder mein Schwager noch meine bedauernswerthe Freundin etwas von diesem Schritte ahnen. Was geschehen ist vor unseren Augen, haben wir erst aus dem Munde eines schwer kranken Mädchens erfahren. Das heldenmüthige Kind hat bis gestern ihrer eigenen Mutter ihr Herzeleid verschwiegen. Von Todesahnungen gequält, hat sie endlich gesprochen, und nun wissen wir Alles. Wir wissen, daß sie eine tiefe Leidenschaft für Sie im Herzen getragen, daß ihre Hoffnungen grausam getäuscht worden sind. Ferne sei es von mir, Sie, mein Herr, wegen Ihrer Handlungsweise anzuklagen; dies wäre auch wahrlich nicht der geeignete Augenblick dazu. An jenem Tage, an welchem Hedwig uns aus Sturm und Gewitter heimkehrte, schrieben wir ihre Verstörtheit, ihr völlig verändertes Wesen nur der Angst zu, die sie auf dem tobenden See erlitten, und auch die schwere Krankheit, welche sich nach wenigen Tagen einstellte, erklärten wir uns allein aus den Folgen des Unwetters. Ja, wir waren blind genug, dem Arzt, welcher neben der gefährlichen Erkältung ein tiefes Seelenleiden erkennen wollte, keinen Glauben zu schenken. Was dann das arme Kind im Fieber gesprochen, hat uns freilich bald eines Besseren belehrt. Fast einen Monat lang schwankte sie zwischen Tod und Leben. Endlich trat eine Milderung ein, die uns wenigstens ermöglichte, mit der Kranken in ihre Heimath zu reisen, wo ihr bessere Pflege zu Theil werden konnte. Aber was hilft alle Pflege und Kunst bei einem Menschenkind, dessen Herz zum Tode wund ist! Denn daß ich es Ihnen nur sage, sie liebt Sie immer noch. Und so bin ich überzeugt, es gibt nur ein Heilmittel für die Kranke. Welches, das zu errathen überlasse ich dem Rest von Neigung, der auch in Ihnen noch leben muß, oder doch Ihrem menschlichen Mitgefühl. Daß es mir schwer genug geworden, Ihnen das zu schreiben, werden Sie mir glauben. Aber wozu sollte ich nicht fähig sein, wenn es sich um eine fast verzweifelte Freundin handelt und um das Leben eines Kindes, welches ich selbst wie eine Mutter liebe!"

Erwin nahm sich nicht lange Zeit nachzudenken. Er wußte, daß für ihn die letzte große Entscheidung herangenaht sei. Der eigenen Schwäche nicht achtend, reiste er mit dem nächsten Zuge ab. Wenige Stunden später war er an Ort und Stelle. Es ging gegen Abend, als er, nur mit Mühe sich aufrecht haltend, leise die Klingel zog.

Frau Petri öffnete ihm. „Ich dachte, daß Sie kommen würden; es war die höchste Zeit," flüsterte sie. „Treten Sie hier ein; ich will die Kranke vorbereiten." Damit führte sie ihn in ein kleines, bescheiden eingerichtetes Wohnzimmer. „Frau Rüdiger schläft ein wenig," fügte sie dann entschuldigend hinzu; „die vielen Nachtwachen haben sie sehr erschöpft." Darauf entfernte sie sich, auf den Zehen schleichend. Erwin verlebte einige fürchterliche Minuten.

„Kommen Sie," hörte er Frau Petri sagen, die mit Thränen in den Augen wieder eingetreten war. Er erhob sich und folgte ihr. Es kam ihm vor, als sei er ein ganz alter Mann.

Sowie er in das Krankenzimmer trat, richtete sich Hedwig hoch auf von ihrem Lager. Ihr abgezehrtes Antlitz glühte; ihre Augen leuchteten in unruhigem

Feuer. Sie versuchte zu lächeln, und indem sie dem Ankömmling die weiße, durchsichtige Hand entgegenstreckte, sprach sie kaum hörbar: „Bist Du endlich da, Erwin?“

Er warf sich vor ihrem Lager nieder und bedeckte ihre Hand mit Küssen. „Hedwig, Hedwig, kannst Du mir vergeben?“

Frau Petri hatte sich mit leisen Schritten zurückgezogen. Hedwig streichelte mit der Hand, die er geküßt hatte, seine heiße Wange. „Ich habe Dir schon vergeben, Erwin. Siehst Du, das mußte ich Dir noch sagen, ehe ich . . .“ Das Sprechen kostete ihr große Anstrengung; sie sank in die Kissen zurück und hob dann wieder das Haupt. „Ich war im Unrecht; ich weiß es. Dein Weg ist so schwer und steil, daß Du mich nicht mitnehmen konntest, und Du sollst . . . Du sollst hinaufkommen bis auf die Höhe.“

Diese Worte trafen ihn wie ein Schwert. Er wollte antworten; aber nur ein lautes Stöhnen rang sich über seine Lippen. Endlich brachte er hervor: „Ich kann diesen Weg nicht gehen ohne Dich! Verlaß mich nicht!“

„Das ist ein Irrthum, mein Freund, den Du später erkennen und bereuen würdest. Meine Liebe, die bleibt Dir ja doch. Und nun — lebe wohl!“

Sie war wieder zurückgesunken und hatte die Augen geschlossen. So lag sie wie leblos; nur um ihre Lippen spielte ein glückliches Lächeln.

„Hedwig, Du leidest, und ich . . . ich allein bin schuld daran.“

„Nein, nein,“ hauchte sie, mir ist wohl, wie lange nicht. „Gute Nacht! Gute Nacht! . . .“ Sie tastete noch nach seiner Hand. Er bemerkte es nicht, seinem fassungslosen Schmerze hingegeben. Plötzlich sank ihr Arm zurück; sie that einen tiefen, seufzenden Athemzug und lag ganz stille.

„Sie schläft,“ dachte Erwin, als er aufblickte.

Sie schlief, um nie wieder zu erwachen. —

* * *

Erwin hatte anfangs geglaubt, daß er diese Stunde nicht überleben könne. Er war sogar der Meinung gewesen, als er wenige Tage darauf in seinem Heimathstädtchen angekommen, daß er diese Reise nur gemacht habe, um letztwillige Verfügungen zu treffen. Doch der abermalige gute Empfang, den seine Landsleute ihm bereiteten, ließ ihn die Kraft zum Weiterleben finden. Er selbst mußte diesen entsagenden Heroismus bewundern.

Dem allgemeinen Drängen nachgebend, verlegte er seinen Wohnort dauernd in seine Vaterstadt. In dem ererbten Landhaus richtete er sich ein prächtiges Atelier ein und beschloß, nur noch für eine engere Gemeinde zu wirken.

Auf die zeitgenössische Kunst war er schlecht zu sprechen, und man glaubte ihm aufs Wort, daß er es satt bekommen habe, dem Beifall einer blasirten Menge nachzujagen, und dorthin geflüchtet sei, wo es noch reine und empfängliche Herzen gebe.

Vom Heirathen will er vorerst noch nichts wissen. Doch daß er sich über kurz oder lang mit der ältesten Tochter des Bürgermeisters verloben werde, gilt als eine ausgemachte Sache. Wenn man in dem Städtchen von ihm spricht, so sagt man: „Unser berühmter Mitbürger.“ Die Welt aber hat nichts mehr von ihm gehört.

Emile Zola.

Von

Georg Brandes.

Als Prosaschriftsteller geht Zola von Taine aus. Sechsundzwanzig Jahre alt, sagt er von dem Verfasser der „Geschichte der englischen Literatur", daß „die neue Wissenschaft, die aus Physiologie und Psychologie, Geschichte und Philosophie bestehe, ihre höchste Entfaltung in ihm gefunden habe." Taine ist seiner damaligen Auffassung zufolge „die höchste Offenbarung unseres Wissensdranges, unseres Untersuchungsstrebens und unseres Hanges, Alles zu einem einfachen Mechanismus zurückzuführen, der zu den mathematischen Wissenschaften gehört".

Taine war mit anderen Worten augenscheinlich der erste zeitgenössische Denker, den Zola las und verstand.

Es fand sich eine gewisse Uebereinstimmung zwischen den natürlichen Neigungen und den ursprünglichen Sympathien des älteren und des jüngeren Schriftstellers. Zola hatte wie Taine eine Vorliebe für das, was reich und breit ist, für das Kräftige und Derbe.

Taine war ein Jordaens, und Zola war ein Jordaens. Das Massive bei Taine, all' das Schwelgen in Farben und Formen, in Naturschauspielen, in Orgien und Gewaltthätigkeiten, gefiel Zola.

Sie liebten ferner alle Beide eine gewisse verständige Trockenheit und Einfachheit in dem Grundriß eines Buches und eine überströmende, bisweilen ermüdende Fülle in den Einzelnheiten, die von dem scharfen Rahmen umfaßt wurden. Sie waren Systematiker und Beschreiber alle Beide.

Daß bei Taine die Umgebungen so viel und der einzelne Mensch so wenig bedeutete, machte anfangs Zola stutzen und rief seinen jugendlichen und leidenschaftlichen Protest hervor. „So lange Taine dem Dichter und dem Maler ein wenig Menschlichkeit, ein wenig freien Willen und persönlichen Schwung einräumt, kann er sie nicht ganz zu mathematischen Regeln zurückführen." Er behauptet die Souveränität des Genies dem Haufen gegenüber. Taine's Methode scheint ihm nur brauchbar bei Massenunternehmungen oder gemeinschaftlichen

Werken, wie die Pyramiden Aegyptens und die großen Völker-Epopöen; sobald man die Persönlichkeit, den Flug und Schwung des freien und unregelmäßigen Menschen einführt, schnarren alle Federn, und die Maschine birst.

Doch wenige Jahre später schlägt er um, geht ganz in die mechanische Anschauung auf, eignet sich sogar Taine's Ausdrucksweise an und gebraucht mit Vorliebe dessen trotzigsten Jugendstil. Vor „Thérèse Raquin" setzt er als Motto die bekannten Worte, die seiner Zeit Taine so viele Unannehmlichkeiten verschafften: „Tugend und Laster sind Producte wie Vitriol und Zucker." In der Vorrede seines großen Werkes „Les Rougon-Macquart" schreibt er einen Satz, der aussieht, als wäre er nach Taine copirt: „Die Erblichkeit hat ihre Gesetze wie die Schwere." Wie die Schwere? Vielleicht. — Nur ist zu bemerken, daß wir die Gesetze der Schwere kennen, aber von den Gesetzen der Erblichkeit so gut wie gar nichts wissen.

Er spricht endlich hier mit einer Wendung, die dasselbe Vorbild verräth, von seinen Versuchen, den Faden zu finden, der mathematisch sicher von dem einen Menschen zu dem anderen führt. So vollständig ist er hier für die Lehre gewonnen, der er sich anfangs zu widersetzen strebte.

Nichts von dem, was Taine geschrieben, hatte solchen Eindruck auf ihn gemacht, wie der Aufsatz über Balzac, in dem er seinen zweiten großen Führer fand. Dieser Aufsatz, der damals für eine der verwegensten literarischen Handlungen galt, stellte mit einem herausfordernden und übertreibenden Vergleich einen noch umstrittenen Romanverfasser an die Seite Shakespeare's; aber er machte Epoche, und er führte in die Literatur einen neuen Ausdruck und einen neuen Maßstab für den Werth dichterischer und historischer Werke ein: Zeugnisse darüber, wie der Mensch ist.

Taine schloß nämlich folgendermaßen: „Mit Shakespeare und Saint-Simon ist Balzac das größte Magazin von Zeugnissen, das wir über die Beschaffenheit der menschlichen Natur besitzen" (documents sur la nature humaine).

Zola machte hieraus sein ungenaues Stichwort: documents humains.

Wiederum war es eine gewisse Aehnlichkeit in der Naturanlage, welche bewirkte, daß Balzac so mächtig in Zola einschlug. Ihn sprach das Unverdrossene an dem großen Arbeiter und das Colossale in seiner Arbeit an. Er fand bei ihm den Sinn für das Moderne: Balzac hatte als Dichter sein eigenes Zeitalter dargestellt; und den Sinn für das Wirkliche: Balzac hatte nicht verschönern wollen; endlich den Sinn für das Umfassende: die Idee, alle die einzelnen Romane zu einem großen Ganzen zu verbinden. Bei Taine sah Zola zum ersten Male Balzac nach Verdienst geschätzt, und diese Werthschätzung spornte natürlich seinen eigenen Muth und seine eigene Hoffnung an.

Außerdem fand er bei Taine eine Kunsttheorie, die ihn ganz befriedigte. Es war die alte, hier nur von aller Metaphysik befreite, Lehre der deutschen Aesthetik, daß das Ziel des Kunstwerkes das ist, irgend eine wesentliche oder hervorragende Eigenschaft, irgend eine wichtige Idee klarer und vollständiger zu offenbaren, als die wirklichen Gegenstände es thun. Diese Definition kam sowohl seinem Drange nach Wirklichkeit wie seinem Drange nach Persönlichkeit in der Kunst entgegen.

Und er drückte denselben Gedanken mit seinen eigenen Worten aus, indem er sagte: „Une œuvre d'art est un coin de la création vu à travers un tempérament." Später, als er sich in das Wort „Naturalismus" verliebt hatte, ersetzte er den theologischen Ausdruck „création" mit dem gottlosen Ausdruck „nature".

I.

Diese Definition, daß das Kunstwerk ein Stück Natur ist, durch ein Temperament gesehen oder aufgefaßt, ist frisch und durch ihre Einfachheit ansprechend, aber durchaus nicht so bestimmt, daß sie zur Ausschließung all' der Kunst gebraucht werden kann, welche der Verfechter des Naturalismus verwirft oder verschmäht.

Schon das Wort „Temperament" ist unbestimmt; es heißt zunächst eine kräftige angeborene Eigenthümlichkeit. Es kann durch körperliche und sinnliche Beschaffenheit, durch Eigenthümlichkeit, durch Lebensanschauung übersetzt werden. — Ausdrücke, die verschiedene Möglichkeiten eröffnen. Temperament geht zunächst auf das Blut: leichtblütig, warmblütig, schwerblütig, kaltblütig. Taine sagt: Eigenschaft, Fähigkeit, Idee. Zola sagt: Blut. Er meint zunächst eine kräftige angeborene Eigenthümlichkeit.

Nun ist die Frage, inwiefern diese Eigenthümlichkeit das umformt, was zuerst „Schöpfung", später „Natur" genannt wurde.

Denn der Nachdruck fällt auf dieses Glied. Zola nannte sich ja später „Naturalist" nach dem Gegenstande, nicht „Personalist" nach dem Temperament.

Die Frage ist also: Ist das von dem Temperament umgebildete Stück Natur noch Natur? Das heißt, Natur für die Anderen. Wann hört die umgeformte Natur auf, Natur zu sein?

Wenn ich eine nackte Mannesgestalt male, dann male ich Natur. Stelle ich eine Berglandschaft dar, dann male ich Natur. Wenn ich (wie Böcklin) den gestraften Prometheus male, ungeheuer, hoch oben in dem Nebel über den Bergesgipfeln ausgestreckt, ist dies dann Natur oder nicht?

Wenn ich ein Skelett male, dann male ich Natur. Wenn ich den Tod als Skelett male, ist das noch Natur? Wenn ich (wie Max Klinger) den Tod als Skelett male, das früh Morgens mitten in einer blumenreichen Sommerlandschaft seine Nothdurft verrichtet, ist da die Natur vom Temperament getödtet?

Man sieht, wie leicht das Natürliche ins Phantastische hinübergleitet. Und wenn man liest, wie Zola seine Ansicht vertheidigt, entdeckt man auch, daß der Stachel seines Angriffes gegen die sogenannte historische Kunst gerichtet ist, während die phantastische außer Acht gelassen wird.

Zola hat nie die Art der Phantasiewirksamkeit präcisirt, welche er bekämpft. Aber das, worauf er's eigentlich abgesehen hat, ist das lose Erfinden der Einbildungskraft, welche über den Gegenständen und außerhalb der dargestellten Menschen schwebt.

Es war einst der Stolz der Dichter, daß sich ihre Phantasie frei zwischen dem Nordpol und Südpol bewegen konnte; aber man braucht nicht so weit nach der Natur zu reisen. Niemand kann ja doch Anderes schildern als das, was er mit seinen eigenen Augen sah oder in seinem eigenen Gemüth erlebte.

Zola will, wie schon angedeutet, besonders gegen die historische Richtung in der Kunst opponiren.

Er räsonnirt folgendermaßen: All' die alten Principien, das romantische Princip so gut wie das classische, wurden auf Arrangement der Natur, auf der systematischen Amputation der Wahrheit gegründet. Man ging davon aus, daß die Wahrheit an sich unwürdig sei, und daß Poesie nur dann entstehe, wenn man die Natur läutere und beschneide, vergrößere und verschönere. Die verschiedenen Schulen kämpften miteinander darüber, welche Verkleidung man der Wahrheit anlegen solle. Die Classiker hielten fest an dem antiken Costüm; die Romantiker machten eine poetische Revolution, um sie in Rittertracht und Harnisch zu stecken. Jetzt komme der Naturalismus und erkläre, daß die Wahrheit nackt gehen könne und keinerlei Draperie bedürfe.

Die Frage ist nur, ob nicht das, was jetzt das Temperament genannt wird, ganz wie das, was vorher der Geschmack, später die Phantasie genannt wurde, läutert und beschneidet, vergrößert und verschönert? Ob nicht das naturalistische Temperament gezwungen wird, seine Draperie über die Wahrheit zu werfen, gerade so wie der classische Geschmack und die romantische Phantasie es gethan haben.

Die Antwort muß lauten: daß auch nicht der Naturalismus jener Umbildung der Wirklichkeit entgehen kann, die sich aus dem Wesen der Kunst ergibt. Ihr Vorzug vor der historischen Kunst kann nicht auf diesem Punkte gesucht werden, sondern darin, daß diese Richtung reichliche Gelegenheit hat, Modelle zu benutzen, während der historische Dichter in der Regel die Wahl hat, in der alten Tracht einen Zeitgenossen oder eine Puppe darzustellen. Spielhagen hat treffend den modernen Künstler mit Odysseus in der Unterwelt verglichen. Als Odysseus den Schatten begegnet, muß er ihnen erst Blut zu trinken geben, bevor sie ihm Rede stehen können. Das Modell sei das Blut der Wirklichkeit, ohne welches das Geschöpf der Phantasie leblos bleibe.

Es gibt ein Modell, welches der Romandichter immer bei der Hand hat, das ist er selbst. Deshalb fängt er fast immer bewußt oder unbewußt mit Werken an, in denen er selbst dem Helden Modell gestanden hat.

Zola ist keine Ausnahme. In „La Confession de Claude" ist Hauptperson, Modell und Dichter eins. Daß das eigene Gemüth des Verfassers sich hier in der Wiedergabe mit Macht geltend machen muß, ist klar. Das schildernde und das geschilderte „Ich" haben hier allzu viele Berührungspunkte, um so mehr, da die Darstellung bis zum Aeußersten empfindsam ist. „Brüder," sagt Claude, „mein armes Wesen wird unaufhörlich von dem Fieber der Sehnsucht und des Entbehrens geschüttelt." Der stete Gegensatz hier ist der zwischen dem Heim der Kindheit und der Umgebung des Jünglings. Dort die Provence mit ihrer Sonne, hier Paris mit seinem Koth und seine Kammer mit ihrem Elend. Es offenbart sich bei dem Verfasser eine Art Schrecken über das Häßliche und Widerwärtige in dem wirklichen Leben, welcher doch so beschaffen ist, daß der Gegenstand, der den Menschen in ihm abstößt, den Künstler in ihm magisch anzieht. „Dieses ist," ruft er den Genossen seiner frühesten Jugend zu, „eine Welt, die ihr nicht kennt. Das Studium derselben macht schwindlig ..... Ich möchte diese Herzen

und Seelen durchforschen, vielleicht würde ich nur Schlamm auf dem Grunde finden, aber ich möchte diesen Schlamm untersuchen."

Es wird hier unter dem Schluchzen der Seele eine Art pessimistischer Dogmatik verkündet. Die französischen Dichter, die, wie Musset und Murger, ein Bild von den Geliebten ihrer Jugend gegeben haben, als ehrbar, unschuldig leichtsinnig oder anmuthig leichtfertig, werden einer ausschmückenden Verlogenheit beschuldigt.

„Man nennt sie die Dichter der Jugend, diese Lügner, die gelitten und geweint, und die dann jenen Weibern, die ihre Jugend zerstörten, Flügel an die Schultern gegeben haben. Ihre Geliebten waren in Wirklichkeit infam; ihre Liebe führte all' das Grausige mit sich, das eine Liebe aus der Gosse erzeugt. Sie selbst wurden betrogen, verwundet, in den Schlamm gezogen, hernach haben sie dann ihre ungesunde Liebe beweint und eine Welt der Lüge aus jungen Sünderinnen geschaffen, die in ihrer Sorglosigkeit und Lebenslust reich an Liebreiz sind. Sie lügen, sie lügen, sie lügen."

Zola war also im Voraus entschlossen, die Kehrseite zu schildern, der Dichter der Kehrseite zu werden.

Dieses Buch, das seine eigenen Erlebnisse behandelt, verräth denn auch mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit eine der Richtungen, in welche er seine Gegenstände umbilden wird, indem es seinen frühentstandenen pessimistischen Hang offenbart und begründet.

Und wenn bei ihm, wie bei anderen Romandichtern, der Blick sich nach und nach immer mehr erweitert, so daß er nicht mehr nur sich selbst und sein Eigenes schildert, sondern eine Fülle von Gestalten, die von ihm selbst weit verschieden sind, außerdem Gebäude und Gegenden, Magazine und Fabriken, Gärten und Gruben, Land und See, die Welt der Thiere und der Pflanzen, „die ganze Arche Noäh" malt, dann müssen wir trotzdem in all' Diesem immer ihm selbst begegnen.

Indem er sich in seinen Gegenstand vertieft, theilt er ihm unwillkürlich und nothwendig einen großen Theil seines eigenen Wesens mit.

Welches ist nun nach Zola's eigener Auffassung sein Temperament beim Beginn seiner Laufbahn?

Er schreibt über „Germinie Lacerteux" von den Brüdern Goncourt: „Ich muß bekennen, daß mein ganzes Wesen, meine Sinne und mein Verstand mich zwingen, dies zum Aeußersten gehende und fieberhafte Werk zu bewundern. Ich finde darin alle die Fehler und alle die Vorzüge, die mich in Leidenschaft versetzen: eine unbezwingbare Energie, eine souveräne Verachtung vor dem Urtheil der Dummen und der Furchtsamen, eine große und stolze Kühnheit, eine außerordentliche Kraft in der Farbe und im Gedanken, endlich eine künstlerische Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, die in diesen Tagen der Pfuscherei eine große Seltenheit ist."

Er gibt zu, daß sein Geschmack vielleicht verdorben ist, aber ihm schmecken stark gewürzte literarische Gerichte, die Decadence-Werke, in welchen eine krankhafte Empfindlichkeit die kräftige Gesundheit der classischen Zeitalter ersetzt hat.

Er hat sich gekannt, aber nicht ganz. Die Energie der Brüder Goncourt war von der scharfen Art, nicht von der breiten. Sie läßt sich nicht quantitativ, wie die seine, messen. Und er stand von Anfang an der Classicität und der Romantik viel näher als sie.

II.

Sehen wir das Temperament und die Wirklichkeit bei ihm einander gegenüber. Ich nehme einige Beispiele aus seinen Romanen der siebziger Jahre.

Zuerst aus dem ersten Roman der großen Romanfolge: „La fortune des Rougon".

Es ist in den Tagen des Staatsstreiches, December 1851. Zwei verliebte Kinder, ein siebzehnjähriger Knabe und ein dreizehnjähriges Mädchen wandeln dort unten in der Provence des Nachts umher und hören aus der Ferne den Laut des Marsches und Gesanges der kommenden Insurgenten.

„Silvère lauschte, konnte aber durch den Sturm die Stimmen nicht auffassen, deren Schall durch die Höhen, die zwischen ihnen lagen, gedämpft wurde. Aber plötzlich zeigte sich eine schwarze Menge an der Biegung des Weges, und die Marseillaise, gesungen mit rachedürstiger Wuth, schwang sich gen Himmel empor, schreckenerregend.

„Die Schar zog den Hügel hinab im stolzen, unwiderstehlichen Schritt.

„Man konnte sich keinen großartigeren Anblick denken, als das Hervorbrechen dieser paar Tausend Menschen in die Todtenstille der Nacht. Der Weg war zum Strom geworden, der lebendige Wellen rollte, die nie enden zu wollen schienen, und unaufhörlich zeigten sich bei jeder Wendung des Weges neue schwarze Massen, deren Gesang die starken Stimmen dieses Menschenstromes mehr und mehr anschwellen ließ . . . . . Die Marseillaise erfüllte den Himmelsraum, als wäre sie von Riesenmunden hineingeblasen in ungeheuere Trompeten, die mit den trockenen Tönen des Messings sie zitternd in alle Richtungen des Thales hinausschleuderten. Und die schlummernde Landschaft erwachte mit einem Schlage. Sie erzitterte von dem einen Ende bis zum anderen wie ein Trommelfell, wenn die Trommel gerührt wird; sie vernahm den Widerhall bis in ihr Innerstes und wiederholte mit mannigfachem Echo die brennend leidenschaftlichen Töne des Nationalgesanges.

„Und dann war es nicht nur die Menschenschar, welche sang, die Landschaft rief nach Rache und Freiheit während dieser Bewegung ihrer Luft und ihres Erdbodens."

Die Landschaft hier ist also keine gewöhnliche nächtliche Landschaft, sie lebt wie ein menschliches Wesen; Felsen, Wiesen und Felder, jedes kleinste Gebüsch nimmt an dem ungeheueren Chorgesang Theil. Er ist in der Landschaft, Er, der sie malt. Das Temperament dringt in die Natur ein und bildet sie um. Sie wird von Zola umgestaltet, damit er den Eindruck erhöhe von der Entschlossenheit und Kraft der marschirenden Truppe.

Der muthige Knabe beschreibt die Schar, Gruppe für Gruppe, je nachdem sie an den Kindern vorbeiziehen. Er nennt jede Abtheilung und charakterisirt sie mit hoher Begeisterung. „Das sind die Holzhauer aus den Seilletwäldern, die werden Sapeure sein . . . . Das sind die Männer von La Palud . . . . . die Leute dort haben nur Sensen, aber die werden die Soldaten niedermachen,

wie man Gras mäht . . . . . Saint-Eutrope! Mazet! Les Gardes! Marsanne! Der ganze nördliche Abhang der Seille! Das ganze Land ist mit uns!" Manchmal kommt es dem jungen Mädchen vor, „als ob die Leute gar nicht mehr marschiren, sondern die Marseillaise, dieser barsche Gesang, mit seinem schrecklichen Wohlklang sie mit sich fortrisse."

Diese Stelle ist fast homerisch. Sie erinnert ein wenig an das Schiffsverzeichniß aus dem zweiten Gesange der Iliade. Zola hat diese Aehnlichkeit zu erreichen versucht; er sagt es gerade heraus, an einer Stelle, weiterhin, wo er den Faden wieder aufnimmt, nachdem er die schmutzigen, politischen Intriguen der Bewohner von Plassans geschildert hat:

„Die Schar der Empörer begann von Neuem ihren heldenmüthigen Marsch durch die kalte und klare Landschaft. Es war wie ein breiter Strom von Begeisterung. Jener Hauch des Heldengedichts, der Silvère und Miette mit sich fortriß, kreuzte mit seiner heiligen Großmuth die schändlichen Comödien der Familien Macquart und Rougon."

Jedoch Arbeiter aus der Provence, in dem Lichte der Helden aus der Iliade gesehen, das ist der Antheil des Temperaments an der Sache, nicht der eigene Antheil der Natur. Das ist nicht nur Romantik, wie das frühere Beseelen der Landschaft. Es ist der klassische Stil.

Und dieses ist nicht die einzige Parallele mit der Dichtung des alten Griechenlands in „La fortune des Rougon." Zola wollte, um einen Gegensatz zu haben zum blutigen Verbrechen des Staatsstreiches, eine kindliche Liebesidylle schildern. Auf Kindheitserinnerungen gestützt, wollte er ein modernes Seitenstück zu der altgriechischen Novelle von Daphnis und Chloe ausführen. Man fühlt durch seine Erzählung hindurch das Vorbild, und er gesteht im Grunde selbst ein, daß er es gehabt hat. Beim Beginn seiner Darstellung sagt er, daß die jungen Menschen „eine jener Idyllen durchlebt hatten, die unter den Familien der arbeitenden Klasse entstehen, in denen man noch die primitiven Lebensverhältnisse der alten griechischen Novellen findet." Und am Schlusse sagt er: „Ihre Idylle bewahrte ihre seltene Anmuth, die an eine altgriechische Novelle erinnerte."

Aber so viel ist klar: zwei arme Kinder der Provence in unsern Tagen im Stile altgriechischer Hirtenerzählungen dargestellt, das ist nicht eben Abschreiben der Natur; die persönliche Eigenthümlichkeit, wie sie noch dazu von der Cultur bereichert und entwickelt worden (also nicht das Temperament allein), ist hier im höchsten Maße wirksam gewesen.

Der Reiz und das Pikante in jener alten hellenischen Erzählung ist bekanntlich, daß in den zwei Kindern langsam, ganz langsam die Liebe erwacht. Die Sehnsucht keimt, wächst und versteht sich nicht selbst. Chloe badet sich in den Quellen vor den Augen von Daphnis; sie schlafen nackt unter demselben Ziegenfell, ohne eine unwiderstehliche Anziehung an einander zu empfinden.

Zola gab der Idylle neue Anmuth, neuen Reiz und tragischen Ausgang; aber wir sehen seinen Silvère und seine Miette zusammen herumstreifen wie Daphnis und Chloe. Sie schwimmt des Nachts vor seinen Augen, und derselbe Mantel bedeckt sie alle Beide, wenn sie einschlafen.

Doch Zola hat sich nicht damit begnügt, einer classischen Inspiration nachzugehen, um eine moderne Wirklichkeit darzustellen. Er bedurfte des Symbols, des romantischen Symbols, ohne sich doch von der Wirklichkeit entfernen zu wollen. Der große Romantiker Delacroix hat das bekannte Bild „Die Freiheit auf den Barrikaden" gemalt: das junge Mädchen mit der rothen Haube und dem Säbel in der Hand, welches die Erinnerung an eine Göttin der Freiheit hervorruft, und an ihrer Seite den Knaben aus dem Volk mit dem festen drohenden Blick und dem Gewehr in der Hand.

Das scheint Zola vorgeschwebt zu haben. Er will auf irgend eine Weise Miette in dieser Richtung hin heben, sie umbilden. Sie hat sich erboten, die Fahne der Empörer zu tragen. Diese halten sie für zu schwach dazu. Sie zeigt ihnen dann ihre vollen weißen Arme. Und er schreibt:

„Wartet, sagte sie. Sie riß schnell ihren Mantel ab und zog ihn wieder an, nachdem sie das rothe Futter nach außen gekehrt hatte. Da stand sie nun in der weißen Helle des Mondenscheins, gekleidet in einen weiten Purpurmantel [er ist aus einfachem Kattun], der ihr ganz bis auf die Füße hinabfiel. Die Haube, die leicht auf ihrem Kopfe saß, schmückte sie wie eine phrygische Mütze [die Kapuze hat einer solchen vorher nicht geglichen; jetzt gleicht sie ihr]. Sie ergriff die Fahne, drückte deren Stange gegen ihre Brust und hielt sich gerade und schlank zwischen den Falten dieses blutigen Banners .... In diesem Augenblick war sie die jungfräuliche Freiheit selbst."

Punkt für Punkt, Zug um Zug fühlt man hier, wie das Temperament die Naturbeobachtung umformt, das Modell umdichtet. Zola will die Wirkung erreichen, daß dieses Kind, das mit der Kugel in der rechten Brust zusammensinkt, die vom Staatsstreich ermordete Freiheit selber ist.

Von Anfang an ist deshalb Lyrik in der Weise, wie er sie und den Jungen schildert. Wir sehen sie stets in der Verklärung, worin ihre Personen vor einander stehen.

Zuerst schauen Beide, jedes an seiner Seite des Brunnens, nichts mehr von einander, als das Spiegelbild im Wasser; selbst die Stimmen werden umgeformt, verschleiert durch das Echo im Brunnen. Und wenn sie sich später begegnen, erhebt sich die Sprache der Erzählung zu einer Schwärmerei, die an Victor Hugo erinnert. „Das Lächeln des Mädchens warf Licht über den Raum zwischen ihnen." „Es war nun ein Gesang in ihrem Herzen, der das Geschrei ihrer Feinde übertäubte." Der graue Nebel, der ihre Schläfen liebkoste, wird bezeichnet als „der duftende Schleier, der noch wie gesättigt war von der Wärme und dem Wohlgeruch der üppigen Schultern der Nacht." Der Stil bereitet uns darauf vor, in ihr eine Verkörperung von Unschuld, Großmuth und rührender Jugend zu sehen, bis sie sich in der Todesstunde zum Symbol entfaltet.

So benimmt sich Zola, wenn er den Eindruck von etwas Erhabenem und Reinem hervorbringen will.

Auf verwandte Weise geht er zu Werk, wenn es ihm darauf ankommt, den Eindruck naiven Wohllebens hervorzubringen; eine jener künstlerischen Wirkungen, in denen Jordaens seine Stärke hatte.

Er schildert im „L'Assommoir" einen Mittagsschmaus bei einer Arbeiter-

familie, eine Mahlzeit, deren einziges Gericht eine Gans ist. Gervaise vermag nicht, mehr Gerichte zu geben; aber die Gans ist ein Luxusgericht; sich den Genuß derselben gestatten zu können, ist eine Ueppigkeit, deren man lange gedenkt.

Zola muß denn vor Allem die Gans groß machen. So steht sie also da: „ungeheuer, goldgelb, triefend von Saft". An zwanzig Personen essen davon. Sie „sättigen ihre Gier" an der Gans. Alle essen, als hätten sie acht Tage gefastet, und Alle überladen sich den Magen an der einen Gans, so daß sie fast krank davon werden und sich ihre Kleider aufknöpfen müssen.

Aber nicht genug damit, die Gans erfüllt die Straße, ja den ganzen Stadttheil.

„Unterdessen sah durch die offene Thür das ganze Quartier zu und nahm Theil an dem Schmaus — der Geruch der Gans erfreute und erquickte die Straße. Die Krämerlehrlinge gegenüber, auf dem Trottoir, bildeten sich ein, daß sie von dem Thiere mitäßen; die Fruchthändlerin und die Kaldaunenverkäuferin traten jeden Augenblick vor ihre Ladenthüren, um sich am Geruch zu laben und sich um den Mund zu lecken. So viel war gewiß, die ganze Straße war nahe daran, vor Magenüberladung zu platzen . . . . . Die Gefräßigkeit verpflanzte und verbreitete sich, bis das Quartier Goutte-d'or zuletzt ganz und gar nach Essen roch und sich den Bauch hielt in einem ganz verteufelten Bacchanal."

Man kann nicht leugnen, das Künstlertemperament hat es hier verstanden, Wirkung aus der einen Gans zu ziehen. Man hätte nicht anders sprechen können, wäre ein ganzer Elephant angerichtet worden.

III.

Zola hat eine Vorliebe für die symbolische Behandlung kleiner wirklicher Züge.

Es ist kein Zufall, daß die Wohnstube der Familie Rougon in Plassans eine sonderbare gelbe Farbe angenommen hat. Möbel, Tapeten, Gardinen, selbst die Marmorplatten auf dem Kamin spielen ins Gelbe. Dieses Gelb ist die Farbe des Neides.

Es hat fernerhin eine schlechte Vorbedeutung für Coupeau's und Gervaise's Verheirathung, daß sie in einer Wolke von Kehricht getraut werden, während die Kirche gereinigt wird. Sie sind zu spät gekommen, und während der Küster fegt, gibt ihnen der verdrießliche Priester einen kurzen, nachlässigen Segen, als wären sie in der Zwischenzeit zwischen zwei richtigen Messen gekommen, um sich mit einander zu verheirathen, „während der Herrgott gerade ausgegangen war."

In dem Hause, welches Gervaise bewohnt, befindet sich eine Färberei, und das Wasser, das aus der Färberei herausströmt, spiegelt unaufhörlich die Stimmung der Heldin ab. Als sie hineinzieht mit guten Hoffnungen für die Zukunft, ist das Wasser hellgrün (d'un vert pomme très tendre); sie schreitet lächelnd über den Rinnstein und sieht in der Farbe des Wassers eine glückliche Vorbedeutung. So lange es ihr gut geht, bekommen die drei Ellen Rinnstein vor ihrer Wohnung eine ungeheuere Bedeutung für sie, erweitern sich zu einem großen Fluß, den sie gerne recht klar haben möchte, mitten in all dem schmutzigen Kehricht der Straße; ein sonderbarer und lebendiger Fluß, den die Färberei im Hause nach der Farbe ihrer zartesten Launen färbt. Als sie zuletzt zu Grunde gegangen ist, sich aus Hunger preisbietet, und eines Abends nach Hause kehrt, nachdem sie zu ihrer

tiefen Beschämung Goujet, dem Manne, den sie geliebt hat, begegnet ist, da ist das Wasser in einen dampfenden Sumpf verwandelt, der sich einen schmutzigen Ablauf in die reinen Umgebungen eröffnet. Und Zola fügt zur noch größeren Deutlichkeit hinzu: „Dies Wasser hatte die Farbe ihrer Gedanken. Sie waren verronnen, die schönen Ströme von himmelblau und hellroth!"

Bisweilen haben diese symbolischen Züge bei Zola einen außerordentlichen Reiz. Als in „L'œuvre" der Maler Claude zum ersten Male ausstellt, und zwar in der Ausstellung der von der Jury verworfenen Bilder, wird sein Atelier am frühen Morgen des ersten Ausstellungstages so beschrieben: „Goldparzellen flogen umher, denn da er nicht Geld genug hatte, sich einen vergoldeten Rahmen zu kaufen, hatte er von einem Tischler vier Bretter zusammenschlagen lassen und diese selbst vergoldet."

Wir erleben seine Niederlage, die durch die Rohheit und den Unverstand des Publicums herbei geführt wird. Nur Eine glaubt im Ernst an ihn, seine Freundin Christine. Er findet sie im Atelier wartend, da er, ganz gebrochen, spät Abends nach Hause kehrt. Sie hat ihm nie angehört, aber gerührt über sein Unglück, im weiblichen Drang zu trösten und aufzurichten, ergibt sie sich ihm jetzt in einem Sturm von Leidenschaft.

Doch Zola hat nicht jene Goldparzellen vergessen, deren er zwei Bogen vorher erwähnte. Ihre Bestimmung war es nicht allein, einen Rahmen zu vergolden. Nun kommen sie zur Anwendung wie eine Art Brautfackel. Im Dunkel der Nacht funkeln sie allein mit einem Rest vom Tageslicht, gleich einem schimmernden Sternengewimmel.

Bisweilen verwandeln sich diese kleinen halbsymbolischen Züge in eine durchgeführte Symbolik. Sie kann unglaubwürdig und deshalb störend wirken, wie in „Une page d'amour", wo die Gestalt des alten Weibes, Mutter Fétu, die nur da ist, um den Untergang anzudeuten und vorher zu verkünden, ganz die Rolle spielt, wie in alten romantischen Büchern die Hexen.

Aber die Symbolik kann auch ihre Größe und ihre Kraft haben. So z. B. in „Nana", einem Roman, der überhaupt nur in geringem Grad auf Beobachtung und Erfahrung beruht. Anfangs ist diese Nana ein zufälliges Individuum, ein loses unzüchtiges Wesen, in einem Hinterhause geboren. Doch wie sich der Roman entfaltet, steigt sie, wird größer und größer, bis sie zuletzt der Geist der Zügellosigkeit wird, der über dem Paris des Kaiserthums schwebt.

Bei den großen Wettrennen in Longchamps hat ein reicher Adliger seinem Pferde ihren Namen gegeben. Es besiegt im Wettkampfe ein englisches Pferd. Dadurch wird der Name des siegenden Pferdes etwas Französisches, Nationales, und deshalb kann es dazu kommen, daß der Name „Nana" unter stets wachsendem donnernden Jubelruf über die Menge dahinrollt.

Und es wirkt symbolisch, wenn mit wilder Begeisterung gerufen wird: „Es lebe Nana, es lebe Frankreich!" Der Ruf erhebt sich in einem Nimbus von Sonnenglanz, bis er mit seinem Triumphklang über hunderttausend Menschen hinfährt und die kaiserliche Tribüne erreicht, wo die Kaiserin selbst in die Hände klatscht, bis die ganze Ebene den Widerhall des gefeierten Namens an Nana zurückwirft:

„Es war ihr Volk, das ihr huldigte, während sie, aufrecht stehend im Sonnenlicht, Alles beherrschte mit ihrem Sternenhaar und ihrem weißblauen Kleid, das die Farbe des Himmels hatte.“ Sie ist hier etwas mehr als ein Mensch, ein gefallener Engel, ein schädlicher Genius.

Es ist schließlich ein ebenso unzweifelhaftes Symbol, wenn zuletzt, während das dumme Geschrei: „Nach Berlin! nach Berlin!“ ununterbrochen aus der Straße emporsteigt, Nana, zu einem Klumpen eiternder Geschwüre verwandelt, wie das Kaiserreich, dessen Glanz sie war, in den letzten Zuckungen daliegt.

Und wie Nana durch ein französisches Pferd als Zwischenglied zum Kaiserthum verwandelt wird, so wird im „L'œuvre“ das badende Weib auf Claude's Gemälde die Kunst, weil die Gestalt in den Gedanken Christinen's die künstlerische Vision symbolisirt — die verzehrende Vision, der ihr Leben als Frau hingegeben wird, um dieser Unwirklichkeit als Nahrung zu dienen. Zola hat in Claude's Hang zur Symbolik wahrscheinlich auf seinen eigenen Mangel an Fähigkeit hindeuten wollen, die Umgebung mit dem Naturalismus wiederzugeben, den er stets als Theoretiker predigt und in seiner Praxis so häufig überschreitet.

Keiner von Zola's Romanen ist jedoch von diesem Hange, die Hauptgestalten zu großen Symbolen zu machen, so durchdrungen, wie „La faute de l'abbé Mouret.“

Ein Landsitz in der Nähe seiner Geburtsstadt Aix scheint ihm den ersten Ansporn zu diesem Roman gegeben zu haben.

Seine Phantasie, die immer die Neigung hatte, die breite Lebensfülle auszumalen, wurde durch den folgenden Gegenstand in Bewegung gesetzt: einen Garten, in welchem hundert Jahre hindurch Alles aufgewachsen war, wie es wollte. Der Garten gab ihm den Eindruck eines unberührten Urwaldes unter einem Regen von Sonnenstrahlen.

Eines Tages hat er durch einen Zaun undeutlich einen ungeheueren Baum erblickt, voll von einem großen Vogelschwarm; er hat einen saftigen Rasen geschaut und den Geruch von einer solchen Fülle wild umher wuchernder Pflanzen eingeathmet, daß es ihm war, als stände der ganze Gesichtskreis um ihn her in Einem würzigen Blumenduft.

Und die Vorstellung von dem Garten des Paradieses hat sich in seinem Gemüth erhoben. Dieser Garten mit seiner geschützten Ueppigkeit ist ihm als eine herrliche Umgebung für junge Liebe in ihrem Entstehen und Wachsthum vorgekommen. Als er in dem sehr heißen Sommer des Jahres 1874 sich dieses Eindrucks von seinem achtzehnten Jahr erinnerte, fühlte er unter dem Verfolgen der Familieneigenschaften und Familienschicksale der Geschlechter Rougon-Macquart plötzlich Lust, sich selbst eine Schilderung vom Naturleben und der erwachenden Herrlichkeit der Liebe zu gönnen, die gar wenig mit dem Verderben und dem Verfall des zweiten Kaiserreiches zu schaffen hatte. Und er schrieb seine Variante der Paradieslegende, wie er schon seine Variante des althelleniſchen Schäferromans geschrieben hatte.

Für manchen alten Dichter und Maler ist der Garten des Paradieses vor Allem das Heim des Friedens gewesen, wo der Löwe an der Seite des Lammes graste.

Für Zola mit seinem Temperament war er die Heimstätte der freien Fruchtbarkeit, das Eden der unendlichen Naturfülle. Sein Ideal war, wie dasjenige des Romanschriftstellers Sandoz im „L'œuvre", das große Ganze in dem vollen Strom des allgemeinen Lebens zu schildern (en pleine coulée de la vie universelle). Dieser Sandoz, in welchem Zola sich selbst geschildert hat, liebt vor Allem die mütterliche Erde. „O, du gute Erde", ruft er aus, auf dem Rücken liegend, „du, die du unser Aller Mutter bist, des Lebens einzige Quelle! Du, die ewige, unsterbliche, deren Blutumlauf deine Durchrieselung von der Weltseele ist, deren Saft sogar in den Steinen da ist und die Bäume zu unsern großen festwurzelnden Brüdern macht! In dich will ich mich verlieren."

Um die Natur in ihrer heidnischen Ueppigkeit und ihrem Erzeugungstrieb in sein modernes Werk einführen zu können, bedurfte er eines großen Gegensatzes. Aber zu der Natur als Macht bot sich kein anderer Contrast dar, als das Christenthum, als naturfeindliche Macht aufgefaßt. Zum Leben der Natur im Wachsen und Schwellen, in Begierde und Paarung gab es keinen so scharfen Contrast, als das Leben in strenger und unfruchtbarer Jungfräulichkeit, welches durch das katholische Klostergelübde erschaffen wird. Das heidnische Alterthum hatte das Symbol der irdischen Fruchtbarkeit geformt, die große Mutter Cybele, die in Asien durch Orgien angebetet wurde. Das christliche Mittelalter hatte dagegen das Symbol der himmlischen Keuschheit gestellt, die heilige Jungfrau Maria, die in Europa mit Askese verehrt ward.

Zola hat also seinen Helden, der von Anfang an ein kränklicher Madonnaanbeter ist, welcher das fruchtbare Naturleben haßt und nur wünscht, als Einsiedler in einer Wüste leben zu können, wo nichts Lebendiges, keine Pflanze, kein rinnendes Wasser seine frommen Betrachtungen störe.

Gegen Maria und den Mariacultus stellt Zola dann die Cybele und den Cybelecultus als symmetrischen Gegensatz.

Serge Mouret hat eine Schwester, deren Geist im Wachsthum stehen geblieben ist, deren Körper sich aber um so kräftiger entwickelt hat. Sie hat schwere Arme, eine mächtige Brust. Sie lebt und athmet nur, umgeben von dem reichen animalischen Leben im Hinterhof, zwischen Kaninchen, Enten und Hühnern, in der heißen Luft der Befruchtung und des Brütens.

Aus ihr macht er langsam eine Cybele. Die Haushälterin des Priesters sagt von ihr: „Finden Sie nicht, daß sie der großen Dame aus Stein in der Kornhalle zu Plassans ähnlich sieht!" Und Zola erklärt: „Sie meinte eine Cybele, die auf einer Korngarbe ausgestreckt liegt, ein Werk von einem Schüler Puget's." Und etwas weiter hin sagt er über sie: „Sie war ein Geschöpf für sich, weder Fräulein noch Bauernmädchen, eine Tochter der Erde, mit einer Schulterbreite und einer engen Stirn wie eine junge Göttin . . . Sie hatte die runde Taille, die sich frei herumdreht, und die starken Glieder, die gut am Körper sitzen, wie man sie an den antiken Bildwerken findet. Man hätte glauben können, sie sei aus der Erde des Hinterhofes emporgeschossen, und daß sie deren Saft durch ihre starken Beine einsöge, die weiß und fest wie junge Bäume waren . . . . . Sie fand ihre stete Befriedigung in dem Gewimmel um sie herum . . . . . Sie bewahrte dabei ihre Ruhe, die der eines schönen Thieres

glich ..... Glücklich in dem Gefühl, wie ihre kleine Welt sich vermehrte, fühlte sie gleichsam dadurch ihren eigenen Körper wachsen. In dem Grade hatte sie das Gefühl, all' diesen Müttern gleich zu sein, daß sie sich vorkam, wie die gemeinsame Mutter Aller, die Mutter Natur, die ohne Gemüthsbewegung von ihren Fingern einen Schweiß der Erzeugung und Befruchtung tröpfeln ließ."

So geht hier bei Zola, wie in einer Ovidischen Metamorphose, die Verwandlung des Menschen zur Göttin vor sich.

Sie lebt nur, wenn sie das Leben um sich herum vernimmt, mit den Daunen der Gänse und Enten an ihrer Brust. Und wenn der Bruder zu ihr hinüberkommt, wird ihm ganz übel; er fühlt, daß er dem Princip begegnet, das dem seinen widerspricht, und er ist einer Ohnmacht nahe: „Es schien ihm, als sei Désirée gewachsen, als seien ihre Hüften breiter geworden, als seien ihre Arme, wenn sie sie ausbreite, ungeheuer groß, und als fege sie mit ihren Röcken den überwältigenden Geruch der Erde entlang, der ihn zu betäuben drohe."

Und nach und nach verwandelt sich die Stadt, in der sie wohnt, in ihr Ebenbild. „Des Nachts nahm diese glühende Landschaft ein Gepräge an, als wälze sie sich in seltsamer Leidenschaft. Da schlief sie aufgelöst sich windend, mit den Gliedern auseinander gestreckt, schwere heiße Seufzer ausstoßend, das kräftige Aroma des Schweißes der schlafenden Erde. Man hätte an irgend eine gewaltige Cybele glauben können, die auf den Rücken gefallen sei, mit dem Busen nach oben gewandt, den Bauch entblößt unter den Strahlen des Mondes, berauscht von der Sonnenhitze und von noch mehr Befruchtung träumend."

Wir sind hier weit von der directen Wiedergabe der Wirklichkeit entfernt; wir haben das Gebiet der Mythenbildung betreten.

Weit mehr in allen Einzelnheiten durchgeführt ist jedoch die Umformung der Wirklichkeit zur Legende in dem Abschnitt über Serge und Albine.

Um den jungen hysterischen Priester in einen Adam verwandeln zu können, muß Zola ihn auf einige Zeit zu einem neuen Menschen machen. Er läßt ihn in eine schwere Krankheit fallen, wohl ein Typhusfieber. Man fängt ja als Reconvalescent nach einem Typhus wie von Neuem an.

In seiner Krankheit vergißt Serge sein ganzes früheres Leben. Als er wieder zum Bewußtsein kommt, findet er das junge Mädchen an seinem Bette. „Lehre mich gehen," sagt er ihr mit einer Replik, die zugleich symbolisch den Neugeschaffenen bezeichnet und charakteristisch für einen Typhuskranken ist, dem es vorkommt, als sei er nicht einfach zu schwach, um sich auf seinen Beinen zu halten, sondern als habe er das Gehen verlernt:

Schritt für Schritt wird nun die Wiederkehr zum Leben als eine Einführung in das Leben, gleich derjenigen des ersten Menschen, geschildert.

Die erste Berührung mit der Erde, sobald er seinen Fuß außerhalb seiner Kammer setzt, gibt ihm einen Stoß, eine Lebenserweckung, die bewirkt, daß er gerade steht, als fühlte er sich wachsen. Ihm entschlüpft ein Seufzer. Aber er ist noch nicht völlig zum Leben erwacht. Albine sagt daher: „Du gleichst einem gehenden Baum." Und wie er ein Baum ist, so ist der Park Mensch geworden. Er sieht hinaus über den Park: „Der Garten war eine Kindheit .... die Bäume sahen kindlich aus. Die Blumen hatten das rosige Fleisch kleiner

Kinder“ [1]). Das heißt: es ist aller Tage Morgen. Er fühlt mit all seinen Sinnen, daß der erste Morgen kommt. „Er fühlte den Morgen in den lauen Lüften, schmeckte ihn in der gesunden Schärfe der frischen Luft, athmete ihn mit dem Wohlgeruch ein, den der sich nähernde Morgen um sich sammelte; er hörte ihn im Flug und Gesang der Vögel; er sah ihn lächelnd und roth über der thauigen Ebene kommen.“

Und jetzt heißt es: „Serge wurde während dieser Kindheit des Gartens geboren, 25 Jahre alt geboren, mit plötzlich erwachten Sinnen. ‚Wie schön Du bist!‘ ruft Albine aus, und sie flüstert: ‚Nie zuvor habe ich Dich gesehen.‘ Gesundheit, Stärke und Macht ruhen auf seinem Antlitz; er lächelt nicht, sein Blick ist königlich.“

Warum königlich? Weil er jetzt Adam ist!

Auch seine Stimme findet Albine verändert. Ihr scheint, diese Stimme erfülle den Park mit mehr Milde, als der Gesang der Vögel, und mit mehr Ueberlegenheit, als der Sturm, der die Zweige beugt.

Warum diese Ueberlegenheit? Weil er Adam ist.

Aber er ist noch gefühllos. Er gleicht einem jungen gleichgültigen Gott. Dann fällt er in einen tiefen Schlaf unter blühenden Rosenbäumen. Als er dadurch geweckt wird, daß Albine eine Handvoll Rosen auf ihn wirft, da erwacht gleichzeitig sein Geschlecht in ihm. Und er sagt zu ihr: „Ich weiß es, Du bist meine Liebe, bist Fleisch von meinem Fleisch .... von Dir habe ich geträumt .... Du warst in meiner Brust, und ich gab Dir mein Blut, meine Muskeln, meine Knochen. Du nahmst die Hälfte meines Herzens, aber so milde, daß es eine Wollust war, es so mit Dir zu theilen .... und ich erwachte dadurch, daß Du aus mir herausstiegst.“

Man sieht, dies ist eher Bibelauslegung, als Naturstudium zu nennen.

Sie läßt ihre schweren Haarflechten fallen. Die Haare hüllen sie bis an die Hüften wie ein Goldstoff ein. Die Locken, die ihr bis über die Brust hinabrollen, vollenden ihr königliches Gewand.

Warum königliches Gewand? Weil sie jetzt Eva heißt.

Sie ist „die Sonne der Schöpfung“. Sie ist die Sonne selbst: „Er küßte jede Locke, er verbrannte seine Lippen an den Strahlen einer untergehenden Sonne.“ Nach und nach ist es, als würden sie Beide nur „ein einziges Wesen, königlich schön“. Und um mystisch das Zusammenschmelzen des Menschenpaares zu einem Wesen und ihre Herrschaft über die Allnatur zu bezeichnen, heißt es: „Die weiße Haut Albine's war nur der weiße Glanz von der braunen Haut Serge's. Sie gingen langsam, in Sonne gekleidet. Sie waren die Sonne selbst. Die sich verneigenden Blumen beteten sie an.“ (Ils passaient lentement, vêtus de soleil; ils étaient le soleil lui-même. Les fleurs penchées les adoraient.)

Und so wird die Allegorie noch viele Hundert Seiten hindurch fortgesetzt und zwar mit so kleinlicher Genauigkeit, daß der Geistliche, der wie der Engel mit dem Flammenschwert sie aus dem Garten vertreibt, den Namen Archangias führt.

---

[1]) C'était une enfance. Les verdures pâles se noyaient d'un lait de jeunesse ..... les arbres restaient puériles, les fleurs avaient des chairs de bambin.

IV.

Das Eigenthümlichste für Zola als Symboliker ist indessen noch nicht diese Behandlungsweise der Hauptgestalten im einzelnen Roman, obgleich er sich hier auf ein Gebiet eingelassen hat, auf welchem er sich mit Dichtern vergleichen läßt, die einer himmelweit verschiedenen Poetik huldigten, wie Milton und Klopstock. Nein, am eigenthümlichsten ist seine durchgehende Personification eines unpersönlichen Gegenstandes, um welchen herum er Alles gruppirt.

In der Regel drehen sich seine Bücher um ein Stück Erde, ein Gebäude, eine Fabrik, ein Geschäft oder Aehnliches, dem er übermenschliches Leben verleiht und das dann als Symbol der Mächte dient, die über die Lebensweise und die Verhältnisse eines ganzen Standes oder einer ganzen Menschenklasse walten.

Bald wirken sie als bloße Sinnbilder, bald als überirdische gute oder böse Wesen, ungefähr wie die Götter in den Heldengedichten des Alterthums oder wie das unerbittliche Schicksal in der alten Tragödie.

So ist in „La faute de l'abbé Mouret" der Mittelpunkt jener Garten, der wie ein übernatürliches Wesen sein eigenes Leben lebt, lockt, überredet und belehrt[1]). Dieser Garten ist eine Liebesgottheit und wird als eine einzige große Liebkosung (une grande caresse) bezeichnet.

Und er ist, obgleich in Südfrankreich belegen, in vollem Ernst das Paradies. Er wird ausdrücklich als asiatisch bezeichnet; denn es heißt, daß in Vergleich mit diesem Garten alle Gärten Europa's abgeschmackt seien, daß „ein Duft von morgenländischer Liebe, der Duft von Sulamith's gemalten Lippen von seinen wohlriechenden Bäumen ausströme." Deshalb heißt es von dem Baume in der Mitte des Gartens, wie von dem wirklichen Baume des Lebens: „Sein Saft hatte solche Stärke und war so reich, daß er hinab über die Rinde floß. Er badete den Baum in einen Dampf von Fruchtbarkeit; er machte den Baum zur männlichen Kraft der ganzen Erde."

Was hier der Garten, das ist in „La fortune des Rougon" ein alter, seit unvordenklichen Zeiten verlassener Kirchhof, auf welchem sich die zwei einander liebenden Kinder treffen. Der Platz hat jetzt ein sehr gewöhnliches Aussehen, da er als Bretterniederlage verwendet wird. Für das gewöhnliche Auge ist er nichts Anderes. Aber Zola's eigene Melancholie und sein eigener rasender Schaffensdrang verwandeln den Platz. Er bedarf einer Grundstimmung von grenzenloser Traurigkeit und unterirdischer Begierde. Obschon Name und Bestimmung des Platzes verändert sind, fühlt er den Hauch des Todes und die Luft der Todten an diesem Orte herrschen. Und er verflicht das Todes- und Liebesmotiv mit einander.

Als der erste warme Kuß von Silvère auf Miette's Lippen brennt, ist es ihr, als müsse sie daran sterben. Sie weiß nicht warum, aber Zola weiß es. Es ist der Wille der Todten des Kirchhofs, daß diese Zwei sich lieben sollen. Ihr heißer Athem gleitet hin über die Stirnen der Kinder; die Todten hauchen ihnen ihre todten Leidenschaften ins Gesicht und erzählen von ihrer Brautnacht. Die

[1]) Ce coin de la nature riait discrètement des peurs d'Albine et de Serge; il se faisait plus attendri, déroulait sous leur pieds ses couches de gazon les plus molles, rapprochait les arbustes pour leur ménager des sentiers étroits. S'il ne les avait pas encore jetés aux bras l'un de l'autre, c'était qu'il se plaisait à promener leurs désirs.

weißen Gebeine unter der Erde sind voll von Zärtlichkeit für die Kinder. Die geborstenen Schädel erwärmen sich an den Flammen ihrer Jugend. Und wenn die Kinder sich entfernen, weint der alte Kirchhof. Das Gras hält ihre Füße fest.

Es ist in Wirklichkeit weder Silvère noch Miette, sondern Zola, der all' dieses hört und fühlt. Denn die Kinder fahren fort in ihrer unbewußten Liebe auf diesem Erdreich zu leben, das so gebieterisch ihre Vereinigung verlangt.

Zola ist hier so romantisch, daß er Novalis ins Gedächtniß hervorruft. Niemand hat wohl Etwas geschrieben, das in dem Grade an die berühmten Verse von Novalis erinnert, in denen die Todten sagen:

Süßer Reiz der Mitternächte,
Stiller Kreis geheimer Kräfte,
Wollust räthselhafter Spiele,
Wir nur kennen euch;
Leiser Wünsche süßes Plaudern
Hören wir allein und schauen
Immerdar in sel'ge Augen,
Schmecken nichts als Mund und Kuß.

Wie hier der Kirchhof das Centrum und die verlockende Macht ist, so anderswo („L'Assommoir") eine Branntweinschenke, die ringsumher Verderben und Untergang ausspeit, oder eine großartige Modehandlung („Au bonheur des dames"), die alle die kleinen Geschäfte in ihrer Nähe verzehrt, und sich mit unglaublicher Schnelligkeit erweitert, oder eine unterirdische Grube („Germinal"), in welcher die Arbeiter ohne Ausbeute für sich selbst Sklavenarbeit verrichten, aber zugleich den von dem Capital beherrschten Grund und Boden unterminiren, oder ein Haus mit heuchlerischer Façade und heuchlerischer Vordertreppe („Pot-Bouille"), das der Eleganz und dem Laster der es bewohnenden Mitglieder der Bourgeoisie entspricht.

Man glaube nur nicht, daß diese personificirende Anschauungsweise sich jedem phantasiebewegten Künstler darbieten würde, der Gegenstände wählte, die sich natürlich um eine Localität gruppiren. Man vergleiche nur die Nüchternheit, mit welcher Dostojewski das Zuchthaus in Sibirien und das Leben der Bewohner desselben geschildert hat, ohne jeglichen Anflug von Symbolisiren. Das Zuchthaus fängt Niemanden ein, martert Keinen, wird weder gehaßt noch verwünscht. Es ist ein todtes Ding. Alles Leben ist in den Personen der Gefangenen concentrirt, alles künstlerische Licht fällt auf sie.

Eines der schlagendsten Beispiele dieser Auffassungsweise bei Zola findet sich in „Le ventre de Paris". Hier sind die Hallen von Paris wie ein Kessel gemalt, für die Verdauung eines ganzen Volks bestimmt; ein riesengroßer Metallbauch, das Symbol des Lebens der Wohlgenährten und Fetten. Die Bevölkerung, die sich um die Hallen gruppirt, sind lauter Fette, zu denen der Held als der einzige Magere den Gegensatz bildet.

Der ungeheure Metallbauch wiederholt sich und spiegelt sich nun überall ab. Die Frauen, welchen der Held begegnet, haben einen so runden und strammen Busen, daß derselbe einem Bauche ähnlich sieht. Ihre runden, rosenrothen Finger haben kleine Bäuche an den Fingerspitzen. Selbst die Häuser des Quartieres

wärmen mit falscher Gutmüthigkeit ihre hervorspringenden Bäuche in den ersten Sonnenstrahlen.[1])

Nirgends hat man besser Gelegenheit, Zola's Grundansicht zu beobachten. Er ist als Dichter nicht vor Allem Psycholog, so wenig wie sein erster Lehrer Taine es war. Er schildert selten die Entwicklungsgeschichte des Individuums, vielmehr die Eigenthümlichkeit desselben als bleibend und fest. Und er ist besonders darauf angelegt, die Charakteristik großer Gruppen, großer Massen zu geben.

Schon Zola's Neigung, das Wesentliche zu schildern, das Allgemeingültige, das, was so wenig variabel wie möglich ist, treibt ihn dazu, aus dem Seelenleben das höchste Gefühlsleben, das feinste Gedankenleben herauszusondern, wie Etwas, das nicht für ihn liegt, und woran er kaum zu glauben scheint. Er hält sich am liebsten an die großen, einfachen Grundtriebe, an die einfachsten, seelischen Zustände.

Aber auch seine ursprüngliche Lebensanschauung, sein eingewurzelter pessimistischer Hang führte ihn in diese Richtung. Er wollte in seiner großen Romanreihe ein Zeitalter schildern, das seinen Abschluß und anscheinend sein Urtheil bei Sedan fand. Damit war Folgendes gegeben: Abscheulichkeiten und eine Nemesis. Einzelne Romane, die am längsten bei den Abscheulichkeiten verweilen, enthalten reinen, unvermischten Pessimismus. In denselben sieht der Verfasser nichts, das nicht schwarz oder schmutzig ist: „La curée", „Le ventre de Paris", „Eugène Rougon," „Pot-Bouille." Andere deuten die Nemesis in der Gestalt einer Art von Naturgerechtigkeit an: „La conquête de Plassans", „Nana", „Germinal." Ein einzelner hat einen gewissen Optimismus von wenig glaubwürdiger und wenig geistreicher Art: „Au bonheur des dames", ein anderer hat den Pessimismus als Thema und Problem: „La joie de vivre". Die Lebensanschauung ist in den späteren Büchern umfassender als die ursprüngliche Rücksicht auf die Geschichte des Kaiserreiches es Anfangs zuließ; ganz philosophisch klar ist die Grundansicht aber nie. Zola folgt seiner Stimmung und seinem künstlerischen Bedürfniß, welches dasjenige ist, zu variiren. Doch ist die Lebensanschauung durchgehends äußerst düster. Man findet ein parti-pris, das Unglück in Allem und das Verwerfliche überall zu finden. Der moralische Maßstab wird mit um so größerer Sicherheit angelegt, weil Zola keiner höheren Moral bedarf als derjenigen, die gang und gäbe ist, und nie die Aussicht auf eine andere Gesellschaft als die bestehende eröffnet.

Der Pessimismus wirkt nun in seinem künstlerischen Streben in genauer Uebereinstimmung mit seinem Hang, das Allgemeingültige, Grundmenschliche zu schildern, d. h. er simplificirt und reducirt. Man lese „Une page d'amour", und man sehe, was Zola aus der Liebe gemacht hat. Ein Grauen, eine Verrücktheit, halb Greuel, halb Dummheit. Man lese „L'œuvre" und sehe, was die

[1]) . . . . . la poitrine arrondie, si muette et si tendue, qu'elle n'éveillait aucune pensée charnelle et qu'elle ressemblait à un ventre . . . . Leurs mains potelées, d'un rose vif, avaient une sorte de souplesse grasse, des doigts ventrus aux phalanges . . . . Les maisons gardaient leur façade ensoleillée, leur air béat de bonne maison, se chauffant honnêtement le ventre aux premiers rayons.

Kunst demjenigen wird, der es ernst mit ihr meint: eine ewige Qual, eine einfache Manie.

Es ist diese, aus verschiedenen Quellen genährte Neigung Zola's zum psychologischen Simplificiren, die ihn zum Repräsentativen führt. In dem einzelnen Arbeiter schildert er den Stand, in der einzelnen Courtisane die Courtisane.

Seine Hauptfähigkeit ist die, typische Züge und große Totalitäten aufzufassen und wiederzugeben. Er bringt mit Vorliebe die Wirkung von etwas Riesengroßem hervor. Er erreicht diese Wirkung nicht impressionistisch durch ein paar entscheidende Züge, sondern wie Victor Hugo durch hartnäckiges Wiederholen und durch das Aufzählen von einer Menge äußerer Einzelnheiten; er zählt z. B. unzählige Namen von Pflanzen, von verschiedenen Arten Käse, von den Stoffen und Waaren eines Magazins auf.

Aber, um alle Einzelnheiten zusammenzufassen und die einheitliche Wirkung, der er nachstrebt, hervorzubringen, nimmt er dann seine Zuflucht zum Symbol; zum großen Grundsymbol, wie z. B. den Hallen als dem Bauch von Paris, und dann stempelt er alle Einzelnheiten mit dem Merkmale des Symbols, findet den Bauch in dem Busen der Frauen, in den Façaden der Häuser, an den Spitzen der Finger wieder.

So hat er sich als Romandichter zum leidenschaftlichen Verfechter einer rein mechanischen Psychologie entwickelt. Er führt all' das Menschliche zum rein Animalen zurück, schleift und entfernt das höchste Willensleben und das feinste Spiel der Intelligenz, stellt selbst die am vorzüglichsten ausgeprägte Persönlichkeit als eine fast unbewußte oder kraft einer Art Manie fungirende Maschine dar.

Aber all' die mehr als animale Kraft, all' die freie Selbständigkeit, den übermächtigen Willen, den er den Individuen raubt, ertheilt er kraft einer Eigenthümlichkeit seines Temperaments den unpersönlichen Schöpfungen, wie einem Terrain oder einem Gebäude, die dann eine rein abstracte Macht, wie die Liebe, die Industrie, den Großhandel, irgend ein Lebenselement personificiren.

Diese unpersönlichen Dinge schwellen dann an von der selbständigen Kraft, die er dem Individuum geraubt hat. Sie sind wie Verkörperungen jenes unwiderstehlichen Schicksals, das die Alten mächtiger als Menschen und Götter nannten.

Es ist, als ob seine eigene Machtbegierde und seine eigene Machtfreude sich daran labe, diese Schicksalsmacht zu besingen, welche die Individuen ohne Rücksicht und ohne Gnade gebraucht und vernichtet.

Seine große epische Dichtung „Les Rougon-Macquart" ist also eine Reihe von lose an einander geknüpften Gesängen über die verschiedenen Incarnationen dieser geheimnißvollen und fürchterlichen Gottheit, deren Dichter er ist.

Reisen in Deutsch-Afrika.

Von

Dr. **Rudolf Marloth.**

Das Hereroland.

2.

Aus dem Thale des Kanflusses langsam hügelansteigend, erreichte ich gegen Abend Ubib. Der Name bedeutet „brackisch" und bezieht sich auf die Quelle, welche hier das ganze Jahr hindurch einige Löcher in dem Kalkboden füllt. Der Platz hat einige Berühmtheit im Lande, denn dort war es, wo beim Ausbruch des Krieges die Namas den letzten größeren Sieg über die Hereros gewannen. Sie mußten aber später weiter nördlich ziehen, und jetzt liegen nur noch einige Bastardfamilien dort. Den Abend benutzten meine Leute, um Brot zu backen und ein Schaf zu schlachten. Das letztere Geschäft wiederholte sich so ziemlich alle drei bis vier Tage, denn nicht länger gebrauchten die drei Burschen, um einen Hammel zu verzehren. Eine solche Vergeudung von Fleisch ist ganz unglaublich und kommt auch nur vor, so lange diese Leute in Diensten eines Weißen sind; denn sonst haben sie freilich keine Gelegenheit dazu und sind zufrieden mit ein wenig Mehl. Leider ist der einzelne Reisende außer Stande, diesen Mißbräuchen zu steuern. Das Volk ist verwöhnt durch die großartigen Jagdzüge früherer Zeiten, wo es den Unternehmern bei dem reichlichen Gewinn nicht darauf ankam, Löhne zu zahlen und Lebensmittel zu liefern, so viel die Leute wollten, und da der Fremde mitten in der Wildniß, oft viele hundert Kilometer von jeder menschlichen Niederlassung entfernt, auf ihren guten Willen angewiesen ist, so bleibt ihm schließlich keine Wahl. Oft aber habe ich mit Verdruß bei mir bedacht, daß Tausende unserer deutschen Bauern kaum an hohen Festen so herrlich leben können, wie diese trägen Gesellen es jeden Tag verlangen. Aber ich vermochte nichts daran zu ändern. Denn sonst hätte mich ein erspartes Schaf leicht einen Ochsen kosten können.

Am nächsten Tage erfreute ich mich der Begleitung eines jungen Deutschen, des Herrn W., welcher sich der Jagd wegen schon längere Zeit in Usakos aufhielt. Unser Ziel war der „Ga-ab", d. h. Durstfluß, denn in dem sandigen Bette des-

selben hoffte ich einen bequemen Weg zum Swachaub zu haben. Indessen auf der kahlen, sich nach Süden senkenden Fläche, welche nur hier und dort mit spärlichem Grase besetzt war, verlor der Treiber den kaum sichtbaren Weg, und bald blieb uns nichts weiter übrig, als quer durch das so bezeichnend benannte Durstfeld zu ziehen. Anfangs ging es noch leidlich, denn loses Geröll oder Kalkconglomerat deckte den ziemlich ebenen Boden. Gegen Mittag aber ward die Gegend bedenklich; denn immer häufiger traten Wasserrinnen auf, welche manchmal mehrere Meter tief eingeschnitten waren. Gelang es nicht, eine Stelle auszukundschaften, wo der Uebergang möglich war, dann mußten wir die steilen Ränder der Furchen abgraben, bis der Wagen ohne allzu große Gefahr des Umfallens auf der einen Seite hinein- und auf der anderen wieder herausgebracht werden konnte.

Langsam, immer nach den besten Stellen auslugend, zogen wir weiter, als unsere Aufmerksamkeit plötzlich auf eine bewegte Masse zu unserer Rechten gelenkt wurde. Es war eine Springbockheerde, welche auf uns zukam. Mein Begleiter jubelte, trotzdem ich keinen Grund dazu sah, denn es war mir durchaus nicht klar, wie er bei dieser Entfernung auf der kahlen Fläche zum Schuß kommen wollte. Er aber meinte, wir sollten nur wie bisher weiter fahren, dann würde ich die Sache bald verstehen. Und wirklich, anstatt nach irgend einer beliebigen anderen Richtung zu laufen, näherte die ganze Heerde sich in spitzem Winkel dem Wagen, und ich merkte nun, daß die Thiere durchaus vorn an diesem vorbei wollten. Die Jäger wissen das, und da das beste Pferd nicht im Stande ist, Springböcke im Laufe zu überholen, so gebraucht der erfahrene Reiter folgende List.

Hat er Springböcke aufgestört, so reitet er nicht gerade auf sie zu, sondern versucht ihnen scheinbar den Weg abzuschneiden, während die Springböcke nur darauf bedacht zu sein scheinen, unter allen Umständen um das Pferd herumzukommen. Da der Jäger dem entsprechend fortwährend ein wenig nach der entgegengesetzten Seite abhält, so beschreiben beide Parteien weite Bogenlinien, deren Abstand sich immer mehr verringert, bis Ersterer, wenn die Entfernung nur noch wenige hundert Schritte beträgt, plötzlich wendet und auf die vordersten Böcke einsprengt. Die Heerde stutzt, und diesen Augenblick der Verwirrung benutzt der Jäger zum Absitzen und Feuern.

Auch in diesem Falle verlief die Sache programmmäßig. Als die Heerde auf etwa hundert Schritte nahe gekommen war, sprang mein Begleiter vom Wagen, die Thiere stutzten einen Augenblick, dann aber kamen die führenden Böcke in gewaltigen Sätzen vorbei, kaum zwanzig Meter entfernt von den vordersten Ochsen. Wie eine Windsbraut sauste die Heerde von mehr als 120 Stück vorüber, und so schnell waren sie verschwunden, daß Herr W. nur zweimal aus seinem Mausergewehr feuern konnte und zwei stattliche Böcke fielen.

Am Nachmittage fanden wir endlich den ersehnten Ga-ab, dessen Name schon besagt, daß Wasser in ihm eine Seltenheit ist. Spät am Abend erreichte ich auch den Swachaub, welcher für einige Zeit aller Wassersnoth ein Ende machen sollte.

Aber gerade das Wasser brachte eine neue Störung. Kaum waren die Ochsen aus den Jochen gelöst, so eilten sie natürlich nach der Stelle, wo sie das

labende Naß witterten, und da sich meine Leute in der Dunkelheit nicht gehörig umsehen konnten, so geschah das Unglück. Drei Ochsen versanken plötzlich in dem Schlick des Flusses, so daß nur noch Kopf und Rücken herausragten. Dem einen gelang es, wieder herauszukommen, die beiden anderen aber blieben stecken, trotzdem die Leute bis Mitternacht arbeiteten, um durch Ausgraben die Beine der Thiere genügend frei zu machen. Da die Nacht kalt war, und die Leute bis an den Leib im Wasser standen, hieß ich sie endlich von ihrem augenscheinlich nutzlosen Bemühen abstehen, um am nächsten Morgen ein anderes Verfahren zu versuchen.

Als ich mit dem dämmernden Tage erwachte, war natürlich das Erste, daß ich nachsah, ob die beiden Gefährten noch am Leben. Sie standen, wie wir sie am Abend verlassen hatten, zwar unversehrt, aber auch völlig hilflos. Wieder bemühten sich meine Leute, durch Ausgraben des Sandes den armen Thieren Hilfe zu bringen, aber es gelang nicht. Waren die Vorderbeine mühsam frei gelegt, so sank der schwere Körper hinten nur um so tiefer ein, und umgekehrt. Nach mehreren Stunden fruchtloser Arbeit griff ich zu einem Gewaltmittel. Ich legte das starke Zugtau dem einen um Brust und Leib, spannte dann vier Paar der anderen Ochsen vor und ließ sie langsam anziehen. Zwar brüllte der so Eingeschnürte ganz jämmerlich, und einen Augenblick fürchtete ich, wir würden ihn mitten durchreißen, da die Beine zu fest im Boden zu haften schienen. Plötzlich aber gab der Körper nach, und rittlings wurde er auf den festen Sand geschleift. Ein Hurrah begrüßte den so Geretteten, er aber schien gar nicht zu wissen, wie ihm geschehen, denn er blieb unbeweglich liegen. Kein Wunder. Er hatte vierzehn Stunden lang in dem Schlick gesteckt, ohne sich rühren zu können. Sofort wurde das gleiche Verfahren bei seinem Unglücksgenossen angewendet, und zwar mit gleichem Erfolge; nur hätten wir ihn bei einem Haare todt gewürgt, als er schon auf dem Sande lag, denn das Zuggespann war nicht sofort zum Stillstand zu bringen. Froh, die schon Verlorengegebenen wieder zu haben, bewilligte ich Menschen und Thieren den Rest des Tages zur Ruhe.

Als ich am Nachmittage auf den Hügeln am Flusse umherstreifte, traf ich zwei Damaras, welche uns beobachtet haben mußten und wahrscheinlich die beiden Ochsen schon als ihre Beute betrachtet hatten. Auf meine Frage, was sie hier thäten, erwiderten sie, daß sie jagten. Erstaunt über diese Antwort, da ich nichts als Stöcke in ihren Händen sah, fragte ich weiter, was für Wild sie eigentlich jagten, worauf der Eine sagte: „Wir jagen Honig!“ Freilich, dazu brauchten sie keine Waffen. Diese Jagd ist übrigens manchmal recht ergiebig, denn es gibt Bienennester, welche gegen fünfundzwanzig Pfund liefern.

Mit dem Abend war ich wieder beim Wagen und ließ mir den Festbraten, nämlich eine kleine Trappe, welche man hier wilder Pfau nennt, trefflich schmecken, dann aber ward eingespannt, und weiter ging es in dem Swachaubthale hinab.

Mehrmals das sandige, wohl 250 Schritt breite Flußbett kreuzend, sonst aber an der Seite desselben theils in dichtem Gebüsch hinfahrend, theils über kahle, steinige Hügel auf- und abziehend, erreichte ich in zwei Tagen Salem. Ein leer stehendes Haus und ein paar Dattelpalmen, welche noch aus dem undurchdringlichen, wohl fünf Meter hohen Röhricht aufragten, bewiesen, daß einst

fleißige Menschen hier gewohnt hatten; jetzt aber war die Station öde und verlassen, wie das ganze übrige Thal des Flusses. Ein gewaltiges Feuer gestattete mir, den ganzen Abend zum Schreiben und Lesen zu benutzen. Der Treiber hatte unvernünftigerweise einen alten Viehkraal in Brand gesteckt, dessen Flammen nun weithin leuchteten.

Zwei weitere Tage brachten mich dann an die Grenze der Vegetation, nämlich nach Huseb, einer Schlucht, deren oberer Eingang schon auf der im Anfang dieses Abschnittes erwähnten Namib liegt. Hier ist es nothwendig, einen ganzen Tag zu halten, damit die Zugthiere frische Kräfte sammeln, bevor sie die Reise durch die Sandwüste antreten.

Sobald die Ochsen von den Jochen befreit waren, wendeten sie sich nach rechts und verschwanden in einer schmalen Felsschlucht. Das Gespann war schon früher einmal diesen Weg gekommen und trabte ohne Weiteres dem etwa eine Stunde entfernten Flusse zu. Am Nachmittage folgten ihnen dann zwei meiner Leute, welche die Nacht über unten am Flusse bleiben sollten, einmal, um am nächsten Tage möglichst früh aufbrechen zu können, und dann besonders um zu verhüten, daß die Thiere während der Nacht sich uns flußaufwärts durch die Flucht entzögen. Gar zu gern nämlich kehren Ochsen, welche schon einmal die Reise nach der Walfischbai gemacht haben, an dieser Stelle um, da sie wissen, daß schwere Arbeit und drei bis vier Fasttage ihrer warten.

Der Fluß gewährt hier einen großartigen Anblick; jedoch nicht etwa durch die Wasser, welche er führt. Wasser ist nur an einer ganz kurzen Strecke sichtbar und wird dann wieder vom Sande verschlungen. Die Ufer sind es, welche so überwältigend auf den Beschauer wirken. Ich erwähnte schon im Anfang, daß das sandige Flußbett, welches auch hier von schönen Anas gesäumt wird, nur die Sohle einer gewaltigen Felsspalte ist, in welcher der Swachaub einen Ausweg nach Nordwesten gefunden hat. Hundert, zweihundert, ja dreihundert Meter hoch steigen die steilen Felswände empor, kahl vom Fuße bis zum Gipfel. Nicht Strauch, nicht Kraut hat vermocht, sich in den Spalten oder auf den Kanten anzusiedeln. Ich habe nirgends so gewaltige und zugleich so trostlose Felsen gesehen, wie diejenigen des unteren Swachaublaufes ,und sehr treffend sagt Baines bei der Schilderung dieses Gebietes in seinen „Explorations in South-West Africa“, daß nichts eine bessere Vorstellung von dem Aussehen des Landes geben könne, als die bei grellem Lichte erfolgende Betrachtung einer in Gips ausgeführten Reliefkarte, welche, frisch aus der Form kommend, noch alle Flecke und Anhängsel derselben trägt.

Zwar ist die weite Ebene, welche sich nach Norden und Süden ausbreitet, auch nur eine Wüste von Sand und Stein; doch gibt es darin noch immer vereinzelte Büsche, dazwischen zur Zeit die gelben Früchte der bitteren Tsama, der Coloquinte Süd-Afrika's, zahlreich umherlagen. Die Felsen dieser Husabschlucht aber erschienen völlig nackt. Der Grund dafür liegt nicht allein in dem spärlichen Regenfall, wie ich anfangs glaubte, sondern in dem hohen Salzgehalt des Gesteines, so daß sich selbst an quelligen Plätzen kein grünes Leben entfalten kann.

Auf den bröckligen Gneisfelsen umherkletternd, war ich daher umsomehr überrascht, plötzlich ein kleines Blümchen zu finden, welches ich unwillkürlich

Schneewittchen (Helichrysum roseo-niveum) benannte. An gleich schwer zugänglichen Stellen wachsend wie sein größerer Bruder, das viel gerühmte Edelweiß, übertrifft es den Alpenbewohner noch an Lieblichkeit, welche umsomehr auffällt, als jener auf grünrasigen Felskanten, dieses hier aber auf nacktem, wüstem Gesteine gedeiht. Kaum zollhoch, hüllt das Pflänzchen seine rosigen Blüthenknospen in weiß-wollige Blättchen, daraus die kleinen Köpfchen hervorlugen wie die lebensfrischen Wangen der Märchen-Prinzessin aus den blendenden Kissen. So bringt selbst die Wüste noch Lebensformen hervor, welche nicht nur den nach Neuheit suchenden Forscher, sondern auch das Auge des Naturfreundes entzücken.

Am Mittag des folgenden Tages wurde wieder aufgebrochen. Alle drei bis vier Stunden einen kurzen Halt machend, ging es ununterbrochen über die öde Fläche und durch den tiefen Sand nach Westen zu. Als der nächste Morgen dämmerte, hörte ich schon vor mir in dem dichten Nebel den Ruf der Seevögel. Bei Tagesanbruch fuhr der Wagen dicht bei dem Hause meines früheren Wirthes vor, und ich begrüßte wieder das ewige Meer mit seinen unermüdlich auf den Strand rollenden Wogen.

III. In der Walfischbai.

Ich fand hier reichliche Muße. Anfangs war ich froh darüber; denn ich konnte nun die ziemlich reichhaltige Pflanzensammlung sichten, ordnen und sorgfältig für den Seetransport verpacken. Des Abends ging ich am Strande spazieren oder spielte mit meinem Wirthe Schach. So verflossen zwei Wochen, ohne daß vom Sandwichhafen die ersehnte Nachricht von der Ankunft des Cap'schen Schiffes eintraf. Langeweile hatte ich freilich nicht, trotzdem ringsum nur Sand und Wasser war.

Da, eines Nachmittags, hieß es plötzlich: „Ein Schiff, ein Schiff!" Sonderbarer Weise kam es von Norden. Man sah vorerst nur die Mastspitzen. Nach und nach stiegen die Masten immer weiter herauf. Die Segel waren gerefft; also war es ein Dampfer. Was aber bedeutete das? In der Walfischbai ein Dampfer vom Norden kommend! Die Masten wurden immer höher und höher. Das war offenbar ein Kriegsschiff. Vielleicht ein deutsches? Doch nein. Kaum war an der Flaggenstange vor uns der Union-Jack gehißt worden, da sahen wir durch unsere Gläser auch den Fremdling seine Flagge entfalten. Bald konnte man die Farben unterscheiden. Blau, weiß, roth; die französische Tricolore! Vorsichtig kam das Fahrzeug näher. Auf dem Klüver ritten zwei Mann, welche abwechselnd lotheten. Aber näher, immer näher kam das Schiff, viel näher als es unser kleiner Schooner gewagt und in der That die Sandbänke rathsam machten. Da mit einem Male ein Ruck, und „voll Dampf rückwärts" mußte das Commando gelautet haben, denn zehnmal schneller als er gekommen, zog sich der Franzose zurück, weit hinaus in die Bai.

Am nächsten Morgen erschien ein Boot; das Schiff war eine kleine Corvette. Von Madagascar kommend, ging sie nach Gabun auf die westafrikanische Station und besah sich auf der Reise dahin die afrikanischen Häfen. In Folge eines kleinen Irrthums in der Berechnung war man zu weit nach Norden gegangen

und dann erst umkehrend und an der Küste entlang fahrend, an die rechte Stelle gelangt.

Gegen Mittag kamen sechs Officiere an Land, um sich das in der Nähe befindliche Hottentottendorf, von dem sie in ihren Handbüchern gelesen haben mochten, anzusehen. Sie fragten mich nach dem Wege dahin, und da Sandfontein ungefähr eine Stunde landeinwärts hinter Dünen versteckt lag, bot ich mich als Führer an. Der Weg war sandig und die Hitze groß, trotzdem wir noch nicht einmal einen der heißesten Wintertage hatten. Ich muß hier einschalten, daß in Walfischbai die heißesten Tage des Jahres eigenthümlicher Weise in den Winter fallen. Nur während des Winters tritt Ostwind auf, welcher diese Temperatur bringt, während im Sommer kühlende Seewinde vorherrschen.

In der Hottentottenansiedlung führte ich die Gesellschaft zu einigen Hütten der Topnars und machte den Dolmetscher. Wir krochen in eines der backofenförmigen Gebilde, doch hielt ich es nicht lange darin aus, sondern zog vor, draußen in der Sonne zu sitzen, woran ich ja noch hinreichend gewöhnt war.

Nach der Bai zurückgekehrt, lud ich die Herren zu einem Glase Bier in meine Wohnung, und nach einem erfrischenden Trunke kräftigen Pschorrbräus, das ihnen ausgezeichnet mundete, bestiegen sie wieder ihr Boot. Sie bedankten sich höflichst und zeigten sich gern bereit, einige Briefe an meine Angehörigen bis zur Congomündung mitzunehmen und dort zur Post zu geben. Mir war das sehr lieb, denn die nächste Nachricht über Capstadt konnte voraussichtlich erst zwei Monate später in Deutschland eintreffen.

Am nächsten Morgen war „La Bourdonnaise“ verschwunden.

Die erwähnten Topnars bieten ein auffallendes Beispiel für die verhängnißvolle Wirkung der europäischen Cultur auf rohe Völkerschaften; Wirkungen, die sich um so verderbenbringender äußern, je tiefer das wilde Volk steht. Noch vor zwanzig Jahren lebten die Topnars ziemlich glücklich und zufrieden zwischen ihren Sanddünen; denn die Natur machte ihnen die Befriedigung ihrer geringen Bedürfnisse leicht. Die Narapflanze lieferte ihnen reichlich vegetabilische der Ertrag des Fischestechens in der Lagune genügend animalische Nahrung. Die Narafrüchte, welche im Hochsommer, also vom December bis Februar, reifen, wurden eingekocht, und die Samen sowie das auf dem Sande zu einem Kuchen erstarrte Mus getrocknet. Von beiden speicherten sie einen guten Vorrath für den Rest des Jahres auf. Gab es viel Fische, so trockneten sie auch diese an der Sonne und schützten sich so vor Mangel in der knappen Zeit. Das Alles änderte sich, als die Weißen kamen. Die Eingeborenen halfen ihnen beim Landen der Güter und erhielten als Bezahlung Waaren, also außer Kleiderstoffen natürlich auch Mehl oder Reis, Kaffee, Zucker, Tabak und Branntwein. Sie behielten zwar ihre ursprüngliche Lebensweise noch bei, arbeiteten aber nur, um sich diese neuen Genüsse verschaffen zu können. Freilich gelang ihnen das nur in geringem Maße, denn die wenigen Weißen, welche in der Bai lebten, hatten lange nicht genug zu thun für das etwa tausend Seelen zählende Völkchen. Doch Noth litten sie nicht, denn Nahrung für sie war immer noch genug vorhanden. Da begannen die Händler in der Bai die Narasamen aufzukaufen, um sie nach dem Cap zu verschiffen, wo dieselben in der fruchtarmen Jahreszeit bei den unteren

Volksschichten unter dem Namen „Butterkerne" sehr beliebt sind. In den ersten Jahren waren die Leute noch vorsichtig und verkauften nur, was sie zu viel geerntet zu haben glaubten; jetzt aber können die meisten der Versuchung nicht mehr widerstehen und tragen die Samen zum Händler, sobald sie dieselben nur gewonnen haben. Anstatt den Erlös zum Einkaufen anderer Nahrungsmittel zu verwenden, wird das Geld sofort in jenen Genußartikeln angelegt und, ohne an die Zukunft zu denken, auf einen einzigen Rausch verwendet, was sonst für eine Woche als Nahrung gereicht hätte. Natürlich fehlt es ihnen später an den nothwendigsten Lebensmitteln, und sie leiden dann nicht nur Hunger, sondern werden auch noch von den einmal erregten Begierden nach jenen Genüssen geplagt, ohne die Mittel zu besitzen, diese befriedigen oder jenen stillen zu können.

Das nothwendige Ende ist nicht schwer vorauszusagen: es ist der Untergang des Volkes, das, wie sich die Indianer Nordamerika's ausdrücken, dem Gifthauche des Blaßgesichts nicht widerstehen konnte.

IV. Was will Deutschland mit seinen südwest-afrikanischen Besitzungen machen?

Mit den Hereros liegt die Sache anders, als ich sie eben hinsichtlich der Topnars geschildert habe. Erstere sind ein kräftiger Menschenschlag, fleißig und arbeitsam, wenigstens so weit es sich um die Pflege der Viehheerden handelt. Auch etwas Ackerbau treiben sie an einigen Stellen der Flußthäler; fragen wir uns aber, was wir von ihnen zu erwarten haben, wenn sie wie bisher nur dem „moralischen" Einflusse der nicht zahlreichen Weißen im Lande überlassen bleiben, so lautet die Antwort: Wenig oder nichts! Und damit komme ich zu der in der Ueberschrift angedeuteten Frage, die zu erörtern wohl von Wichtigkeit sein dürfte.

Die Handelsinteressen des Landes sind sehr gering und würden kaum die Ausgaben für die drei unumgänglich nothwendigen Reichsbeamten rechtfertigen. Betrug doch der Werth der Ausfuhr des ganzen südwest-afrikanischen Schutzgebietes im letzten Jahre höchstens 150000 Mark, wovon etwa die Hälfte durch die in englischem Besitze befindliche Walfischbai ging, und mehr als zwei Drittel der anderen Hälfte als Vieh nach der Capcolonie getrieben wurden.

Ja, wird aber so mancher Leser sagen, das Land soll doch so reich sein an werthvollen Mineralien, besonders an Kupfererzen. Das ist richtig. Kupferlager gibt es in ziemlicher Zahl; auch Nickel, Gips, Graphit und silberhaltiger Bleiglanz sind vorhanden. Die Erze sind zudem so reichhaltig, daß man sie mit größtem Erfolge ausbeuten könnte, wenn die Lager z. B. in Europa oder selbst hier dicht an der Küste wären. Ob jedoch eine Bearbeitung derselben unter den bestehenden ungünstigen Transportverhältnissen lohnend sein wird, das müssen erst die Untersuchungen sachkundiger Männer ergeben; Untersuchungen, welche zwar zum geringen Theile schon gemacht worden sind, zum größeren Theile aber noch der Ausführung harren.

Man müßte sich also entschließen, abzuwarten, bis diese Untersuchungen gemacht worden sind? Mit nichten! Nach einer anderen, bisher zu wenig hervorgehobenen Seite könnte die Entwicklung des Landes mit Sicherheit gefördert

werden, wenn sich die Regierung oder eine Gesellschaft entschlösse, die Sache in die Hand zu nehmen.

In den inneren Strichen des Hererolandes könnten Ackerbau und Viehzucht in viel höherem Maße betrieben werden als es bis jetzt der Fall ist. Nur müßten Anlagen geschaffen werden, welche die reichlichen Wassermassen der Sommerregen aufspeichern und so eine andauernde Bewässerung des Bodens gestatten würden. Die vielgestaltige Oberfläche des Landes bietet zahlreiche Punkte, an denen mit verhältnißmäßig geringen Mitteln ganze Thäler abgesperrt und in Seen verwandelt werden könnten. Wo aber Bewässerung möglich ist, da gedeihen alle Culturpflanzen und Früchte Südeuropa's. Das Klima ist ähnlich demjenigen des mittleren Spaniens, so daß sich der Europäer recht wohl dabei fühlt.

Die Viehzucht besonders ist noch bedeutender Ausdehnung fähig, sobald durch künstliche Teiche oder Brunnen den Heerden auch während der trockenen Jahreszeit das nothwendige Trinkwasser gesichert ist. Ganz Hereroland ist eine der schönsten Weiden Südafrika's und übertrifft als solche weite Strecken von Betschuanenland, um dessenwillen die englische Regierung erst im vorigen Jahre 1½ Millionen Mark auf die Expedition des Generals Warren verwendet hat. Meilenweit, tagelang bin ich über Flächen üppigen Grases gezogen, wo sich die meterhohen Halme so dicht drängten wie auf einem Kornfelde. Unberührt von weidendem Vieh oder der Sense des Landmannes stand die reiche Ernte. Nur die Ameisen sammelten geschäftig die ausgefallenen Körner und speicherten sie in ihren Höhlen auf. Welch' zahlreiche Heerden könnten sich davon nähren, welche Massen von Trockenfutter durch Abmähen der besten Striche gewonnen werden, um so dem Vieh über die magere Jahreszeit hinwegzuhelfen!

Indessen, wie heute die Verhältnisse des Landes liegen, steht es zwar Jedem, also auch weißen Einwanderern frei, sich an irgend einer Stelle, welche nicht besetzt ist, niederzulassen. So lange er die Heerden der benachbarten Hereros nicht beeinträchtigt, wird ihn Niemand belästigen. Diese Duldung gibt ihm aber kein Recht an den Grund und Boden, darauf er wohnt. Den Begriff des Grundeigenthums in unserem Sinne kennt der Herero nicht. Das gesammte Land gehört dem Häuptling, und dieser kann jederzeit irgend einen Platz, der ihm besonders gefällt, mit seinen eigenen Heerden belegen, den derzeitigen Inhaber einfach vertreibend. Wer daher irgend welche Verbesserung durch Bewässerungs- oder Gartenanlagen vornimmt, vermehrt dadurch nur die Gefahr, seinen Wohnsitz zu verlieren. Soll daher eine gedeihliche Entwicklung des Landes erfolgen, so müßten vor allen Dingen die Hereros bewogen werden, auf gewisse Striche desselben völlig zu verzichten, in welchem Gebiete dann die deutschen Ansiedler festen Grundbesitz erwerben und binnen weniger Jahre die Früchte ihrer Arbeit ernten könnten. Den Hereros würde damit durchaus kein Schaden zugefügt werden. Sie könnten ruhig in ihren Wohnsitzen verbleiben. Weite Strecken Landes, welche jetzt unbewohnt sind und eigentlich Niemandem gehören, da Hereros sowohl wie Namas eine Zeitlang darin gelebt, dieselben aber wieder aufgegeben haben, dürften vollständig genügen, um einmal erst hundert Ansiedler unterzubringen.

Nicht Wohlleben, nicht Reichthümer winken diesen Pionieren deutscher Cultur. Hart und schwer wird die Arbeit, besonders für den Anfang sein. Wegen der geringen Bevölkerung und der schwierigen Verbindung nach außen ist ein Absatz der landwirthschaftlichen Producte vorerst nur in beschränktem Maße möglich; aber was Vielen zu Hause nie gelingt, eigenen Grund und Boden zu erwerben, ein eigenes Dach zu besitzen und die Frucht ihrer Arbeit selbst zu genießen, das würden sie hier, wenn sie gesund, kräftig und vor allen Dingen fleißig sind, mit Sicherheit erreichen können.

Auch für die Stetigkeit deutscher Verwaltung wäre damit schon viel gewonnen; denn selbst der Bauer, welcher zu Hause vielleicht niemals eine Büchse in die Hand genommen, würde hier gar bald lernen, das nothwendigste Stück seiner Ausrüstung mit Sicherheit zu gebrauchen. Die Gegenwart einer größeren Anzahl Europäer, welche entschlossen sind, ihr Besitzthum zu vertheidigen, würde wohl im Stande sein, Verwicklungen zu vermeiden, oder wenigstens in ihren Wirkungen abzuschwächen, welche sonst mit der Zeit unausbleiblich sind.

Wo immer der Europäer in den schwarzen Erdtheil eingedrungen ist, trat früher oder später der Zusammenstoß ein. Die Geschichte Südafrika's ist eigentlich nur eine Jahrhunderte lange Kette von Kämpfen der beiden Rassen. Die Holländer, die Portugiesen und auch die Engländer, welche doch am wohlwollendsten und, wie sie sagen, am gerechtesten mit den Eingeborenen umgehen, haben diese Erfahrung gemacht. Unser Jahrzehnt noch hat hier blutige Kämpfe gesehen, und an die Zulukriege der siebziger Jahre brauche ich nicht erst zu erinnern.

Bisher hat der moralische Einfluß der deutschen Beamten, Dank dem vorsichtigen Auftreten derselben, ausgereicht, einen bemerkenswerthen Streitfall zu vermeiden. Doch wir sind erst etwas über ein Jahr im Hererolande, und Deutschland wird sich nicht für so privilegirt halten, gleich bei seinem ersten colonialen Schritte das Mittel gefunden zu haben, welches den anderen Völkern die Erfahrung mehrerer Jahrhunderte nicht erschlossen hat, nämlich das Wundermittel, die schwarze Rasse durch bloßes Zureden zur Arbeit und Cultur zu erziehen.

Der Eingeborene Inner-Afrika's hat von den Machtverhältnissen europäischer Staaten keine entsprechende Vorstellung. Auch der Herero glaubt nur der Macht, welche er sieht. Er fürchtet den Weißen, da derselbe versteht, so vielerlei wunderbare und gefährliche Dinge zu erzeugen, wie z. B. Gewehre, Pulver und Zündhölzchen. Er vergreift sich nicht an dem Weißen, denn dieser ist es ja, welcher ihm so gute Sachen wie Kaffee, Tabak und Branntwein liefert; aber er betrachtet ihn immer nur als seinen Handlanger, welcher, von der Noth getrieben, in sein Land kommt[1]).

Wie sollte er auch zu einer anderen Meinung gelangen? Außer den Missionären bekommt er nur Händler zu sehen, welche ihm Waaren bringen, um hauptsächlich Ochsen von ihm einzutauschen, welche sie dann aus dem Lande

[1]) Der Herero nennt den Europäer „otyirumbo", d. h. weißes Ding, und gebraucht im Gespräch mit seines Gleichen von uns das Wort „mutua", d. h. Sklave.

treiben und weiter verkaufen. Der Herero glaubt daher, daß es da „hinter dem Cap" keine Rinder gibt, und wir nur zu ihm kommen, um doch auch einmal ein ordentliches Stück Fleisch essen zu können. Die Denkweise, sich Europa als hinter dem Cap liegend vorzustellen, ist erklärlich, da alle Reisenden, alle Waaren den Hereros immer vom Cap gekommen sind, dieses in ihrer Vorstellung also das nächste und wichtigste Land geworden ist.

Die Hereros sind reich an Rindern, und sie waren es noch mehr vor dem letzten Kriege; denn einzelne Häuptlinge besaßen wohl über zehntausend Stück. Die Rinder sind aber auch ihr Ein und Alles. Sie hegen dieselben wie der Europäer seine Staatspapiere. Sie sind ihr Stolz und ihre Freude, ihr Maßstab des Besitzes und der Macht. „Was ist," so singen sie ihren Häuptling an, „die Königin Victoria, was ist der Kaiser Wilhelm gegen Dich, Maharero, den ersten aller Fürsten? Hat die Königin Victoria so viele Tausend Rinder? Nein! Hat der Kaiser Wilhelm so viele Tausend Rinder wie Du? Nein! Wer ist also mächtiger als Du!"

Den Schutzvertrag vom October 1885, welchen Kamaharero noch unter dem Eindrucke eines den Namas dicht bei Okahandja gelieferten Gefechtes mit dem Commissar des Deutschen Reiches abgeschlossen hat, legen sich die Hereros auf ihre Weise aus. Sie erwarteten nichts weniger, als daß die deutsche Regierung sie nun auch wirklich beschützen, d. h. vor allen Dingen ihnen die Namas vom Halse schaffen würde. In den letzten Jahren sind die Hereros zwar in allen Gefechten siegreich gewesen; aber das vielfache Abfangen ihrer Heerden — „Abschießen" heißt es in der Ausdrucksweise des Landes, obgleich die Rinder selbstverständlich lebendig weggetrieben werden — haben sie nicht verhindern können. Kamaharero hat denn auch bei dem letzten Einfalle der Namas (April 1886) an den stellvertretenden deutschen Reichscommissar das Ersuchen gestellt, den Namas das Vordringen zu verbieten. Davon konnte freilich keine Rede sein; denn was hätte Herr Nels ausrichten wollen, da ihm nur ein Schreiber zur Seite steht!

Dieser letztere Herr, Sergeant eines Berliner Regimentes, bedient sich übrigens mit anerkennenswerthem Patriotismus bei jeder Gelegenheit der typischen Sprache seiner Garnison, und es ist daher kein Wunder, daß die Eingebornen selber schon manche dieser „schnoddrigen" Redensarten aufgeschnappt haben. Es machte mir ungemeinen Spaß, aus einem Hereromunde die meinem Ohre längst fremd gewordenen Worte zu vernehmen: „Wat ik mir dafor kofe."

Die Hereros folgern nun, und zwar von ihrem Standpunkte aus ganz richtig, daß die deutsche Regierung entweder nicht den Willen oder nicht die Macht habe, sie zu schützen, und Kamaharero hat sich schon verschiedentlich ziemlich nichtachtend über den Vertrag ausgesprochen, welchen er für eine bloße Formalität ohne weitere Bedeutung ansieht.

Will die deutsche Regierung den einmal in das Land gesetzten Fuß nicht wieder zurückziehen, und das ginge nicht gut, ohne sich hier in Südafrika eine arge Blöße zu geben, will sie von Anfang an ihre Autorität wahren, ihren Ernst zeigen und späteren Verwicklungen vorbeugen, so muß dem Regierungsvertreter auch eine kleine Polizeimacht zur Verfügung gestellt werden.

Wie schon oben erwähnt wurde, glaubt der Eingeborne nur der Macht, welche er sieht. Ein oder zwei Dutzend guter Reiter, bewaffnet mit dem weittragenden Mausergewehr, würden, sobald sie sich erst an die fremdartigen Landesverhältnisse gewöhnt haben, für den Anfang völlig genügen, um bei Rechtsstreitigkeiten zwischen Weißen und Schwarzen der Entscheidung der Verwaltung den geeigneten Nachdruck zu geben.

Eine so geringe Mannschaft mag den 100 000 Hereros gegenüber werthlos erscheinen, zumal dieselben schon vielfach mit Feuerwaffen versehen sind, und zwar nicht etwa mit alterthümlichen Steinschloßgewehren. Alle Wohlhabenden unter ihnen besitzen Hinterlader bester Sorte, hauptsächlich Martini-Henri, Snider, Winchester oder gar Zündnadel und Mauser. Es gibt auch einige gute Schützen unter ihnen; aber zwei Eigenschaften fehlen ihnen, um sie für Weiße zu gefährlichen Gegnern zu machen, nämlich Muth und Disciplin. Sollte es je zum Ernstfalle kommen, so zweifle ich keinen Augenblick, daß ein Dutzend unserer Bewaffneten ein Gehöft, darinnen genügend Lebensmittel, Wasser und Munition sind, gegen tausend Hereros unbegrenzte Zeit halten kann. Einen Sturm über freies Feld oder einen nächtlichen Ueberfall würden sie trotz des unbedingt sichern Sieges nicht wagen, und hundert entschlossene Männer würden geringe Arbeit haben, die ganze Heerde in alle Winde zu zerstreuen. Hätte man aber noch einige leichte Kanonen zur Verfügung, dann könnte man mit ein paar Granaten das ganze Hererovolk über alle Berge jagen.

Nachschrift (vom Juli 1887).

Seit Obiges geschrieben, hat die Nothwendigkeit der baldigen Errichtung eines deutschen Polizei- oder Militärschutzes für das südwestafrikanische Gebiet durch die Vorgänge der jüngsten Zeit eine beunruhigende Unterstützung gefunden. Die Namas, welche seit ihrer Niederlage im April 1886 von den Hereros unbelästigt geblieben waren, hatten Zeit und Ruhe gefunden, sich zu erholen und neue Munition herbeizuschaffen. Zwar war es dem deutschen Generalconsul für Südafrika gelungen, die Capregierung zu veranlassen, das Verschiffen von Munition nach Angra Pequena bis auf Weiteres zu untersagen, aber der Landweg aus der Colonie nach Klein-Namaland ließ sich nicht völlig versperren.

Genug, die Namas unter Hendrik Wittboi begannen schon Anfang 1887 wieder lebhafter zu werden und einzelne vorgeschobene Viehposten der Hereros zu plündern. Einen größeren Schlag aber haben sie dann im Mai d. J. ausgeführt.

In drei Abtheilungen, jede einige hundert Mann stark, rückten sie gegen Okahandja, Otyimbingue und Ubib vor, welche drei Punkte so ziemlich in einer von Osten nach Westen streichenden Linie liegen. Auf letzterem Platze, welcher seiner hohen Lage wegen besonders als Pferdeweide geschätzt wird, da dort die südafrikanische Pferdeseuche nicht auftritt, bemächtigten sich die Namas einiger zwanzig Pferde; bei Otyimbingue aber fingen sie gegen dreihundert Rinder ab. Um eine Verfolgung von Seiten der Hereros zu verhindern und Zeit für die Sicherung ihrer Beute zu gewinnen, griffen sie dann diesen Ort selbst an. Die Hereros waren zu schwach, um ihrerseits zum Angriff überzugehen, und während

nun in üblicher Weise von beiden Seiten $1^1/_2$ Tage lang Pulver und Blei verschwendet wurden, ohne daß Jemand dabei zu Schaden kam, trieben einige Namas die eroberten Heerden südwärts fort.

Herr Dr. Goering, deutscher Reichscommissar für Südwest-Afrika, befand sich damals gerade in Walfischbai. Man kann sich denken, wie er von allen Seiten, von den Hereros sowohl wie von den deutschen Missionären, denen gleichfalls wieder ein Theil ihres Viehes verloren gegangen, bestürmt wurde, Schutz gegen solche Räubereien zu verschaffen. Was kann aber unter den geschilderten Verhältnissen der Commissar des Deutschen Reiches thun, dem selbst drei Pferde bei dem Ueberfall geraubt wurden?

Man glaube nicht, sich dauernd mit dem „moralischen" Einflusse behelfen zu können. Es dürften uns alsdann die blutigen Erfahrungen nicht erspart bleiben, welche die Engländer noch im letzten Jahrzehnte in Zululand, in Kaffrarien und Basutoland gesammelt haben.

V. Die Rückkehr nach Capstadt.

Noch eine Woche mußte ich an dem öden Strande aushalten, bis endlich eines Sonntags Nachmittags die gesammte Bevölkerung in Aufregung gerieth: jenseit der Landzunge, welche die Bai von Südwesten her schützt, zeigte sich ein Segel. Es war die „Seabird," welche der nach Sandwichhafen gesandten Aufforderung gemäß herum kam, um Herrn L. und mich abzuholen. Am nächsten Morgen schifften wir uns ein; Mittags wurde der Anker gelichtet, und wenige Stunden später war das Land unsern Blicken entschwunden.

Da der Wind stetig aus Süden blies, so konnte der Capitän nur soweit wie möglich nach Westen steuern, um dort vielleicht eine andere Luftströmung zu treffen. Schon am zweiten Tage kamen wir in den Bereich der langen, dunkelblauen Wogen des Atlantischen Oceans, welche langsam von Süden sich heranwälzten. Unser kleines Schiffchen verschwand völlig in den gewaltigen Thälern, um bald darnach, auf dem Rücken einer Woge reitend, eine weite Fernsicht zu gestatten. Wir waren schon an die dreihundert Seemeilen von der Küste entfernt, ohne daß eine Aenderung des Windes zu verspüren war. Das Kreuzen begann, und trotzdem der Schooner mit steifer Brise aus Süden dicht beim Winde segelte, lief er zu Zeiten sieben Knoten, ohne daß wir merklich vorwärts kamen. An einem Tage hatten wir nach den Angaben des Log mindestens 150 Seemeilen zurückgelegt, aber beim Kreuzen nur so spitze Winkel machen können, daß der Fortschritt nach Süden, den Sonnenbeobachtungen gemäß, nur 25 Meilen betrug.

Das Reisen auf Segelschiffen hat sicher seinen eignen Reiz und seine Vorzüge gegenüber dem auf Dampfern. Da stoßen und stampfen keine Kolben, der Schiffskörper zittert nicht beständig von dem Arbeiten der gewaltigen Maschine, kein Oelgeruch erschwert dem Passagier das Athmen, und dem Spaziergänger fliegt auf Deck kein Kohlenstaub ins Gesicht. Alles ist sauber und reinlich und bleibt auch so. Das Ganze sieht viel seemännischer aus, und es ist ein Vergnügen, den Matrosen zuzuschauen, wie sie die Segel handhaben. Aber man muß günstigen Wind haben, und den hatten wir eben nicht, während er den nordwärts eilenden Schiffen, die täglich an uns vorüberflogen, kräftig in die vollen Segel stand.

Sie sahen alle schön aus. Besonders erinnerlich ist mir noch ein großer Viermaster. Bis in die äußersten Spitzen, an allen Raaen und Stangen, hatte er Segel gesetzt und das letzte Stückchen Leinwand entfaltet. Die Sonne bestrahlte die weißen Flächen und ließ sie wie blendende Wände erscheinen. So zog das große Schiff dahin durch die blaue Fluth, wohl mindestens zehn Knoten laufend.

Langsam dagegen, ganz langsam schlängelten wir uns nach Süden, ohne daß etwas Besonderes sich ereignete. Hin und wieder ein Schiff, einmal ein Walfisch, welcher uns mehrere Male in geringer Entfernung umkreiste und beim Auftauchen jedesmal wie ein gewaltiger Stier grunzte, bildeten die einzige Unterbrechung.

Beim Anfang der dritten Woche war die Brise zu einem richtigen Sturme angewachsen. Da wir immer dicht beim Winde laufen mußten, um nur etwas vorwärts zu kommen, trafen die schweren Wogen das kleine Schiffchen von der Seite, und der Wind drückte es oft so weit nach Backbord hinüber, daß es dort recht reichliche Wassermassen schöpfte, welche über das Deck sausten, sobald sich das Schiff einmal aufrichtete.

Endlich, als ich eines Morgens beim Tagesgrauen an Deck kam, rief mir der Steuermann zu, daß er soeben vom Großtopp aus das Leuchtfeuer von Robben-Island gesehen habe. Noch war es nicht sicher, ob wir bei dem heftigen Südwinde im Stande sein würden, an der Insel vorbei in die Tafelbai zu gelangen, aber gegen Mittag schwand jeder Zweifel.

Nach und nach wurden die Felsenhäupter der Halbinsel des Cap deutlich; der Löwenkopf, der Tafelberg zeigten ihre bekannten Formen; die grünen Hügel von Seapoint labten das Auge — seit Monaten hatte es kein so frisches Grün gesehen, — und nach achtzehntägiger Seefahrt ankerte die „Seabird" in der Tafelbai.

„Beethoveniana".

Von

Philipp Spitta.

Zu wissen, auf welche Weise ein Meisterwerk der Kunst entstanden ist, kann für Denjenigen gleichgültig sein, der sich durch das Kunstwerk erfreuen und erbauen lassen will. Frei steht es da und losgelöst von seinem Schöpfer, und enthält in seiner einfachen Erscheinung Alles, was zum Verständniß nöthig ist. Mehr über das Werk wissen wollen, als es selbst uns sagt, kann den Eindruck stören und sich an dem Vorwitzigen rächen: es kann ihm die Fähigkeit des unbefangenen Genießens rauben.

Eine andere Bedeutung hat die Frage nach der Entstehung des Kunstwerkes für die Wissenschaft. Es ist schon wichtig, die äußeren Ereignisse zu kennen, die den Künstler veranlaßt haben, seine Phantasie auf ein gewisses Ideal zu richten, um alsdann zu beobachten, wie das Zufällige im Nothwendigen, das Vorübergehende im Bleibenden sich aufgelöst hat. Ein Stück vom Wesen der Schönheit wird so entdeckt. Gelingt es nun gar, den Vorgang des inneren Werdens zu belauschen, so darf sich die Psychologie und Aesthetik hiervon den größten Gewinn versprechen.

Freilich, will man zu allgemeingültigen Ergebnissen gelangen, zur Erkenntniß von Gesetzen, welche den einzelnen Fall bedingen, so muß es möglich sein, Beobachtungen jener Art in großer Anzahl anzustellen. Bis dahin bleibt die Verwerthung des Ergebnisses unsicher, oder man müßte im Stande sein, andere Kriterien zu finden, mittels welcher sich in jedem Ergebniß sondern läßt, was Wirkung eines allgemeinen Gesetzes, was Ausfluß der individuellen Künstlerpersönlichkeit ist.

Die Musik bietet materiell und ideell dem wissenschaftlichen Begreifen größere Schwierigkeiten als eine der übrigen Künste. Wenn schon im Allgemeinen der Act künstlerischer Empfängniß und das allmälige Ausreifen in der Phantasie mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben ist, so kann leicht ermessen werden, wie dicht gerade bei der Musik dieser Schleier erscheinen muß. Selbstbeobachtungen der Künstler fehlen nun zwar nicht ganz. Sie sind zum Theil gewiß

werthvoll, führen aber auch leicht in die Irre. Je mächtiger die Phantasie erregt ist, desto stumpfer wird gleichzeitig das Beobachtungsvermögen, und gerade von einigen der größten Künstler wissen wir durch eigene Aeußerungen, daß sich die Grundidee des Werkes in ihnen fast im Zustande der Bewußtlosigkeit bildete. Was sie darüber auszusagen im Stande waren, bezieht sich meist auf Nebendinge. Oder aber, sie versuchten sich nachträglich in den durchlebten Zustand zurückzuversetzen und verfielen dann in Selbsttäuschungen. Man hat Beispiele, daß Künstler hintennach ihren Werken Beziehungen unterschoben, die sie ursprünglich unmöglich gehabt haben können.

Je nach Begabung und Gewohnheit ist bei den großen Musikern die Art verschieden gewesen, wie sie ein Kunstwerk äußerlich erkennbar zu Stande brachten. Bei einigen vollzog sich der Werdeproceß durchaus in verborgener Stille. Zu ihnen gehörte Mozart, der das Werk zuerst in der Phantasie sich vollständig gestalten ließ, ehe er eine Note niederschrieb. Die schriftliche Aufzeichnung war ihm alsdann eine mechanische Arbeit, während welcher er sich unterhalten und Scherz treiben konnte; es störte ihn nicht einmal, wenn um ihn her musicirt wurde: so tief und unverwischbar stand das Tonstück in seiner Einbildungskraft eingegraben. Nur ausnahmsweise ist es vorgekommen, daß er über eine Einzelheit beim Niederschreiben noch nicht entschieden war. Die Ouverture zu „Figaro's Hochzeit" bietet ein Beispiel: sie sollte anfänglich einen langsamen Mittelsatz bekommen, den Mozart aber schon wieder strich, ehe noch die Ouverture vollständig ausgeführt war. Skizzen, die sich erhalten haben, zeigen ebenfalls in der Regel das Stück in seinen Umrissen vollständig fertig; wenn im Moment der Ausführung noch Einzelnes unmittelbar entstand, so gehörte es zu den untergeordneten Dingen. In das Dunkel des Mozart'schen Schaffens hineinzuleuchten, ist also unmöglich. Aehnlich war es mit Franz Schubert bestellt, nur daß hier der Grad inneren Ausreifens augenscheinlich geringer war, und sehr Vieles direct unter dem Niederschreiben erfunden wurde. Von Sebastian Bach wissen wir, daß er sich für eine geplante Composition zuweilen vorher Einiges notirte. Im Allgemeinen war auch bei ihm der Act des Schaffens ein innerlicher, nur scheint er, wenn schon mit gleicher Stetigkeit, so doch langsamer sich vollzogen zu haben, als bei Mozart. Trotz der großen Complicirtheit seines Tonsatzes kennen wir wenige Fälle, wo er die einmal fixirte Anlage eines Tonstückes wieder verworfen hätte. Auch in der Ausführung der Einzelheiten tritt nur selten ein Schwanken zu Tage. Häufiger nahm er Aenderungen vor, wenn er nach längerer Zeit auf ein Werk zurückkam; allein für die Erkenntniß des Weges, auf dem es anfänglich sich gebildet hatte, wird durch den Nachweis solcher Aenderungen nichts gewonnen. Händel war vielleicht der schnellfertigste aller großen Componisten. Composition und Niederschreiben fällt bei ihm fast zusammen und immer stellt schon die erste Niederschrift das Stück in allen Hauptzügen vollständig fest; bei der Ausführung des Skizzirten wurde dann nur eine nochmalige Durchprüfung desselben vorgenommen. Händel's Entwürfe bieten am allerwenigsten ein Abbild des inneren Werdens, nicht einmal die Anhaltspunkte, auf dieses zurückzuschließen. Dagegen haben wir in seinen Umarbeitungen eigener und fremder Compositionen ein wichtiges Mittel, wenn schon nicht den Entstehungsproceß eines einzelnen Werkes,

so doch die allgemeinen Bedingungen kennen zu lernen, auf welchen die gestaltende Kraft seiner Phantasie beruhte.

Wiederum ganz anders liegt die Sache bei Beethoven. Dieser hatte die Gewohnheit, die innere Arbeit des künstlerischen Schaffens durch äußere Fixirung seiner Gedanken fortlaufend zu unterstützen. Er legte sich zu diesem Zwecke eigene Bücher und Hefte an, die er mit kürzeren und längeren musikalischen Notizen, Versuchen, Skizzen, Entwürfen anfüllte, nicht nur bei häuslicher Arbeit, sondern auch wenn er nach seiner Neigung die Natur durchschweifte. Eine sehr erhebliche Masse dieser Manuscripte ist erhalten geblieben. Der Erkenntniß, wie wichtig sie für die Beurtheilung von Beethoven's Schaffen seien, konnte sich Niemand verschließen, der von ihrer Existenz wußte. Aber erst in unserer Zeit hat man begonnen, die Quelle gründlich und planmäßig auszunutzen. Es ist das Verdienst Gustav Nottebohm's († 1882), hierin vorangegangen zu sein. In mehreren Schriften („Ein Skizzenbuch von Beethoven". 1865; „Beethoveniana". 1872; „Ein Skizzenbuch von Beethoven aus dem Jahre 1803". 1880) hat er die Ergebnisse seiner Forschungen vorgelegt. Diesen Schriften gesellt sich nun eine Publication von nachgelassenen Aufsätzen Nottebohm's, welche E. Mandyczewski in Wien unter dem Titel „Zweite Beethoveniana" vor einigen Monaten hat erscheinen lassen (Leipzig, J. Rieter-Biedermann). Es sind im Ganzen 65 Aufsätze, und sie erstrecken sich auf Beethoven's gesammte Wiener Zeit, vom Jahre 1792 bis zu seinem Tode 1827.

Wer ein Stück Beethoven's an sich vorüberziehen läßt, sei es, daß er hingegeben nur genießt, sei es, daß er ruhig eindringend prüft, immer wird er von größter Bewunderung erfüllt werden über die seltene Formvollendung, die sich mit höchster Freiheit individuellster Bewegung paart. Ein jedes steht hier an seinem Orte; Alles ist unlöslich fest ineinander gefügt; in vollkommener Einheitlichkeit organischen Wuchses schreiten auch die riesigsten Kunstgestalten so leicht und sicher dahin, daß man meinen möchte, sie hätten niemals anders sein können, die Naturkraft des Genius habe sie, einer inneren Nothwendigkeit gehorchend, mühelos aus sich herausgestellt. Es ist das erste und unwidersprechlichste Ergebniß der Skizzenbücher, daß dies ganz und gar nicht der Fall gewesen ist. Das Schaffen Beethoven's ging nicht nur schwer und langsam, sondern auch stückweise und in einem Grade unzusammenhängend von Statten, daß es unerklärlich scheinen will, wie auf diese Weise organische Einheiten entstehen konnten. Dazu macht sich, im strictesten Gegensatze zu Händel, ein unstätes und capriciöses Wesen bemerkbar, das sich zunächst seinem Gegenstande nur an- und abspringend nähert, bald dieses, bald jenes in Angriff nehmen möchte und daher nothwendig zur schriftlichen Aufzeichnung flüchten muß, um das in solch' verworrenem Thun Gewonnene sich nicht wieder unter den Händen zerrinnen zu sehen. Wenn wir die ersten fixirten Entwürfe zu Compositionen, die wir als im Glanze höchster Vollendung strahlende Kunstwerke kennen, vergleichen mit dem, was endlich aus ihnen geworden ist, so finden wir, daß jene embryonischen Wesen häufig nicht nur unbedeutend und alltäglich aussehen, sondern auch mit dem letzten Resultat der Entwicklung manchmal kaum eine Aehnlichkeit haben. In anderen Fällen sind sie unbehilflich und unschön. Da wir für Beethoven's Schönheitssinn an

seinen ausgereiften Werken einen sicheren Maßstab haben, so ist die Annahme ausgeschlossen, daß sie, so wie sie dastehen, ihm selbst zu irgend einer Zeit gefallen haben könnten. Er muß in ihnen Etwas gesehen haben, was dem fremden Auge unerkennbar ist, Andeutungen eines Ideals, das ihm zur Zeit nur erst wie ein dunkles, undeutlich umrissenes Etwas vorschwebte. Dann kann man in späteren Aufzeichnungen verfolgen, wie der erste Entwurf anfängt, individuellere Züge anzunehmen. Aber auch bei begonnenem Ausbildungsproceß geht es noch keineswegs gerade aufs Ziel los. Es wird experimentirt, geändert, oftmals in einer bestimmten Richtung hartnäckig weiter gestaltet, dann das ganze Resultat plötzlich verworfen und die Formung auf anderem Wege versucht. Die Arbeitsmethode ist die gleiche, mag es sich um große oder kleine Kunstformen handeln. Ganz einfach construirte Stücke, wie der allbekannte Trauermarsch aus der As-dur-Sonate (Op. 26), das Variationenthema aus dem Cis-moll-Quartett, das mit seiner einfachen Innigkeit unmittelbar, wie eine Inspiration, dem Gemüthe entquollen zu sein scheint — sie konnten nicht zu Stande kommen ohne mühseliges Ringen und wiederholtes Ansetzen. Zu der Melodie „Freude, schöner Götterfunken", welche den Kern des Finales der neunten Sinfonie bildet und gewiß von ausgesuchter Einfachheit ist, lernen wir mehr als ein Dutzend verschiedener Versionen kennen; das Lied „Die stille Nacht umdunkelt erquickend Thal und Höh", liegt in sechszehn mehr oder weniger von einander abweichenden Anfängen vor. Bei dem kleinen Goethe'schen Gedicht „Trocknet nicht, trocknet nicht Thränen der ewigen Liebe!", das auch erst nach vielen Versuchen die endgültige musikalische Gestalt gewann, scheint Beethoven sogar in der Mitte zu erfinden angefangen zu haben; wenigstens gehören die zuerst notirten Töne zu den Worten: „unglücklicher Liebe!" und: „Ach, nur dem halbgetrockneten Auge, Wie öde, wie todt die Welt ihm erscheint!" Konnte aber solches bei der kleinen Form geschehen, so darf es nicht weiter Wunder nehmen, daß er z. B. auch im Liederkreis „An die ferne Geliebte" die einzelnen Gedichte nicht der Reihe nach componirt, sondern sie durcheinander in Angriff nimmt, und ohne das Angefangene zu vollenden, von diesem zu jenem herüber und hinüber springt.

Daß es Beethoven überhaupt liebte, an verschiedenen Werken gleichzeitig zu arbeiten, wissen wir aus seinen eigenen Worten. „So wie ich jetzt schreibe, mache ich oft drei, vier Sachen zugleich," steht in einem Briefe vom 29. Juni 1800 an den befreundeten Dr. Wegeler zu lesen. Die Skizzenbücher liefern hierzu die Belege, und mit einer Deutlichkeit und Ausgiebigkeit, wie sie in Beethoven's Worten niemals hätten gefunden werden können. Auch ergibt sich, daß er diese Art, zu arbeiten, nicht erst um das angegebene Jahr annahm. Schon um das Jahr 1794 arbeitet er zugleich an zwei Claviertrios und einem Gesangstück. Bei den sogenannten Rassumoffsky'schen Streichquartetten (1806) bemerkt man, daß er sich gleichzeitig mit verschiedenen Sätzen des ersten und zweiten, sowie des zweiten und dritten Quartetts beschäftigt. Ebenso verfuhr er bei seinen letzten Compositionen, den großen Streichquartetten von 1825 und 1826: an allen Hauptstücken des siebensätzigen Cis-moll-Quartetts war er durcheinander thätig. Hierbei kommt es denn gar nicht selten vor, daß einzelne Gedanken, ja ganze

Sätze ursprünglich andere Bestimmungen hatten, als ihnen endgültig zugewiesen wurden.

Dagegen ereignet es sich auch, daß Beethoven eine Melodie gleich anfangs fast durchaus in der Form erfaßt, die ihr schließlich zu eigen blieb, also sein Ideal schon beim ersten Aufblick in heller Klarheit zu schauen bekommt. Dann aber stellen sich Zweifel ein; er verläßt das Gefundene, schweift suchend anderswo umher und kehrt erst später nach manchen Irrgängen zur ersten Form zurück. Bei dem Gedicht Goethe's „Kleine Blumen, kleine Blätter" ist es ihm so ergangen. Ebenso erfolgt manchmal die Composition eines mehrsätzigen Stückes ganz regelrecht Schritt vor Schritt und Satz nach Satz. Aber dann sind zuweilen, wie in der A-dur-Sinfonie, die Gedanken zuerst ganz andre, als wir sie in der fertigen Composition finden. Ferner werden die Gedanken für einen bestimmten angestrebten Zweck nicht immer neu erfunden. Altes unbenutztes Material kommt wieder zum Vorschein. Wir finden, daß das schöne Hauptthema des langsamen Satzes der A-dur-Sinfonie schon sechs Jahre früher entstanden ist, als es in der Sinfonie seine Verwendung gefunden hat, und das Thema zum Scherzo der neunten Sinfonie war zwei Jahre früher da, als Beethoven sich zur Composition dieser Sinfonie überhaupt anschickte.

Beethoven's Genius äußerte sich nicht wie ein breit ausstrahlender Lichtstrom, sondern wie ein intensives Glühen und unruhiges Funkensprühen. Fort und fort lösten sich aus seiner Phantasie die entwicklungskräftigen Keime los, von welchen er gewiß nur die bedeutsamsten in seine Skizzenbücher eingetragen hat. Aber selbst diese ließ er zu einem großen Theile ungepflegt zu Grunde gehen. Es ist erstaunlich, wie viele Gedanken und Entwürfe uns in den Aufzeichnungen begegnen, aus denen er nichts gemacht hat. Vieles, dem man es nicht ansieht, welche Potenz es in sich barg. Anderes von schon entwickelter hoher Schönheit. Weit ausschauende Pläne in solcher Anzahl, daß Nottebohm zu der Behauptung berechtigt war, hätte Beethoven so viel Sinfonien geschrieben, als er angefangen hat, so besäßen wir ihrer wenigstens fünfzig. Dieses Funkenwerfen des Genies kam auch nicht zu Ruhe während der zielbewußten Ausarbeitung seiner Werke. Als er das C-dur-Quartett schrieb, das dritte der Rasumoffsky'schen, blitzte plötzlich das Thema des zweiten Satzes der A-dur-Sinfonie auf, welches glücklicherweise nicht wie hundert andere Keime zum Absterben bestimmt war. Man kann bemerken, daß gerade gegen die Beendigung eines Werkes hin eine besonders große Menge neuer Ansätze und Gedanken zur Erscheinung kommt, und daß gerade sie dann meistens unbenutzt bleiben. Die Erklärung des Phänomens liegt wohl nicht fern. Der siegreichen Vollendung eines Werkes nahe, fühlt sich der Künstler stolz, glücklich und gehoben. Bei Beethoven äußerte sich dieses Gefühl in einem stärkeren Functioniren seines eigenthümlichen Phantasielebens. Der Schwung, mit dem er im Siegeslauf ans Ziel gelangte — und mehr als bei Andern kann bei ihm vom Sieg die Rede sein — zerstäubte in einem glitzernden Regen neuer Gedanken. Aber weil sie ihren Anlaß hatten in einem Werk, das nunmehr endgültig abgethan war, blieb auch ihnen die Weiterentwicklung versagt.

Diese Unbehilflichkeit, Mühsal und Unrast im Bearbeiten der Materialien, und diese gewaltigen, wie für die Ewigkeit gefesteten Gebäude der vollbrachten

Kunstwerke — welche Gegensätze! Wie war es möglich, daß derselbe Mann, den wir zeitlebens im Schweiße seines Angesichtes mit dem Stoffe ringen sehen, diese königlichen Gestalten schuf, die ihn unter die größten Künstler aller Völker und Zeiten erheben? Wir fragen; aber die Thatsache liegt vor, und wir müssen ihr gerecht werden. Mozart hat in einem Briefe, dessen unverfälschten Text wir nicht besitzen, an dessen echtem Kern aber wohl nicht zu zweifeln ist, gesagt, wenn er ein Stück in sich gestaltet habe, dann höre er es in der Einbildung nicht nach einander, wie es hernach kommen müsse, sondern wie gleich Alles zusammen, und das sei für ihn selbst das Schönste. Hiermit ist der Kernpunkt künstlerischen Schaffens haarscharf bezeichnet: jenes Einheitsgefühl, das auch bei der Vorstellung der entlegensten Einzelheit stets in voller Stärke fortdauert, Alles aus sich entläßt und wieder auf sich bezieht und wie in einem Brennspiegel auffängt. Nur so kann ein Kunstwerk entstehen, und darum muß auch Beethoven dieses Gefühl gehabt haben. Es ist aber damit doch vereinbar nicht nur, daß ihm eine Menge von Gedanken kamen, denen er einstweilen keine höhere Bestimmung gab — dies dürfte sich bei allen Componisten ereignen — sondern auch, daß er auf niederen Stufen des Entwicklungsprocesses das Einheitsgefühl über der Beschäftigung mit dem Einzelnen leicht wieder verlor, und es dann später mit erneuter Anstrengung in sich wecken mußte. Daß dem so gewesen ist, steht nach dem Ausweis der Skizzenbücher außer allem Zweifel. Es läßt sich nachweisen, daß einzelne Sätze der Quartette, Sonaten anfänglich, und noch nachdem ihre Ausgestaltung schon ziemlich vorgeschritten war, für einen ganz andern Zusammenhang, zum Theil auch für anderes Tonmaterial bestimmt waren. Das Rondo der Sonate pathétique Op. 13 war zuerst ein Stück für Violine (mit Clavier); der letzte Satz des großen A-moll-Quartetts Op. 132 ist aus zurückgelegten Entwürfen zum Finale der neunten Sinfonie entstanden. In dieses selbe Quartett sollte nach dem früheren Plane ein Satz eingefügt werden, der endlich im großen B-dur-Quartett seinen Platz erhielt. Dergleichen ist doch nur möglich bei völliger Aenderung des Planes, oder, was ziemlich auf dasselbe hinauskommt, wenn der Künstler das als Ganzes entworfene Werk in seine Theile auseinanderfallen läßt. Die neben- und durcheinander laufende Beschäftigung mit drei, vier und mehr Stücken zu gleicher Zeit, die manchmal geradezu chaotisch erscheint, ist auch nicht anders denkbar, und wenn Beethoven viermal zu verschiedenen Zeiten ansetzt, eine Ouverture (C-dur Op. 115) zu componiren und stets mit Benutzung derselben Hauptgedanken, so ist es dieselbe Erscheinung. Bei solcher Veranlagung bedurfte es eines außergewöhnlich energischen Willens und eines hohen künstlerischen Pflichtgefühles, um zum Ziele zu kommen. Beethoven besaß diese Eigenschaften. Er ermüdete nicht, das kleinste Tongebild so lange zu formen, bis es seiner Idee völlig entsprach; er ließ es sich nicht verdrießen, immer von Neuem die eigene Unruhe zu zähmen und klomm so oft die Höhe ordnender Umschau hinan, bis es ihm endlich gelang, sich oben zu behaupten. Wie wir von dem jähen Umschlag der Empfindungen wissen, welcher ihm im Leben eigen war, so konnten sich auch die Anschauungen seiner Phantasie blitzschnell verdunkeln oder in ihr Gegentheil verkehren. Ein Beispiel von überzeugender Beweiskraft findet sich in den Skizzen zum großen Es-dur-Quartett

Op. 127. Das Adagio mit den nachfolgenden Variationen gehört zu den schönsten jener nur Beethoven eignen weihevollen Gesänge, in denen die Seele von allem Erdenleid sich lösend, feierlich andachtsvoll dem Ewigen entgegenschwebt. Man hält es für unmöglich, daß in diese reine Höhe auch nur ein Laut des Irdischen heraufdringen könne. Und doch, was geschieht? Nachdem Beethoven eine Weile am Adagio gearbeitet hat, kommt plötzlich sein Dämon über ihn. Er verändert Tonart und Zeitmaß und verwendet das Thema zu einem heiteren Allegrosatz, in dem sein Humor die possirlichsten Sprünge ausführt. Und wie die lange Ausführung des Satzes andeutet, scheint er ernstlich gewillt gewesen zu sein, ihn als selbständigen Theil dem Quartett einzufügen. Ist nun auch ein Fall eines so crassen Umschlags nicht zum zweiten Male bekannt geworden, so liegt doch das stete Hin und Her zwischen Ernst und Scherz im Wesen des Humors, jenes Humors, den Beethoven zum ersten Male in der Musik zum umfassenden Ausdruck gebracht hat. Dieses können und dabei doch die beherrschende künstlerische Ruhe nicht verlieren, erforderte eben ein übergewöhnliches Maß von Kraft und Anstrengung.

Alle großen Meister vor Beethoven: Händel und Bach, Haydn und Mozart, auch Beethoven's Zeitgenossen: Spohr, Weber und Schubert, konnten bis zu einem gewissen Grade componiren, wann sie wollten. Goethe's goldenes Wort: „Gebt ihr euch einmal für Poeten, so commandirt die Poesie", war ihnen auf ihrem Gebiete eine Wirklichkeit. Gelang nicht Alles gleich gut, sie hatten doch den Genius gewöhnt, folgsam zu sein, und ganz versagte er sich ihnen nie. Diese Macht selbstgewisser Künstlerschaft hat Beethoven nicht besessen; er lag bei jedem neuen Werke mit seinem Dämon in einem Kampfe. Zu Zeiten wurde er leichter Herr über ihn, und es mag nach solchen Erfahrungen gewesen sein, wenn er 1810 einmal die Notiz macht: „Sich zu gewöhnen, gleich das Ganze alle Stimmen, wie es sich zeigt, im Kopfe zu haben", demnach den Versuch wagen wollte, sich von der Stütze der Skizzenbücher zu befreien. Der Versuch ist erfolglos geblieben. In seinen späteren Lebensjahren, wo die Kraft der Intuition vielleicht etwas nachgelassen hatte, wird das Ringen immer angestrengter. Er hat es damals selber ausgesprochen, daß er sich scheue, ein neues großes Werk in Angriff zu nehmen. Obgleich er von jeher kein Geschwindschreiber war, so ist doch früher nie Aehnliches bei ihm vorgekommen, wie die Arbeit an der neunten Sinfonie, die sechs Jahre, und an der großen Messe, die vier Jahre dauerte. Häufiger scheinen die Fälle zu werden, in denen das Endergebniß der Composition nicht ganz der ursprünglichen Absicht entspricht. Die Messe wuchs ihm unter der Arbeit zu so ungeheuren Verhältnissen an, daß sie eben als Messe unbrauchbar wurde. Ueber die Form des Schlußsatzes der neunten Sinfonie war er lange schwankend, und als er ihn endlich vollbracht hatte so wie er nun dasteht, fühlte er sich von seinem Werk nicht befriedigt. In den letzten Quartetten verlor er häufig die Rücksicht auf das Tonmaterial aus den Augen. Schon früher soll er, als ihm Schuppanzig einmal Vorstellungen machte, gesagt haben: „Glaubt Er, daß ich an eine elende Geige denke, wenn der Geist zu mir spricht, und ich es aufschreibe?" Aber daß es eben dieser „Geist" so über ihn davon tragen konnte, ist das Bedenkliche. Denn die Gestalt der Tongedanken wird zum Theil durch das Material

bedingt, in dem sie Erscheinung werden, und in den meisten von Beethoven's früheren Instrumentalwerken ist nichts weniger zu bemerken, als eine Vernachlässigung der Klangwirkung.

Nun ist freilich nicht zu leugnen, daß auch aus früheren Jahren Fälle vorliegen, in denen — mit aller Bescheidenheit gegen den großen Genius sei es gesagt — das letzte Resultat der Arbeit nicht auch das denkbar beste gewesen zu sein scheint; Fälle, in denen Beethoven eine lange Reihe von Versuchen angestellt und endlich eine Entscheidung getroffen hat, welche wir nicht begreifen. Aber wie verschwindend klein ist durch sein ganzes Leben ihre Zahl im Vergleich zu den unzählbaren Beispielen, wo seine Kritik endlich mit instinctiver Sicherheit das Beste, ja allein Mögliche getroffen hat. Wie da in unermüdlicher Arbeit nach und nach alle Schlacken abgelöst werden und der Kern in immer glänzenderer Schönheit erstrahlt! Wie es oft nur ein scheinbar geringer Zug ist, dessen Hinzufügung oder Wegnahme plötzlich das Gesicht einer Tongestalt vollständig verändert! Ja, wie bei Compositionen größter Gattung Alles, was ihnen ihre charakteristische Physiognomie verleiht, in den ersten Entwürfen noch fehlt und erst allmälig, Zug nach Zug, zum Vorschein kommt! Die Skizzen zur Eroica-Sinfonie bieten dieses wundersame Schauspiel; sie erhärten aufs Kräftigste die Wahrheit der oben ausgesprochenen Ansicht, daß die Aufzeichnungen der Skizzenbücher für Beethoven vielfach etwas ganz Anderes bedeuteten, als sie andern Sterblichen zu sagen scheinen. Denn es ist unmöglich, daß gerade die auszeichnendsten Merkmale eines Kunstwerks seiner Uridee nicht immanent gewesen, sondern erst später von außen an das Werk hinangearbeitet sein sollten. So lebten sie denn auch als unsichtbare Potenzen in den unscheinbaren Skizzen, nur dem Auge des Schöpfers wahrnehmbar. Das aber ist nun ein Hauptgewinn des geöffneten Einblicks in Beethoven's Geisteswerkstatt, daß wir dasjenige Element klarer verstehen lernen, welches man wohl das Ethos seiner Compositionen nennen kann. Ihre reinigende und adelnde Kraft, jene Wirkung, die den Hörer mit dem Gefühl, er sei ein besserer Mensch geworden, von dannen gehen läßt, sie entspringt zunächst und vor Allem der Art, wie diese Kunstwerke selbst zu Stande gekommen sind. Nicht äußerlich an sich, wohl aber tief in sich tragen sie die Geschichte ihrer Entstehung. Sie wollen es durch keinen Laut verrathen, aber wir lesen es in allen ihren Zügen: nur im steten heißen Kampf, nur durch Eroberung Schritt vor Schritt ist das gewonnen, was nun dasteht, frei, soweit es menschenmöglich ist, von jedem unreinlichen Erdenrest. Dieses stete Ringen und Streben ihres Schöpfers suchte keine äußeren Güter; es galt dem Ideal, und ein Gott trieb den Künstler, zu seiner Erreichung das Aeußerste daran zu setzen. Man hat das Ethos der Compositionen Beethoven's unmittelbar aus seinem persönlichen Charakter ableiten wollen. Im letzten Grunde hängt es ja sicher mit ihm zusammen, aber erklärt ist dadurch wenig oder nichts. Auch Händel besaß Größe und Reinheit der Empfindung in gewiß nicht geringerer Stärke als Beethoven. Dennoch ist die Wirkung seiner Compositionen eine gänzlich verschiedene. Auch sie wird uns aus der Art seiner Arbeit verständlich; es sind oben einige Andeutungen über sie gegeben. Er war wie ein mächtiger Herrscher, dem Alles auf den Wink gehorcht. Beethoven aber war ein siegreicher Streiter.

Allbekannt ist, wie Beethoven den letzten Satz der neunten Sinfonie eingeleitet hat; ihn führte dabei die Absicht, auf den Eintritt des Gesangs vorzubereiten, der diesem Instrumentalwerk die Krone aufsetzen sollte. Kurze Sätze des Orchesters wechseln mit recitativartigen Phrasen der Instrumentalbässe. Der erste jener Sätze ist nur ein wildes Toben: es scheint alles aus Rand und Band gerathen zu sein; in den andern treten die Anfangsthemen der ersten drei Sätze der Sinfonie nach einander auf, denen aber die recitirenden Contrabässe und Violoncelle alsbald ins Wort fallen. Dann erscheint die Melodie des Liedes „Freude, schöner Götterfunken" und wird durchgeführt, zunächst nur vom Orchester; die Durchführung bricht ab, der durchmessene Entwicklungslauf wird durch erneutes Toben der Instrumente nochmals angedeutet, nun aber wird dieses unterbrochen durch die Menschenstimme selbst: „O Freunde, nicht diese Töne! sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudenvollere." Damit ist die Brücke geschlagen, und Schiller's Hymnus beginnt. Aus den Skizzen geht hervor, daß sich Beethoven anfänglich mit einem Plane trug, dem die endliche Ausführung wohl der allgemeinen Idee nach entspricht, der aber sonst noch mancherlei Anderes in sich trug, was zur Erhellung des Werdeprocesses dienen kann. Es finden sich dort später unbenutzt gebliebene Worte, die zur Textunterlage für ein Baßrecitativ bestimmt waren, und dieses Recitativ wiederum sollte die Einleitung des Finales bilden. Die Worte sind nicht überall lesbar, aber der Sinn der Sätze ist doch ganz verständlich. Hier das Wesentliche. Zunächst lesen wir: „Nein diese [Töne] erinnern an unsre Verzweiflung", was offenbar mit jenem tobenden Orchestersatze zusammenhängt, der das Finale eröffnet. Dann heißt es weiter: „Heute ist ein feierlicher Tag, dieser sei gefeiert durch Gesang und [Spiel]." (Das Orchester stimmt den Anfang des ersten Satzes an.) „O nein, dieses nicht, etwas anderes, gefälligeres ist es, was ich fordere." (Der Anfang des Scherzo erklingt.) „Auch dieses nicht, ist nicht besser, sondern nur etwas heiterer." (Das Adagio wird begonnen.) „Auch dieses es ist zu zärtlich, etwas aufgewecktes muß man suchen; ich werde helfen, daß ich selbst euch etwas vorsinge;" (das Orchester spielt den Anfang der Melodie: „Freude, schöner Götterfunken") „dieses ist es, ha! es ist nun gefunden!" (der Singbaß selbst stimmt an:) „Freude, schöner Götterfunken." Man betrachte diesen Entwurf im Lichte der über Beethoven's Schaffen oben gemachten Mittheilungen. Man beachte, daß gerade das Finale der neunten Sinfonie ihm außergewöhnlich viel Mühe gemacht hat; daß er ursprünglich die Verwendung von Menschenstimmen gar nicht beabsichtigte; daß die Arbeit an dieser Sinfonie überhaupt durchkreuzt und gestört wurde durch den Plan zu einer andern, in welcher, wie es scheint, ein Gesangstück den eigentlichen Kern bilden sollte; daß er andererseits sich mit dem Gedanken, die Schiller'sche Hymne im großen Stile zu componiren, schon dreißig Jahre getragen, und zehn Jahre vor der neunten Sinfonie schon energisch, aber dennoch vergeblich dazu angesetzt hatte. Es ist wohl begreiflich, daß er hier, wo er wegen einer geeigneten Anknüpfungsweise in einer ästhetisch sehr gerechtfertigten Verlegenheit war, den Einfall hatte, jenen künstlerischen Werdevorgang, den er so oft mit Anstrengung durchgemacht und der ihn endlich immer aus der Dämmerung des Zweifels in das Licht siegreichen Gelingens geführt hatte, einmal in das Kunst-

werk selbst einzubeziehen. Er setzte sich damit freilich wieder über ein anderes Gesetz hinweg, welches fordert, daß an dem vollendeten Kunstwerk alle Spuren seines Werdens getilgt sein sollen, ein Gesetz, dem er ja selber sonst aufs Strengste nachzuleben pflegte. Er war sich dessen wohl auch bewußt und suchte bei der endgültigen Fassung der Finaleinleitung die Darstellung des Vorganges dadurch zu verschleiern, daß er statt der Menschenstimme nach Möglichkeit nur die Instrumente reden ließ.

Die Zeitgenossen Beethoven's waren voll von Bewunderung über die hinreißende Macht seiner freien Phantasie. Unerschöpflich soll die Fülle der Ideen gewesen sein, die ihm zu Gebote standen, wenn er sich am Clavier seinen unmittelbaren Eingebungen überließ, und bezaubernd schön ihr Wesen. Dies scheint im Widerspruche zu stehen mit der mühsamen Arbeit, mit welcher er nachweislich seine Gedanken in die Form brachte, in welcher sie sagten, was er meinte; ein tiefsinniger Grübler, der für seine Idee die Fassung nicht findet, und trotzdem in glänzender Rede die Hörer zu packen weiß! Allein ein schnell vorüberrauschender und auf immer entschwindender Erguß der Phantasie kann jener Vollendung der Form entrathen, die für das zur Dauer bestimmte Kunstwerk gefordert werden muß. Wir sind nicht zu der Annahme gezwungen, daß Beethoven's freie Phantasien von derselben inneren Durchbildung gewesen sind, wie seine niedergeschriebenen Compositionen, und wäre die Vermuthung zutreffend, daß die bekannte Clavierphantasie Op. 77 etwa ein Bild davon gäbe, wie er zu improvisiren liebte, so läge der Beweis des geringeren Werthes solcher Improvisationen vor Augen. Ihre Wirkung kann dennoch gewesen sein, wie sie uns geschildert wird: die Persönlichkeit des Componisten, sein feuriger Vortrag, der Eindruck der unmittelbar hervorströmenden Erfindung, alles dies wird sie zu einem wesentlichen Theile bedingt haben. Ein Anderes jedoch kommt hinzu. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Bewährung unumschränkter technischer Meisterschaft in dem Künstler ein Gefühl des Glückes erzeugt, welches seine Phantasie für eine gewisse schöpferische Thätigkeit besonders günstig disponirt, daß demnach Beethoven schon durch dieses Mittel während des Spielens auf mancherlei Gedanken geführt wurde, welche sich bei der inneren Meditation schwerer oder überhaupt nicht einstellten. Außerdem aber weckt allein schon die Berührung mit dem warmen, athmenden Leibe seiner Kunst — und das ist doch die Klang- und Tonerzeugung — in dem Künstler den Trieb zur Production. Wir wissen, daß Joseph Haydn, wenn er componiren wollte, sich zuvor am Clavier phantasirend erging und alsdann die besten Gedanken, die ihm unter dem Spielen gekommen waren, aufschrieb und ausarbeitete. Es ist das etwas vollkommen Anderes, als jenes dilettantische Componiren am Clavier, bei dem endlich nur gemacht wird, was die Finger wollen und können. Sollte Haydn's Beispiel nicht genügen, so kann auch auf Sebastian Bach hingewiesen werden. Dieser war gleichfalls einer der größten Meister der Improvisation, aber die Erfindung war schwerflüssiger, als bei Persönlichkeiten wie Händel und Mozart. Wenn er frei vor Zuhörern phantasiren wollte, so liebte er es, sich vorher gleichsam warm zu spielen: er trug fertige Musikstücke vor, und — was bei seiner erstaunlichen Originalität gewiß höchst merkwürdig — am liebsten Stücke

fremder Componisten. Dann erst, wenn er so in künstlerische Erregung gekommen war, eröffnete der eigene Born seinen ganzen Reichthum. Indem dergestalt bei der musikalischen Improvisation noch andere Factoren mitwirken, als beim stillen innerlichen Schaffen, ist es auch sehr wohl möglich, daß Beethoven's Erfindungsgabe sich hier in anderer Weise geäußert hat, als es uns aus den niedergeschriebenen Compositionen bekannt ist, und daß während des Phantasirens Schönheiten aufleuchteten, in deren Wesen es bedingt war, nicht aufgezeichnet werden zu können. —

Aus dem Inhalt der Skizzenbücher, welchen Nottebohm's Fleiß der Welt erschlossen hat, habe ich nur eine besonders wichtige Erscheinung hervorheben und der Betrachtung unterziehen wollen. Was durch sie für die Chronologie der Compositionen, für die Umarbeitung bereits abgeschlossener Werke, für die poetischen Beziehungen von manchen, für Leben und Persönlichkeit Beethoven's sonst noch gewonnen werden kann, ist außerordentlich viel und wird nicht leicht erschöpft werden. Man kann voraussagen, daß die hier geöffnete Quelle für die nächste Epoche der Beethoven-Forschung die wichtigste sein wird.

Die Entwicklung und Aufgabe der modernen Ethnologie.

Von
Dr. Th. Achelis.

Seitdem, gegen Schluß des Jahres 1886, der stolze Bau an der Königgrätzer Straße in der Reichshauptstadt dem Publicum geöffnet ist, hat die junge Wissenschaft der Völkerkunde dadurch auch in unserem Vaterlande eine würdige Stätte für ihre reichen und unendlich mannigfaltigen Schätze erhalten. Gerade für sie, die nach ihrer idealen Bestimmung uns einen Einblick in die geistige Entwicklung des ganzen Menschengeschlechtes eröffnen soll, war ein solcher Sammelplatz des nur in seiner systematischen Gliederung werthvollen Materials unumgänglich nöthig, falls nicht, wie früher so oft, das Ganze gleichsam nur einen decorativen Zweck haben und lediglich zur Befriedigung einer eitlen, sich am Wunderbaren ergötzenden Neugier dienen sollte. Das Verdienst nun, jene hocherhabene philosophische Perspective inmitten des fast erdrückenden Details immerfort klar erkannt und mit eindringender Beredtsamkeit verkündet zu haben, gebührt dem Manne, mit dessen Namen die Gründung des Museums für Völkerkunde unauflöslich für alle Zeiten verknüpft ist, Adolf Bastian. Rastlos thätig im Dienst seiner eben erst keimenden Wissenschaft, hat er in seltener Weise Praxis und Theorie miteinander zu verschmelzen gewußt; indem er einerseits auf jahrelangen, sämmtliche Continente umspannenden Reisen bemüht war, die vor dem tödtlichen Hauch der Alles nivellirenden Civilisation rettungslos dahinschwindenden Naturvölker in ihrer psychischen Eigenart zu studiren, sammelte er anderseits eben damit die unentbehrlichen Bausteine, aus denen eine künftige Wissenschaft vom Menschen sich errichten ließ. Für diese allmälige Entwicklung der leitenden Ideen mag es deshalb nicht uninteressant erscheinen, in kurzen Umrissen, welche natürlich nicht den Anspruch auf chronologische Vollständigkeit machen, die früheren Standpunkte und Auffassungen zu schildern, ehe wir es unternehmen, eine Charakteristik der heutigen Ethnologie, unter hauptsächlicher Berücksichtigung Bastian's, zu entwerfen.

Wenn wir von der principiell richtigen, wenngleich der Natur der Sache nach praktisch nicht weiter ausgeführten, aristotelischen Formulirung des Problems absehen in dem bekannten Satze: „ἄνθρωπος φύσει ζῶον πολιτικόν“, so begegnet uns erst in der trotz aller Beschränktheit doch an fruchtbaren Keimen so reichen Aufklärungsphilosophie des vorigen Jahrhunderts der Gedanke einer über den gewöhnlichen Rahmen der sogenannten Weltgeschichte hinausgehenden Wissenschaft des Menschengeschlechts. Namentlich Herder hat in der Vorrede zu seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ dies für jene Zeit vielleicht nur in intuitiver Begeisterung erreichbare Ideal sehr ansprechend erörtert: „Schon in ziemlich frühen Jahren, da die Auen der Wissenschaften noch in all' dem Morgenschmuck vor mir lagen, von dem uns die Mittagssonne unseres Lebens so viel entzieht, kam mir oft der Gedanke ein: Ob denn, da Alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft habe, nicht auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im Ganzen und Großen eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte?“ „Gerade hundert Jahre sind im Zeitstrom dahingeflossen“ (bemerkt Bastian in einer kleinen Broschüre „Eine Säcularfeier“), „seit unter Deutschlands begabtesten Söhnen Einer jene prophetischen Worte verkündet, die, damals idealistisch gefaßt, gegenwärtig ihre Realisation zu erhalten beginnen. In Herder's Ideen zur Philosophie einer Geschichte der Menschheit liegt dasjenige ausgesprochen, was jetzt, ein Säculum später, seinen inductiven Aufbau zu erhalten hat, in der Ethnologie, als Wissenschaft vom Menschen. Der Gott in der Geschichte, den man suchte, er wird sich finden mit dem Menschen in der Geschichte, für den Fassungskreis nach irdischem Verständniß.“ Und ebenso scharf hat der durchdringende Geist Schiller's die hohe Aufgabe einer umfassenden Philosophie der Geschichte in seiner bekannten akademischen Antrittsrede in Jena: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?“ bestimmt; nachdem er die vielfachen Lücken unseres Wissens beklagt und constatirt, daß die disjecta membra einer solchen Weltgeschichte nie den erhabenen Namen der Wissenschaft verdienen würden, fährt er fort: „Jetzt also kommt ihr der philosophische Verstand zu Hilfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüthes, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Alterthums, unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstände von Außen, in den neuesten Zeitläuften wiederkehren, daß also von den neuesten Erscheinungen, die im Kreis unserer Beobachtungen liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtslose Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu schließen, ist überall, so auch in der Geschichte ein mächtiges Hilfsmittel.“ Mit überraschender Sicherheit sind hier die wesentlichsten Beweismittel, wie sie die spätere exacte Methode herausgebildet hat, a priori vorweggenommen, namentlich gilt dies von dem besonders von E. Tylor in seiner Theorie der „survivals“ entwickelten Momente der Rückschlüsse. Endlich hat Meiners am Ende des vorigen Jahrhunderts in seiner „Encyklopädie der Wissenschaften“ diesen universalen Gesichtspunkt einer Geschichte

der menschlichen Gattung energisch hervorgehoben. „Alle übrigen Theile der Geschichte stellen uns, wie z. B. die Geschichte der Künste und Wissenschaften und wichtigen Erfindungen, nur gewisse Seiten des Menschen dar, oder sie schildern uns auch nur einzelne Naturen und Zeitalter; die Geschichte der Menschheit allein begreift den ganzen Menschen und zeigt ihn, wie er zu allen Zeiten in allen Theilen der Erde beschaffen war." Aber so wichtig vielfach der principielle Standpunkt der neuen, erst zu gründenden Wissenschaft formulirt war, so wenig zeigte sich die praktische Ausführung des Programms dem Ideal gewachsen; denn nicht nur traten öfter störende Einflüsse, speciell culturhistorische und ästhetische Impulse, der objectiven Behandlung des Gegenstandes entgegen (wie namentlich die krankhafte, sentimentale Schwärmerei für die Naturvölker), sondern es fehlte vor allen Dingen an einem ausreichenden Material. Diesem Mangel konnten erst die Entdeckungen abhelfen, welche im Laufe der Zeit mit unvermeidlicher Nothwendigkeit zu einer systematischen Gliederung in den verschiedenen Museen führten, wie sie gegen die Mitte dieses Jahrhunderts in Frankreich, England, Amerika u. s. w. entstanden. Bei unserer politischen Zersplitterung mußte Alles der Wirksamkeit einzelner energischer Geister überlassen bleiben; dahin gehört die auf Veranlassung des hervorragenden Naturforschers K. E. von Baer zusammengetretene Anthropologenversammlung in Göttingen (1861), dahin das epochemachende, großartig angelegte (später von Gerland vollendete) Werk von Th. Waitz über die Naturvölker (I. Bd., 1859), dahin endlich die Erstlingsarbeit Bastian's: „Der Mensch in der Geschichte", mit dem bezeichnenden Zusatz: „Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung", nachdem der Verfasser von seiner ersten siebenjährigen Reise nach Europa zurückgekehrt war. Nun war die Bewegung in Fluß gekommen; der früher so fremde, wesentlich auf eine willkürliche Anhäufung interessanter Curiositäten bezügliche Name der Anthropologie begann sich rasch einzubürgern, und nachdem Bastian im Jahre 1868 die Verwaltung der ethnologischen Abtheilung der königlichen Museen in Berlin übernommen hatte, entstand 1869 unter der Redaction von Hartmann, Virchow und Bastian die „Zeitschrift für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" und 1870 die Gesellschaft unter demselben Namen in Berlin. Neben ihr besteht noch die deutsche Gesellschaft für Anthropologie ꝛc. in Mainz, die in dem „Archiv für Anthropologie" ihre Arbeiten unter der Redaction von Prof. Joh. Ranke veröffentlicht. Unter den verschiedenartigen äußeren und inneren Gründen für diese großartige Entwicklung hebt Bastian besonders folgende hervor: „Eine erste Hilfe bot sich nach Gründung der afrikanischen Gesellschaft in den für die Reisenden derselben ausgefertigten Instructionen, ebenso in denen der Humboldt- und Ritter-Stiftung, dann, als unversiegender Born, durch die Thätigkeit der deutschen Marine, deren werthvollste Beiträge (besonders aus der Südsee) im nationalen Museum doppelten Werth besitzen, weiter durch Circularschreiben an die Consulate, durch Mitwirkung der Missionare auf ihren Arbeitsfeldern und vieler der in kaufmännischen oder anderen Functionen in der Außenwelt thätigen Landsleute, so daß, wenn mit der Vollendung des neuen Museums diese Verkörperungen der Völkergedanken in systematisch geordneten Sammelstücken einmal enthüllt sind, sich dem Durchwanderer derselben nach allen Seiten hin

Ausblicke in neue Welten des Geistesreiches eröffnen werden. Der Umschlag, der gegenwärtig für Anthropologie und Ethnologie eingetreten ist, wird am lebhaftesten von Denjenigen empfunden, die ihn mit durchlebten. Bis vor Kurzem kaum gekannt und selten genannt, oder, wenn genannt, nicht verstanden, ist ihr Name jetzt in Jedes Munde, und vor Allem strahlt die Anthropologie in dem durch hohe Protectionen ertheilten Glanze. Die Ethnologie hat die oben bezeichneten Erfolge zum großen Theil der Unterstützung der kaiserlichen Admiralität sowohl, wie des Auswärtigen Amtes zu verdanken, dessen mächtiger Schutz ihr auf verschiedenen Wegen zu Gute gekommen ist." („Vorgeschichte der Ethnologie", S. 51.) Um sich endlich den verhältnißmäßig raschen Umschwung des öffentlichen Interesses an den großen Aufgaben der Völkerkunde zu vergegenwärtigen, sei noch bemerkt, daß im Jahre 1870 die Berliner Gesellschaft allein in Deutschland dastand und in Europa nur ihre Rivalen in London und Paris zu suchen hatte, während jetzt neben ihr und den später gestifteten (zu München, Kiel und Göttingen) fünfundzwanzig Zweigvereine in unserem Vaterlande existiren.

Nachdem wir soeben ein Bild der äußeren Entwicklung unserer Wissenschaft gezeichnet haben, wird es sich jetzt zunächst um eine Darlegung der Methode handeln, welche die Ethnologie befolgt; doch vorher bedarf es noch einer kurzen Vorbemerkung, um die namentlich vom historischen Standpunkte erhobenen Einwände zurückzuweisen. Während die Geschichtschreibung meist die Civilisation schon als gegeben voraussetzt, will umgekehrt unsere Disciplin die Entstehung derselben aus den dürftigsten und unscheinbarsten Keimen stufenweise veranschaulichen, um in diesen socialen Organisationsformen ein Bild des sich entwickelnden menschlichen Geistes nach den verschiedensten Richtungen hin zu entwerfen. Also gerade diejenigen Stämme, die vom streng historischen Standpunkte aus noch keine Geschichte, wenigstens keine literarisch fixirte, haben, bilden das Untersuchungsobject der Ethnologie, die deshalb auch ihrer älteren und in mancher Beziehung wohl reiferen Schwester den Ruhm nicht streitig macht, sondern nur in aller Bescheidenheit um stille Duldung bittet. Geographisch würde sich die Erde etwa so zwischen die beiden Rivalen vertheilen: Oceanien ganz an die Ethnologie fallen, Amerika vor seiner europäischen Berührung und der größte Theil Afrika's, dagegen Asien nur in vereinzelten Bruchstücken und Europa in seiner vorhistorischen Periode; alles Uebrige ist Eigenthum der Geschichte. Wenn nun bei vorurtheilsfreier Auffassung kein andauernder Streit zwischen beiden Forschungen aufkommen kann, so wird sich auch dieser Unterschied in der Methode zeigen müssen, und das ist in der That so sehr der Fall, daß die Historiker gerade deshalb öfter Anstand nehmen, die Ethnologie in die Reihe der anderen Wissenschaften zuzulassen. Doch geben wir wieder Bastian das Wort: „Die Aufgabe der Ethnologie wird darin liegen, auf dem ihr angewiesenen Forschungsgebiete die inductive Seite der Geschichtsbehandlung (in weitester Fassung der Menschheitsgeschichte) zu kräftigen und die Anbahnung der für ihre Verfolgung erheischten Wege zu erleichtern; denn indem das Studium der vergleichenden Psychologie mit den niedersten und einfachsten Formen der Völkergedanken anhebt, um hier unter hellerer Durchsichtigkeit die Elemente der Grundgesetze zu erkennen, wird dadurch ein Leitungsfaden gewährt sein, der auch unter den Laby-

rinthverwicklungen complicirter Culturschöpfung allmälige Aufklärungen herbeizuführen verspricht." (Vorgesch. S. 60). Die Psychologie mithin, die Schöpferin unserer modernen Weltanschauung, bildet zugleich die Basis der Völkerkunde, und damit kennzeichnet sich diese streng als ein Bindeglied der philosophischen und der Naturwissenschaften. Aber wohl ist dabei Eines nicht zu vergessen; während die Psychologie bis in unsere Tage hinein noch vielfach rein speculativ oder wenigstens nur auf individueller Basis betrieben wurde, strömt durch die angedeutete Perspective von einer universalen Erfassung des Menschengeschlechtes in seiner psychischen Organisation der Forschung ein unendliches Material zu. „Die Psychologie (so leitet Bastian sein Jugendwerk ein) darf nicht jene beschränkte Disciplin bleiben, die mit unterstützender Herbeiziehung pathologischer Phänomene, der von den Irrenhäusern und durch die Erziehung gelieferten Daten sich auf die Selbstbeobachtung des Individuums beschränkt. Der Mensch, als politisches Thier, findet nur in der Gesellschaft seine Erfüllung. Die Menschheit, ein Begriff, der kein Höheres über sich kennt, ist für den Ausgangspunkt zu nehmen, als das einheitliche Ganze, innerhalb welches das einzelne Individuum nur als integrirender Bruchtheil figurirt . . . . . Der in die Vorzeit zurückschauende Blick folgte dem gegebenen Faden der Tradition, soweit sie ihm einen deutlichen Weg vorzeichnete, bis zu der Blüthezeit einer Literatur, zur Ausbildung der Schrift, die erst dauernde Ueberlieferung zu bewahren vermochte, und die lange Reihe der Vorstadien übersehend, die der Menschengeist überwunden haben mußte, ehe er diese Höhe erstieg, schloß er, von ihrer Helle geblendet, mit einer Urweisheit ab, von der später nur ein Herabsinken möglich war. So gab die Geschichte bisher nur den Entwicklungsgang einzelner Kasten statt den der Menschheit; das glänzende Licht, das von den Spitzen der Gesellschaft ausströmte, verdunkelte die Breitengrundlage der großen Massen, und doch ist es nur in ihnen, daß des Schaffens Kräfte keimen; nur in ihnen kreist des Lebens Saft . . . . Der innere Organismus des philosophischen Werdens kann einzig in der Psychologie erkannt werden, der Psychologie, die nicht allein die Entwicklung des Individuums, sondern die der Menschheit verfolgt." („Mensch ꝛc.", Vorrede S. 11). Für diese Auffassung gibt es demnach keine singuläre, isolirte Existenz des Menschen, wie sie immer noch in der bedenklichen, bald anmuthig, bald roh gezeichneten Gestalt des Urmenschen in unseren populären Darstellungen spukt, die dann noch womöglich eine wunderbare Periode der Sprach- und Vernunftlosigkeit hinzudichten. Der Mensch erscheint überall nur, soweit die Erfahrung reicht, als soziales Wesen, eingepreßt in diesen natürlichen, unausweichlichen Zusammenhang, dem er erst seine psychische Eigenart, freilich durch individuelle Reproduction, verdankt. Ein Atomismus der Gesellschaft, wie ihn jetzt wieder der englische Utilitarismus durchblicken läßt, kommt thatsächlich nicht vor, weder moralisch noch geistig; ganz besonders gilt dies aber für jene prähistorischen Zeiten der keimenden Gesittung, welche die scharf ausgebildete Persönlichkeit mit sittlichen Rechten und Pflichten in unserer Auffassung durchaus noch nicht kennen, wo vielmehr überall ein auffallend communistischer Zug hervortritt. Jenem Gedanken einer vergleichenden oder, wie der heutige Kunstausdruck lautet, einer sociologischen Psychologie hat Bastian eine besondere

Schrift gewidmet: „Zur naturwissenschaftlichen Behandlungsweise der Psychologie durch und für die Völkerkunde", aus der wir hier zwei, für unsere Erörterung besonders wichtige Ausführungen citiren möchten: „In der Ethnologie sind die ethnischen Weltanschauungen zunächst als psychische Organismen entgegen zu nehmen, in Originalschöpfungen des Völkergedankens, wobei historische Entwicklung nur bei vorliegenden Daten, aus übersehbarer Reihe, in Rechnung gestellt werden kann, zunächst dagegen die Variationen auf ihre Ursächlichkeiten in den Umgebungswandlungen (geographischer Provinzen) zu prüfen sind." (Vorrede S. 15). Und sodann: „Im Keime liegt bereits der Organismus, und so in den Primär-Elementen des Völkergedankens seine Ausbreitung in menschlicher Cultur unter sämmtlichen Variationen der geographischen Provinzen in der Phänomenologie des Geistes über dem Erdenrund." (S. 13). Zeigen die Anfänge des civilisirten Lebens bei den verschiedenartigsten, local und historisch getrennten Völkern die frappantesten Aehnlichkeiten, (wie sie zuerst auf dem beschränkteren Gebiet der indogermanischen Cultur die vergleichende Sprachwissenschaft entdeckte), so ist der Schluß nicht abzuweisen, daß das menschliche Geschlecht trotz aller späteren Differenzirungen eine psychische Einheit darstellt, die sich in den verschiedensten Formen wie Religion, Sitte, Recht, Kunst ꝛc. organisch äußert. Dieser geistigen Gleichartigkeit steht nun auf der anderen Seite eine bald größere, bald geringere Abweichung von dem ursprünglichen Typus gegenüber, die sich in bestimmten topographischen Umrissen gliedern läßt, so daß unter Berücksichtigung des ganzen verfügbaren Materials eine Statistik des psychischen Wachsthumes aller Völker der Erde, bis in die geringfügigsten Abweichungen hinab, hergestellt werden kann. In diesem genetischen Aufbau einer vergleichenden Psychologie spielt das schon früher bei Schiller erwähnte kritische Mittel des Analogie- und Rückschlusses eine besonders bedeutsame Rolle, wie es namentlich der berühmte englische Forscher E. Tylor verwerthet hat (vgl. „Anfänge der Cultur", Leipzig, 1873). Nachdem er die zwingende Macht der Thatsachen an verschiedenen Beispielen geschildert und die dadurch bedingte Unmöglichkeit einer bloß subjectiven, willkürlichen Erklärung dargethan hat, erläutert er die „survivals" folgendermaßen: „Das sind allerhand Vorgänge, Sitten, Anschauungen ꝛc., welche durch Gewohnheit in einen neuen Zustand der Gesellschaft hinübergetragen worden sind, der von demjenigen, in welchem sie ursprünglich ihre Heimath hatten, verschieden ist, und so bleiben sie als Beweise und Beispiele eines älteren Culturzustandes, aus dem sich ein neuer entwickelt hat . . . . . Solche Beispiele führen uns oft zu Sitten, welche vor hundert und selbst tausend Jahren galten. Das Gottesurtheil auf Schlüssel und Bibel, welches noch vorkommt, ist ein Ueberlebsel; das Johannisfeuer ist ein Ueberlebsel; das Allerseelenabendmahl der bretonischen Bauern für die Seelen der Verstorbenen ist ein Ueberlebsel . . . . . Oft sehen wir die ernsten Beschäftigungen der alten Gesellschaft zum Spiel späterer Generationen herabsinken, und ihren alten Glauben in Ammenmärchen sein Dasein fristen, während Gebräuche, welche sich aus dem Leben der alten Welt erhielten, sich den Formen der neuen Welt angepaßt haben und nun auf Gutes und Böses mächtigen Einfluß üben. Bisweilen brechen alte Gedanken und Gewohnheiten von Neuem hervor, zum Erstaunen einer Welt, welche sie für längst gestorben

oder sterbend hielt; hier tritt an die Stelle des Ueberlebens Wiederaufleben, wie es noch kürzlich in so merkwürdiger Weise in der Geschichte des modernen Spiritualismus vorgekommen; ein Vorgang, welcher vom Standpunkte des Ethnographen höchst lehrreich ist." Diese, natürlich nur auf der breiten Basis unserer heutigen Forschung mögliche und auch hier mit möglichster Vorsicht zu handhabende Reconstruction der treibenden Ursachen aus den noch vorhandenen, wenn auch verkümmerten Entwicklungsformen ist nun im Grunde durchaus kein specifisches Vorrecht der Ethnologie, sondern beruht auf der unbedenklichen Anwendung eines ganz allgemeinen, wenigstens in der Biologie völlig legitimirten Grundgesetzes. Ein rüstiger Arbeiter in der Völkerkunde, dem wir in der Entwicklung des Rechtes später noch begegnen werden, H. Post, hat diese fruchtbare Methode sehr anschaulich erörtert: „Wie sich aus der Structur des gestirnten Himmels von heute dessen weltgeschichtliche Entstehung erschließen läßt; wie die Schichten der Erdoberfläche uns die Geschichte unseres Planeten entrollen; wie die Morphologie uns gelehrt hat, aus der organischen Structur irgend einer Pflanze oder eines Thieres auf die Stufen zurückzuschließen, welche es dereinst durchlaufen hat, bis es zu seiner jetzigen Entwicklungshöhe gelangte, und wie wir in den Phasen des fötalen Lebens die wesentlichsten Phasen des Rassenlebens wiederfinden; wie aus der Structur des menschlichen Gehirns die Geschichte seiner Entwicklung durch Denjenigen entziffert werden kann, welcher diese Runen zu lesen versteht; wie der Sprachforscher aus der Sprache eine Geschichte der menschlichen Vernunft zu Tage fördern kann, so gibt uns auch das Gesammtbild der menschlichen Rasse und der Zustand jedes einzelnen Organismus, welchen wir im Gattungsleben antreffen, ein sicheres Material für Rückschlüsse auf die Geschichte der menschlichen Rassen und des einzelnen Organismus." („Ursprung des Rechts", S. 8). Es ist nicht unsere Aufgabe, dieses biogenetische Gesetz aller organischen Erscheinungen einer weiteren Begründung zu unterziehen; wir begnügen uns vielmehr damit, es auch für die complicirten Vorgänge des Völkerlebens mit Fug und Recht zu beanspruchen. Die Hauptsache freilich ist und bleibt eine möglichst umfassende Materialsammlung, und deshalb kann man es verstehen, wenn Bastian, der mit eigenen Augen das Erlöschen so mancher Naturstämme mit ansehen mußte, unermüdlich allen Betheiligten diese erste und heiligste Pflicht ans Herz legt. Mit welchen Schwierigkeiten diese Beschaffung der unentbehrlichen Grundlagen zu kämpfen hat, wie behutsam jene vergleichende psychologische Bearbeitung der häufig noch ohne jede literarische Ueberlieferung lebenden, primitiven Rassen verfahren muß, das hier im Einzelnen auseinander zu setzen, würde zu weit führen. Nur ein Punkt bedarf noch einer kurzen Besprechung, da sich gerade an ihn so häufig eine ungerechte Verdächtigung der Ethnologie geknüpft hat, nämlich die Gleichgültigkeit unserer Disciplin gegen die Chronologie. Wie schon gelegentlich erwähnt, kann es auf Grund eines unanfechtbaren Materials als unerschütterliche Thatsache betrachtet werden, daß die Anfänge des socialen Lebens der Menschheit auf Erden überall eine seltene Aehnlichkeit aufweisen, und daß sich somit diese Gleichartigkeit der geistigen Structur über alle trennenden topographischen und historischen Schranken erhebt. Da es nun der Ethnologie zunächst nur um eine exacte, d. h. inductiv begründete Entwicklung dieser allge-

meinen, bei allen Völkern der Erde nachweisbaren Formen der socialen Organisation zu thun ist, so bedeutet offenbar in diesem Zusammenhange eine historische, nur für einen isolirten Abschnitt des geschichtlichen Lebens berechnete Perspective nichts. Läßt sich mit annähernder Sicherheit gleichsam als Keimzelle dieser ganzen Differenzirung die auf der Basis der Blutsverwandtschaft stehende Geschlechts- oder Friedensgenossenschaft bezeichnen, so ist es ganz irrelevant, ob ich mich in meiner Beweisführung auf noch jetzt lebende Naturvölker berufe oder auf die prähistorischen Stadien von längst ausgestorbenen Nationen. Nur die gleichen Ursachen in ihrem organischen Zusammenhang sind hier entscheidend; wann, d. h. in welchem Jahrhundert unserer Zeitrechnung, sie dagegen ihre Wirkung entfaltet haben, ist für die universelle Perspective der Ethnologie ganz gleichgültig. Nur ein historischer Doctrinarismus kann sich dieser Wahrheit verschließen und den Worten Bastian's seine Anerkennung vorenthalten: „Während die Ethnologie die psychischen Elementarvorgänge im Menschenleben comparativ für die einzelnen Kreisungen überblickt und in jedem derselben nach den Anlagen einwurzelnder Keime genetisch verfolgt, liegt es der concreten Geschichte ob, den aus den Resultaten geographischer Natureinflüsse für den Wildzustand sowohl, wie aus den geistigen Motoren der in Wechselwirkungen erblühenden Cultur geschürzten Knoten des Problems für jeden einzelnen Fall erklärend zu lösen." („Grundzüge", Vorr. S. XI.)

Wenn wir uns nunmehr dazu wenden, die Aufgabe der modernen Ethnologie zu begründen, so wird schon aus den bisherigen Ausführungen erhellen, daß es nicht auf lückenlose Vollständigkeit abgesehen ist, sondern nur auf die Hervorhebung der leitenden Ideen und der wichtigsten Errungenschaften der neuen Wissenschaft. Obwohl uns auch hierbei hauptsächlich der Altmeister und Begründer der Ethnologie, A. Bastian, als Führer dienen wird, so werden wir doch nicht umhin können, unsere Darstellung durch die Reproduction anderer namhafter Forscher zu ergänzen. Um die Klärung der allgemeinen Gesichtspunkte und die Einführung der neuen Weltanschauung in weitere Kreise hat sich besonders der berühmte Geograph Osc. Peschel (namentlich durch seine „Völkerkunde," Leipzig 1875) verdient gemacht; galt es doch in erster Linie, gegenüber allen schwankenden ästhetischen Stimmungen eine feste, kritische Basis der Beurtheilung zu gewinnen. Während manche Schriftsteller einen langsamen Verfall der Sitten von einer ursprünglich paradiesischen Reinheit bei den Naturvölkern annehmen zu müssen glaubten, erblickten umgekehrt Andere in den Wilden die Repräsententen einer durch die Laster der Cultur noch nicht befleckten, idyllischen Gutherzigkeit und Einfalt. Als classischen Zeugen dieser sentimentalen Schwärmerei führt unser Autor den Ausspruch eines Reisenden an: „Das also sind die gefürchteten Wilden! Sie sind furchtsame Kinder der Natur, froh, wenn ihnen nichts Böses zugefügt wird." Am folgenden Tage ward er von ihnen erschlagen. Ebenso einseitig und unhaltbar ist die noch jetzt häufig vertretene Auffassung von dem Zustande einer völlig thierischen Rohheit und Stumpfheit. Nach allen übereinstimmenden Berichten kommt kein auch noch so primitiver Stamm vor, dem selbst die dürftigsten Spuren und Anzeichen menschlicher Intelligenz und Gesittung fehlten; nur muß man (und das ist häufig vergessen

worden) seine Forderungen nicht zu hoch spannen. Religion, Recht, Kunst u. s. w. sind zwar in ihrer späteren Differenzirung nur als Producte einer hochgesteigerten Cultur verständlich, aber in ihren unscheinbaren Anfängen in jeder Organisationsform unserer Rasse vorhanden, schon aus dem durchschlagenden Grunde, weil selbstverständlich die Entwicklung nichts absolut Neues schaffen, sondern nur verborgene Keime weiter entfalten kann. Auch die Thatsache des raschen Aussterbens der Naturvölker bei dem Zusammenstoß mit den höheren Formen der Civilisation wird, wie Peschel meint, häufig mißdeutet. „Vor allen Dingen ist nicht etwa an eine blutige Unterdrückung zu denken. Oft genug wird den Spaniern besondere Grausamkeit vorgeworfen. Wir wollen durchaus nicht ableugnen, daß sie sich reichlich mit Indianerblut befleckt haben; es geschah dies aber nur aus Habsucht, nicht aus Mordlust; die Ausrottung wurde auch stets beklagt und durch milde, wenn auch ohnmächtige Gesetze ihr entgegen gewirkt. Die überseeische Geschichte Spaniens kennt keinen Fall, der sich an Verworfenheit mit dem messen könnte, daß Portugiesen in Brasilien die Kleider von Scharlach- oder Blatterkranken auf die Reviere der Eingeborenen abgelegt haben, um die Pest künstlich unter ihnen zu verbreiten, oder daß die Brunnen in den Wüsten Utahs, welche von den Rothhäuten besucht zu werden pflegten, von Nordamerikanern mit Strychnin vergiftet wurden, oder wie in Australien, wo zu Hungerszeiten die Frauen von Ansiedlern Arsenik unter das Mehl mischten, mit dem sie die bettelnden Eingeborenen beschenkten, oder endlich in Tasmanien, wo englische Ansiedler die Eingeborenen niederschossen, wenn sie kein besseres Futter für ihre Hunde fanden. Doch haben nicht Grausamkeit oder Bedrückung irgendwo einen Menschenstamm völlig ausgerottet; selbst neue Krankheiten, die Pocken mit eingeschlossen, haben nicht Völker vertilgt, und noch viel weniger die Branntweinseuche, sondern ein viel seltsamerer Todesengel berührt jetzt einst fröhliche und glückliche Menschenstämme, nämlich der Lebensüberdruß." (S. 154). Diesen durch verschiedene Beobachtungen unterstützten Grund leitet der Verfasser aus dem diametralen Gegensatz in der geistigen Organisation ab, wie er sich bei niederen und höher stehenden Rassen thatsächlich entwickelt; letzten Endes sei es das Unbehagen, aus der bisherigen, vegetativ verlebten Existenz in ein fortgeschritteneres, aber arbeitsvolleres Stadium hinauszutreten, verbunden mit der ungemein niedrigen Werthschätzung des Daseins bei den Naturvölkern, die diesen seltsamen Rassentod erzeugen. Wie dies Problem auch zu lösen ist (jedenfalls sind außer psychischen Factoren auch physische und speciell körperliche mit in Anschlag zu bringen), nach einer anderen Seite, in Beziehung auf die Klärung unserer sittlichen Vorstellungen, hat Peschel unzweifelhaft das richtige Kriterium aufgestellt. Es ist dies eben ein Zeichen für die beschränkte Basis, auf der unsere Weltanschauung erwachsen ist, daß wir immer geneigt sind, unser specifisches, nur unserer culturhistorischen Entwicklung entsprechendes, ethisches Ideal ohne Weiteres für das absolut höchste zu halten und es zu einem aprioriischen zu erheben. Ein geringfügiges, aber doch in seiner weiteren Verwerthung bedeutsames Beispiel dieser gefährlichen, voreiligen Generalisirung bietet das Schamgefühl, das ein weitverbreiteter Irrthum an eine, dem europäischen System entsprechende, möglichst vollständige Bedeckung des Körpers zu knüpfen pflegt. „Je

vertrauter wir aber mit fremden Sitten durch gründliche Forschung geworden sind, desto häufiger ergab sich, daß Nacktheit und Sittsamkeit sich durchaus nicht ausschließen, und vor allen Dingen, daß bei verschiedenen Völkern das Schamgefühl bald diesen, bald jenen Körpertheil zu verhüllen gebietet. Wenn ein frommer Moslim aus Ferghana unseren Bällen beiwohnte, die Entblößungen unserer Frauen und Töchter, die halben Umarmungen bei unseren Rundtänzen wahrnähme, so würde er im Stillen nur die Langmuth Allah's bewundern, der nicht schon längst über dies sündhafte und schamlose Geschlecht Schwefelgluthen habe herabregnen lassen. Gleichwohl war vor dem Auftreten des Propheten die Verschleierung der Frauen im Morgenlande nicht üblich. Im königlichen Harem von Maskat erregte die Gräfin Pauline Nostiz die Verlegenheit fürstlicher Damen, weil sie ohne Drahtmaske sich ihnen näherte. Nicht einmal die Mutter sieht dort nach dem zwölften Jahre ihre Tochter mit unbedecktem Gesicht, dagegen lassen die durchsichtigen Gewänder Leib und Glieder deutlich erkennen." (S. 176). Umgekehrt gibt es Völkerschaften, die (schon durch klimatische Gründe gezwungen) völlig ihren Körper bedecken und doch den ärgsten sittlichen Ausschweifungen fröhnen. Aber obwohl der nackte menschliche Leib für den erwachenden Schönheitssinn das erste Versuchsfeld geworden ist, so daß z. B. das Fehlen der Tätowirung bei den Wilden sofort das Gefühl tiefer Verachtung erzeugt, so hat doch die Bekleidung die ersten ästhetischen Regungen sehr wirksam gefördert. „Das Bedürfniß, sich zu kleiden, erwacht erst mit dem Bewußtsein einer höheren Würde und verkündet uns das Bestreben, die Scheidewand zwischen Thier und Mensch zu erhöhen. Nicht bloß Eitelkeit ist es, was etwa den Verlust von Jugendreizen in höherem Alter den Blicken zu entziehen sucht, sondern noch viel früher regt sich der Wunsch, einen Schleier zu werfen über alle gleichsam unverdienten Erniedrigungen, die uns der Haushalt unseres thierischen Leibes auferlegt, und vor Anderen zu erscheinen, als seien wir so rein und sehenswürdig, wie die Lilie in der Sprache der Evangelien."

Soll aber die Ethnologie ein Gesammtbild des geistigen Lebens der Menschheit bieten, so wird es vor Allem ihre Aufgabe sein, die Entstehung und Fortbildung dieser psychischen Welt im organischen Zusammenhange bei den verschiedenen Völkern der Erde zu verfolgen, wie sie die Geschichte der Religion enthält. Gerade die comparative Psychologie in dem Sinne Bastian's und Tylor's (obgleich eine ähnliche Tendenz schon in der Völkerpsychologie hervortritt) ist dazu berufen, in das Chaos anscheinend unlösbarer Widersprüche und lächerlicher Caricaturen Klarheit und Ordnung zu bringen und somit eine inductive Entwicklung unserer übersinnlichen Vorstellungen zu ermöglichen. Auch hier zeigt es sich wieder, wie nur der sociale Standpunkt wirklich fruchtbringend ist; einzig in gemeinsamer, ununterbrochener Wechselwirkung baut sich das große System des Glaubens auf, das nur durch eine flüssige Grenze von dem Aberglauben getrennt ist. Der Mensch lebt überall unter dem Banne seiner eigenen Ideen; so erst recht der mit einer höchst sensiblen Phantasie begabte Wilde, dem dafür das Correlat des nüchternen Denkens fehlt. Je weniger ihm eine causale Verknüpfung und Erklärung der großen elementaren Vorgänge in seiner Umgebung geläufig ist, desto mehr fühlt er sich von der erdrückenden Wucht aller dieser ihn be-

drohenden Räthsel geängstigt, so daß er sich mit irgend welcher Hypothese zufrieden gibt. Bastian schildert diesen hilflosen Versuch des Naturmenschen, sich in der Welt zu orientiren und den darauf folgenden geistigen Rückschlag ganz treffend: „Indem der Wilde in der analytischen Zersetzungsarbeit dessen, was er vor sich sieht, rasch erschlafft, indem er die Existenz des Unbekannten als solchen zugibt und mit dem zugetheilten Namen in seine Gedankenreihe einführt, so hat er sich damit selbstwillig einen Despoten gesetzt, dem er knechtisch und demüthig zu dienen hat, ehe es dem Denken später einmal gelingen wird, ihn in seine constituirenden Elemente aufzulösen und dieselben im fortschreitenden Verständniß zu bemeistern . . . . Mit der Aufnahme des Unbekannten hat der Wilde eine unbegrenzte Größe in seine Gedankenreihe zugelassen, ein X von nicht definirtem und nicht definirbarem Werthe, das bei allen geistigen Berechnungen, bei jedem Abwägen neben einander schwingender Gedankenreihen den Ausschlag geben und diese als die schwerste zur dominirenden machen muß. Der Wilde ist fortan rettungslos der Tyrannei dieses Unbekannten unterworfen. Er sieht es überall um sich, aus jedem Naturgegenstand hervorblickend; er wagt keinen derselben zu berühren; selbst die Pflanze, die als Nahrung zur Lebenserhaltung nothwendig ist, darf nur unter sühnenden Ceremonien gepflückt werden." (Beitr. ꝛc. S. 10.) Dasselbe gilt für den ganzen weiteren Complex seiner Umgebung. Der bekannte juristische Grundsatz des res nullius existirt für ihn ebenso wenig, als ihm vielmehr alles Fremde und Ungewohnte zunächst Furcht einflößt. Nur mit seines Gleichen verkehrt er völlig zwanglos, während ihm ein Fremder oder auch ein Kranker bis auf Weiteres ein Gegenstand heiliger Scheu ist. Dieser Gedankengang wird sich ganz besonders auf die Unterbrechungen des normalen Daseins durch eine schwere Krankheit oder den Tod richten, weil hier eben jedes erklärende Analogon fehlt und den Menschen der furchtbare Schauer einer geheimnißvollen, verderblichen Macht erfaßt. „Wenn der Wilde im Jungle einen Dämon zwischen den Baumzweigen sitzen glaubt, der auf ihn herabfallend seinen mit eisiger Hand gepackten Körper im Fieberfrost schüttelt, wenn wir dagegen von einem Miasma reden, so ist der Unterschied im Grunde kein großer . . . . . Die Vorstellung eines Dämons, eines Geistes ist dem Naturmenschen ein zu nahe liegender, ein zu bequemer und sinnlich faßlicher, als daß er sie für ein nichtssagend in sein Ohr tönendes Wortgeklingel aufgeben sollte; im Gegentheil, er setzt den Dämon überall; er vergeistigt sich die ganze Natur; er führt überall ihre Processe auf übermenschliche Agentien zurück." Aber dieser unheimliche, übrigens sonst nach menschlichem Naturell gedachte Dämon ist nur eine, wenn auch überaus mächtige Gestalt aus dem großen Geisterreiche, mit dem der Wilde die Welt bevölkert, und es bedarf noch einer genaueren Analyse, um den ganzen Bereich dieser psychischen Schöpfungen zu verstehen. Außer unserem Gewährsmann ist es namentlich wieder E. Tylor, der in verschiedenen Werken die sog. Theorie des Animismus begründet hat. (Vgl. abgesehen von dem früher genannten Buch: „Anfänge der Cultur, Urgeschichte der Menschheit", 2 Bd., Leipzig 1870 und „Einl. in das Studium der Anthropologie", Braunschweig, 1883.) „Der Animismus begreift mehrere Lehren in sich, welche mit solcher Gewalt zur Personificirung führen, daß Wilde und Barbaren anscheinend ohne

alle Mühe Erscheinungen ein bestimmtes individuelles Leben geben, welche wir bei äußerster Anstrengung unserer Phantasie nur mit bewußter Mühe personificiren können. Eine über die Schranken moderner Vorstellungen weit hinausgehende Idee von einem die Natur durchdringenden Leben und Willen, ein Glaube an persönliche Seelen, die selbst das, was wir leblose Körper nennen, bewohnen, eine Anschauung von der Wanderung der Seelen, sowohl im Leben wie nach dem Tode, eine Empfindung von Scharen geistiger Wesen, die bald durch die Luft ziehen, bald Bäume, Felsen und Wasserfälle bewohnen und dadurch solchen materiellen Gegenständen ihre eigene Persönlichkeit verleihen, alle diese Gedanken sind in der Mythologie in so mannigfach verschlungener Weise thätig, daß es eine schwierige Aufgabe ist, die Thätigkeit aller einzelnen Elemente zu entwirren." Dahin gehört natürlich die gesammte Naturauffassung, sei sie nun in der feinsinnigen, ästhetischen Perspective griechischer Kunstanschauung wirksam oder in den düsteren fratzenhaft verzerrten Formen des Fetischismus. Der Animismus ist deshalb die gegebene, weil mit der menschlichen Existenz unaufhörlich verknüpfte Grundlage aller Religionen, die wir nur in Folge unseres einseitigen mechanischen Standpunktes nicht überall mehr zu verstehen vermögen, so daß uns z. B. die moderne Wiedergeburt dieser gewaltigen psychischen Kraft, der Spiritismus, ganz fremdartig vorkommt. Der wirksamste Impuls für diese organisch sich weiterbildende Schöpfung geht, wie schon früher bemerkt, von der das gewöhnliche Denken gewaltsam aufrüttelnden Thatsache des Todes aus, welchen die Auffassung des Naturmenschen daher auch als anomal und unnatürlich bezeichnet und nicht als ein naturnothwendiges Produkt chemischer und physikalischer Factoren ansieht. „Was ist das Leben, welches zu gewissen Zeiten, aber keineswegs immer in uns ist? Dies ist die große Frage, welche sich den uncultivirten Rassen aufdrängt, und die auch wir mit all unserm Wissen nicht erschöpfend zu beantworten vermögen. Ein Mensch, der noch vor wenigen Minuten bei voller Thätigkeit aller seiner Sinne sich bewegte und redete, fällt in den bewegungs- und bewußtlosen Zustand eines tiefen Schlafs, um nach einer Zeit wieder mit erneuten Lebenskräften aus demselben zu erwachen. In anderen Fällen hört das Leben noch vollständiger auf, wenn z. B. Einer in Ohnmacht oder Scheintod fällt, wobei der Schlag des Herzens und die Athembewegung unmerkbar wird, der Körper bleich und unempfindlich daliegt und nicht erweckt werden kann. Dieser Zustand kann Minuten und Stunden, selbst Tage lang anhalten, bevor der Ohnmächtige oder Scheintodte wieder erwacht. Barbaren werden diesen Zustand in der Weise erklären, daß sie sagen, die betreffende Person sei eine Zeitlang wirklich todt gewesen, aber die Seele sei wieder in den Körper zurückgekommen. Sie sind nicht im Stande, einen wirklich Todten von einem Scheintodten zu unterscheiden. Sie versuchen einen Todten emporzurichten, sprechen zu ihm und suchen ihm selbst Nahrung einzuflößen; erst wenn der Leichnam aus der Nähe der Lebenden entfernt werden muß, sind sie überzeugt, daß das Leben für immer entschwunden ist. Wie sollte sich da die Frage nicht aufdrängen, was ist die Seele oder das Leben, welches so im Schlafe, in der Ohnmacht und im Tode kommt und geht?" (Einl. S. 413.) Unter dem Hinzutritt anderer Motive, besonders von Traumerscheinungen, bildete sich so ganz naturgemäß die Vorstellung von der Seele

aus, die als immaterielles Princip nicht mit dem Körper zugleich untergehe, sondern eine von ihm unabhängige, freilich sehr verschieden gedachte Existenz führe. Für jene so außerordentlich realistisch angelegten Zeiten ist es allerdings vollkommen verständlich, wenn dieser wunderbare Factor nicht abstract aufgefaßt wird, sondern incarnirt in körperlichen Functionen; deshalb erscheint die Seele bald als Athem, Dampf, Schatten (so in der bekannten Scene in der Odyssee) bald (mehr physiologisch gefärbt) als Blut. Ist nun einmal die Vorstellung ins Leben gerufen, so entwickelt sie sich mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit weiter und ergreift immer größere Gebiete der sittlichen Thätigkeit; auf der einen Seite finden wir die Pflege des Grabes, die Conservirung des Körpers (Einbalsamirung) und den Cultus der nach der leiblichen Trennung ungleich mächtigeren Seele (wohl am consequentesten bei den religiös streng geschulten Aegyptern), die Todten- und Allerseelenfeste, wie sie die Japaner mit unserer römisch-katholischen Kirche theilen, oder die furchtbaren Todtenopfer, die der Seele eines mächtigen Häuptlings auf dessen Grabe gebracht werden, die erst vor einigen Decennien mühsam unterdrückten Wittwenverbrennungen bei den Hindus und endlich den unheimlichen, auf der Blutreception basirenden Cannibalismus; auf der anderen Seite die Verehrung von Heroen in immer sich steigernden Formen, bis deren Cultus zur Signatur eines ganzen Volkes wird. Und wie bei den Centralafrikanern die Götter gelegentlich sich im praktischen Leben unfähig zeigen, den drohenden Schaden abzuhalten, so daß sie durch neue Fetische ersetzt werden müssen, so unterliegt auch in dem großen Wettkampf um die geistige Herrschaft über civilisirte Nationen bisweilen die alte Schar der Himmlischen und muß grollend den fremden Siegern weichen. So überwiesen die Perser ihre früheren arischen Heiligen dem dunklen Reich Ahriman's, und die germanische Götterwelt, welche sich zu tief in dem Herzen unserer Vorfahren eingewurzelt hatte, fristete nach dem Eindringen des Christenthums in der Gestalt spukhafter Kobolde und Unholde ein bescheidenes Dasein. Von den bekannteren Formen der Metempsychose in Indien und Aegypten abgesehen, bedarf nur noch die in der Geschichte so überaus mächtige Idee der Wiedergeburt oder Incarnation des höchsten Gottes einer kurzen Erwähnung. Am schärfsten hat sie sich wohl in der ursprünglich atheistischen Religion Buddha's entwickelt, der in der sich ewig erneuernden Person des Dalai Lama allen Gläubigen bis an das Ende der Tage erscheint. Diese Anschauung, welche an Kühnheit alle ähnlichen Versuche des abendländischen Katholicismus übertrifft, wird mit solcher Zähigkeit in jener Kirche festgehalten, daß noch heute an der Centralstätte des buddhistischen Glaubens, in dem wie ein unnahbares Heiligthum gehüteten tibetanischen Lhassa, nach dem Tode des bisherigen Würdenträgers augenblicklich das Concil der Väter zusammentritt, um einen neuen Erben der göttlichen Weisheit zu erspähen.

Der Geschichte des religiösen Bewußtseins, deren Bedeutung für das Völkerleben in unserer kritisch angelegten Zeit öfter erheblich unterschätzt wird, schließt sich eine Entwicklung der *sittlichen* Vorstellungen an und damit in engem Zusammenhang eine Darstellung des *Rechtes* in seinen verschiedenen Gestaltungen auf der Erde. Wie früher bei ähnlichen Anlässen, so hat man sich auch hier zu vergegenwärtigen, daß alle sog. Ursprungsfragen speculative Fictionen sind,

metaphysische Luftsprünge ohne reale Basis; für die inductive Forschung handelt es sich überall nur um eine organische Entfaltung vorhandener Keime, die in unserem Falle durch die sociale Organisation einerseits und durch die specifische psychophysische Anlage des Individuums anderseits bedingt sind. Es gilt daher vor Allem, die Structur jener primitiven Geschlechtsgenossenschaft, die wir früher schon als die Keimzelle aller späteren Differenzirungen bezeichneten, auf das genaueste zu studiren, da sich hierin zugleich der Inbegriff der ethischen Anschauungen concentrirt hat. Auf Grund nun des unendlich reichhaltigen Materials ist es der Ethnologie gelungen, die landläufige Meinung einer aprioriischen, absoluten Moral zu Gunsten einer relativen, genetischen, mit äußeren und inneren Factoren sich verändernden zu beseitigen. Diesen langsamen Fortschritt der sittlichen Gefühle offenbart uns ganz unzweideutig die Geschichte der Ehe, wie sie besonders der eifrige englische Gelehrte John Lubbock behandelt hat. („Die vorgeschichtliche Zeit," 2 Bände, Jena 1874 und „Die Entstehung der Civilisation", Jena 1875.) Wie wenig sich unser Ideal mit dem jener Zeiten deckt, zeigt ein Blick auf die gänzliche Verschiedenheit der ehelichen Verhältnisse. „Auf bisher eingenommenem Standpunkt" (bemerkt Bastian in einem Vortrag über das Matriarchat) „bildete die Familie die Grundlage der Gesellschaft, in Erweiterung zum Stamm, zum Volk u. s. w., und an ihrer Spitze erschien der philologisch auch als Schützer erklärte pater familias und pitar, mit seinen Collegen im arischen Cultuskreis. Jetzt, wo wir mit ethnologischem Einblick bis auf primäre Grund- und Unterlage gelangen, fällt gerade dort die Familie gänzlich aus und die femina finis familiae schwebt aus solchem Nichtsein in gespenstischen Umrissen empor, um als mater familias die Familie zu decken." Es läßt sich nämlich nach den übereinstimmenden Berichten über die stammfremdesten Rassen nicht mehr bezweifeln, daß an die Stelle des freundlichen Idylls der patriarchalischen Familie als Grundform der Entwicklung eine seitens der Stammesmutter repräsentirte Blutsverwandtschaft zu treten hat, innerhalb deren natürlich auch ganz andere sittliche Anschauungen gelten. „Die Ehe" (erklärt Lubbock) „und die verwandtschaftliche Stellung eines Kindes zu seinem Vater und seiner Mutter scheint uns so natürlich und selbstverständlich, daß wir leicht geneigt sind, diese Einrichtungen für ein ursprüngliches Gemeingut des Menschengeschlechts zu halten. Das ist indessen durchaus nicht der Fall. Die tiefstehenden Rassen kennen keine eheliche Verbindung; wahre Liebe kommt bei ihnen fast nie vor, und die Ehe in ihren niedrigsten Phasen ist keineswegs eine Sache der Neigung oder Kameradschaft." Und ähnlich Post: „In den primitiven Geschlechtern finden sich ausgeprägte eheliche Verhältnisse zwischen den einzelnen Geschlechtsgenossen nicht. Die Geschlechtsgenossen verkehren unter einander frei, und nur das thatsächliche Uebergewicht besonders kräftiger Individuen, welche sich zur Stellung eines Häuptlings erheben, mag den Neigungen der schwächeren Blutsfreunde wohl Einhalt gebieten." („Grundlagen d. Rechts", S. 214.) So widrig und empörend uns diese Vorstellung auch anmuthen mag, so wenig ist es doch angebracht, nur aus individuellen Gemüthserregungen gegen objective Thatsachen streiten zu wollen. Erst mit dem langsamen Zerfall der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft und der ausschließlich endogamischen, innerhalb

desselben Stammes geschlossenen Ehe, mit der Entwicklung exogamischer, auf der ehelichen Verbindung mit anderen Stämmen beruhender Verhältnisse und der damit zusammenhängenden Verschiebung der ganzen socialen Ordnung beginnt, aber nur sehr allmälig, die anfängliche, fast thierische Rohheit von diesen zartesten Beziehungen unserer sittlichen Welt zu weichen. Besonders bedeutsam und in manchen alten Volksbräuchen rudimentär erhalten ist die Eheschließung durch Raub, welche eben im Laufe der Zeit zum unscheinbaren Symbol herabsank; dann folgte, nachdem die väterliche Gewalt durch die Besiedelung fester Wohnsitze immer mehr erstarkt war, die Form des Kaufes (im alten Rom in der coemtio noch deutlich ausgeprägt), wo die Frau als Waare dem Meistbietenden zugeschlagen wird. Daß durch diese sociale Umwälzung auch die Ethik eine tiefgreifende Umgestaltung erleidet, liegt auf der Hand; die Gefühle der Gatten- und Kindesliebe (von dem Patriotismus ganz zu schweigen), die moralischen Empfindungen der Reue und des Gewissens, die sittliche Werthschätzung des Mitmenschen, die Schonung des Eigenthums u. s. w., alle diese Güter unserer Cultur und Gesittung fehlen entweder völlig oder erscheinen doch in einer ganz verkümmerten Form in jenen Zeiten der primitiven Organisationsstufen unseres Geschlechtes.

Diesen Gedanken einer Entwicklungsgeschichte des rechtlichen Bewußtseins hat Herm. Post in verschiedenen Werken ausgeführt (vgl. „Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit", 1875; „Ursprung des Rechts", 1876; „Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft", 2 Bände, 1880 u. 1881; „Die Grundlagen des Rechts", 1884, sämmtlich in Oldenburg erschienen). Seinen kritischen Standpunkt formulirt der Verfasser so: „Mein Ziel ist, auf inductivem Wege eine allgemeine Rechtswissenschaft aufzubauen; . . . ich gehe nicht davon aus, daß ein absolut und objectiv Gutes oder Rechtes dem Menschen angeboren sei, oder daß mein individuelles sittliches und rechtliches Bewußtsein ein untrüglicher Maßstab für die Unterscheidung von Gut und Schlecht oder von Recht und Unrecht sei, sondern ich will aus den Erscheinungsformen des ethischen und rechtlichen Bewußtseins der Menschheit in den Sitten aller Völker der Erde erst erkennen, was gut und recht sei, und auf diesem Umwege feststellen, welche Bewandtniß es mit meinem eigenen individuellen sittlichen und rechtlichen Bewußtsein habe. Ich will daher an die Stelle der Individualpsychologie, auf welcher unsere heutige Rechtsphilosophie fast ausschließlich beruht, eine ethnische Psychologie setzen. Ich nehme die Rechtssitten aller Völker der Erde als die Niederschläge des lebendigen Rechtsbewußtseins der Menschheit zum Ausgangspunkt für meine rechtswissenschaftliche Forschung und stelle auf dieser Basis alsdann die Frage, was recht sei." (Vorrede zu: „Die Grundlagen", S. X.) Darnach ergibt sich, daß in den primitiven Phasen des socialen Lebens sich Recht und Sitte annähernd decken, und daß erst bei sinkender physischer Kraft und bei der dadurch bedingten Zersetzung der Sitte sich die rechtlichen Begriffe immer schärfer zuspitzen und in einen unvermittelten Gegensatz zum Leben setzen, wie es z. B. besonders auffallend die Zeit des Byzantinismus zeigte. Während die Sitte sodann die innere psychische Seite des socialen Lebens in sich schließt, beruht das Recht vielfach auf äußeren Factoren, auf allgemeinen socialen und klimatischen, wie auf be-

sonderen culturhistorischen. Bei den durch eine straffe Hierarchie und die subtilsten mythischen Speculationen auf die übersinnliche Welt hingewiesenen Aegyptern trat die Religion unmittelbar in den Dienst des praktischen Rechts, wie noch heutzutage, unter ganz anderen Verhältnissen, der Koran zugleich als juristischer Canon functionirt. Wo, wie in China, die Beziehung der Kinder zu den Eltern zur Grundlage der überaus volksmäßigen, wenn auch sehr nüchternen Moral erhoben wurde, wird diese dadurch zur Begründung rechtlicher Verpflichtungen herangezogen. Und doch, so wenig gewisse aprioriische Ideen an und für sich schon das Bewußtsein des Menschen erfüllen, so sehr vielmehr umgekehrt der Inhalt der Rechtsnormen innerhalb der einzelnen Organisationsstufen schwankt, so verfehlt ist es anderseits, in diesem Hergang nur äußeren Factoren eine entscheidende Rolle zuschreiben zu wollen. „Wir finden uns im Besitze eines Rechtsbewußtseins, in welchem das psychische Gesammtleben, die Collectivseele eines socialen Verbandes sich in psychischen Erscheinungsformen äußert. Insofern hier ein socialer Factor wirksam ist, liegt das Rechtsgebiet über das Gebiet des individuell Menschlichen ganz hinaus. Daher wirkt auch das Rechtsbewußtsein im Menschen mit einer unausweichlichen Gewalt; er kann sich der Stimme seines Gewissens nicht entziehen, auch wenn seine individuellen Triebe ganz anders wohin neigen. Das Verhältniß zwischen Rechtsbewußtsein und Recht ist dasjenige, daß das Recht sich als ein Niederschlag des Rechtsbewußtseins der sämmtlichen Individuen, aus denen ein socialer Organisationskreis besteht und bestanden hat, darstellt. Das Rechtsbewußtsein des einzelnen Menschen tritt in Gestalt von Handlungen, Worten und Zeichen in die mechanische Welt über und erscheint hier in der durch den socialen Factor erzeugten gleichmäßigen Wiederholung als eine Sitte. Es erscheint daher zunächst das individuelle Rechtsbewußtsein als der lebende Urquell des Rechts. Es ist nicht bloß die treibende Kraft im praktischen Rechtsleben, es ist auch der Factor, welcher das bestehende Recht stets weiterbildet. Aus den Köpfen der einzelnen Individuen, aus denen sich die Völker der Erde zusammensetzen, werden die Rechtsanschauungen herausgeboren, welche in einer kommenden Periode den Charakter gewohnheitsrechtlicher und gesetzlicher Normen annehmen, und am letzten Ende sind alle positiven Rechte nichts als ein durch unzählige Generationen aufgespeicherter, durch unzählige scharfsinnige Köpfe gesichteter Niederschlag individueller Rechtsanschauung." (A. a. O. S. 20.) Ueber diesen letzt erreichbaren Punkt eines angeborenen Gefühls, jederzeit nach dem bestehenden Schema Recht von Unrecht unterscheiden zu können, noch weiter hinauszugehen und etwa die Bildung des Individuums selbst und seine Beziehung zum umfassenden Weltgeist untersuchen zu wollen, würde müßige Speculation sein.

Wir konnten in dieser Skizze natürlich nur in großen Zügen ein Bild der neuen, vielversprechenden Weltanschauung entwerfen, aber dennoch geben wir uns der Hoffnung hin, daß wir die hohe Aufgabe der vergleichenden Ethnologie, eine Geschichte des menschlichen Bewußtseins auf allen Organisationsstufen zu liefern, einigermaßen dem Verständniß nahe gebracht haben. Freilich wird der Vertreter dieser Wissenschaft auf manche freundliche Aussicht und Erwartung verzichten müssen, aber um so sicherer findet er sein Wissen begründet, und um so un-

mittelbarer fühlt er sich trotz seiner individuellen Hinfälligkeit als ein Glied des großen Alls. Diese weite Perspective hat Bastian in seinem Erstlingswerke mit einer seltenen Kraft und Begeisterung ausgemalt, so daß wir mit dieser Ausführung unserer Darstellung schließen möchten. „Wir schweben in einem unermeßlichen All, wo sich der Raum nach allen Seiten in unabsehbare Fernen verliert; wir leben in der Spanne der Zeit, deren schwach flackerndes Licht bald in dem Dunkel der Vergangenheit, bald in dem Dunkel der Zukunft verlischt, wir denken in dem Wunder des Bewußtseins, ein Räthsel unserer Umgebung, ein Räthsel uns selbst . . . . Wohl sehen wir rings um uns nur das Walten in ihrer letzten Ursache unverständlicher Gesetze, aber wir sehen sie zusammenwirken im harmonischen Einklang . . . Und was ist es, was das Menschenherz begehrt? Das Ganze zu kennen, von dem es nur ein integrirender Theil ist. Kann es hoffen, es jemals anders zu verstehen, als in dem Moment seines Mitwirkens in dem allgemeinen Zusammenhang? Kann ihm ein sicherer und erhabenerer Trost geboten werden, als sich selbst ein Atom in der Unendlichkeit und Ewigkeit zu wissen, unendlich und ewig wie diese? . . . Unser Auge blickt hinaus in die Unendlichkeit, warum sie leugnen? Suche selbst unendlich zu werden, wenn dich die Unendlichkeit umgibt. Bald wirst du die Gedanken, die Ideen ausströmen fühlen in die Ewigkeit des Alls; du wirst sie Wurzeln schlagen fühlen überall in den Gesetzen des harmonischen Kosmos; du wirst mit ihm verwachsen unauflöslich, ewig, unendlich wie er und dich selbst erfüllen in bewußter Harmonie."

Unter den Linden.

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

II.

Wie gut ich sie kenne, die Häuser unter den Linden, als ob jedes von ihnen seine Geschichte mir erzählt hätte, die eigene und die der Leute, die darin gewohnt haben. Fast ein Menschenalter lang bin ich an ihnen vorbeigegangen, in guten und bösen Tagen, habe mir ihre Physiognomie eingeprägt und an ihren Schicksalen in gewisser Weise Theil genommen; habe alterthümliche Paläste mit weiten, öden Räumen gesehen, wo jetzt schimmernde Café's und glänzende Restaurants sind, und wiederum verwitterte Gebäude des vorigen Jahrhunderts, wo jetzt stattliche Paläste sich erheben. Ich habe sie sowohl ihre Bewohner als ihre Bestimmung wechseln sehen, und all' diese Wandlungen als Beobachter mit ihnen durchgemacht. In viele derselben, ja in die meisten bin ich, während dieser langen Zeit, persönlich gekommen; in einigen habe ich eine Gastfreundschaft genossen, deren Andenken die Gastgeber überlebt hat, in anderen die Bekanntschaft bedeutender Männer und schöner Frauen gemacht, die beide nicht mehr sind, und in einem viele, viele Stunden verbracht, welche zu den lehrreichsten, wenn nicht zu den angenehmsten meiner jüngeren Jahre zählen. Das Haus existirt nicht mehr; es stand da, wo jetzt der Eingang zur Passage sich öffnet, und es war das Haus Nr. 23. Obwohl lange verschwunden, sehe ich es noch deutlich vor mir mit seinen gelben Wänden und vielen Fenstern, langgestreckt, zwei Stockwerke hoch, die Thüre beständig offen, der Flur dunkel, die hölzernen Treppenstufen ausgetreten — kein sehr wohnliches oder einladendes Haus. Im Erdgeschoß war ein kleiner Cigarrenladen, im zweiten Stock ein Restaurant, das nur noch wenig frequentirt ward, und ein Ballsaal, in dem nicht gerade die beste Gesellschaft von Berlin tanzte. Der erste Stock beherbergte die Redaction des „Bazar", jener Frauenzeitung, welche damals auf der Höhe ihres Ansehens und ihrer Abonnenten stand; ich glaube, sie hatte deren über eine Viertelmillion. Ich redigirte den belletristischen Theil. Niemals aus meiner Erinnerung werden diese Bazartage schwinden. Sie

fingen an mit großen Illusionen. Dieses unbekannte Publicum von einigen Hunderttausenden, und die Mehrheit von ihnen Frauen, junge Frauen natürlich, geistreiche, schöne Frauen — das gab meiner Phantasie wundersamen Spielraum und lockte sie wie zu weiten Fernen. Ich entsinne mich noch der ersten Enttäuschung, als eine Correspondentin, die nach ihren zierlichen Briefen ich mir nicht reizend genug ausmalen konnte, nun eines Tages persönlich erschien — ein ältliches Fräulein, welches mich plötzlich auch in Bezug auf ihre Schwestern in Apoll mit einigem Zweifel erfüllte. Mich hatte ferner der Gedanke gelockt, daß dieses Weltblatt — wie wir es mit Vorliebe nannten — einen Einfluß besitzen und ausüben müsse, welcher seiner ungeheuren Verbreitung entsprach. Ich wußte damals noch nicht, daß Plato nur zwölf Leser gehabt; daß diese zwölf aber „das Salz der Erde" und die geistigen Beherrscher der Menschheit gewesen. Und dennoch war die Arbeit nicht ganz verloren. Ich sammelte Erfahrungen, unerläßlich für Denjenigen, der sich zu größeren und ernsteren Aufgaben vorbereitet. Denn das „Redigiren" war nun einmal mein Loos und meine Wahl. Schon auf dem Gymnasium zu Rinteln gab ich ein Blättchen heraus, welches, auf großen Bogen sauber geschrieben, allwöchentlich einmal erschien und im Kreise der Mitschüler bei Kaffee und Kuchen verlesen ward. Ich glaube, daß ich diesen Eifer für Alles, was Zeitungen und Zeitschriften heißt, von meinem Vater geerbt habe, der auch kein Blatt liegen sehen konnte, ohne darnach zu greifen. Später, in London, ward ich nicht müde, die „Reviews" und „Magazines" zu studiren, und ich kehrte nach Deutschland zurück mit dem lebhaften Wunsch, etwas Aehnliches zu schaffen. Ich unternahm es, und es mißlang. Diese Schul- und Lehrjahre des „Bazar" aber förderten mich auf meiner Bahn. Was bisher eine nebelhafte Vorstellung gewesen, ward jetzt zur greifbaren und nicht selten harten Wirklichkeit für mich; ich lernte vor Allem mich bescheiden, lernte um des Zweckes Willen meine Person unterordnen, lernte Neigungen unterdrücken und Abneigungen überwinden, lernte Rücksichten nehmen und Empfindlichkeiten schonen, um Etwas erreichen zu können, was über diesen beiden stand, und übte mich in der schweren Kunst, zwischen den Ansprüchen der Mitarbeiter und denen der Leser zu vermitteln, um sie zusammen nach dem beabsichtigten Ziele hinzuleiten. Es war kein besonders hohes Ziel für diesmal, aber es war doch eins — eine Zwischenstation, der ich mit dem Gefühle der Befreiung den Rücken kehrte, ohne darum zu vergessen, was ich ihr schuldete.

Diese persönlichen Erinnerungen sind es nicht allein, ja sie sind es nicht einmal hauptsächlich, welche das Haus Nr. 23 unter den Linden mir denkwürdig machten, so lange es stand, und nun, wo die Passage, Castan's Panoptikon, Läden und ein beständig hin- und herfluthender Menschenstrom an seiner Stelle sind, mir das Verschwundene, längst Hingegangene wieder zurückrufen. Oft, an stillen Abenden, wenn es mir über einem Manuscripte spät geworden, wenn die Redaction leer und ich allein war, in diesen schwach erhellten, langen und niedrigen Zimmern mit den zahllosen Fenstern und Thüren, dann begann es in der Einsamkeit lebendig zu werden — die Thüren bewegten sich, vor den Fenstern, von denen aus ich die Linden dreimal grün werden und dreimal ihr Laub verlieren sah, drängten sich die Menschen, um gleichfalls hinauszuschauen;

Stimmen riefen, mit einem eigenthümlich zitternden, schwachen Ton; kleine Glocken schellten, und Gläser klangen mit einem Kichern dazwischen, wie in seiner Fröhlichkeit erstickt — Schleppen rauschten durch den Gang und Roben von schwerer Seide knisterten auf den Treppen — waren es die mit allerlei Stoff bekleideten Modellpuppen der Hinterzimmer, welche verhext hier plötzlich umherwandelten und mir einen Besuch abstatten wollten in der Redaction des „Bazar"? Die Gemächer füllten sich, immer größer wurde die Menge der bunten Gruppen, alle in den schönen Trachten des vorigen Jahrhunderts; es waren Cavaliere darunter im Hofcostüm und Fürsten mit dem Stern auf der Brust, ein Maskenzug, wie ich noch niemals einen gesehen, endlos, an mir vorübergehend, immer mehr und immer neue, Männer mit einem verschmitzten Lächeln um die Lippen, Frauen mit einer süßen Melancholie des Blickes, stolze Figuren im Hermelin und im Purpur, in Atlas und Brocat, mit Gold und mit Tressen, mit Puder und Schminke, mit Zopf und hoher Frisur — und nun auf einmal mitten in diesem Gedränge, welches Eile zu haben schien, zwei Gestalten, welche zögern, still stehen, zurückbleiben, während alle anderen wie die Schatten dahinschweben, untersinken, in Nichts zerfließen — zwei Gestalten, der Ewigkeit angehörend und trotzdem uns gegenwärtig, als ob sie noch unter uns wären — ein Jüngling der Eine, schön wie der junge Morgen, heiter, sieghaft, übersprudelnd in der Fülle seiner Kraft; ein Mann der Andre, weit noch von der natürlichen Grenze des Lebens, und doch schon gebeugt, hochgewachsen, hager, mit einem feinen, blassen, durchgeistigten Gesicht und einem Paar wehmuthumflorter Augen, in welche zu blicken das Herz zu Thränen bewegt — der Eine am Anfang einer langen, sonnigen, glorreichen Zukunft, der Andere am Ende eines allzukurzen Erdenwallens und Beide von Jenen, die nur sterben, um unsterblich zu sein: Goethe in seinem dreißigsten Lebensjahr und Schiller ein Jahr vor seinem Tode.

Nein, dies ist keine Phantasie; verschwunden sind all' die ungezählten Andren, die mit ihnen gekommen, diese Beiden aber sind geblieben, und dies hier, dies Haus Nr. 23 unter den Linden, war der alte berühmte Gasthof „Zur Sonne", den meine Leser nun schon kennen. Er kam am 15. Mai 1778 hierher, der junge Goethe, in Begleitung seines Herzogs, und theilte acht Tage, bis zum 23. Mai, zwischen Berlin und Potsdam, wo er auch den großen König sah, ohne jedoch ihm näher zu kommen. Es war das erste Mal und das einzige, daß Goethe Berlin sah. Er sah es mit den „großen, hellen Augen, in denen der ganze Goethe strahlte", wie die Tochter der Karschin (nachmals Frau von Klencke) an Gleim schrieb. Es war der Goethe, der den „Götz von Berlichingen" und den Werther geschrieben und auch in Berlin Tausende von Herzen hingerissen und gewonnen hatte. Er bewunderte „die Pracht der Königstadt, und Leben und Ordnung und Ueberfluß, das nicht wäre ohne die tausend und tausend Menschen, bereit, für sie geopfert zu werden"[1]. Er hat niemals in seinen jungen Jahren Gefallen an Berlin gefunden; ja, er war gegen dasselbe mit einem mächtigen Vorurtheil erfüllt. Noch aus Leipzig schreibt er (October 1766) über einen Jugendfreund an seine Schwester: „Er wird in Berlin schon zugestutzt

[1] An Frau von Stein. Berlin, den 17. Mai 1778.

werden, und ich befürchte, vielleicht nur zu sehr, denn ich glaube, es ist jetzo in ganz Europa kein so gottloser Ort als die Residenz des Königs in Preußen“ [1]). Berlin, nachmals die Wiege seines Weltruhms, war jetzt der Sitz seiner Gegner. Friedrich selbst mit seiner erlauchten Hand schrieb gegen den Dichter des „Götz“. Ramler und Nicolai waren seine Freunde nicht, und Mendelssohn, wiewohl er ihn schätzte, besuchte Goethe nicht, wahrscheinlich wegen der nahen Beziehungen desselben zu diesen Beiden. Dagegen war er zweimal in der Malerwerkstatt Chodowiecki's; vor allen Künstlern, die das Zeitalter Friedrich's verherrlichten, schätzte Goethe diesen, der das alltägliche Leben so reizend nachzubilden verstand, und er scheute nicht den weiten Weg nach den Frankfurter Linden, um den jovialen Fünfziger bei der Arbeit, mit dem Grabstichel oder der Palette, zu sehen. Auch die Karschin hat er besucht in einem Häuschen, das, von Linden beschattet, nahe am Hacke'schen Markt in einer geräumigen Vorstadt am Thore lag, dem heutigen dicht bevölkerten Spandauer Revier; Dankbarkeit und Herzensgüte hatten ihn dahin geführt, zu der vom Glücke gerade nicht verwöhnten Frau, „geb. Dürrbachin“, welche ihm, nachdem sie ihn in seinem Wirthshause verfehlt, ein Gedicht gesandt mit langen und kurzen Zeilen, großen und kleinen Anfangsbuchstaben, ohne Orthographie und Interpunktion: „am göthe zu Berlin Monttags den 18. May 1778.“ Für ihn, den Götterliebling, gab es damals keinen Zwang; er gehorchte dem Impuls seines großen und edlen Herzens. Ein gewisser Burrmann, Candidat der Gottesgelahrtheit, ein bescheidener Mann, damals Redacteur an der „Spener'schen Zeitung“ und sonst der Nachwelt unbekannt, hatte ihm einmal nach Weimar in herzlich verehrender Weise geschrieben. Bei Diesem, während seines Berliner Aufenthaltes tritt eines Morgens Goethe herein. Burrmann kennt ihn nicht. Als Goethe sich genannt, wirft der Candidat der Theologie sich auf den Boden und wälzt sich wie ein Kind darauf herum. Auf Goethe's Frage, was er habe, gibt Jener zur Antwort: „Ich kann meine Freude über Sie nicht besser ausdrücken.“ Worauf Goethe: „Nun dann will ich mich auch zu Ihnen legen.“ Und so lagen sie Beide auf den Dielen des Zimmers [2]).

Ovationen anderer Art wurden Schiller bereitet, als er sechsundzwanzig Jahre später, im Mai 1804, hierherkam. Es existirt noch eine Karte des hiesigen Fremden-Meldeamts, auf welcher es heißt: „Angekommene Fremde: Den 2. Mai Herr von Schiller, Hofrath, kommt von Leipzig, logirt Unter den Linden.“ Das Wirthshaus „zur Sonne“ hatte damals seinen Namen schon gegen den moderneren „Russischer Hof“ vertauscht; und so steht es auch in der „Vossischen Zeitung“ vom 3. Mai. Doch war es noch immer dasselbe Haus. Man weiß, daß die Absicht bestand, Schiller dauernd, oder doch wenigstens regelmäßig für einen Theil des Jahres an Berlin zu fesseln; man weiß aber auch, daß die Verhandlungen resultatlos verliefen. Schiller's Ansprüche waren nicht groß — zweitausend Thaler jährlich — man bedenke: sechstausend Mark, und diese Summe zu nennen, erlaubt ihm noch nicht einmal die Bescheidenheit, wie er sagt. Schiller scheint sich mit dem Gedanken einer Uebersiedelung schon ganz vertraut gemacht zu

[1]) Goethe-Jahrbuch, 1886, S. 50. — Weimarer Goethe-Ausgabe, Goethe's Briefe, I, 81.
[2]) Heinrich Pröhle in der „Vossischen Zeitung“, 15. Mai 1878, vierte Beilage.

haben; Berlin gefällt ihm. „Es ist dort eine große persönliche Freiheit," schreibt er an Körner, „und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben." Frau von Schiller, die den Gemahl auf dieser Reise begleitet, will ihn in seinen Entschlüssen nicht stören; aber sie weint fast vor Freude, als sie Thüringens erste Bergspitze wieder erblickt. „Ich wäre recht unglücklich in Berlin gewesen," schreibt sie an Fritz von Stein, als der Plan sich längst zerschlagen (9. December 1804). „Die Natur dort hätte mich zur Verzweiflung gebracht." Aber die Tage, die sie in Berlin verbrachten, vom 1. bis 17. Mai, waren dennoch Festtage für Beide — und ach, ihre letzten! Die Königin empfing ihn; die Freunde, alte und neue, Hufeland, der große Mediciner, im Jahre 1798 als Leibarzt des Königs, von Jena hierher berufen, Fichte, der Philosoph, Woltmann, der Historiker, Zelter, der Musiker, die führenden Männer des damaligen Berlin und seine geistreichen Frauen umringten ihn. Die Daten in Schiller's Kalender zeigen, wie besetzt er war, Mittags und Abends, mit Oper, Schauspiel und Concert vorher und nachher. Allen voran in den Veranstaltungen glänzender Gastlichkeit ging der Director des Königlichen Nationaltheaters, Iffland. Altersgenossen diese Beiden, waren sie Kameraden gewesen in der Mannheimer Zeit, den Tagen der „Räuber" und des „Fiesko". Seitdem hatte Schiller die Höhen des Ruhms erstiegen, und Iffland, obgleich sein Loos in dieser Hinsicht bescheidener gefallen, war dennoch, nicht unverdient, zu einer ansehnlichen Reputation, zu Wohlstand und Einfluß gelangt. Er hatte als Schauspieler seine Triumphe gefeiert, hatte Stücke der mittleren Gattung verfaßt, welche seinen Namen noch heut in Ehren lebendig erhalten und war nunmehr, in amtlicher Stellung, ein vermöglicher Bürger Berlins geworden. Er besaß ein Haus in der Potsdamer Straße, die man sich freilich nicht wie heute denken muß, mit einem hohen Gebäude dicht neben dem anderen, mit Läden in unabsehbarer Reihe, mit vielem Lärm, Menschengedräng und Pferdebahngeklingel; sondern als eine stille Straße von vorstädtischem Charakter, halb noch Landstraße, mit kleinen Häusern, durch weite Zwischenräume getrennt und von Gärten umgeben, so wie wir selber sie noch vor etwa fünfundzwanzig Jahren gekannt haben. Dieses Haus Iffland's, in welchem vor ihm Fleck gewohnt hatte, steht nicht mehr; an seiner Stelle, Nr. 13, ragt jetzt ein schmaler, hoher Bau von allermodernster Art; doch das Haus nebenan, Nr. 12, Fredrich's Hôtel und Restaurant, mit seinem wohlgepflegten aber bejahrten Aeußeren und seinen gemüthlichen, aber niedrigen Stuben innen, seinen dunklen Treppen und langen Gängen, in denen es sich nichtsdestoweniger ganz behaglich wandelt, mag uns einen Begriff geben von den bequemen Verhältnissen, in welchen zu Anfang des Jahrhunderts Leute wie Iffland lebten. Immer aber, mit dem beginnenden Frühling siedelte er nach dem Thiergarten über, in ein Landhaus, auf jenem ausgedehnten Terrain gelegen, auf welchem neuerdings, Thiergartenstraße 29 und 29a, zwei Größen der Berliner Finanzwelt sich Paläste gebaut haben. Vor ihnen, auf einem sanft ansteigenden Hügel, der immer mit dem schönsten Grün bedeckt war, stand hier eine Villa mit weißen Säulen und einer Loggia, zur guten Jahreszeit stets mit einem reichen Blumenflor erfüllt, der sich gar lieblich abhob von dem braunrothen, mit pompejanischen Wandmalereien bedeckten Hintergrund. Es war einer der hübschesten Anblicke in dieser

damals noch entlegenen Gegend des Thiergartens. Verschwunden ist jetzt die Villa, verschwunden der Hügel, und wir wissen nicht, ob dies Alles genau so zu Iffland's Zeit gewesen. Aber es war doch „ein Ideal von Gartenwohnung", wie Schiller's Gemahlin in ihrem Entzücken ausrief, und hier, im Monat Mai, als die Nachtigallen schlugen, die auch heute noch den Thiergarten lieben, gab Iffland dem Freunde das opulente Mahl, zu welchem alle Berühmtheiten Berlins sich versammelten. Schwerlich hätte Schiller es ihm erwidern können in seinem kleinen Dichterhäuschen zu Weimar, welches dennoch die Nachwelt nicht aufhören wird, mit Rührung und Liebe zu betrachten. Er war gekommen, um, schon im Hinblick auf seine zahlreiche Familie, hier eine Verbesserung seiner Lage zu suchen; sie ward ihm nicht zu Theil und was auch, für den kurzen Rest seines Lebens, wäre damit gewonnen gewesen? Von der Freundschaft Goethe's bis zuletzt umgeben und von der Munificenz Carl August's so viel als möglich entschädigt, war ihm beschieden, nicht in diesem Berlin, wo die wachsende Fluth der Großstadt so rasch eine Spur der Vergangenheit nach der anderen hinwegspült, sondern an der Stätte zu sterben, die heut eines unserer nationalen Heiligthümer geworden. Aber die Wahrheit ist, daß Iffland sich nicht mit der Uneigennützigkeit und Wärme, die man von ihm wohl erwartet hätte, für den Plan verwandte. Diese Dinge spielen in Briefen und Actenstücken, die spät erst aus unserem Staatsarchiv ans Tageslicht gezogen worden sind [1]), und bestätigen in merkwürdiger Weise die Worte E. T. A. Hoffmann's, eines feinen Beobachters, der den Personen und Dingen zeitlich noch nahe gestanden: „Iffland," sagt er [2]), „dem die Trauerspiele Schiller's, die sich damals trotz allen Widerstrebens hauptsächlich durch den großen Fleck Bahn gebrochen hatten, eigentlich in tiefster Seele ein Greuel waren, Iffland, der — durfte er es auch nicht wagen, mit seiner innersten Meinung hervorzutreten — doch irgendwo drucken ließ, Trauerspiele mit großen geschichtlichen Acten und einer großen Personenzahl wären das Verderbniß der Theater", ꝛc. Schiller, so wollen wir annehmen, hat nichts mehr davon erfahren. Denn Iffland, trotz seiner Meinung über „Trauerspiele mit großen geschichtlichen Acten und einer großen Personenzahl", hatte gethan, was kein kluger Theaterdirector in ähnlichem Falle versäumen wird: während der Anwesenheit Schiller's in Berlin wurden hintereinander, in rascher Reihenfolge fünfmal Stücke von ihm aufgeführt. In der „Vossischen Zeitung" vom 3. Mai, die seine Ankunft meldet, finden wir unter der Rubrik des Königlichen Nationaltheaters: „Heute: Die Räuber. Morgen: Die Braut von Messina". Weiter, in der Nummer vom 8. Mai lesen wir Folgendes: „Königliches Nationaltheater. Den 4. Mai: Die Braut von Messina, Trauerspiel in vier Aufzügen von Schiller. — Der Dichter, der Berlin zum ersten Mal besucht, war bei der Vorstellung gegenwärtig. Bei seinem Eintritt in die Loge ward er mit allgemeinem Beifall empfangen; freudiger Zuruf hieß ihn herzlich willkommen und wiederholte sich so lange und so laut, bis die Musik begann, welche der Vorstellung vorangeht. So ehrenvoll hat das Publicum seine rege Empfindung für das große Genie ausgesprochen,

[1]) Schiller's Leben und Werke, von Emil Palleske. Berlin, 1859. Bd. II, S. 395.
[2]) Serapionsbrüder, Bd. IV, S. 142.

dem es der höheren Freuden so manche verdankt. Schiller's Ankunft hat überhaupt ein lebhaftes allgemeines Interesse erregt, welches auf Achtung und Dankbarkeit begründet ist." Auch die „Spener'sche Zeitung" ihrerseits (in der Nummer vom 8. Mai, — denn damals, wo die Zeitungen nur dreimal wöchentlich erschienen, ging die Berichterstattung langsam und beschränkte sich auf wenige Zeilen) bestätigt die dem Dichter dargebrachte Huldigung, fügt aber hinzu: „Vermuthlich war es unwillkürliche Folge seiner Gegenwart, daß in der Darstellung einiger Rollen Anfangs ein gewisser Zwang, eine Spannung bemerklich war."

Am Sonnabend, 5. Mai, war die „Jungfrau von Orleans", und sie ward am 12. Mai wiederholt. Es war die Zeit, wo der politische Theil der Blätter voll war von den Verhandlungen des französischen Senats über Napoleon's Erhebung zum Kaiser der Franzosen. Mit Bezug darauf heißt es in einer Besprechung jener Aufführung („Vossische Zeitung" vom 15. Mai): „Schon Mancher mag eine kostbare Reise zu einer Kaiserkrönung gemacht haben, ohne so viel Befriedigung für Aug' und Ohr zu finden, als ihm heute der Krönungszug für weit billigeren Preis gewährte." Die Darstellerin der Titelrolle, Madame Meyer, wurde bei dieser Gelegenheit also gefeiert („Vossische Zeitung", 10. Mai):

O helft, ihr himmlischen Kamönen,
Dem schwächsten von Apollo's Söhnen,
Der einer Meyer'n Loblied singt.
— — — — — — —
O Meyern! stets wirst du bewundert,
Und von Jahrhundert zu Jahrhundert
Der Brennen Hauptstadt unvergeßlich sein!

„Der Brennen Hauptstadt" — das ist Berlin. Man bemerkt, daß das noch im Stile Ramler's ist. Zu jener Zeit brachte die „Vossische Zeitung" in jeder Nummer ein Räthsel; das vom 15. Mai, welchem ein ziemlich schwaches Gedicht: „An Herrn von Schiller" vorangeht, lautet:

Räthsel.

A. Deutschlands Dichter, so wie ich vernommen,
Ist seit gestern Abend in Berlin.
B. Sie verzeihen — A. Gern verziehn!
B. Deutschlands Psycholog ist gestern angekommen.
C. Mit Erlaubniß, Deutschlands Tragiker
Kam von Leipzig gestern Abend an.
D. 'S ist doch seltsam! Und mir sagte wer,
Gestern sei Deutschlands Historiker
In der Sonne[1]) abgetreten.
E. Meine Herren, anstatt zu streiten, thäten
Sie, dünkt mich, weit besser d'ran,
Wenn ein jeder seinen Mann
Nennen wollte. A. B. C. D. . .

Diese Verse, man wird es einräumen müssen, sind nicht sehr schön, noch sind sie besonders geistreich; aber sie zeigen doch, zusammen mit allem Anderen,

[1]) Hieraus erhellt, daß das „Hôtel de Russie", Nr. 23 unter den Linden, damals im Volksmunde noch die „Sonne" hieß.

welche Bewegung Schiller's Anwesenheit hervorrief. Es waren Festtage nicht nur für ihn, sie waren es auch für Berlin und die Berliner, abschließend am 14. Mai mit der Aufführung von „Wallenstein's Tod", in welchem Iffland den Wallenstein spielte.

Wie nun aber erschien Schiller den Berlinern, die jetzt ihn unter sich und ganz in der Nähe sahen? Entsprach sein Aeußeres, sein Wesen, dem Bilde, welches man sich von ihm, dem Dichter der Jugend, gemacht? Man verglich ihn mit Goethe, der oft in einem Kreis tüchtiger Männer und strebender Jünglinge, an einem Abend, den sie vielleicht ihr ganzes Leben lang ersehnt hatten, nichts Anderes von sich hören ließ als ein gedehntes „Ei — ja!" oder „So?" — oder „Hm!" — oder im besten Falle ein „Das läßt sich hören!" Schiller war eingehender, und seine Persönlichkeit, wenn nicht imposant wie die des Zeus von Weimar, wirkte durch Sympathie. Ueber seinem Antlitz, seinem Blick, wenn er schwieg, lag es wie ein leichter Flor der Wehmuth, und sein Kopf war ein wenig geneigt. „Er war", sagt Henriette Hertz[1]), die ihn hier, im Mai 1804, zum ersten und zum letzten Male sah, „von hohem Wuchse; das Profil des oberen Theiles des Gesichtes war sehr edel; man hat das seine, wenn man das seiner Tochter, der Frau von Gleichen, ins Männliche übersetzt. Aber seine bleiche Farbe und das röthliche Haar störten einigermaßen den Eindruck. Belebten sich jedoch im Laufe der Unterhaltung seine Züge, überflog dann ein leichtes Roth seine Wangen und erhöhete sich der Glanz seines blauen Auges, so war es unmöglich, irgend etwas Störendes in seiner äußeren Erscheinung zu finden." Aber man hatte sich ihn in seiner Ausdrucksweise feuriger, in seinen Reden rückhaltloser gedacht. „Ich meinte," fährt Henriette Hertz fort, „er müsse so im Laufe eines Gesprächs etwa wie sein Posa in der berühmten Scene mit König Philipp sprechen." Sie hatte sich getäuscht; zu ihrem Erstaunen stellte Schiller sich in seiner Unterhaltung als ein sehr lebenskluger Mann dar, der namentlich höchst vorsichtig in seinen Aeußerungen über Personen war, wenn er irgend glauben durfte, Anstoß zu erregen. Freilich war er ein kluger Mann, der nicht umsonst durch die harte Schule des Lebens gegangen war und durch Prüfungen jeglicher Art; von seiner ersten Bedrängniß an, deren Zeuge noch Iffland gewesen, bis zu diesen Tagen der höchsten Ehren niemals ganz frei, weder von körperlichen Leiden noch von des Daseins gemeiner Sorge. Vornehm hat er es getragen, aber auch rechnen gelernt, um durchzukommen. Gar zu gern hätten die Berliner Schiller's Urtheil über ihr Theater gehört, auf welches sie sehr stolz waren. Er sprach seine Meinung auch aus, aber in einem Brief an Körner: „Musik und Theater bieten mancherlei Genüsse an, obgleich beide das nicht leisten, was sie kosten." Vergebens, ihn zu einer Aeußerung über die Darstellerin der Thekla im Wallenstein zu veranlassen, in Bezug auf welche das ganze intelligente Publicum Berlins in zwei Lager getheilt war. Aus Schiller war nichts herauszubringen. Von seiner Gemahlin aber erfuhr man, daß ihm die Darstellung der Rolle gar nicht behagt habe. Keine Spur von Sentimentalität, Empfindsamkeit war in diesem Manne, vielmehr die volle Schärfe des Kritikers, welche durch die hin-

[1]) Henriette Hertz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst. Zweite Aufl. S. 221—223.

reißende Gewalt seines Pathos verhüllt, von der Menge nicht wahrgenommen wird. Aber in der Richtung seiner Jugenddramen, in dem schlagenden Dialog auch seiner spätesten noch, kommt sie mittelbar, in den Votivtafeln, in seinem Antheil an den Xenien, in seinen philosophischen Schriften, seinen mündlichen und brieflichen Aussprüchen unmittelbar zum Vorschein[1]). Ueber die Berliner wollte Schiller sich nicht äußern; aber als in einer Unterhaltung mit Henriette Hertz die Rede kam auf Frau von Staël, welche in Jena in einem wegen eines Spuks anrüchigen Hause gewohnt und sich Etwas damit wußte, daß während ihres Aufenthaltes sie nichts davon gemerkt habe, da rief er: „Freilich, hätte denn selber ein Geselle Satans mit Der zu schaffen haben mögen?"

Einmal auch war Schiller beim Prinzen Louis Ferdinand zu Gast — er, dieser Prinz, trotz der Romantik, die sich mit seinem Namen verknüpft, und obwohl eine lebensfrohe, doch im Grund eine ernste Natur und wie von der Ahnung eines großen Schicksals ergriffen, wenn er frühe schon (in einem Brief an Pauline Wiesel) ausruft: „Sprich doch nicht von Amüsiren! Ich kenne nichts Trivialeres als diesen Ausdruck, — Kinder, Hofdamen und Fähnriche amüsiren sich, — aber ein Mann, dessen Verstand sich beschäftigen, der denken, fühlen, genießen kann, der amüsirt sich nicht." — „(5. Mai.) Beim Prinzen Louis Ferdinand gegessen," heißt es in Schiller's Tagebuch. Den Berlinern ist das Haus des Prinzen, nicht hundert Schritte von den Linden, dem heutigen Centralbahnhof in der Friedrichstraße gegenüber, noch wohlbekannt. Von all' den alten Häusern, ehemals königliche Gebäude, die hier herum in der Friedrichstraße stehen und von denen — leider! — eines nach dem anderen vor unseren Augen fällt, ist dieses das hübscheste. Es führt die Nummer 103 und ist gegenwärtig ein Geschäftshaus mit zehn Läden im Erdgeschoß und ich weiß nicht wie vielen außerdem. In dem weitläufigen Hof, zu des Prinzen Zeit ein großer Garten, der bis an die Spree reichte, sind mehrere Fabriken und eine Druckerei. Doch ein kleines, idyllisches Fleckchen ist hier übrig geblieben zwischen den haushohen Wänden, Schornsteinen und schnurrenden Maschinen, ein traulicher Winkel, mitten in der großen Friedrichstraße von Berlin, und doch so weit von ihr entfernt und so still und poetisch wie die Zeit, wo „Paul et Virginie" die Welt zuerst entzückte — ein Stückchen Gartenland, mit ein paar alten Fliederbäumen, die jedesmal im Mai wieder knospen, und einer bejahrten Borkenhütte mit spitzem Dach, nach dem Muster von Bernardin St. Pierre's „Chaumière indienne", nur daß jetzt Kaninchen darin sitzen. Drei tiefe Bogenfenster des ehemaligen Palais schauen wehmuthsvoll in diesen Rest der Vergangenheit hinunter, und der Name des Prinzen lebt noch im Munde der Leute, die hier wohnen. Wie aus einer Verzauberung kehrt man in die Friedrichstraße zurück, und gern, wenn es in diesem betäubenden Durcheinander und Gewühl von Fuhrwerken, Pferden und Menschen möglich wäre, bliebe man einen Augenblick stehen vor diesem langgestreckten Hause, welches Schinkel gebaut, und dessen edle Linien immer noch erkennbar sind. Gern hinter einem jener siebzehn Fenster über dem niedrigen Entresol dächte man sich diese

[1]) Dieser Auffassung hat zuerst Scherer in der knappen schönen Sentenz Ausdruck gegeben: „Goethe wurzelt in der Idylle, Schiller in der Satyre." Literaturgeschichte, S. 582.

Beiden, den Helden und den Dichter, denen es bestimmt war, so bald und so kurz nacheinander zu sterben.

Uebers Jahr, als der Mai wieder kam, am Sonnabend, den 18. Mai — so lange hatte die Nachricht gebraucht, um von Weimar hierher zu gelangen[1]) — las man in der „Spener'schen Zeitung": „Schiller ist nicht mehr! — Nach einem neuntägigen Krankenlager starb er am 9. d. M. an einem Nerven- und Brustfieber; er hinterläßt seine Wittwe mit vier unmündigen Kindern." — Am 22. Mai ward die „Jungfrau von Orleans" im Königlichen Nationaltheater aufgeführt. „Viele der Zuschauer", heißt es in der „Spener'schen Zeitung" vom 25. Mai, „schienen von dem Gedanken getroffen, daß Schiller uns nun kein Meisterwerk mehr liefert, und feierliche Rührung begleitete den Beifall, den man dem ersten Werke, das seit der traurigen Nachricht erschien, zollte." Die „Vossische Zeitung" (desselben Datums) erzählt, „am Schlusse dieses in seiner ganzen Pracht, Schönheit und Begeisterung gegebenen Stückes", als Johanna niedersank, die Worte sprach:

„Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!"

als die Fahnen sich über sie herabsenkten und eine lange, feierliche Stille Bühne und Haus erfüllte, da sei der langsam herunterrollende Vorhang, der diese Trauerscenen in seine Nacht habe verhüllen wollen, plötzlich, durch das Reißen eines Seiles, schräg hängen geblieben. Unbeweglich um Johanna's Leiche habe die Gruppe gestanden, als ob es eine Gruppe gewesen um Schiller's Aschenkrug. Aber auch die drei schwebenden Figuren auf dem Vorhang seien wie in ihrem Fluge gehemmt, wie von einander getrennt erschienen, und es habe dieser Allegorien nicht bedurft, um zu klagen, daß Thalia und Polyhymnia ihre Schwester Melpomene, die tragische Muse, „vielleicht auf lange Zeit, vielleicht auf immer verloren" habe. Viele, viele Jahre, mehr als achtzig, sind seitdem verflossen. Auf dem Gensdarmenmarkt, an derselben Stelle, wo vormals das französische Comödienhaus Friedrichs des Großen, nach seinem Tode das erste Königliche deutsche Theater Berlins, stand, steht jetzt das Denkmal Schiller's. Hervorgegangen aus der mächtigen Bewegung des Jahres 1859, jener überwältigenden Kundgebung des Einheitsgefühls, welches — so dicht vor den Ereignissen des Jahres 1866 und 1870 — in der Schillerfeier seinen begeisterten Ausdruck fand, wird es auch der fernsten Zukunft noch sagen, daß es die nationale Dichtung war, welche der politischen Wiedergeburt unseres Volkes den Boden bereitet hat.

Zwei solch' illustre Gäste, wie Goethe und Schiller, hat das Haus unter den Linden Nr. 23 nicht wieder gesehen. Aber das Zeichen der „Sonne" stand noch lange über seiner Thür, und sie hat, in den zwanziger Jahren, auch Heine noch geleuchtet, obwohl er schwerlich gewußt, was sie zu bedeuten habe. Denn der Gasthof existirte nicht mehr; in seinen Räumen befand sich jetzt das berühmte Jagor'sche Restaurant. „Jagor!" ruft er aus[2]). „Eine Sonne steht über dieser Paradiesespforte. Treffendes Symbol! Welche Gefühle erregt diese Sonne in

[1]) Die „Vossische Zeitung" hatte sie jedoch schon zwei Tage früher.

[2]) Briefe aus Berlin. Heine's Werke, Bd. XIII, S. 38.

dem Magen eines Gourmands! . . Kniet nieder, ihr modernen Peruaner, hier wohnt — Jagor!" Und das will Etwas sagen; denn eine fine lame ist Heinrich Heine immer gewesen, wenn auch grade kein großer Trinker. — Zum letzten Mal erwähnt in Verbindung mit einer Celebrität finde ich dieses Restaurant in den Memoiren von Beust, welcher aus der Zeit seines Aufenthaltes in Berlin im Sommer 1848, vermerkt, daß man, um sich bei Tisch zu orientiren, zu Jagor gegangen sei, wo man immer die Minister habe treffen können. Dann aber muß der Glanz der „Sonne" rasch verloschen sein. Minister verkehrten in diesem Hause nicht mehr, als ich es kennen lernte. Das kann ich versichern.

Heine hat die Linden sehr geliebt. Er hat sie sogar einmal ausdrücklich besungen:

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannst Du Dein Herz erbau'n,
Hier kannst Du beisammen finden
Die allerschönsten Frau'n.

Das Gedicht ist nicht hervorragend. Es ist ein wenig common-place, so wie Jeder es hätte machen können, ohne gerade Heine zu sein; was dieser wohl auch gefunden haben mag. Denn er hat es in keine seiner Sammlungen aufgenommen. Viel kurzweiliger ist das andere, das mit den Worten: „Ich wollt', ich wär' der liebe Gott" anfängt, aber so bös nicht gemeint ist, wie man sich bald überzeugen kann, wenn man weiter liest, welche Wunder er verrichten will. Als er es verfaßte, dieses Gedicht, da wohnte Heine selbst unter den Linden, in dem Hause Nr. 24, dicht neben Jagor. „Meine Wohnung," schreibt er[1]), „liegt zwischen lauter Fürsten- und Ministerhôtels" — (was übrigens, wie man sieht, mehr dichterische Licenz als genaue Wahrheit ist). Das Haus steht heute noch, in seinem Aeußern unverändert, wie es damals gewesen sein mag, ein Haus aus der Fridericianischen Zeit, zweistöckig, behäbig anzusehen, die gelben Wände mit Stuckzierrath, Guirlanden im Geschmack des vorigen Jahrhunderts; aber in dem tiefen Hof, in welchen man durch eine stets geöffnete Einfahrt blicken kann, von hohen Hintergebäuden umgeben, lagern allerlei Kisten und Fässer, die auf etwas sehr Gutes schließen lassen, und im Erdgeschoß des Vorderhauses sind die Läden von Gerold. — „Gerold unter den Linden," jeder Berliner weiß, was das zu bedeuten hat: Cigarren, Weine, Kaffee, Thee, Zucker und sonst noch viel angenehme Dinge. Kein Wunder daher, daß in diesem Hause Heine solche Gedanken kamen:

Die Pflastersteine auf der Straß',
Die sollen jetzt sich spalten,
Und eine Auster, frisch und klar,
Soll jeder Stein enthalten.

Ein Regen von Citronensaft
Soll thauig sie begießen,
Und in den Straßengössen soll
Der beste Rheinwein fließen.

[1]) Das. S. 87.

Wie freuen die Berliner sich,
Sie gehen schon ans Fressen;
Die Herren von dem Landgericht,
Die saufen aus den Gössen.

Wie freuen die Poeten sich
Bei solchem Götterfraße!
Die Leutnants und die Fähnderichs,
Die lecken ab die Straße.

Die Poeten hätten sich's schon gefallen lassen, und auch mit den Herren vom Landgericht ging es noch; aber mit den Leutnants und den Fähnrichs war es doch eine andere Sache, die scheinen den Spaß übel vermerkt zu haben, und es ist Thatsache, daß Heine, nachdem das ominöse Gedicht in Berlin bekannt geworden, für gut befand, sich bei seinem Vetter, Hermann Schiff, zu verstecken. Schiff, ein höchst origineller Kauz, der sehr viel Talent und noch mehr Pech auf Erden gehabt, Verfasser des in seiner Art classischen Büchleins von „Schief-Levinche und seiner Kalle", welches von Denen, die es verstanden, nicht gelesen, und von denen, die es gelesen, nicht verstanden worden ist, hielt sich mit Heine zusammen „Studirens halber" in Berlin auf und wohnte, wie dieser, nur ein paar Nummern weiter, gleichfalls unter den Linden, in dem ehemals Schlesinger-schen Haus an der Ecke der Lindengasse, von deren Existenz wohl nur Wenige wissen, obwohl Tausende täglich daran vorbeigehen: einem Sackgäßchen zwischen dem Hôtel du Nord und eben diesem Hause, das längst das alte nicht mehr ist. Doch ich erinnere mich seiner noch sehr wohl, der breiten Steintreppen, die zu demselben hinanführten, der berühmten Musikalienhandlung im hohen Parterre und ihres Chefs, des gemüthlichsten und freundlichsten aller alten Herren und Junggesellen, bei dem ich so manchmal in seinen comfortablen Räumen gesessen, wenn er mir seine reiche Sammlung von Autographen zeigte, bei jedem Blatt mir eine amüsante Geschichte oder Anekdote erzählend — die amüsantesten von Heine selbst, „dem Schlingel", wie er sagte. Denn er hatte ihn noch persönlich, in seinen jüngeren Jahren, gekannt und durfte sich's darum erlauben. Hier nun, in diesem Haus, aber etwas höher, in einem Dachstübchen, wohnte Schiff, der den Vetter bei sich vor dem Zorn der Leutnants und der Fähnderichs beschirmte, bis dieser entweder sich gelegt oder Heine sich überzeugt hatte, daß er niemals vorhanden gewesen. Es muß während dieser „wohnungslosen Zeit" gewesen sein, daß er — 24. December 1822 — in einem Brief an Immermann das Postscript hinzufügt: „Adresse: H. H. aus Düsseldorf, beim Universitätspedellen zu erfragen" [1]). Denn das Gedicht war im Herbste genannten Jahres in dem „Westteutschen Musenalmanach für 1823" erschienen und aus diesem erst in eine Berliner Zeitung übergegangen, welche, in der Josty'schen Conditorei ausliegend, den ganzen Spektakel verursacht hatte. Ebenso scheint, daß der Exodus nicht aus dem Unglückshaus unter den Linden vor sich gegangen, in welchem übrigens auch der „Ratcliff" geschrieben worden, „in den letzten drei Tagen des Januars 1822 [2]), als das

[1]) Werke, Bd. XIX, S. 28.

[2]) Vorrede zur dritten Aufl. der „Neuen Gedichte" (Werke, Bd. XVI, S. 7. — Heine gab irrthümlich das Jahr 1821 an; im Januar 1821 war Heine noch in Göttingen).

Sonnenlicht mit einem gewissen lauwarmen Wohlwollen die schneebedeckten Dächer und die traurig entlaubten Bäume beglänzte", sondern aus einem, Mauerstraße Nr. 51, welches heut über der breiten Bogenthür mit der Inschrift: „Rum-, Sprit- und Liqueurfabrik" geschmückt ist und auch wohl damals schon gerade kein Palais gewesen sein wird, wiewohl Heine von seinem Logis rühmt, daß es „mit rothseidenen Gardinen behangen" war. In einem der „Berliner Briefe", vom 7. Juni 1822, heißt es nämlich: „Ich bemerke Ihnen bei dieser Gelegenheit, daß ich dort (Nr. 24 unter den Linden) ausgezogen bin." Es ist ein ganz altmodiges Haus, dieses in der Mauerstraße, heute noch, einstöckig, mit niedrigen Dachkämmerchen darüber; aber wenn auch damals schon in der Thür der Wirthsstube sich zuweilen ein so schmuckes Mamsellchen mit weißer Schürze gezeigt hat, wie man es gegenwärtig im Vorübergehen manchmal erblickt, so will ich nicht verschwören, daß nicht eines jener Lieder an „Verschiedene," deren Adressen verloren gegangen sind, an sie gerichtet war. Denn Heine liebte die Veränderung. Viermal während dieser beiden Jahre seines ersten Berliner Aufenthaltes (Februar 1821 bis Frühling 1823) hat er das Quartier gewechselt, und, nur der Vollständigkeit halber, sei noch erwähnt, daß er zuerst, als er hierherkam, drei Treppen hoch in dem Hause Behrenstraße Nr. 71 wohnte, demselben, welches heut zum Ministerium der geistlichen Angelegenheiten gehört, — dem allerpassendsten für den, der wenige Jahre später, in den Nordseehymnen Berlin als die „fromme Stadt" besang:

Wo der Sand und der Glauben blüht,
Und der heiligen Sprea geduldiges Wasser
Die Seelen wäscht und den Thee verdünnt.

Heine's letzte Wohnung (seit Januar 1823), also die, in welche er zog, nachdem er die traurige Erfahrung mit dem Lied vom lieben Gott gemacht, war in der Taubenstraße Nr. 32. Diese Adresse gibt er seinem Freunde Christian Sethe an in einem Briefe vom 21. Januar 1823,[1]) in welchem es heißt: „Krank, isolirt, angefeindet und unfähig, das Leben zu genießen, so leb ich hier. Ich schreibe jetzt fast gar nichts und brauche Sturzbäder. Freunde hab ich fast gar keine jetzt hier; ein Rudel Schurken haben sich auf alle mögliche Weise bestrebt, mich zu verderben ... auch höhern Ortes bin ich schon hinlänglich angeschwärzt." Ob Heine damals gewußt, und wenn er es gewußt, nicht einigen Trost darin gefunden hat, daß das Haus ihm gerade gegenüber dasjenige war, welches, in einer ähnlichen Gemüthsverfassung, siebzig Jahre früher, während der letzten und schlimmsten seiner Berliner Tage, den Herrn von Voltaire beherbergte? Hier, in diesem Hause, Taubenstraße Nr. 17, wohnte Voltaire, nachdem er in hoffnungslosem Zerwürfniß mit seinem vormaligen Gönner und Gastfreund das Appartement im Königlichen Schloß verlassen hatte, bei dem Hofrath Francheville zur Miethe, bis zum 25. März 1753, wo er Berlin für immer verließ; und von hier aus konnte er sehen, wie seine „Histoire du Docteur Akakia" auf Befehl Friedrich's des Großen öffentlich und von Henkershand auf dem benachbarten

[1]) Deutsche Rundschau, 1874, Bd. I, S. 257: Hüffer, Mittheilungen über H. Heine. — Ein Brief an den Buchhändler Dümmler vom 5. Januar 1823, in welchem ihm Heine den Verlag seiner „Tragödien" nebst „lyrischem Intermezzo" anbietet, trägt dieselbe Wohnungsangabe. (Werke, Bd. XIX, S. 29.)

Gensdarmenmarkt verbrannt wurde. Das Haus, ursprünglich ein Kurfürstliches Jagdschloß aus der Zeit, wo dies Alles Forst und Thiergarten war, hatte bis zuletzt, noch in seinem hohen Alter und Verfall, sich ein gewisses aristokratisches Ansehen bewahrt; es lag etwas erhöht über einer Freitreppe mit schöngeschmiedetem Gitter und zwischen den reichornamentirten Fenstern des ersten Stocks waren Nischen und Säulen. Also hab' ich es noch gekannt, bis es im April 1874 niedergerissen ward. Jetzt stehen hüben und drüben colossale, meinungslose Neubauten, und nichts erinnert mehr an das Haus, in welchem der Witzigste der Franzosen, noch an das, in welchem der Witzigste der Deutschen bittre Betrachtungen anstellten über das Loos der Schriftsteller in Berlin. —

Intact dagegen steht noch, wenige Schritte von hier, das Haus, in welchem ein Andrer wohnte, der gleichfalls Anspruch darauf machte, sehr witzig zu sein, und es in der That auch war: Heine's großer Rivale, Ludwig Börne. „Me voilà," schreibt er am 18. Februar 1828, „ausgepackt und eingerichtet in meinem Privatlogis. Friederichsstraße, Nr. 131." Das Haus, zwischen Behrenstraße und Linden, nicht weit vom Ausgang der heutigen Passage, gehört noch immer den Logiers, und bis vor wenigen Jahren befand sich auch im Erdgeschoß desselben die nunmehr eingegangene Logier'sche Buchhandlung. Börne, der als Jüngling im Hause der Frau Henriette Hertz stürmisch unglückliche Jahre verlebt, war jetzt zu kurzem Besuch nach Berlin gekommen und sah seine alte Liebe wieder. „Ich habe sie in ihrem Sommer gesehen," ruft er aus; — „eine Juno!" Fünfundzwanzig Jahre waren seitdem vergangen; die Hertz, wiewohl man die Spuren ihrer Schönheit noch erkannte, hatte die Sechzig lang überschritten, und Börne war ein berühmter Mann geworden. Doch auch Heine hatte von sich hören lassen. Wenn er, in seiner Berliner Zeit, sich nach den Linden begeben wollte, so führte sein Weg ihn durch die große Friedrichstraße — deren Betrachtung ihm „die Idee der Unendlichkeit" veranschaulichte — dem Hause vorüber, in welchem, fünf Jahre später Börne sitzen und schreiben sollte:[1]) „Wissen Sie, daß die Reisebilder hier nicht sonderlich gefallen? Man findet sie ungezogen, oft schmutzig. Die Varnhagen ist sehr aufgebracht, daß er sie ihr dedicirt, ohne ihre Erlaubniß. Da findet man die Werke eines gewissen andren Schriftstellers ganz anders. Man lobt deren sittlichen Ton, und deren Feinheit, und deren Witz, und deren Scharfsinn, und deren Menge, und deren musterhafte Schreibart . . ." Es ist ein bischen viel auf einmal; es geht Einem fast der Athem aus bei der Aufzählung all' dieser Tugenden. Sie hatten Beide keine geringe Meinung von sich, diese zwei nachmals Unversöhnlichen, und Börne hat gewiß nicht Unrecht, wenn er von Heine sagt: „Dieser liebenswürdige Schriftsteller spricht von der Liebe bei Gelegenheit Kant's, von Frauenhemden bei Gelegenheit des Christenthums und von sich selber bei jeder Gelegenheit"[2]). Doch ich muß gestehen, lieber als das anonyme Selbstlob des Einen hör' ich, wenn der Andre frei hinausjubelt in alle Welt:

---

[1]) In einem Brief an Frau Jeanette Wohl. Börne's Schriften, Bd. XII, S. 361.

[2]) Schriften, Bd. VII, S. 257. Die Stelle ist französisch, in einem für den „Réformateur" geschriebenen Artikel.

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

Es ist eben der Unterschied zwischen dem „Talent" und dem „Charakter", im Sinne des Atta Troll. Der Charakter wird Börne für immer bleiben; aber sein Witz hat etwas Gemachtes und heute schon Ueberlebtes. „Hier wird stark gewitzt," heißt es in dem angeführten Brief, „und ich witze auch, Gott weiß, wie oft den Tag." — Daheim, „im Hause des Buchhändlers Logier", erzählt Gutzkow[1]) von ihm, „traf man ihn nur in dicke Tabakswolken eingehüllt, im langen Schlafrock und ein rothes Jacobinerkäppchen auf dem Haupte." Börne selbst schreibt darüber an seine Freundin:[2]) „Sie haben Recht, mich mit dem Rauchen zu necken. Ach! wie geht es mir darin so schlimm, ach! wie bin ich so zahm geworden! . . . Meine Wirthin, die neben meinem Zimmer wohnt, ließ mich schon einige Male bitten, ich möchte doch nicht so viel rauchen, der Rauch zöge in ihre Stube. Ich ließ ihr antworten: das könne ich nicht ändern, und sie möge die Spalten der Thüre verstopfen." Aber es scheint nicht, daß man sich dabei beruhigt habe. Gutzkow berichtet weiter: „Herr Logier bat ihn, unter diesen Umständen auf die Ehre, ihn länger in seinem Hause zu haben, verzichten zu dürfen." Welchen Verlauf die Sache genommen, würde jetzt schwer zu ermitteln sein.

Wir wissen nur, daß abermals fünf Jahre später, in demselben Haus und demselben Zimmer ein zwanzigjähriger junger Mann gewohnt, gleichfalls ein gewaltiger Raucher, wenn er auch, selbst damals schon, kein Jacobinermützchen getragen haben wird, nämlich der Studiosus juris — Otto von Bismarck, der künftige Fürst-Reichskanzler. Er wohnte hier mit dem ihm befreundeten Motley, dem nachmaligen großen amerikanischen Historiker, als Beide, Herbst 1833, von Göttingen nach Berlin gegangen waren. „Wir lebten daselbst," dies sind Bismarck's eigne Worte[3]), „im innigsten Verkehr mit einander, indem wir unsre Mahlzeiten und unsre Uebungen gemeinschaftlich hielten . . . Unser treuer Gefährte war Graf Alexander von Keyserling aus Kurland, welcher seither als Botaniker berühmt geworden ist . . . Das letzte Mal sah ich ihn (Motley) im Jahre 1872 in Varzin bei der Feier meiner silbernen Hochzeit."

Wie seltsam doch der Zufall spielen kann, und welch' eine Verkettung der Namen, indem wir nicht weiter gehen als von der Taubenstraße bis zu den Linden: Voltaire, Heine, Börne, Bismarck. . . .

Unter den Berliner Notabilitäten, welche Heine zuweilen im Café Royal sah — Jagor gegenüber, auf der andren Seite der Linden, Nr. 44, da wo jetzt Arnim's Hôtel ist — zeigt er uns einen, „dort am Tisch das kleine bewegliche Männchen mit den ewig vibrirenden Gesichtsmuskeln, mit den possirlichen und

[1]) Börne's Leben, von Karl Gutzkow. S. 194, 195.
[2]) Schriften, Bd. XII, S. 363.
[3]) Revue des deux mondes, 15. August 1879.

doch unheimlichen Gesten . . . Das ist der Kammergerichtsrath Hoffmann, der den Kater Murr geschrieben." Hoffmann, unser unvergeßlicher E. T. A. Hoffmann, stand damals in seinem sechsundvierzigsten Jahre, welches er nicht lange überleben sollte. Der Brief Heine's ist vom 26. Januar 1822 datirt, und am 24. Juli starb Jener. Ein Zug innerer Verwandtschaft zog den jungen Poeten zu dem älteren, dessen Erzählungen sich ganz im Reich einer ergreifenden, vorwiegend düstren Phantastik bewegen. Von Heine war damals noch nichts erschienen als der Band Gedichte (Berlin, December 1821), in deren „Traumbildern" er uns gewissermaßen auch seine „Phantasiestücke in Callot's Manier" gibt und die, wenn an irgend Einen, an Hoffmann anklingen. Später hat der Gräberspuk und Mitternachtsgraus in Heine's Dichtung sich zu lieblicher Elfen- und Blumenpoesie verfeinert, märchenhaft schimmernd von den bläulichen Sternen und irrenden Lichtern der Sommernacht, und der finstre Humor reift zur Ironie. Doch ihr Boden bleibt immer die Romantik, der als ein merkwürdiger Seitensproß E. T. A. Hoffmann entwachsen ist. „Der Teufel kann so teuflisches Zeug nicht schreiben," sagt Heine[1]) von den Schriften Hoffmann's. Für uns Berliner haben sie noch eine andre Bedeutung: das alte Berlin lebt in ihren Blättern. Nicht das des nüchternen Alltags, sondern eines, das unheimlich phosphorescirt, von seltsamen Gestalten erfüllt und dennoch wirklich ist in all' seiner Unwirklichkeit; sowie er selber, der abwechselnd ein kleiner Beamter und Musikdirector an Wanderbühnen war, ein Componist, ein Schriftsteller, ein Maler und ein Genie in allen Dingen, und dennoch, trotz der Legende, die sich um sein abenteuerliches Leben gewoben, zuletzt ein guter Berliner Kammergerichtsrath geworden und als solcher verstorben ist. Sein Bild hat sich dem Gedächtniß der Berliner tief eingeprägt und wird daraus sobald nicht verschwinden. Er ist ein Stück jenes Berlins, welches nunmehr fast ganz dahingegangen; aber wir brauchen nur an ihn zu denken, so steht es wieder vor uns, wie er es gesehen hat mit dem gespenstisch blickenden Auge, welchem dennoch keine von den gewöhnlichen Realitäten entging, nur daß eine jede von seinem Licht Etwas annahm. Er hat in dem Hause der Charlottenstraße Nr. 50, Ecke der Französischen Straße gewohnt, gerade gegenüber der Weinstube von Lutter und Wegener, in welcher sein Geist noch umgeht und man sich einbilden kann, daß dieselben Wände noch immer auf dieselben Tische, dieselben Stühle herniederblicken. Bis vor etlichen Jahren war dieser Theil der Charlottenstraße noch völlig unverändert: da stand, an der Ecke der Jägerstraße, die alte König Salomo-Apotheke mit der vergoldeten Figur des weisen Königs in all' seiner Pracht; da war die Stehely'sche Conditorei mit ihren weit zurückreichenden ruhmvollen Traditionen, und da war endlich dieses Hauses selbst, dem Hoffmann in „des Vetters Eckfenster" ein literarisches Denkmal gesetzt hat. Das ist Alles nun, als ob es nie gewesen; ein großmächtiger Bau steht an der nämlichen Stelle, mit einem Thurm und vielen eleganten Läden und dem „Löwenbräu," woselbst jedesmal, wenn ein neues Faß angestochen wird, das Gebrüll eines Löwen (aus Papier-maché) sich vernehmen läßt. Stiller war es hier und traulicher, als der Vetter noch dort oben

[1]) Werke, Bd. XIII, S. 127.

hauste: „Es ist nöthig zu sagen, daß mein Vetter —“ der Vetter war Hoffmann selbst — „ziemlich hoch in kleinen, niedrigen Zimmern wohnt. Das ist nun Schriftsteller- und Dichter-Sitte. Was thut die niedrige Stubendecke? Die Phantasie fliegt hoch empor und baut sich ein hohes, lustiges Gewölbe bis in den blauen, glänzenden Himmel hinein . . . Dabei liegt aber meines Vetters Logis in dem schönsten Theile der Hauptstadt, nämlich auf dem großen Markte, der von Prachtgebäuden umschlossen ist, und in dessen Mitte das colossal und genial gedachte Theatergebäude prangt. Es ist ein Eckhaus, was mein Vetter bewohnt, und aus dem Fenster eines kleinen Cabinets übersieht er mit einem Blick das ganze Panorama des grandiosen Platzes.“ Der Platz ist der Gensdarmenmarkt und das Theatergebäude das Königliche Schauspielhaus; und nun beschreibt Hoffmann das bunte Treiben eines Markttages, mit seinen Buden und Ständen, Verkäufern und Verkäuferinnen, Köchinnen und Damen, so wie wir es Alle noch gekannt, bevor die Markthallen es in sich aufgenommen und zum besten Theil unsrer Beobachtung entzogen haben. Aber der Vetter ist nicht mehr derselbe: die Krankheit, von der er nicht genesen wird, fesselt ihn an das Eckfenster. „Vetter!“ sprach er eines Tages zu mir, mit einem Ton, der mich erschreckte, „Vetter mit mir ist es aus! Ich komme mir vor, wie jener alte, vom Wahnsinn zerrüttete Maler, der Tage lang vor einer in den Rahmen gespannten, grundirten Leinwand saß, und Allen, die zu ihm kamen, die mannigfachen Schönheiten des reichen, herrlichen Gemäldes anpries, das er soeben vollendet; — ich geb's auf, das wirkende, schaffende Leben . . .“ Der Erzähler, — denn das Ganze wird uns in Form eines Dialogs gegeben — versucht den Vetter zu trösten; der aber erwidert: „Dieser Markt ist auch jetzt ein treues Abbild des ewig wechselnden Lebens. Rege Thätigkeit, das Bedürfniß des Augenblicks, trieb die Menschenmassen zusammen, in wenigen Augenblicken ist Alles verödet, die Stimmen, welche im wirren Getöse durcheinander strömten, sind verklungen, und jede verlassene Stelle spricht das schauerliche: es war! nur zu lebhaft aus.“ — Es schlug Ein Uhr; der Erzähler weist nach dem am Bettschirm befestigten Blatt, indem er sich dem Vetter an die Brust wirft und ihn heftig an sich drückt. „Ja, Vetter!“ rief er mit einer Stimme, die mein Innerstes durchdrang und es mit herzzerschneidender Wehmuth erfüllte, „ja Vetter: — Et si male nunc, non olim sic erit!“ — Armer Vetter! . . .

War er ein Andrer, oder nicht vielmehr in seinem innersten Wesen und einigermaßen in seinem Aeußern derselbe schon, als er sich noch unter diese Menschen mischte? Denn nicht menschenscheu war er, im Gegentheil; aber eine Mitternachtsnatur, die bei den Freunden, in den frohen Gesellschaften und nicht selten im Rausch eine Zuflucht sucht, wie geängstete Kinder, die den Kopf im Schoße der Mutter bergen. Ein leidender, schmerzhaft gespannter Zug ist in seinem Gesicht. Er findet sich auf all' seinen Porträts; er findet sich in dem berühmten Bilde bei Lutter und Wegener. Heine deutet ihn an in der kurzen Schilderung, die wir mitgetheilt, und Hoffmann selber bestätigt ihn mit den traurigen Worten, dicht vor seinem frühen Tode, daß er unter der Last seiner Einbildungskraft zusammengebrochen sei. So genau kennt er sich, daß es oft ist, als ob er Furcht vor sich selber habe. Den Schatten, den sein eignes Ich wirft,

bringt er gleichsam zum Leben und betrachtet ihn mit einer grausamen Kälte. Mit einem gewissen bittren Humor spricht er von dem „sechsten Sinne," der ihm verliehen worden, von der Gabe nämlich, „an jeder Erscheinung, sei es Person, That oder Begebenheit, sogleich dasjenige Excentrische zu schauen, zu dem wir in unsrem gewöhnlichen Leben keine Gleichung finden." Er findet Aehnlichkeit zwischen sich und der Fledermaus, die nur im Finstren sieht, bei Licht aber, geblendet umherhuschend, vergeblich gegen die Decke fliegt. Für ihn ist immer Geisterstunde. Mit scharfem Blick dringt er in das, was dem blöderen Auge dunkel ist, und bemerkt an jeder Creatur den Fleck, wo das Spiel des Dämonischen, das Unerklärte, das Unerklärliche beginnt, auch in dem allertrivialsten Dasein.

Seine Leidenschaft ist es, allein durch die Straßen zu wandeln, die begegnenden Gestalten zu betrachten, „ja wohl Manchem in Gedanken das Horoskop zu stellen". Tagelang läuft er hinter ihm unbekannten Personen her, „die irgend etwas Verwunderliches im Gang, Kleidung, Ton, Blick haben". Er fühlt sich im beständigen Rapport mit dem Uebersinnlichen, dem geheimnißvollen Walten von Naturkräften, die wir nur unvollkommen erkennen, und mehr noch als er die Geisterwelt, verfolgt die Geisterwelt ihn. Sie quält, foltert und neckt ihn, sie macht ihn abwechselnd selig und mehr als einmal physisch krank. Sie vertritt ihm den Weg am hellen Mittag in diesem vernünftigen Hegel'schen Berlin; sie geht ihm nach durch den Lärm der Königstraße zu den wenigen noch übrigen Resten des Mittelalters in der Gegend des zerfallenden Rathhauses; sie läßt ihn in der Grünstraße — „ich sage in der Grünstraße" — einen geheimnißvollen Rosen- und Nelkenduft verspüren und verhext ihm den fashionablen Sammelplatz „des höheren Publicums", die Linden. Man könnte Hoffmann den Vater des „Berliner Romans" nennen, dessen Spur später, als man Berlin „die Hauptstadt", den Thiergarten „den Park", die Spree „den Fluß" und die Regentenstraße (nach einer darin befindlichen Fontaine) „die Springbrunnenstraße" nannte, sich in Allgemeinheiten verlor, bis er in unseren Tagen wieder aufgelebt ist, freilich in Anlehnung eher an französische Vorbilder, als an diesen echt deutschen Schriftsteller, welcher, merkwürdig genug, heute noch von den Franzosen vielleicht nicht mehr geschätzt, sicher aber mehr gelesen wird, als von seinen eigenen Landsleuten. „Du hattest," läßt er einen der Erzähler im „Fragment aus dem Leben dreier Freunde"[1]) sagen, „bestimmten Anlaß, die Scene nach Berlin zu verlegen und Straßen und Plätze zu nennen. Im Allgemeinen ist es aber auch meines Bedünkens gar nicht übel, den Schauplatz genau zu bezeichnen. Außerdem, daß das Ganze dadurch einen Schein von historischer Wahrheit erhält, der einer trägen Phantasie aufhilft, so gewinnt es auch, zumal für Den, der mit dem als Schauplatz genannten Orte bekannt ist, ungemein an Lebendigkeit und Frische." Mit diesen Worten spricht Hoffmann deutlich die Theorie seines Romans aus, die ganz ebenso den neuesten Erzeugnissen dieser Gattung wieder zu Grunde liegt. Der Berliner Roman ist damit auf den richtigen Weg zurückgekehrt, den ihm, vor zwei Menschenaltern schon, Hoffmann gewiesen. Aber wie sehr ist dieser seinen Nachfolgern in der Kunst der Localschilderung überlegen! Er bezeichnet nicht nur, er zeichnet und trifft mit

[1]) Serapionsbrüder, Bd. I, S. 195.

unfehlbarer Treue. Visionär, hat er doch für die Bestimmtheit der Dinge den sichersten Griff und Ausdruck; er überzeugt durch den Gegensatz: von der Festigkeit des Hintergrundes borgt die Magie seiner ruhelosen Erfindung den Schein einer Existenz, welche der gemeinen Wirklichkeit widerspricht und doch untrennbar mit ihr verknüpft ist. Nirgends, in keiner seiner Erzählungen, zeigt diese Kunst, durch die Behandlung des Gegenständlichen das Wesenlose körperhaft zu machen, sich bewunderungswürdiger, als in der Geschichte des „öden Hauses" unter den Linden[1]). Er nennt diesmal die Linden nicht mit Namen, noch gibt er (aus naheliegenden Gründen) die Nummer des Hauses an. Aber unverkennbar trotzdem ist sie, „die mit herrlichen Prachtgebäuden eingeschlossene Allee, welche nach dem ***er Thore führt"; und ebenso das Haus. „Als noch keines der Prachtgebäude existirte, die jetzt unsere Straße zieren, stand dies Haus, wie man mir erzählt hat, schon in seiner jetzigen Gestalt da, und seit der Zeit wurde es nur gerade vor dem gänzlichen Verfall gesichert." Von „zwei hohen, schönen Gebäuden eingeklemmt," liegt es und scheint unbewohnt; die Fenster sind verhängt, die Thür ist geschlossen. Aber tolle Gebilde schweben aus seinen Mauern hervor; ein unheimlicher Anblick bei Tage, belebt es sich in der Nacht. Dann hört man das Geheul eines „Höllenhundes", und herzzerreißende Jammertöne schneiden dem einsam Vorübergehenden durch Mark und Bein: das Gewimmer einer Irrsinnigen, einer ehemals berückenden Schönheit, die nach einer Vergangenheit voll Schuld und Irrthum, fern von ihren gräflichen Verwandten, durch einen steinalten, steinharten Castellan, ein grauenhaftes Wesen voll Bosheit und Schadenfreude, gefangen gehalten wird. Auf eine wunderliche, durch Geisterspuk und Zauberspiegel, Magnetismus und Sympathie vermittelte Weise greift nun das Geschick der wahnwitzigen Greisin in das des Erzählers, welchen erst der Tod der Unglücklichen von dem Banne erlöst. Zeitgenossen, die jung waren, als Hoffmann dieses „Nachtstück" schrieb, haben „das öde Haus" noch wohl gekannt, und einer derselben, ein Achtzigjähriger heut, ein Ueberlebender jenes Berlins, das uns heute so fern liegt, — einer der Wenigen, vielleicht der Letzte, der Theil genommen an den Symposien bei Lutter und Wegener und jetzt, noch rüstig in seinem hohen Alter, den ruhmvollen Abend seines Lebens in demselben, durch so viele Erinnerungen geweihten Gebäude zubringt — Dieser hat mir „das öde Haus", wie es zu Hoffmann's Zeiten war, und das dürre verwitterte Männlein im kaffeebraunen Rock, den Verwalter mit Haarbeutel und Puder, und den Hund, der Macronen fraß und wie ein Mensch weinte, mit solcher Lebendigkeit geschildert, daß es mir eiskalt über den Rücken lief. Das „öde Haus" ist längst verschwunden; ein anderes steht nun an seiner Stelle, das unterdessen auch schon wieder alt und grau geworden, und eines der merkwürdigsten ist, welches ich jemals gesehen. Es ist das Haus Nr. 9 unter den Linden, das mit dem Durchgang nach der kleinen Mauerstraße. Das Haus in dieser Gestalt hat Hoffmann nicht mehr gekannt, denn der Durchbruch fand erst Ende der zwanziger Jahre statt[2]); aber noch immer haftet Etwas an diesem seltsamen Gebäude, was mir dasselbe vor allen Häusern unter den Linden

[1]) Nachtstücke, II. Theil, S. 185.
[2]) Mila, S. 466; Fidicin, S. 154.

interessant macht. Immer noch wendet es seine „farblosen Mauern" dieser elegantesten von Berlins Straßen zu, von „zwei hohen, schönen Gebäuden eingeklemmt", die zu beiden Seiten es überragen — mit einem winzig kleinen Balcon, der in keinem rechten Verhältniß zu seiner Breite steht, mit Fenstern, die zwar nicht mehr „zum Theil mit Papier verklebt" sind, aber etwas Verschlafenes haben, wie von einem Traum, aus dem man schwer erwacht, und „mit einem Thorweg, der an der Seite angebracht, zugleich zur Hausthüre dient". Jetzt rollen immerfort die Wagen, welche von der Behrenstraße nach den Linden kommen oder von den Linden nach der Behrenstraße gehen, durch diesen Thorweg und erfüllen das Haus mit einem beständigen Gepolter. In dem Hof, jetzt die Kleine Mauerstraße, wohnen allerlei Leute, von denen allein die Haarkräusler und Barbiere die seßhaften zu sein scheinen, während in den übrigen Läden, wo gestern Filzpantoffeln und Herrenhüte waren, heute Oeldruckbilder und Makartsträuße sind. Ueber dem spitzen, steilen Dach scheint am hohen Mittag die Sonne hier herein; kommt man aber in einer späteren Stunde, wenn die beginnende Dämmerung um die halbrunden Vorbauten und bedeckten Galerien huscht und jeder Schritt von den Bohlen dumpf widerhallt, steigt man die Stufen empor, die bis an die Seitenthür nach dem Durchgang reichen, und begibt sich in das Innere, das dunkel und winklig ist, mit schmalen gewundenen Treppen und weißen Glasthüren: dann ist man für einen Augenblick wieder mitten in der Hoffmann'schen Romantik, sucht nach dem Flur, der mit alten, bunten Tapeten behängt ist und würde sich nicht wundern, wenn nun ein Saal in alterthümlicher Pracht, mit vergoldeten Möbeln und japanischen Gefäßen sich öffnete, hell von vielen Kerzen und durchduftet von starkem Räucherwerk, aus dessen blauen Nebelwolken eine wundersam schöne Frauengestalt in reichen Kleidern hervorleuchtet. Aber die Phantasmagorie schwindet, wie sie gekommen: wir treten in ein paar ganz gewöhnliche Restaurationszimmer, und im Abendlicht, welches von den Linden her durch die Fenster dringt, sehen wir an den Tischen flotte Jünglinge beim Scat oder Sechsundsechzig, und etliche junge Damen, welche, wenn sie diesen Gästen Bier kredenzt haben, sich zu ihnen setzen und ihnen zutraulich in die Karten schauen.

Die zwei hohen, schönen Gebäude, von welchen Hoffmann spricht, haben sich auch sehr verändert in der langen Zeit; das eine jedoch, Nr. 8, „dessen prachtvoll eingerichteter Laden" dicht an das öde Haus anstieß und in der Geschichte desselben eine so wichtige Rolle spielte, haben wir Alle noch wohl gekannt: es war die berühmte Fuchs'sche Conditorei, deren „leuchtender Spiegelladen", wie Hoffmann ihn schildert, den Berlinern der älteren Generation noch erinnerlich sein wird. Er war, in jener bescheideneren Zeit, eine Sehenswürdigkeit dieser Stadt. „Wunderschön ist dort Alles decorirt, überall Spiegel, Blumen, Marcipanfiguren, Vergoldungen, kurz die ausgezeichnetste Eleganz," sagt Heine; doch, fügt er hinzu, „ich esse keine Spiegel und seidenen Gardinen". Er war es, in diesem Punkte, von Hamburg und selbst von Göttingen her besser gewöhnt. „Man muß schon," heißt es in einer Beschreibung dieses Locals zwanzig Jahre später[1]),

[1]) Saß, Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung. Leipzig, 1846.

„wenn ein Provinziale die Hauptstadt besucht, ihn hierher führen, um ihn in Bewunderung über einen solchen Luxus zu versetzen. Die Wände des einen Zimmers sind durchgängig Spiegelglas. Ein anderes Zimmer ist ganz im Geschmacke eines Schweizerhauses eingerichtet worden" u. s. w. So war Fuchs in den vierziger Jahren, und so hab' ich diese Conditorei noch in den fünfzigern gesehen, während meines ersten Aufenthaltes in Berlin. Als ich, nach mehrjähriger Abwesenheit, wiederkehrte, war sie verschwunden. Aber noch heute kann ich an dem unterdessen durchaus anders gewordenen Hause Nr. 8 unter den Linden nicht vorübergehen, ohne daß eine ganze Scala von Erinnerungen in mir anklingt. Ich entsinne mich des Tages, zur Winterzeit, als ich zuerst in diese Conditorei kam, geblendet von den Spiegelscheiben, dem Schweizerhaus und nicht am wenigsten der — Weihnachtsausstellung. Dies war auch ein Vergnügen, das man heute nicht mehr kennt, aber eines, das man damals nicht hätte missen mögen, ebensowenig wie die Weihnachtstransparente mit dem begleitenden Gesang des unsichtbar aufgestellten Domchors. Unschuldige Freuden des altväterischen Berlins, über welche der Strom eines neuen Lebens unbarmherzig hinweggerauscht ist! Wenn man heute die Körbe von Kranzler und Hilbrich, hinter den Einspännerchen von Huster her, durch die Straßen schwanken sieht, dann weiß man, warum; und wenn man die Bilder aus der biblischen Geschichte betrachtet, so geschieht es auch nicht mehr zum Zwecke frommer Rührung und Erbauung. Man ist nicht mehr so naiv und empfindsam. Damals aber, wie feierlich gestimmt, verließ man die Akademie, wie heiter angeregt die Conditorei! Was sich darin ausgestellt fand, waren freilich nur Zuckerpüppchen; aber sie bedeuteten Etwas, sie hatten eine Meinung.

Johannisfest.

Erzählung
von
Alexander L. Kielland.

V.

Morten Kruse war achtunddreißig Jahre alt geworden, ohne für seine Gaben und Kräfte eine besondere Verwendung gefunden zu haben. Als nun jetzt durch ihn eine große religiöse Bewegung entstand und unzählige Menschen ihn um Rath und Hilfe angingen, war er ebenso erstaunt über seine Leistungsfähigkeit, wie alle Welt.

Bei dem einen Bethaus auf dem Grundstücke des Branntweinhändlers blieb es nämlich nicht. Sobald er sah, daß man auf seinen Wunsch willig jedes Opfer brachte, baute er neue Versammlungshäuser und errichtete milde Stiftungen in der Stadt und auf dem Lande.

Sein ganzes Auftreten war ein anderes geworden; groß und kräftig, schritt er nun hochaufgerichtet einher. Das von Natur Harte und Trotzige in seinem Benehmen war einem sicheren überlegenen Wesen gewichen, als er sich so vielen Menschen gegenüber seiner Macht bewußt ward. Er war seinen Anhängern theils Seelsorger, theils Arbeitsgeber, zuweilen Beides.

Ursprünglich hatte er über die Gemüther der Frauen die größte Gewalt gehabt; allmälig folgten aber auch die Männer, und die Bewegung griff so um sich, daß in theologischen Kreisen die Frage entstand, wie dies endigen wolle?

Die Theologen, welche seiner Predigt beiwohnten, konnten es nicht verstehen, daß man gerade diesen Redner so eifrig suchte. Die Reinheit seiner Lehre konnte zwar nicht angefochten werden, denn was er vorbrachte, war einfach und alltäglich — von einer Beredtsamkeit im wahren christlichen Sinne des Wortes war keine Spur vorhanden. Sie begriffen nicht, wie dieser Mann einen solchen Einfluß auszuüben vermochte!

Wenn die Männer sich tiefer neigten und die Frauen während der Predigt weinten, so hielten seine geistlichen Collegen das Ganze für eine vorübergehende, mit nervöser Aufregung versetzte Mode.

Außerdem rief die rücksichtslose Art Pastor Kruse's den Amtsbrüdern und Vorgesetzten gegenüber Aergerniß hervor, und Bischof Sparre sah sich veranlaßt, die Wirkung seines allmächtigen Einflusses zu erproben. Im Stillen war seine Hochehrwürden der Ansicht, man müsse untersuchen, ob Pastor Kruse im Vertrauen auf seine große und ergebene Schar nicht geneigt sein würde, eine separatistische Gemeinde zu bilden.

Freilich war ein solches Zersplittern innerhalb der Kirche höchst beklagenswerth. Christliche Erfahrung hatte aber nichts desto weniger gelehrt, der Führer werde in dieser Weise schnell ermatten und die Bewegung gedämpft werden.

Bei der ersten Anspielung auf eine solche Möglichkeit merkte aber der Bischof sogleich, daß er sich hier verrechnet habe.

„In Wahrheit, nein!" — Morten Kruse hatte genug davon gehabt, „draußen" zu sein. Es nöthigte ihn nichts, seinen Stand zu verlassen: im Gegentheil, er wollte der Erste „innerhalb" desselben sein; und diese Ansicht ließ er so unzweideutig durchblicken, daß Bischof Sparre sich schnell zurückzog und seine übrigen Amtsbrüder kopfschüttelnd betrachtete.

Weder in Kruse's Lehre noch in den Anforderungen, die er an die Seinigen stellte, fand sich Etwas, das diese von den übrigen Bürgern des Landes unterschied.

Mit seinen Anhängern verhielt es sich ganz anders als seiner Zeit mit der von dem berühmten Laienprediger Hauge gebildeten Secte. Die Haugianer hatten durch ein liebevolles und friedliches Zusammenleben bei sich und Anderen die Vorstellung von der kleinen Schar erwecken wollen, welche demüthig der Erfüllung der Verheißung harrt. Pastor Kruse's große und gemischte Gemeinde trug auch Demuth zur Schau. Sie waren die Geringen und Verachteten in dieser Welt — die einfachen Leute. Jesus und die Zwölf waren aber auch einfache Leute gewesen, und was hatten diese nicht Alles ausgerichtet!

In den Versammlungen der Haugianer war es ihre größte Freude gewesen, daß Männer und Frauen sich über die schwierigen und wichtigen Dinge unterhielten, die in der Bibel von dem Seligwerden gesagt sind; sie waren in der heiligen Schrift wohlbewandert, ja Einige konnten als Gelehrte gelten.

Morten Kruse war keineswegs selbst ein Gelehrter; ihm und den Seinigen galt nur Eins als unumstößliche Wahrheit: „Gott war mit ihnen und sie mit ihm." Und ihre Freude bestand in der Ueberzeugung, es gebe eine kleine Pforte, die in den Himmel führe, und ihr eigener Prediger habe hierzu den Schlüssel; die Pforten der Hölle standen aber sperrweit offen, bei Tag und bei Nacht, für alle Andern. Unter seinen Anhängern herrschten keine dogmatischen Streitigkeiten oder Zweifel; denn alle einigten sich darin, ihm zu folgen und seinen Worten zu lauschen; und er gab keinem Zweifel Raum. Gott hatte ihn geprüft; er hatte aber die harte Probe bestanden, und jetzt, da er den Weg gefunden und die Absicht erkennen konnte, fand Morten Kruse, sein Gott habe ihn weise geführt. Er klagte niemals über schwere Zeiten, sondern ertrug jede Schickung in Demuth. Und als der große Segen seiner Arbeit folgte, so daß er täglich, ja stündlich erfuhr, wie Gott wirklich mit ihm sei, da wurde sein Vertrauen groß und warm, denn sein Gott und er und er und sein Gott verstanden einander und arbeiteten

sich in die Hände. Wo er ging und stand, war diese Zuversicht mit ihm — unter Freunden und inmitten der Feinde; was ihm auch geschah, was ihn bedrohte, stets fühlte er sich so sicher, als habe er seinen Gott in der Tasche.

Diese innere Sicherheit war es gewesen, welche die Anhänger um ihn scharte und seine Arbeit förderte, während er umherreiste, predigte, baute und Gelder sammelte; sie theilte sich auch jedem Einzelnen seiner Gemeinde mit und verlieh der ganzen Bewegung ein bestimmtes Gepräge. Niemand brauchte sich und sein Leben zu ändern, weil er Jünger Pastor Kruse's war; da gab es keine abweichenden Lehrsätze zu vertheidigen, keine Unbill, geschweige denn Verfolgungen zu erleiden. Die einzige Tugend, deren man sich befleißigen mußte, war: reichlich zu opfern. Das schickte sich für Alle. Was sie aber Alle zusammenband und sie zu einer Macht in der Gesellschaft werden ließ, war die feste Zuversicht, ja, Gewißheit, ihren Gott in der Tasche zu haben.

In dieser Weise war das Christenthum ebenso bequem wie unzweifelhaft geworden, und auf dieser Grundlage der Ueberzeugung stand Morten Kruse selbst, stark und rücksichtslos wie ein kleiner Luther.

Der Gehorsam und die Opferfähigkeit seiner Anhänger war ebenso groß, wie die Feigheit derjenigen, die es versuchten, ihm Widerstand zu leisten; jetzt wußte er außerdem aus Erfahrung, daß er ungefähr thun konnte, was er wollte. Aber wenn es auch schnell gegangen war, so blieb doch die Arbeit eine ungeheuere.

Früh und spät war er in Bewegung gewesen; er hatte sich nicht gescheut und Anderen nichts überlassen, was er selbst leisten konnte, und vor Allem: nichts war ihm zu klein gewesen.

Eine große Personalkenntniß weit über die Stadt hinaus, praktischen Verstand, Fähigkeit und Geschmack für alle Anordnungen und die Gabe, die rechten Leute zu finden: dies Alles hatte er leicht und ohne zu tasten bei sich gefunden, als sich seine langsame und schwerfällige Entwickelung endlich vollzog. Seine Macht war jetzt so befestigt, weil sie von Anfang an aus einer Menge unbedeutender Fädchen zusammengewoben war. Als er sie nun aber alle in seiner Hand hatte, kam ein Augenblick, in welchem Morten Kruse fühlte, dies sei doch nicht, was er gewollt habe, es genüge ihm nicht.

Wegen des Geldes machte er sich keine Sorge mehr. Seine Habgier war nicht von der geizigen kleinlichen Art wie die seiner Gattin, und da die Schätze ihm auf den leisesten Wink zuströmten, verwandte er sie ruhig zu wohlthätigen Zwecken, zur Belohnung seiner Anhänger und als „Aufmunterung" für Die, welche sich ihm nicht sofort anschlossen.

Außerdem kannte er seine Frau gut genug, um zu wissen, daß von den großen Summen, die sie zu verwalten hatte, schon ein Restchen in ihren Händen blieb.

Er hatte eine Schar von Männern um sich versammelt, die ihm ganz ergeben waren und mit ihm arbeiteten. Es waren meistens schiffbrüchige Existenzen, hinter denen eine wilde Jugend, einige Fallissements oder anderes Mißgeschick lag. Als Mitarbeiter Pastor Kruse's gewannen sie in ihrem Aeußeren etwas Blasses und behäbig Rundes, wie wenn sie in der Dunkelheit hausten und

gut speisten. In der Stadt nannte man sie „Pastor Kruse's Kaninchen", theils weil sie eine lautlose Lebhaftigkeit entwickelten, theils weil man sie so selten bei hellem Tage sah. Sie kamen und verschwanden, als ob sie ihre Höhlen unter der Erde hätten, um dann ganz plötzlich wieder auf der Oberfläche zu erscheinen, wo man sie am wenigsten vermuthet hätte.

Wenn daher ein Mann, der bisher ein Gegner Morten Kruse's und von Abscheu gegen dessen Wesen erfüllt war, auf einmal einen anderen Ton anschlug und eine Woche später zu den Füßen des Meisters saß, hieß es in der Stadt: „Die Kaninchen waren bei ihm!"

Schon längst wußte Morten Kruse aus Erfahrung, daß die unterirdische Arbeit seiner Kaninchen beinah ebenso viel ausrichtete, wie seine eigene Lehre. Er hatte so viel Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, wie er nur wünschen konnte. Mit Hilfe seiner Kaninchen vermochte er durch Drohungen oder Lockmittel Alles für sich und die Seinigen zu erreichen. Und doch kam ein Zeitpunkt, wo ihn dies nicht mehr befriedigte.

Seine Predigten und Erbauungsschriften hatten allmälig in Zeitungen gemischten Inhaltes Aufnahme gefunden; sie verschafften ihm ringsum im Lande einen Einfluß und eine Bedeutung, die zu seiner eigentlichen Stellung als Geistlicher einer kleinen Stadt in keinem Verhältnisse stand.

Morten Kruse selbst war jetzt fröhlicher gestimmt als zuvor. Zuweilen fühlte er gar ein Verlangen nach einer großen derben Heiterkeit und ihm schien das mürrische Wesen, diese stete Bitterkeit seiner Anhänger den anders Denkenden gegenüber nicht immer angebracht.

Hatte ihm sein Gott so viel gegeben, damit er auf halbem Wege, „draußen" stehen bleibe, während noch so viele in der Kirche und im Staate ihn überragten? Zwar waren Jesus und die Zwölf einfache Leute gewesen — aber, aber!

Es überkam ihn wie eine Unsicherheit; er wußte nicht mehr den rechten Standpunkt zu finden und harrte gleichsam des erlösenden Wortes. —

Stets war es die Freude und der Stolz des alten Jörgen gewesen, zu sehen, wie sein kleiner Morten tapfer in die dicken Butterbrote hineinbiß oder mit seinem Löffel unermüdlich in den Grützapf hineinlangte, und noch immer war und blieb das innerste Wesen Morten Kruse's: „Appetit."

In der Jugend hatte er sich aber getäuscht, indem er sich einredete, es befriedige ihn, sich mit seinem Vermögen als Rückhalt im geistlichen Stand emporzuschwingen. Erst das Unglück hatte seine schlummernde eigentliche Neigung geweckt.

Der Geschmack ändert sich aber mit den Jahren. Nun befriedigte es ihn nicht länger, einzig auf seine treue Schar angewiesen, den Andern mürrisch und erbittert gegenüberzustehen. Weder die treuen Weiber von Blaasenberg, die ihn anbeteten, noch die hübschen Mädchen und jungen Frauen, die ihn vergötterten, weder die „Kaninchen", die vor ihm im Staube krochen, noch die Loblieder der Vielen, deren er sich angenommen hatte, wollten ihm bei vorgeschrittenen Jahren genügen. Jetzt strebte sein geweckter Sinn nach Macht über die kräftigsten Männer, nach dem Glanz und der Ehre, welche diese Macht begleiten, nach dem Höchsten, das ein Mann in seiner Heimath und in seiner Zeit erreichen kann.

Leider stimmte der Anfang seiner Laufbahn nicht recht hiermit überein: dies Wort von Jesus und den Zwölfen, den einfachen Leuten, die in ihrer Demuth zufrieden waren und die Welt und ihre Eitelkeit verachteten. —

Eines Tages saß der Pastor Kruse mit dem alten Professor Lövdahl zusammen im Bureau des Blindenasyls. Diese Stiftung hatte der Pastor hauptsächlich gegründet, damit der Augenarzt die Thätigkeit wieder aufnehmen könne, der er zu seinem Unglücke entsagt hatte, um kaufmännische Geschäfte zu betreiben. Die Familie Lövdahl war nämlich die erste, welche Morten Kruse an sich gezogen hatte.

Er wollte dem Manne, der ihn einst in seinen Ruin mit verwickelt hatte, verzeihen; man sollte sehen, wie dieser schöne weißhaarige Greis, vom Unglücke gebeugt, gerade dort eine Zuflucht gefunden habe, wo er es am wenigsten erwarten durfte. Und es war dem Pastor ein Genuß, in dem großen Stuhl sitzend, mit anzuhören, wie der Professor in sanftem ehrerbietigen Tone über die seiner ärztlichen Leitung und Oberaufsicht anvertraute Anstalt Rechenschaft ablegte. Die junge Frau Clara Lövdahl war gleichfalls eine treue Mitarbeiterin an seinem Werke geworden. Bazare und Frauenvereine zu organisiren war sie weit besser geeignet als seine eigene Gattin, da sie ein echt christliches Wesen mit dem leichten Verkehrston der feinen Dame verband.

Abraham Lövdahl hatte sich nach dem großen Unglück leider nicht so glänzend bewährt. Er hatte Verschiedenes versucht, ohne daß es ihm gelungen wäre, das Vertrauen der Welt zu gewinnen; außerdem ging das Gerücht, daß er dem Trunk ergeben sei.

Auf die eindringlichen Bitten seines Vaters und seiner Gemahlin hatte ihm Pastor Kruse Beschäftigung an seiner Zeitung verschafft; das Verhältniß zwischen den beiden alten Schulkameraden wurde indeß nie ein solches, wie es der Pastor von seinen Anhängern verlangte.

Abraham verrichtete seine Arbeit in der Redaction, ohne dabei viel Interesse an den Tag zu legen; auch hielt er nicht immer die ihm angewiesenen Wege mit der vom Pastor beanspruchten Genauigkeit ein; doch wußte derselbe Abraham's Lust zur Opposition nach ihrem wahren Werth zu schätzen und wartete nur auf eine Gelegenheit, seine Widerstandskraft zu brechen.

Eines Tages saßen also der Pastor und der Professor in dem hellgestrichenen Bureau der Anstalt und unterhielten sich zufällig von Politik, ein Gesprächsthema, das der Professor nach seinem Sturz eigentlich zu vermeiden pflegte.

Morten Kruse und der Kreis, in welchem er zuerst Anhang gefunden hatte, neigten natürlich mehr nach der Seite der Opposition, und der Pastor hatte auch seinen Einfluß zum Besten „der Linken" verwandt, jedoch ohne sich persönlich an den Streitigkeiten zu betheiligen.

Da er sich aber gegenwärtig nur wenig befriedigt fühlte und nach einem neuen Felde der Thätigkeit suchte, beschäftigten sich seine Gedanken viel mit den Tagesfragen, und er sprach harte Worte, sowohl von den Seinigen wie von der Gegenpartei.

„Man weiß bald nicht mehr zu sagen, wer die Schlimmsten sind," rief er aus.

„Die Schlimmsten finden sich auch nicht alle weder auf der rechten noch auf der linken Seite", erwiderte der Professor.

Als aber der Pastor seine strengen Augen auf ihm ruhen ließ, beeilte er sich hinzuzufügen: „Es geziemt sich freilich kaum, für einen geschlagenen Mann, wie ich es bin, eine Ansicht auszusprechen, aber —"

„Lassen Sie mich hören," sagte der Pastor.

„Die Schlimmsten, lieber Herr Pastor, Sie wissen das so gut wie ich," versetzte der Andre lächelnd, „befinden sich sowohl rechts und links wie in unserer Mitte; die Schlimmsten aber, Herr Pastor, das sind die Ungläubigen, meinen Sie nicht?"

„Natürlich," meinte der Pastor.

„Zuletzt muß jede christliche Thätigkeit gegen sie gerichtet werden," fuhr der Professor bescheiden fort, als rede er zu seiner eigenen Erbauung.

Pastor Kruse hatte sich erhoben und blickte nun in den Hof mit dem sorgsam gestrichenen Zaun hinab.

Der Professor sprach noch eine ganze Weile von dem Segen, der aus Pastor Kruse's Thätigkeit entsprossen, und wie gut dies gerade jetzt sei, da der Unglaube sich der Gemüther bemächtigte. Sah er auch während seiner Rede nur den breiten Rücken am Fenster, so sagte ihm doch sein Gefühl, daß seine Worte den rechten Weg fänden.

Kurz darauf empfahl sich der Pastor, wie seine Gewohnheit war, mit einem kurzen Lebewohl. Professor Lövdahl nahm seinen Platz am Fenster ein, und während er nun den gestrichenen Zaun betrachtete, weilten seine Gedanken bei den Vielen, Vielen, die bald, wie er selbst, gebrochen einherschreiten würden. —

Lövdahl's Worte hatten wirklich eine neue Wendung in Morten Kruse's Leben herbeigeführt; unermüdlich und beharrlich in der Verfolgung eines Gedankens oder eines Planes, besaß er doch nicht jene schnelle Auffassungsgabe, die dazu befähigt, selbständig neue Mittel und Wege zu finden. Außerdem war er durch seine Stellung auf Seiten der Linken gezwungen gewesen, die Hilfe und Mitwirkung von Leuten anzunehmen, deren Unglaube nicht geleugnet werden konnte. Jetzt war er aber stark genug geworden, um die Trennung vom christlichen Standpunkte aus allem Andern vorzuziehen: er und die Seinigen auf der einen, die Ungläubigen auf der andern Seite; ein neues „drinnen" und „draußen" bei der Arbeit zu berücksichtigen!

Nun wurde ihm auch klar, daß Gottes Kinder gar nicht so trübselig in die Welt hinauszuschauen brauchten. Im Gegentheil, da ihnen der Segen folgte, sollten sie frohen Muthes den Kampf führen, und anstatt mit finsterer Miene auf die mehr Bevorzugten zu sehen, sollten sie selbst deren gute Plätze einnehmen.

Mit deutlichen Worten stand ja geschrieben: „es ist nicht recht, das Brot der Kinder zu nehmen und es den Hunden vorzuwerfen."

Der Professor hatte die Wahrheit gesprochen: der Unterschied zwischen der Rechten und der Linken wurde in politischer Hinsicht ausgeglichen; die neuen Gegner waren überall: es gehörten Alle zu ihnen, die nicht seine Freunde waren. Sichtbar hatte sein Gott über ihm seinen Segen ausgegossen und ihn geleitet auf allen seinen Wegen; deshalb durfte in einem christlichen Lande auch nichts

in den Händen der Ungläubigen bleiben, kein Stückchen Brot für die kleinen Hunde!

Jene große Krise, welche noch immer, ihre nachhaltige Wirkung ausübend, wie eine drohende Gefahr über den Häuptern schwebte, trug im Verein mit den schlechten schwierigen Zeiten viel dazu bei, den Werth der kleinen Brotstückchen zu erhöhen: die Menschen ließen sich leichter einschüchtern und billiger kaufen.

Morten Kruse's Herz wurde wieder von großem Dank erfüllt, weil seine Augen sich erschlossen hatten, und seine Rede gewann neue Kraft und neuen Klang.

Die Bewegung selbst erhielt allmälig ein anderes Gepräge. Die mürrische trotzige Miene machte bei den Einzelnen einem Anflug von Triumph Platz, und in der Versammlung saßen die hübschen Mädchen sorgsam geputzt und sangen fröhliche Lieder mit lauten Stimmen. Gottes Kinder durften sich am Segen der Arbeit erfreuen!

Die Zahl der „Kaninchen" wuchs; mit Zeitungen, Erbauungsschriften und Geldern versehen, gruben sie ihre Höhlen über das ganze Land. Sie glichen aber nicht den Laienpredigern und den Volksaposteln früherer Zeiten. Kein Leben, keine Begeisterung entstand, wo sie erschienen; man hörte von keiner plötzlichen Bekehrung oder Wandlung der Gemüther. Sie kamen und gingen ganz still, das einzige Geräusch, das sie begleitete, war ein stetes Klirren von Pfennigen.

Doch hinterließen diese Besuche stets deutliche Spuren; Manches welkte dahin, Anderes schoß lustig empor. Die Kunden des Einen verschwanden plötzlich, während ein Anderer schnell zum wohlhabenden Manne wurde, sobald es von ihm hieß, er sei jetzt ein guter Freund Pastor Kruse's geworden.

Alle Aemter, deren Besetzung durch die Wahl der Mitbürger erfolgte, begannen in seltsamer Weise ihre Inhaber zu wechseln. Erst erhielt der Betreffende Winke und Warnungen; wollte er aber nicht verstehen und versuchte er zu trotzen, so zeigte es sich plötzlich, daß er weder Freunde noch Wähler hatte, und man ließ ihn ohne Barmherzigkeit „draußen". War aber ein guter Platz frei, so nahm ein „Kaninchen" schnell den Sitz ein. Und was das Bedenklichste war: die Wirkung dieses Vorgehens zeigte sich auch in der Politik, so daß Pastor Kruse's Macht höher und höher stieg, bis er auf dem Lande wie ein Alp lastete. —

VI.

Pastor Kruse war kaum dem Wagen entstiegen, als einer der Seinen bereits davoneilte, um den Genossen zu melden, daß er da sei.

Kurz darauf schritt ein untersetzter Mann mit runden Beinen schnell dem Pfarrhaus zu; er hielt sich dicht an den Häusern, mehr aus Gewohnheit, als weil es ihm etwas nützte; in der lichten Sommernacht war es überall gleich hell und auf der Straße kein Schatten.

Es war Peder Pedersen, einer der vertrautesten Freunde des Pastors.

Er ging an der Hausthür vorbei und öffnete eine kleine Pforte, welche in den umzäunten Hof hineinführte. In dieser Weise erreichte er unbemerkt das Wartezimmer und klopfte leise an.

„Herein!“ rief der Pastor. „Sieh da! Guten Abend, mein Petrus! Ich dachte mir's beinah, daß Du es wärest.“

Morten Kruse saß in seinem Sessel zurückgelehnt und wartete darauf, daß der Andere seinen Bericht ablegen solle.

„Der Herr Pastor hat wohl meine Botschaft erhalten?“

„Daher kehre ich bereits heute zurück. Was gibt es?“

„O, allerlei Dinge sind hier vorgefallen; ich wußte mir keinen besseren Rath, als eine telegraphische Nachricht zu schicken.“

„Erzähle!“ sagte der Pastor kurz, und Peder Pedersen berichtete, sich vornüber neigend, mit gedämpfter Stimme, was alles in den letzten Tagen vorgefallen war; wie die ganze Stadt sich in Aufruhr wegen der Vorbereitungen zum Johannisfest befinde, und wer alles daran theilnehme.

Der Pastor wiederholte die Namen: der Amtmann, der Bankdirector und die Andern; Peder Pedersen vermochte aber nicht, dem Klange der Stimme zu entnehmen, welchen Eindruck dies bei seinem Gönner hervorrief, dessen Gesicht sich in dem Schatten der Gardine verbarg.

„Nehmen auch die Unsrigen Theil?“

„Ja, das ist wahrlich nicht leicht zu sagen: man ist unschlüssig. Wo es Musik und Feuerwerk gibt, sind die Frauen gern dabei, und es ist eben wunderbar damit bestellt, der Eine zieht den Andern mit sich. Nachdem nun im „Zeugen der Wahrheit“ zu lesen stand —“

„Was stand da?“ fragte der Pastor, und dies Mal hörte Peder Pedersen den Eifer gut heraus.

„Ach so, der Herr Pfarrer weiß nichts davon? Nun, das konnte ich mir fast denken,“ er zog die Zeitung aus der Tasche, es war aber zu dunkel, um lesen zu können. Der Pastor legte das Blatt zu den vielen Briefen und Zeitungen, die er morgen durchzusehen hatte, und Peder Pedersen mußte über den Inhalt berichten.

„Ja, der Herr Doctor Lövdahl hatte nun einen Aufsatz geschrieben, worin gesagt wurde, das Volk bedürfe der Zerstreuung; hier sei so viel ernstes Streben, hieß es, und ein solcher Ueberfluß an Scheinheiligkeit —“

„Stand dies wirklich da?“ rief der Pastor.

„Ich kann mich nicht so genau des Wortlauts entsinnen, jedoch —“

„Wo warst aber Du und die übrigen Alle?“

„Ja, das ist nun so eine Sache mit diesem Doctor Lövdahl; der Herr Pastor weiß selbst, es ist nicht das erste Mal. Wir sind ja nur einfache Leute, wir Andern, und er ist ein studirter Herr und ein Schulgefährte des Herrn Pastors —“

Peder Pedersen stockte in dem Gedanken, der Pastor würde etwas sagen; dieser räusperte sich aber nur und blieb ganz ruhig sitzen. Doch hörte Peder Pedersen, wie er tief Athem holte.

„Wenn dieser Doctor mit einem Aufsatz kommt und in seiner überlegenen Manier sagt: er soll hinein — ich übernehme die Verantwortung! Ich werde mit Morten reden —“

„Sagte er das?“ fragte der Pastor kalt.

„Freilich können wir nicht anders, als ein wenig über ihn lachen, wenn wir wieder unter uns sind. Der Herr Pastor wird schon wissen, wie große Worte er gebraucht, zumal wenn er ein wenig angeheitert ist, und um die Wahrheit zu sagen, es müßte in der Redaction einen Mann geben, der die entscheidende Stimme hätte —"

„Es war schon an der Zeit, daß ich zurückkam," unterbrach ihn der Pastor, sich erhebend; „habe Dank für Deine Botschaft, mein Petrus! Du bist ein besonnener und wachsamer Arbeiter im Weinberge des Herrn."

Der kleine Mann rieb sich vergnügt die Hände; nicht oft wurde ihm so viel Lob zu Theil. Im Gefühl davon, dem großen und mächtigen Meister so nahe zu stehen, schlug er einen etwas vertrauteren Ton an, als er sagte: „Wir, wir werden wohl morgen Hand ans Werk legen müssen?"

Der Pastor erwiderte aber sehr kalt: „Ich werde schon Alles in Ordnung bringen. Gute Nacht, Peder Pedersen!"

— Am nächsten Morgen halb sechs war Morten Kruse fertig und angezogen; er hatte die wenigen Stunden fest und gesund geschlafen, so wie es seine Gewohnheit war, wenn es etwas Besonderes zu thun gab. Von Erregtheit oder Müdigkeit nach der Reise war bei ihm keine Spur zu finden. Mit der gewohnten Ruhe machte er die Runde in seinen Stiftungen und bei seinen Kranken, hörte zu und sah nach allen Kleinigkeiten, wie er zu thun pflegte. Ueberall herrschte Freude über das Wiedersehen, aber auch eine gewisse Spannung.

Vornehmlich war dies in der Redaction der Fall; außer den Angestellten hatte sich ein Theil der vornehmsten Anhänger eingefunden, welche den Pastor hier des Morgens am sichersten zu treffen glaubten.

Er begrüßte sie flüchtig und plauderte ein wenig von seiner Reise, ohne scheinbar ihre Erregung und ihre Anspielungen zu beachten.

Endlich flüsterte Peder Pedersen vorsichtig: „Er ist noch nicht gekommen."

„Wer?" fragte der Pastor ganz laut.

„Doct — Doctor Lövdahl —"

„Das sehe ich," erwiderte der Pastor gleichgültig und wandte sich einem Andern zu.

Als er aber fortgehen wollte, kam der lange Simon Tuskeland, welcher früher Colporteur gewesen war und sich jetzt in der Redaction nützlich machte. Er zupfte den Pastor am Rockzipfel und zog ihn ein wenig bei Seite, eine Gewohnheit, die ihm von seiner früheren Thätigkeit geblieben war.

„Wir halten wohl die erste Spalte bis Mittag offen?"

„Aus welchem Grunde sollte dies geschehen?"

„Ich dachte — ich dachte, die Zeitung würde etwas von diesem Feste bringen?"

„Nicht daß ich wüßte," versetzte der Pastor trocken und setzte seine Runde fort.

Die Anwesenden wurden unruhig; aber Keiner wußte etwas Genaueres, und keiner konnte den Zusammenhang begreifen . . .

Der kleine Peder Pedersen allein lächelte: „Er hat schwierigere Sachen in Ordnung gebracht, und außerdem sind noch drei Tage bis zum Fest."

— Stunde auf Stunde verrann, während Morten Kruse, in seinem Arbeitszimmer sitzend, eine Menge von Briefen und Zeitungen durchflog, dictirte,

hundert Fragen beantwortete und den Berichten derer lauschte, die ihn aufsuchten.

Er war über acht Tage fortgewesen; der Vormittag war aber nicht weit vorgeschritten, als er die zahllosen Fäden wieder bei einander hatte, welche von allen Häusern der Stadt, aus allen Gegenden des Landes in seiner Hand zusammenliefen.

Als daher Friederike um zwölf Uhr kam, ihn zum Mittagsmahl zu rufen, war er ziemlich müde und sehr hungrig.

Trotzdem nahm er sofort wieder Platz, als im selben Augenblick angeklopft wurde, und Frau Friederike mußte sich zurückziehen. Sein Amtseifer war ihr wohlbekannt, und sie beschränkte sich darauf, ihn flehentlich zu bitten, ihr sobald als möglich zu folgen, damit das Essen nicht kalt werde.

„Herein!" sagte der Pastor.

Und herein trat Constanze Blomgreen, frisch und geputzt, halb schüchtern, halb zuversichtlich, aber so schön, daß sie in dem ernsten Zimmer leuchtete.

Sie näherte sich dem Tische, ein wenig verlegen, aber doch vertrauensvoll nach der Art hübscher Mädchen, die es nicht anders wissen, als daß man ihnen freundlich entgegenkommt.

„Ich muß sehr um Verzeihung bitten, daß ich den Herrn Pastor in dieser Weise störe," begann sie ihre kleine wohleinstudirte Rede.

Er machte eine Bewegung mit der Hand, und sie nahm auf dem Stuhl ihm gegenüber Platz. Von dem Augenblick an, wo sie hereingetreten war, hatte er seine Augen auf die ihrigen geheftet, und er ließ sie nicht los, so oft ihr Blick dem seinigen begegnete.

„Ich bringe Grüße von meiner Mutter — die Mutter bat mich, Sie zu ersuchen — ja, vielleicht kennt mich der Herr Pastor nicht einmal? Ich bin die Tochter der Madame Blomgreen im Club."

Er machte eine ganz kleine Bewegung mit dem Kopfe, nicht mehr, ließ aber seine Augen in den ihrigen ruhen, als sie aufblickte.

Jetzt begann die Verwirrung sich Constanzens zu bemächtigen; vornehmlich peinigte sie der durchdringende Blick, dem sie sich nicht zu entziehen vermochte. Sie wollte indeß nicht ihre Augen vor ihm niederschlagen; es war ja eine ehrliche Sache, die sie hergeführt hatte.

Und wieder sah sie auf und konnte seinem Blick nicht ausweichen, als sie fortfuhr: „Die Mutter wollte den Herrn Pastor bitten, uns einige Tische und Bänke zum Fest zu leihen — ja, es wird hier ein Fest veranstaltet, der Herr Pastor weiß es gewiß —"

Er rührte sich nicht und blickte ihr nur so starr in die Augen, daß ihre Befangenheit immer größer und ihr Lächeln so gezwungen wurde, als müsse sie gleich in Thränen ausbrechen.

„Es sollte zu diesem Johannisfest, draußen im Eden, sein; wir würden selbst die Tische holen lassen, sagte die Mutter; ja, die Bänke gleichfalls natürlich —" das Lächeln wurde schwächer und schwächer — „wir würden so vorsichtig damit umgehen, sollte ich sagen —" jetzt stockte sie aber ganz und erröthete heftig.

Einige Secunden verflossen so, bis der Prediger wieder zu reden begann,

hart und stoßweise: „Ja, ich kenne Dich; ich kenne Dich besser, als Du glaubst; Du bist Thomas Randulf's Geliebte."

Constanze zuckte in die Höhe und wurde todtenblaß.

„Du gehst denselben Weg wie Deine Freundin, ich meine Emma Sörensen!"

Was er sagte, wurde immer schlimmer. Constanze vernahm Worte, die sie nur von den Jungen auf der Straße gehört hatte, ihre Wangen glühten, sie war aber wie betäubt und konnte weder ein Wort zu ihrer Rechtfertigung hervorbringen, noch sich erheben.

„Wundern muß ich mich aber," fuhr Pastor Kruse fort, indem er sich über den Tisch neigte, „daß Du, der unser Herrgott so große strahlende Augen gegeben hat, nicht sehen kannst — daß Du nicht das Verderben sehen *willst*, dem Du entgegengehst. Hast Du denn niemals von Jesus gehört?"

Constanze begann zu zittern, und die Augen, welche ihr weh thaten, nachdem sie so lang in die seinigen gestarrt hatten, füllten sich mit Thränen.

Da erhob sich der Pastor und that, als ob er gehen wolle, obgleich er nicht den Blick von ihr ließ.

Sie erhob sich gleichfalls und streckte ihm die Hände entgegen, während ihr Schirm zu Boden fiel, ohne daß sie es merkte.

Der Pastor zog sich langsam ein paar Schritte gegen die Thür zurück und Constanze folgte, als sei sie an seine Augen gefesselt.

„Gehen Sie nicht!" sagte sie mit leiserer Stimme, „gehen Sie nicht!"

„Was willst Du von mir?"

„Gehen Sie nicht, gehen Sie nicht," bat sie angstvoll, „helfen Sie mir!"

„Du willst nicht, daß Dir geholfen wird."

„Ja — ich will — ich will!"

„Nein, Du willst nicht," sagte er hart.

„O, mein Gott! Ja, ich will — ich will —" und plötzlich lag sie schluchzend zu seinen Füßen. —

Der Pastor ließ das Mädchen eine Weile weinend daliegen, während er sich selbst über das Gesicht strich und tief Athem holte.

Darauf sagte er ganz ruhig und etwas sanfter: „Erhebe Dich!"

Constanze erhob sich sofort und setzte sich, das Taschentuch vor das Gesicht haltend, auf den Stuhl am Fenster.

„Aber — aber — Sie müssen nicht glauben, daß ich —" —

„Und wie lange glaubst Du selbst, der Versuchung widerstehen zu können? Hast Du denn nicht gefühlt —"

„Ja!" rief sie, „helfen Sie mir, bitte, bitte!"

„Willst Du wirklich, daß ich Dir helfe?" fragte er ernst.

Sie nahm die Hände vom Gesicht und blickte flehentlich zu ihm auf.

„Sagen Sie mir nur, was ich thun soll."

„Du weißt, es gibt nur einen einzigen Namen unter dem Himmel, bei welchem wir selig werden können; siehe zu, daß Du ihn findest!"

„Allein kann ich es nicht; Sie müssen mich nicht verlassen."

„Morgen früh, sechs Uhr, ist hier Andacht; komm' und höre, ob das Wort über Dich Gewalt gewinnen kann. Jetzt müssen Sie aber gehen", fuhr er im veränderten Tone fort. „Haben Sie keinen Schleier?"

Nein, sie hatte keinen Schleier an ihrem hellen Sommerhut und sah ganz unglücklich darüber aus.

„Da liegt Ihr Schirm."

Sie nahm ihn schnell auf.

„Ihre Haare sind in Unordnung," sagte er kalt und zeigte auf den Spiegel.

Sie folgte seinem Winke, und ihre Erregung ließ etwas nach, während sie die schweren Haare befestigte und unter dem Hute barg.

„Und so darf ich morgen wiederkommen?" fragte Constanze, demüthig zu dem Pastor aufblickend.

Er stand dicht neben ihr, bot ihr aber nur ein kaltes Lebewohl, ohne die Hand zu beachten, die sie ihm entgegenstreckte.

Constanze sprach ihren Dank aus und ging still, gesenkten Hauptes, nach Hause.

Eine Weile stand der Pastor ruhig am Fenster und blickte ihr nach, wie sie die Straße hinabschritt, ehe er die Thür verriegelte und sich ins Speisezimmer begab, um endlich seine Mahlzeit einzunehmen.

— Der schlaue Polizeidiener Iversen war gleichfalls früh auf gewesen, denn er wußte natürlich, daß Pastor Kruse gestern zurückgekehrt sei, mehrere Tage, ehe er erwartet wurde, und er mußte sehen, wie sich dessen Anhänger heute benehmen würden.

Ein sehr ruhiges Gewissen hatte er gerade nicht; es war, als ahne er in seiner großen Schlauheit, wie das Unheil sich mit diesem Feste nahe, an dessen Zustandekommen er selbst geholfen und das ihn zuletzt in seinem Wirbel mit fortgerissen hatte.

Niemand kannte den Pastor Kruse und seine Leute besser, und Niemand wußte besser als er, wie ungeheuer weit sich ihre Macht erstreckte. Der Polizeidiener Iversen verabscheute aber das ganze Treiben von Herzen.

Im Gegensatz zu vielen Andern, war er so glücklich gestellt, daß er es nicht nöthig hatte, seinen Widerwillen zu überwinden und nach dem Wartezimmer Pastor Kruse's zu pilgern. Unter dem mächtigen Schutze des Bankdirectors konnte er mit einiger Klugheit sowohl seiner Anstellung als Polizist, wie der vielen kleinen Einnahmen sicher sein, die sein Gönner ihm in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Stadtverordneten zufließen ließ. Und der Polizeidirector, welcher jeden Sonnabend bei Christensens Karten spielte, zog immer Iversen vor, wenn sich für seine Untergebenen die Gelegenheit zu einem Extraverdienste bot.

In dieser Weise konnte der Polizeidiener Iversen ein sorgloses Dasein führen und brauchte sich vor keinem Menschen zu beugen.

Doch war sein Gewissen an diesem Morgen nicht so ruhig wie sonst. Während der letzten Tage war ein Dämon des Hochmuths in den sonst so vorsichtigen Iversen gefahren: die Thatsache, daß er mit dem Bankdirector und all den Großen im selben Festcomité war, hatte ihn verwirrt, und es konnte schon sein, daß er seine Worte nicht sehr sorgfältig abgewogen, wenn er zu Pastor Kruse's Leuten oder von ihnen sprach.

Diejenigen, die er auf dem Markte traf, betrachtete er mit seinem allerschlauesten Polizistenblick, und ihr freundliches, ungewöhnlich heiteres Wesen

diente nicht dazu, seine Besorgnisse zu zerstreuen. Peder Pedersen redete so harmlos von dem gesegneten Sommerwetter, und es war so unmöglich ein Wort über das Fest aus ihm herauszubekommen, daß es den Polizeidiener Iversen kalt überlief.

Eine derartige Festlichkeit mit Tanz und allerlei Vergnügungen konnte dem Pastor Kruse kaum gefallen, vornehmlich weil sie ohne sein Zuthun von seinen Gegnern veranstaltet wurde. Die ganze Stadt in Bewegung gesetzt während seiner Abwesenheit — dergleichen war seit Jahren nicht mehr vorgekommen!

In seiner Erregung suchte Iversen seinen Collegen im Comité, den Hutmacher Sörensen auf; hier hatte aber der Hochmuthsteufel sein Werk bereits vollendet. Nachdem er bei jener ersten Sitzung „half and half" mit dem Amtmann getrunken, war der Hutmacher nicht mehr zu bändigen.

Zwei Tage lang war sein ganzes Streben darauf ausgegangen, eine außerordentliche Generalversammlung des Handwerkervereins, dessen Vorsitzender er war, einzuberufen. Der Gesangverein und alle Fahnen sollten sich am Feste betheiligen — er habe dem Amtmann darauf sein Wort gegeben.

Und als nun Iversen etwas von Pastor Kruse zu murmeln begann, bat ihn der Hutmacher in aller Freundschaft, zum Teufel zu gehen: „ich und der Amtmann, der Amtmann und ich" — aus seinem Munde kamen keine anderen Worte mehr.

Iversen mußte mit seinen Besorgnissen weiter gehen. Im Geschäft der kleinen Töchter spürte er keine Veränderung; es herrschte dort dasselbe Leben und dieselbe Geschäftigkeit wie während der letzten Tage.

Doch ließ es ihm keine Ruhe, und als er am Nachmittag den Wagen des Bankdirectors von der Villa zurückkehren sah, faßte er sich ein Herz und trat in das Haus, wohl wissend, daß er jetzt seinen ehemaligen Gebieter allein antreffen würde. Die Familie wohnte auf dem Lande.

„Gut, daß Du gerade kommst, Iversen," sagte der Bankdirector, als er hemdärmelig im Saale stand, dessen Fenster verhangen waren. „Die gnädige Frau will dies Jahr zwei Gemälde nach der Villa hinausgeschafft haben; Du mußt mir dabei behülflich sein, Du verstehst es ja so gut."

Während Iversen den Tritt aus der Küche holte, hinaufkletterte und vorsichtig die Bilder abnahm, versuchte er schlau, sich seinem Ziele zu nähern. Er erinnerte sich der Tage, wo er als Kutscher und Diener dem Haushalt angehörte, und Christensen nickte gutmüthig, indem er sein Treiben mit den Augen verfolgte und den Tritt stützte.

„Ja, keiner weiß, was der Herr Bankdirector mir und den Meinigen gewesen ist," sagte Iversen.

„Ein guter und treuer Diener wie Du, Iversen, kann immer auf mich rechnen."

„Und wie gütig hat die gnädige Frau gegen meine Töchter gehandelt!"

„Allerdings, wir gehören nicht zu denen, die ihre Schützlinge verlassen."

„Das sage ich," versetzte Iversen und machte sich mit dem andern Bilde zu schaffen; „Leute unseres Standes werden ohne einen zuverlässigen Schutz in diesen Zeiten nicht fertig."

„Es sind harte Zeiten — harte Zeiten!“

„Es sind ganz unmögliche Zeiten für diejenigen, welche dem Herrn Pastor Kruse nicht durch Dick und Dünn folgen wollen,“ erwiderte Iversen mit Ueberzeugung.

„Ist er denn so mächtig?“ fragte Christensen mit einem unsichern Lächeln.

„O! glaubt der Herr Bankdirector vielleicht, ich hätte es gewagt, mich an diesem Feste zu betheiligen ohne Ihre —“

„Der Pastor Kruse ist aber doch gleichfalls in einer Weise betheiligt.“

„Könnte das möglich sein?“ fragte Iversen und blieb mitten auf dem Tritt stehen.

„Wenigstens stellt er uns, wie ich weiß, Tische und Bänke zur Verfügung.“

„Könnte das wirklich möglich sein!“ wiederholte Iversen, „davon habe ich nichts gehört.“

„Und außerdem,“ sagte Christensen, „stand ja vorgestern im „Zeugen der Wahrheit“ — —

„Ja, wer dem „Zeugen der Wahrheit“ Glauben schenken wollte!“ rief Iversen; „und außerdem weiß ja die ganze Stadt, daß der Doctor Lövdahl die Zeitung während der Abwesenheit des Pastors so ziemlich nach Gutdünken schreibt. Nachher muß er das Meiste widerrufen.“

„So, so,“ sagte der Bankdirector etwas ungeduldig; eigentlich gefiel ihm dieser Zweifel nicht, und Iversen schwieg wohlweislich. Jetzt war ja sein Zweck erreicht: der Bankdirector hatte ihm wiederholt die Versicherung gegeben, ihm und seinen Töchtern solle nichts widerfahren; die großen Herren mochten dann selbst zusehen, wie sie miteinander fertig wurden.

Als Iversen daher die beiden Gemälde nach der Küche hinunter getragen hatte, wo sie der Kutscher abholen sollte, verabschiedete er sich ehrerbietig.

Der Bankdirector rief ihm aber nach: „Du, Iversen! Du könntest Dich wohl erkundigen, wie es sich mit diesen Tischen und Bänken eigentlich verhält?“

„Das soll bald geschehen sein, Herr Bankdirector!“ erwiderte Iversen und ging seinen Geschäften nach. —

Am Abend saß Ivar Ellingsen oben im Club und erzählte, was er alles zur Belustigung der Jugend anstellen wolle: er hatte vornehmlich auf diese Nummer des Festprogramms sein ganzes Herz gesetzt. Unter Anderem ließ er durch seine Leute eine Masse kleiner Düten mit einem klebrigen Haufen Corinthen und ein paar halben Zuckerkügelchen herstellen — damit sollten die schlimmsten Rangen erfreut werden. Und man konnte es seiner eigenen Freude anmerken, daß er sich dessen noch sehr gut entsann, wie solche Herrlichkeiten solchen Gästen mundeten.

„Das ist doch sonderbar,“ rief Dr. Holck, welcher am Zeitungstische saß; „bis jetzt haben die drei weisen Organe der Stadt jeden Abend irgend eine Notiz über das Fest gebracht. Heute verliert keins ein Wort darüber. Seht nur selbst!“ und er hielt ihnen die Zeitungen entgegen.

Die Andern achteten nicht viel darauf; nur Randulf, welcher zum Fenster hinausblickte, wandte sich um und sagte gedehnt: „Wirklich?“

„Kein Sterbenswort!“ versicherte Holck.

VII.

Am folgenden Morgen gingen fast sämmtliche Dienstmädchen der Stadt mit verweinten Augen umher, thaten Alles verkehrt und warfen alle Gegenstände hin. Sie schienen nur bei halbem Bewußtsein und nahmen es mit einem stumpfen Lächeln hin, wenn sie ausgescholten wurden; denn sie kamen von Pastor Kruse's Morgenandacht, und Aehnliches hatten sie niemals erlebt. Ihnen erklangen die bitteren Worte der Hausfrauen fast wie eine sanfte Musik nach dem Gewitter, das über sie dahingebraust war.

Sie vermochten nur nicht zu fassen, wie es Menschen geben könne, die in ihrer sündhaften Sicherheit so verblendet seien, daß sie noch an Freude und Weltlust dächten, wenn Gottes Zorn so schrecklich nahe über ihnen hing wie in diesen Tagen.

Die Tochter der Clubwirthin, Constanze Blomgreen, war heute zum ersten Mal erschienen.

Den ganzen Tag nach der ersten Begegnung mit dem Pastor war Constanze in halber Betäubung umhergegangen, und die Mutter hatte ihr ein paar Mal Portwein zu trinken gegeben, um sie zu beleben. Daß davon keine Rede sei, von dem Pastor etwas geliehen zu bekommen, hatte sie bereits erwartet. Dagegen machte der Anblick ihrer Tochter Frau Blomgreen ein wenig besorgt, und sie verbot ihr ohne Weiteres, den Pastor ferner aufzusuchen; Constanze willigte scheinbar ein, aber am nächsten Morgen schlich sie sich leise aus dem Hause fort und war eine der Ersten, die sich zu der Andacht einfanden.

Bei ihrer Rückkehr wollte ihr Frau Blomgreen eine Zurechtweisung ertheilen; doch sie antwortete nur hastig: „Oh, schweige, schweige, Mutter! Du weißt selbst nicht, was Du sagst!“ und eilte auf ihr Zimmer im oberen Stockwerk, die Thür hinter sich zuschließend.

Hier warf sie sich auf das Bett oder schritt auf und ab, um ihrer Erregung Herr zu werden. Sie hatte ein Gefühl wie Jemand, der in dem Glauben, frisch und gesund zu sein dahinlebt, und plötzlich den Arzt erklären hört, er leide an der schlimmsten Krankheit. Wie ganz anders sah sie jetzt sich selbst und ihr Leben während der letzten Zeit an!

Es war Constanzen nicht entgangen, wie ihre Schönheit die Männer verwirrte. Randulf allein blieb ruhig, und sie begann halb ärgerlich, halb erstaunt darüber nachzugrübeln, ob er denn gar nicht sehe, wie hübsch sie sei? Jetzt trieb ihr der Gedanke das Blut in die Wangen, daß sie hier vor diesem kleinen Spiegel habe stehen und sich mit Vergnügen betrachten können!

Ein Wort gab es, das ihr immer wiederkehrte und ihr in ihrer Beschämung wohlthat: „Du, der Gott so große strahlende Augen gab“ — das hatte der Pastor Kruse gesagt. Es stimmte sie weich, daran zu denken, während sie gleichzeitig die Erinnerung noch mehr beschämte, wie sie bis gestern gewesen war. —

— Bevor Thomas Randulf in die Bank ging, begab er sich nach dem Club, in der Absicht, Constanze aufzusuchen. Sie war ihm nämlich während der beiden letzten Tage und Nächte nicht aus dem Sinn gekommen.

Den kleinen Dämon, der ihm erst so viel zu schaffen machte, hatte er insofern zum Schweigen gebracht, als allmälig bei ihm der Entschluß gereift war, in aller Form um Constanze Blomgreen anzuhalten.

Randulf kam aber heute sehr ungelegen. Frau Blomgreen stand in Nachtjacke und einem schwarzen Merinorock mit einem Messer in der Hand und war gerade im Begriff, Butetr zu kosten. Sie zeigte ihm, wie viel sie von dieser Waare für übermorgen zu kaufen beabsichtige, und nichts lag ihr ferner, als Herrn Randulf als Freier zu betrachten.

Erst als er Constanze nannte, zog sie ihn bei Seite und sagte: „O, lieber Herr Randulf, möchten Sie nicht einen Augenblick zu ihr hinaufgehen? Sie war bei diesem, Gott verzeihe mir die Sünde, bei diesem — verw — Pastor Kruse, hätte ich beinah gesagt; er hat sie fast zu Tode erschreckt. Sie wissen, ich würde sonst Niemanden bitten, aber Sie waren stets wie ein Vater für meine Constanze."

„Hm!" sagte Randulf und begab sich nach dem ersten Stockwerk.

Als vieljähriger Präsident des Clubs war er im Hause gut bekannt, hatte aber ihr Zimmer nie betreten.

Randulf klopfte an.

„Wer ist da?"

„Ich bin's, Constanze! Randulf — kann ich Sie einen Augenblick sprechen?"

Er hörte, wie sie sich mit ihrer ganzen Wucht gegen die Thür stemmte, während sie ein Mal nach dem andern wiederholte, er solle nur gehen, nur gehen!

„Nun, nun, Constanze!" sagte Randulf etwas ärgerlich. „Ich habe wahrlich nicht die Absicht, mir den Eintritt zu erzwingen, wenn Sie mir denselben verweigern. Haben Sie noch nicht Toilette gemacht?"

„Gehen Sie, bitte, gehen Sie!" rief sie, noch immer den Thürgriff festhaltend und sich gegen die Thür stemmend.

„Thorheit!" murmelte Randulf. „Constanze, kommen Sie doch, bitte, in die Wohnstube, ich möchte gern ein paar Worte mit Ihnen sprechen, ehe ich auf die Bank gehe."

„Nein, nein," rief sie, „ich will Sie nicht sprechen, niemals! Lassen Sie mich in Frieden, bitte!"

„Was hat dies zu bedeuten?" dachte Randulf, indem er die Treppe hinunterstieg; „so war sie früher nicht." Und er begann über dasjenige nachzudenken, was ihm Frau Blomgreen gesagt hatte. Zwar war ihm die Macht, welche Pastor Kruse über die Frauen ausübte, bekannt — aber Constanze! — —

Als der Polizeidiener Iversen an diesem Morgen seinem Gönner die Nachricht brachte, daß man auf die Tische und Stühle des Pastors Kruse doch wohl nicht mit Sicherheit rechnen könne, rieb sich der Bankdirector die Nase und verfiel in ein tiefes Nachdenken. Schon längst hatte ihm Böses geahnt; er wußte wohl, daß es früher oder später zwischen ihm und dem Pastor zu einem Zusammenstoß kommen müsse, der vielleicht eine Theilung der Macht zur Folge haben würde. Im Stillen hatte er die Hoffnung gehegt, der dicke Morten Kruse werde sich schon bald irgend eine Blöße geben, sich irgend etwas zu Schulden kommen lassen, was seine Pläne vereiteln würde. Aber das Gegentheil geschah: man konnte ihm in seinem privaten Leben keinen Vorwurf machen, und während der Bankdirector bereits Anzeichen des eignen sinkenden Einflusses wahrgenommen hatte, stieg Pastor Kruse's Macht höher und höher.

Es wurde sogar nicht mehr bezweifelt, daß er sich bei der nächsten Reichstagswahl als Candidat aufstellen lassen würde. Seit Jahren war der Bankdirector Abgeordneter gewesen und, obgleich in politischer Hinsicht ein Gegner der Kruse'schen Partei, hatte doch bis jetzt Niemand daran gedacht, ihm seine Stimme zu verweigern.

Jetzt stellte sich die Sache anders; er mußte sich für oder gegen den Pastor erklären, wenn er noch zu siegen gedachte.

Der Bankdirector hatte allerdings gemeinschaftliche Freunde veranlassen wollen, eine Vereinbarung anzubahnen; da er sich aber auf dies Fest eingelassen hatte, was er seinem Cassirer niemals verzeihen würde, war keine Zeit mehr zu verlieren, und er mußte sich zu einem Besuche bei Pastor Kruse bequemen.

Dieser Entschluß fiel dem Bankdirector nicht leicht. Wenn er sich die Möglichkeit einer Vertheilung der Macht gedacht hatte, so war sein eigenes Bureau mit dem breiten Tisch stets der Schauplatz der Handlung gewesen. Nun mußte er, der Bankdirector Christensen, auf demselben Stuhl dem Pastor gegenüber Platz nehmen, auf welchem schon so viele arme Sünder, ja, die halbe Stadt, eine Stunde der Demüthigung zugebracht hatten.

Pastor Kruse machte ihm die Sache so leicht als immer möglich. Er sprach scherzend von dem ungewöhnlichen Besuch in seinem bescheidenen Arbeitsstübchen und fragte, ob er dem Herrn Bankdirector mit irgend Etwas zu Diensten stehen könne, nichts würde ihm lieber sein.

„Ja, Herr Pastor, es gibt allerdings Verschiedenes, worüber ich mich mit Ihnen aussprechen möchte. Eigentlich ist es nicht ganz in der Ordnung, daß wir Beide uns gegenseitig so wenig in unserer Arbeit unterstützen."

„Ich darf doch den Herrn Bankdirector Christensen als einen aufrichtigen Christen betrachten, nicht wahr?"

„Jedenfalls als einen Mann, dem die christlichen Interessen aufrichtig am Herzen liegen, das darf ich wohl sagen," versetzte der Bankdirector mit seiner tiefsten Stimme.

„Was mich betrifft," fuhr der Pastor offen fort, „so richtet sich mein Urtheil stets darnach, ob ein Mann den wahren Glauben bekennt oder nicht. Ebenso unmöglich es mir sein würde, in dem einen Fall mit ihm zusammen zu arbeiten, ebenso bereit bin ich im anderen, ihm meine Hand zu reichen."

„Was Sie da sagen, Herr Pastor, macht Ihnen alle Ehre. Sie werden aber selbst am besten wissen, daß das Leben an Gegensätzen reich ist, vornehmlich das politische Leben —"

„Bah, die Politik!" rief der Pastor kurz auflachend; „entschließe ich mich erst dazu, an dem politischen Streite Theil zu nehmen, so fürchte ich mich auch nicht davor, meine Grundsätze laut zu bekennen."

„Würde aber doch nicht —? Zwischen zwei Persönlichkeiten, deren politische Anschauungen so weit auseinander gehen, wie es zum Beispiel mit uns Beiden der Fall ist —"

„Lieber Herr Bankdirector Christensen," sagte der Pastor, sich mit beiden Armen auf den Tisch lehnend und sich weit vornüberbeugend, „was ist das Wichtigste: die Durchführung einer Reform, eines Gesetzes oder die Vertheidigung

des theuersten Kleinodiums unseres Volkes, des ererbten Kinderglaubens, den der Unglaube jetzt zu vernichten droht? Kann die Antwort uns Christen auch nur einen Augenblick zweifelhaft sein?"

„Nein, in Wahrheit, ich will gern einräumen, daß es ein höheres Zusammenarbeiten gibt —"

„Eben darum —" unterbrach ihn Pastor Kruse. „Wären Sie nicht jetzt zu mir gekommen, so hätte ich Sie noch vor den neuen Wahlen aufgesucht. Wir Beide müssen zusammen arbeiten."

„Es ist mir eine große Freude, dies zu hören," begann der Bankdirector, während er im Stillen dachte: das ging über Erwarten gut! Und er sprach einige bewegte Worte von Bürgerpflicht und Kinderglauben.

„Wenn man nur in der Hauptsache einig ist," fuhr der Pastor fort, „werden auch in Kleinigkeiten nicht so leicht Mißverständnisse entstehen. Da war zum Beispiel die Rede von einem Feste —"

„Sie wissen, wie es geht, Herr Pastor, man wird so lange mit Bitten überlaufen, bis — Ja, dies Mal habe ich mich geradezu irreleiten lassen. Indessen! Es ist ja noch nicht zu spät —"

„Ich bin nun in einem Punkte etwas eigen," versetzte der Pastor lächelnd; „mir wäre es ganz unmöglich, mit einer Persönlichkeit, wie Thomas Randulf, täglich zusammenzutreffen".

„Er ist auch mir nicht sympathisch."

„Nicht? Sollten Sie jemals in Ihrer Bank einen Cassirer wünschen, der geschäftliche Tüchtigkeit mit wahrer christlicher Denkungsart vereinigt, dann kann ich Ihnen einen solchen empfehlen."

Es würde ihm ein Vergnügen sein, versicherte der Bankdirector.

„Peder Pedersen ist Ihnen gewiß bekannt? Er war Kaufmann, nicht gerade mit vielem Erfolg, denn er ist zu vertrauensvoll, um seine eigenen Interessen zu wahren, aber er ist vorzüglich für einen derartigen Posten geeignet."

Allerdings kannte der Bankdirector Herrn Peder Pedersen, und der Gedanke an einen solchen Cassirer machte ihn schaudern. Er berechnete aber schnell, daß man es mit den Nebenausgaben nicht so genau nehmen müsse, wenn das Hauptgeschäft glücklich abgewickelt ist; außerdem war er auf Randulf erbittert.

„Es gibt wirklich viele gottesfürchtige kleine Leute," fuhr der Pastor fort, „die sowohl im Gemeindewesen wie im Staat zu wenig berücksichtigt werden. Sie, Herr Bankdirector, könnten in Ihrer Eigenschaft als Vorsitzender der Stadtverordneten viel Gutes ausrichten, wenn Sie nicht Alles einem Einzelnen zukommen ließen. Ja, Sie wissen vielleicht nicht einmal, Herr Bankdirector, daß der Polizeidiener Iversen ein vollkommener Freidenker ist?"

„Er war Kutscher bei mir, wie Ihnen vielleicht bekannt sein wird, Herr Pastor. Sie haben indessen Recht, es ist nicht in der Ordnung, daß Alles einem Einzelnen zufällt."

„O, das zählt bei mir nicht so sehr mit," unterbrach ihn der Pastor trocken; „selbst bei den geringfügigsten Dingen lasse ich aber meinen Grundsatz nicht außer Acht: überall nur solchen Leuten Hülfe und Beschäftigung zukommen zu lassen, die meinen Gott bekennen. Ich kaufe nicht für zwei Pfennige Tabak bei einem

Ungläubigen, und meine Frau nimmt Alles, was sie braucht, bei Frau Eriksen, die eine aufrichtig fromme Frau ist."

Der Bankdirector konnte sich eines peinlichen Gefühls nicht erwehren. Zwar war er selbst nicht gerade zartfühlend; daß aber Iversen's arme Töchter die Kosten bezahlen sollten, schien ihm doch zu arg. Indessen mußte er seinem neuen Freunde eine gewisse Bewunderung zollen, denn es ließ sich nicht leugnen: wer die Macht will, darf auch Kleinigkeiten nicht übersehen.

Er sagte daher ganz ernsthaft: „Ich glaube auch nicht, daß meine Frau mit den Schwestern Iversen sehr zufrieden ist; sie wird gewiß gern eine Veränderung treffen." Gleichzeitig erhob er sich und wollte sich empfehlen; jetzt mochte es genug sein. Der Prediger blieb aber ruhig sitzen; er für seinen Theil war offenbar noch nicht fertig.

„Es wäre vielleicht gut, wenn Ihre Zeitung, verzeihen Sie, daß ich „Ihre" sage," er lachte ein wenig, „wenn jenes Blatt je eher desto besser eine Notiz des Inhalts brächte, daß Sie nichts mit diesem Feste zu schaffen haben."

„Natürlich, ich hatte auch die Absicht, sofort nach der Redaction zu gehen, damit die Abendnummer bereits die Berichtigung bringen kann."

„Und wenn Sie vielleicht gütigst ein paar Worte zu Gunsten unseres Festes einschalten möchten —"

„Veranstaltet der Herr Pastor auch ein Fest?"

„Am folgenden Tage, dem Johannistage selbst, veranstalten wir eine kleine festliche Zusammenkunft zum Besten unserer armen Blinden; wir bedürfen, wie Sie sich denken können, einiger Beiträge —"

„Es wird mir ein Vergnügen sein — nach besten Kräften —" der Bankdirector reichte ihm die Hand zum Abschied.

„Und ich finde, Sie sollten selbst dem Feste beiwohnen, Christensen! Es würde gut thun, wenn man uns beisammen sähe."

„Vielen Dank, es wird mir ein Vergnügen sein, Herr Pastor. Guten Morgen, guten Morgen!"

In der Thür rief ihm aber der Pastor noch nach: „Sie müssen auch Ihre Damen mitbringen, Christensen!"

Der Bankdirector erwiderte „Ja" und „Vielen Dank," beeilte sich aber, zu gehen, damit die Nebenausgaben sich nicht noch mehr steigern möchten. —

Abends konnte man nun im Organ der Conservativen lesen: „Das Gerücht, welches wissen wollte, daß unsere höchsten städtischen Behörden sich an dem vielerwähnten Johannisfest im „Eden" betheiligen wollten, beruht, wie wir uns gleich gedacht haben, auf einem Irrthum. Daß die Fahnen und Fahnenstangen vom Magistrat anläßlich dieses sogenannten Volksfestes hergeliehen werden sollten, ist bereits als ganz unbegründet berichtigt worden."

Auf der folgenden Seite hieß es weiter: „Wir machen unsere Mitbürger auf eine festliche Zusammenkunft aufmerksam, die am Johannistage in Pastor Kruse's Bethaus stattfindet, und wo sich Gelegenheit bieten wird, Gaben zu dem für unsere Stadt und Umgegend so segensreichen Blindenasyl darzubringen."

„Der Zeuge der Wahrheit" brachte noch immer kein Wort von dem Volksfest.

VIII.

Im Laden der Schwestern Iversen herrschte am Vormittag des zweiundzwanzigsten Juni eine unheimliche Spannung. Verschiedene Bestellungen waren rückgängig gemacht worden: man hätte für die Sachen morgen keinen Gebrauch. Eine Dame war gar dagewesen, um sie zu ersuchen, einen kostbaren Hut zurückzunehmen, da sie sich anders besonnen habe und das Fest nicht besuchen wolle.

Die kleinen runden Frauenzimmer begannen sich besorgt anzublicken; selbst die Gemahlin des Bankdirectors, die sonst Punkt zwölf Uhr zu erscheinen pflegte, zeigte sich den ganzen Tag nicht. —

— Thomas Randulf wartete im Bankhause auf das Kommen des Herrn Christensen; er wollte ihn wegen jenes Aufsatzes in der Zeitung interpelliren. Während des halben Stündchens, ehe die Geschäfte ihren Anfang nahmen, benutzte er die Gelegenheit, als sein Chef sich einfand, um die eingetroffenen Postsachen durchzusehen. Christensen blickte anscheinend überrascht auf, obgleich er wohl gewappnet dem Angriff entgegensah.

„Was ich mit jenem Aufsatz bezwecken will? Da wäre es wohl eher an mir, Sie, Herr Cassirer, zu fragen, was Sie damit bezwecken, mich in dieser Weise —"

„Wir sind unter uns, Herr Director," unterbrach ihn Randulf ruhig. „Sie werden selbst am besten wissen, daß Sie Alles aufgeboten haben, um Mitglied eines Festcomités zu werden, das Sie jetzt anscheinend zwei Tage vor dem Feste im Stich zu lassen beabsichtigen."

„Sie aber, mein werther Herr Cassirer, werden auch am besten wissen, wie Sie mich durch offenbar falsche Angaben voraussetzen ließen, daß dies Project eine Unterstützung Seitens anständiger Leute genieße, die ihm thatsächlich abgeht. Sie erzählten mir, der Pastor Kruse sei daran betheiligt, er habe sich sogar bereit erklärt —"

„Man hatte die Absicht, Tische und Bänke von ihm zu leihen; ich habe aber später erfahren, daß nichts daraus geworden ist."

„Sie sagten, die Sache sei abgemacht."

„Ich glaube kaum, daß meine Worte so lauteten," sagte Randulf, aber so kleinlaut, daß der Director es ihm wohl anmerkte, wie peinlich er sich berührt fühlte.

„Wie dem auch sei," fuhr Randulf in zorniger Erregung fort, „so finde ich es doch seltsam von einem Manne, wie der Herr Bankdirector, sein Wort zu brechen, weil ein Pastor —"

„Ich muß Sie bitten, sich etwas zu mäßigen —"

Hier wurden sie unterbrochen, da sich die übrigen Herren einfanden und die Geschäfte ihren Anfang nahmen. Randulf saß mit rothem Gesicht hinter seinem Schalter, während der Bankdirector, über sein Pult geneigt, sich nachdenklich die Nase rieb. Bevor dieser aber das Bureau verließ, ersuchte er den Cassirer, ihn ins Zimmer der Direction zu begleiten. Randulf war bereit, den Streit auszufechten; sein Vorgesetzter wußte aber seinen Eifer zu hemmen.

„Unter den Wechseln, die in der vorigen Woche fällig waren, befindet sich ein Papier Ihres Freundes, des Herrn Doctor Holck — der junge C. F. Garman, und Sie selbst haften als Bürgen —"

„Ja," erwiderte Randulf enttäuscht über diese Wendung des Gesprächs; „ich werde dem Doctor sagen, daß er diese Angelegenheit in Ordnung bringen muß."

„Aber ohne Ihren Namen, wenn ich bitten darf. Sie wissen, wir lieben es nicht, Angestellte der Bank als Bürgen zu sehen."

„Ich stellte aber doch seiner Zeit die Anfrage an den Herrn Bankdirector —"

„Und im Uebrigen," schloß Christensen ruhig, im Fortgehen begriffen, „lassen wir derartige Papiere nicht gern so lange cursiren; wenn Ihr Freund morgen den Wechsel einlösen möchte, wäre es das Beste."

Randulf schaute ihm bebend vor Zorn nach; was konnte er aber thun? Der Director hatte die Uebermacht behalten, und der Cassirer mußte sich schnell hinter den Schalter verfügen, wo man seiner harrte. —

Von den Mitgliedern des Comités fanden sich Garman, Randulf und Holck pünktlich um sechs Uhr im Club ein. Der Doctor erzählte von der Aufregung des Amtmanns bei der Nachricht, daß Christensen fahnenflüchtig geworden sei, und wie er keine Ruhe gehabt, bis die Zeitung die Mittheilung gebracht habe, der Amtmann gehöre nicht zu dem „ursprünglichen" Festcomité — an dies Wort klammere er sich besonders.

Holck und Garman lachten, während Randulf still am Fenster saß.

„Hast Du auch den Muth verloren?" rief ihm Holck zu.

„O nein, das nicht; glatt wird es aber nicht mehr gehen. Auch Dir, Holck, kann ich eine kleine Unannehmlichkeit nicht ersparen. Jener Wechsel, den Du —"

„Woran erinnerst Du mich! Er ist wohl gar bald fällig?"

„Morgen muß die Angelegenheit in Ordnung gebracht werden; zu meinem Bedauern darf ich nämlich nicht länger als Bürge haften."

Randulf mußte nun die Erlebnisse des Morgens berichten, und das Benehmen des Directors erregte allseitige Erbitterung, vornehmlich sein Verlangen, der Wechsel solle sofort eingelöst werden. Davon konnte leider gar nicht die Rede sein.

Es handelte sich um die Summe von zwölfhundert Mark, welche Holck gleich bei seiner Ankunft in der Stadt geliehen hatte, weil die Einrichtung der Zimmer seinen Freunden nicht gefiel. Man hatte mit Recht hervorgehoben, wie leicht eine solche Kleinigkeit zu beschaffen sei, und es war damals sehr angenehm gewesen, die Summe in Händen zu haben. Jetzt war das aber anders geworden.

Während dieser Verhandlungen erschien Ivar Ellingsen ganz erhitzt und fragte, ob den Herren schon das Ergebniß der Generalversammlung des Handwerkervereins bekannt sei? Nein, darüber hatten sie noch nichts vernommen.

„Der Hutmacher Sörensen ist von seinem Posten als Vorsitzender entfernt. Ungünstige Gerüchte, die sich über seine Tochter verbreitet hatten — —"

„Ueber Emma Sörensen?" rief Christian Friedrich.

„Da geht noch Einer!" sagte Randulf; „den werden wir also wohl kaum mehr zu Gesicht bekommen. Und Iversen? Wissen Sie etwas von ihm?"

„Ich sah ihn ein paar Mal auf der Straße; kaum hatte er mich aber erkannt, so bog er schnell um die nächste Ecke wie ein — ein —"

„— Wie ein Kaninchen," schloß Randulf.

„Dann ist ja das Festcomité versammelt," rief Garman, „denn ich fürchte, der Pastor Doppe hatte an jener einen Cigarre genug."

Vergeblich versuchten die Genossen in sein Lachen einzustimmen; ein Gefühl des Unbehagens hatte sich ihrer bemächtigt. Wie gering an Zahl waren sie jetzt gegen früher! Die Geschichte mit dem Wechsel hatte auch dem kecken Holck einen Stoß versetzt. Ivar Ellingsen aber schlug sich auf die Knie und verschwor sich, er wolle niemals nachgeben. Man solle den Pastoren und großen Herren nur zeigen, daß man allein vorgehen könne! Wenn sie nur Stand hielten, würden Alle sich doch noch an dem Feste betheiligen.

Damit zog er seine geräumige Brieftasche hervor und zeigte ihnen Plakate und Programme, welche morgen angeschlagen und vertheilt werden sollten. Die Stimmung begann sich zu heben, und Jeder legte eifrig dafür Rechenschaft ab, was er Besonderes ausgerichtet habe. Christian Friedrich versicherte, das Feuerwerk werde zur rechten Zeit zur Stelle sein und einen großartigen Effect hervorbringen, und allmälig erwärmte sie der Gedanke, die Sache auch ohne die Hilfe der Uebrigen durchzusetzen.

Da klopfte es, und Frau Blomgreen trat herein. Ihre Unterlippe stand weit hervor, und es zuckte in dem einst so vollen und glänzenden Gesichte. Im Zimmer herrschte ein unheimliches Schweigen, als die Frau am Tische Platz nahm und von Einem zum Andern blickend das Wort ergriff.

„Meine Herren, Sie werden wohl schon wissen, welche schlechten Aussichten das Volksfest hat?"

„Ach, Frau Blomgreen, es wird schon gehen," rief Garman lustig.

„Ich bin eine arme Wittwe," fuhr sie, ohne eine Miene zu verziehen, fort.

„Aengstigen Sie sich nur nicht, liebe Frau!"

„Sie können selbst in die Küche kommen, meine Herren, und sehen, welche Einkäufe gemacht worden sind!"

„Ich habe Ihnen ja die Versicherung gegeben, Frau Blomgreen, daß Sie dabei nichts wagen," sagte Randulf.

„Und meine Constanze," begann die Wirthin; aber jetzt versagte ihr die Stimme, und die hellen Thränen traten ihr in die kleinen verquollenen Augen.

„Nein, nein, liebe Frau Blomgreen! Aber, beste Frau doch!" riefen Alle, indem man sie streichelte und nach Kräften zu trösten suchte.

Ivar Ellingsen wußte keinen besseren Rath, als Champagner zu bestellen. Dieser trug auch ein wenig zur Erheiterung der Gesellschaft bei, und als die Herren der braven Wirthin zugetrunken und dieselbe einigermaßen beruhigt wieder fortgeschickt hatten, fuhren sie fort, auf das Gelingen des morgigen Festes anzustoßen und sich gegenseitig leben zu lassen.

„Was werden aber die heutigen Abendzeitungen sagen?"

Garman holte die sämmtlichen drei Organe der Stadt in das Lesezimmer.

„Hier haben wir den Amtmann," rief Holck und begann laut vorzulesen:

„Wir wollen ausdrücklich darauf aufmerksam machen, daß es durchaus nicht mit der Wahrheit übereinstimmt, wenn erzählt wurde, unser erster administrativer Beamter sei Mitglied des ursprünglichen Comité's für das Fest im „Eden" gewesen. Wir sind davon unterrichtet, daß eine Mitwirkung der höheren Autoritäten nicht stattfinden wird."

Und jede Zeitung enthielt heute irgend eine boshafte, das Fest betreffende Aeußerung. Sie hatten alle Kehrt gemacht, gerade wie Droschkenpferde, die auf einen falschen Weg gerathen sind, und nun, umgelenkt, in entgegengesetzter Richtung davontraben und fröhlich mit dem Schwanze um sich schlagen.

Randulf hatte sich still in den „Zeugen der Wahrheit" vertieft, las aber doch auf die Bitten der Andern Folgendes vor:

„Es gibt nichts Widerwärtigeres, als wenn ungläubige und leichtfertige Menschen, um ihre niedrigen Neigungen zu befriedigen, den Namen des Volkes mißbrauchen und es versuchen, ihre unreinen Absichten durch einen falschen Schein von Volksthümlichkeit zu bemänteln. Etwas Derartiges ist in unserer Stadt während der letzten Tage versucht worden, indem von gewissen Seiten Alles aufgeboten wurde, um das öffentliche Interesse für ein sogenanntes Volksfest zu erwecken, das — bezeichnend genug! — im „Eden" stattfinden soll. Wir wollen es heute den Herren ersparen, sie mit Namen zu nennen."

„Donnerwetter!" rief Ivar Ellingsen. „Wer mag nur das geschrieben haben!"

„Natürlich der Streber in eigener Person," meinte Holck.

„Nein," sagte Randulf scharf, „der Aufsatz ist unterzeichnet: A. K. L. — Abraham Knorr Lövdahl!"

„Nein, nein! Unmöglich!" riefen die Andern.

Zwar sei Lövdahl in trauriger Weise heruntergekommen, dies könne aber doch nicht möglich sein, wiederholte man. Randulf warf schweigend den „Zeugen der Wahrheit" auf den Tisch, und Alle lasen die Unterschrift: A. K. L. — jeder Zweifel war ausgeschlossen.

Holck und Garman waren ganz sprachlos, während Ivar Ellingsen laut die Versicherung gab, er werde diesem Herrn Lövdahl einen tüchtigen Denkzettel ertheilen oder ihn gerichtlich belangen. In seinem Eifer wußte er selbst kaum, was er Alles ausrichten wollte. Eins würde er aber aller Welt beweisen: seine Absicht sei gewesen, den Kleinen in aller Unschuld ein Vergnügen zu bereiten.

„In aller Unschuld," wiederholte er noch, als das Comité bereits aufbrach, und jeder Einzelne, allerdings mit etwas zaghafter Stimme, feierlich versprach, am folgenden Tage zur Stelle zu sein und das Fest Herrn Morten Kruse und seiner Heerde zum Trotz doch durchzusetzen.

Auf dem Rückwege begegnete Ivar Ellingsen aber zufälligerweise Herrn Peder Pedersen.

„Wer hat diese Notiz über das Fest im „Zeugen der Wahrheit" geschrieben?" begann Ivar unwirsch.

„Von welchem Feste sprichst Du?"

„Von unserem Feste natürlich."

„Davon weiß ich nichts, damit habe ich nichts zu schaffen," entgegnete Peder Pedersen sanftmüthig. „Der Herr Pastor Kruse hat mich ausgesandt, für unser Fest Beiträge zu sammeln — ein Fest zum Besten der armen Blinden. Ich weiß nicht, ob Du bereits davon hörtest, Ivar Ellingsen?"

„Ja wohl, ich danke," brummte dieser im Weitergehen begriffen. Peder Pedersen wich ihm aber nicht von der Seite.

„Der Herr Pastor meinte, ich solle mich speciell an Dich wenden, Ivar!"

„So, das meinte er, der — der —"

„Er sagte mir: geh Du, der Du mit ihm bekannt bist, Peder! Ivar Ellingsen ist vielleicht noch nicht auf dem rechten Weg, aber ein so rechtschaffener und vernünftiger Mann wie er wird wohl nicht mit offenen Augen seinen eigenen Ruin herbeiführen wollen."

„Ich meinen Ruin herbeiführen! Glaubt er das wirklich?" fragte Ivar und lachte höhnisch.

„Glaubst denn Du vielleicht, daß Ellingsen & Larsen mächtig genug sind, allein der ganzen Stadt die Stirn zu bieten?"

„Wir kämpfen mit Niemandem, das weißt Du, Peder."

„Doch, jetzt stehst Du allein mit lauter leichtfertigen jungen Leuten als Verbündeten."

„Spielst Du auf dies Fest an?" fragte Ellingsen etwas leiser.

„Glaubst Du, daß aus dem Verkehr mit den schlimmsten Clubmitgliedern etwas Gutes entstehen könne?"

„Ach, sie sind nicht so gefährlich."

„Kein anständiges Mädchen wird aber hiernach Deinen Laden betreten; das mußt Du doch begreifen können, Ivar Ellingsen?"

Der Angeredete blieb ihm jetzt die Antwort schuldig, es durchlief ihn kalt; denn Keiner wußte besser als er, daß viel weniger genügt, die Gunst der Kunden zu verlieren, und da sie sich gerade an seiner Thür befanden, forderte er Peder Pedersen auf, mit hineinzukommen.

Es war neun Uhr und der Laden geschlossen. Ellingsen zündete eine Gasflamme im Bureau an; als das Licht aber auf die vielen Päckchen fiel, die auf dem Ladentisch standen, schloß er schnell die Thür hinter sich zu.

„Der Herr Pastor wiederholte heute mehrmals," fuhr Peder Pedersen fort, „Ellingsen & Larsen haben uns stets mit Gaben zu allen Festtagen bedacht."

„Das haben wir allerdings gethan."

„Was fällt ihm, einem verheiratheten Manne, aber jetzt ein, sagte der Herr Pastor, sich gerade die schlimmsten Spießgesellen der Stadt zu Genossen auszusuchen?"

„Davon ist gar nicht die Rede!" sagte Ellingsen zornig, „das wißt Ihr ja selbst am besten."

„Was wolltest Du aber unter den Heiden? Jetzt haben doch der Amtmann und Christensen, der Pfarrer Doppe und Sörensen und Iversen sich alle beeilt —"

„Iversen gleichfalls?"

„Kennst Du denn Iversen nicht gut genug, um zu wissen, daß er mit dem Bankdirector gehen muß?" fragte Pedersen lächelnd.

„Ich für mein Theil habe es aber gar nicht nöthig, dem Herrn Bankdirector zu folgen," sagte Ellingsen trotzig.

„Nein, das hast Du sicherlich nicht nöthig," erwiderte Peder Pedersen geduldig und begann wieder von vorne. „Der Herr Pastor sagte nur, daß der Unglaube —"

„Zum Teufel mit Deinem Unglauben," rief Ellingsen endlich. „Das ist es nicht. Aber sieh einmal hier!" und er riß die Thür zum Laden auf. „Sieh nur, all diese Päckchen, gerade die allerkleinsten, die wollte ich unter das arme Gesindel, dem ich selbst entsprossen bin, vertheilen; weiß ich ja doch am besten, wie selten die Kerlchen etwas Süßes zu kosten kriegen. Dies war es, was ich wollte, darauf freute ich mich, nicht auf Liederlichkeit und Unglaube! Das weißt Du sehr gut, Peder Pedersen und der Pastor gleichfalls!"

„Um so mehr müssen wir uns deshalb über Dich wundern! Wenn Du uns diese Päckchen schicktest —"

„Nie und nimmermehr!" sagte Ivar Ellingsen.

„— Dann käme Alles, was Du da zurecht gemacht hast, ganz denselben zu Gute!"

„Haha, darauf könnt' ich mich wohl verlassen," erwiderte Ivar Ellingsen mit einem spöttischen Gelächter.

„Nein, es scheint mir wirklich, als wolltest Du Dich durchaus den bösen Elementen zugesellen," sagte Peder Pedersen jetzt mit einer etwas schärferen Stimme; „zur Freude wird dies Beginnen Dir aber nicht gereichen, das kann ich Dir sagen, denn wer nicht für uns ist, der ist gegen uns, und wie der Herr Pastor sagte: es ist immer besser zu wissen, wo man seine Freunde und seine Feinde zu suchen hat."

Wieder durchschauerte es Ivar Ellingsen kalt. Was konnte es ihm frommen, zu trotzen! Wollte Pastor Kruse ihn ruiniren, so hatte er die Macht dazu, das unterlag keinem Zweifel; ärgerlich war es aber doch.

„Es käme ja denselben zu Gute —" warf Peder Pedersen noch einmal prüfend hin, indem er auf die Päckchen zeigte.

„Nun ja, darin magst Du recht haben, Peder! In einer Weise kommt es auf dasselbe hinaus," erwiderte der Andere zögernd und ohne aufzublicken; „ich will aber nicht selbst dabei sein, das sage ich Dir, Peder Pedersen!"

„Niemand wird Dich zwingen, Ivar; immerhin bleibt es aber eine gute That, daß man Dich von den Andern unterscheiden kann!"

Jetzt fiel dem armen Ivar aber das Festcomité wieder ein.

„Nein, nein," rief er, sich in die Haare fahrend; „ich habe mein Wort gegeben — und Malene! Und meine Töchter!"

„Es trifft sich so glücklich, daß morgen ein Dampfschiff eine Lustfahrt unternimmt. Ich kenne mehrere Damen," sagte Peder Pedersen lächelnd, „die es vorziehen, morgen zu verreisen."

„Alle Wetter! Wie schlau Ihr das Alles eingerichtet habt!" sagte Ivar und setzte sich auf den Ladentisch inmitten seiner Päckchen; „jetzt kannst Du gehen, Peder Pedersen, denn jetzt hast Du mir das Ganze gründlich verleidet!"

IX.

Der Tag des Festes brach endlich klar und strahlend an; aber die Unruhe und Verwirrung der Gemüther war so groß geworden, daß Niemand an dem Sonnenschein oder dem stillen Fjord, der sanft vom Morgenwind gekräuselt, blau und glitzernd dalag, seine Freude hatte.

Einige unglückliche, mit Plakaten beladene Sendlinge Ivar Ellingsen's rannten in den Straßen umher, klebten Zettel an, um sie gleich wieder herunterzureißen, und wußten zuletzt keinen bessern Rath, als sich in Ellingsen's Laden zurückzuziehen. Er hatte ihnen den Auftrag ertheilt, war aber heute nirgends zu erblicken.

Bald wurde bekannt, daß Peder Pedersen bei Ivar Ellingsen gewesen war, und daß letzterer am Morgen Alles, was für das Johannisfest vorbereitet war, dem Pastor Kruse gesandt hatte. Als er darauf seine Damen nach dem Dampfer brachte, gab er den Bitten seiner Gattin im letzten Augenblick nach, sprang an Bord und reiste von Allen fort — zu einer Lustfahrt.

Und nun begann eine allgemeine Flucht vor diesem Feste, dem zu Liebe man wenige Tage vorher alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte.

Keiner bemühte sich aber eifriger, seine veränderte Gesinnung an den Tag zu legen, als der Amtmann. Obgleich er gar nichts zu befürchten hatte, wurde er doch nicht müde zu betonen, er habe durchaus gar nichts mit diesem Volksfeste zu schaffen.

Es war ja nicht einmal volksthümlich! Die wahre Stimmung des Volkes lernte er aus den Zeitungen kennen. Und er, ein Mann, der die höchste Autorität am Orte repräsentirte, hatte sich gar erboten, eine Rede zu halten und den Tanz im „Eden" zu eröffnen! So mußte es aber kommen, wenn man einen Bevollmächtigten hatte, der die Volksstimmung nicht verstand und, unfähig seinen Vorgesetzten auf dem Laufenden zu erhalten, sich gar noch an die Spitze aller Thorheiten stellte!

In dem Augenblick, wo sich der Amtmann diesen Betrachtungen hingab, betrat Doctor Holck das Bureau seines Vorgesetzten. Er kam etwas spät, da er sich während des ganzen Morgens vergeblich bemüht hatte, einen Stellvertreter für Randulf zu finden, der die Angelegenheit des unseligen Wechsels erledigen konnte. Ihm fehlte die Gelegenheit oder der Muth, einem seiner wenigen Bekannten mit einem solchen Anliegen zu nahen; außerdem war die heutige Stimmung nicht gerade eine rosige zu nennen. Seine auswärtigen Beziehungen waren auch nicht der Art, daß er ohne Weiteres zwölfhundert Mark telegraphisch bestellen konnte, und ihm wurde ganz heiß, als sich kein Ausweg finden wollte. Da kam ihm der Gedanke, den Amtmann um diese Gefälligkeit zu bitten, es hatte ja eigentlich nichts auf sich; bei einiger Sparsamkeit würde er bald im Stande sein, das Papier wieder einzulösen.

Schlimmer war, was ihm von dem Feste und von Ivar Ellingsen berichtet wurde. Seine Laune war die denkbar schlechteste.

Der Amtmann wollte erst erregt aufbrausen, als der Doctor sein Anliegen vorbrachte; zur rechten Zeit entsann er sich aber seines hohen Vorbildes. Er schrieb mit würdevoller Miene seinen Namen an der richtigen Stelle nieder und gab seinem Untergebenen den Wechsel zurück.

„Eine Bemerkung muß mir aber gestattet sein, Herr Holck. Schon einmal ist es mir ähnlich mit einem meiner Bevollmächtigten ergangen, und ich gelobte mir damals, daß, wenn ein solcher Fall sich wiederholen sollte" — der Amtmann zeigte auf den Wechsel — „ich eine Trennung vorschlagen würde, so peinlich es

mir auch wäre. Sie, Herr Doctor Holck, werden leicht wo anders eine Anstellung finden, die Ihren Wünschen entspricht. Ich muß es Ihnen sagen: Sie mit Ihrem lebhaften Temperament passen nicht in diese Stadt; Sie brauchen Zerstreuung, während die Stimmung unseres Volkes eine, wenn ich mich so ausdrücken darf, entschieden nach innen gekehrte Richtung eingeschlagen hat."

Der Amtmann schloß seine Rede mit einer Handbewegung, die des Ministers Hierth würdig gewesen wäre und das Ende der Unterredung bezeichnen sollte.

Holck blieb, während der Amtmann sprach, starr und stumm mit seinem Wechsel in der Hand stehen; dann verneigte er sich und suchte seinen Platz im Nebenzimmer auf, während er den Wechsel zornig auf den Tisch warf.

Als er aber eine Zeitlang in tiefes Sinnen versunken dagesessen hatte, nahm er das blaue Papier demüthig, couvertirte es und rief den Bureaudiener, der es dem jungen Garman bringen sollte, welcher das Ganze in der Bank zu ordnen versprochen hatte. Ihm blieb nichts Anderes übrig; es war ja der letzte Tag. —

Der Bote hatte aber große Mühe, Herrn Christian Friedrich zu finden. Der Hamburger Dampfer war nämlich ganz richtig eingetroffen, und das Feuerwerk befand sich auf dem Zollamt. Christian Friedrich verstand aber genug von der Stimmung, um zu wissen, daß heute kein Fest mit Feuerwerk stattfinden würde, und da ihm außerdem die Angst seines Vaters wie der ganzen Firma Garman & Worse in Betreff feuergefährlicher Sachen wohlbekannt war, so mußte er sich entschließen, die Kiste selbst zu verzollen und das gefährliche Ding mit Hilfe eines alten Aufsehers auf dem Boden eines Kornspeichers zu verstecken.

Kaum von dieser Expedition zurückgekehrt, wurde ihm im Comptoir ein Wechsel von zweihundertsiebenunddreißig Reichsmark für das Feuerwerk präsentirt, der mit der Post gekommen war, und er hatte gerade Zeit gehabt, seinem Vater etwas von Cigarren vorzureden, als der Bureaudiener des Amtmanns den Wechsel von Holck brachte. Das war ja ein ganz verwünschter Vormittag!

Noch eine andere Persönlichkeit lief unruhig umher — nämlich der brave Pfarrer Doppe. Er wollte durchaus, ähnlich dem Amtmann, seine Nichtbetheiligung öffentlich darlegen, in den Redactionen erhielt er indeß überall die Antwort, es sei ganz überflüssig; ein Fest würde kaum stattfinden, der Plan habe jedes Interesse verloren.

Die Sache war die, daß kein Mensch sich im Geringsten um den Pfarrer Doppe kümmerte, und er begab sich kleinmüthig nach Hause. —

Als Randulf an diesem Morgen bei seiner Ankunft auf der Bank einen Brief von der Direction vorfand, wußte er, daß er entlassen sei. Am vorhergehenden Nachmittage hatte die Direction eine Sitzung abgehalten, und er erwartete es nicht anders, als daß Christensen die erste Gelegenheit ergreifen würde, ihn zu entfernen.

Dennoch kränkte es ihn, daß er in dieser Weise ausgestoßen wurde; seit der Errichtung der Bank hatte er an derselben als Cassirer fungirt. Fast noch mehr erregte es ihn aber, als er während der Geschäftszeit von dem Vorgehen Ivar Ellingsen's erfuhr.

Kaum war die Bank geschlossen, so eilte er nach dem Club und trat sofort in Frau Blomgreen's Wohnstube ein.

Da saß die Wirthin auf dem Sopha, während rings um sie her Tische und Stühle mit Kalbsbraten, Fischpudding, Filet, Würsten und Schinken beladen waren. Durch die offene Thür konnte man in die Küche sehen, wo sich mehrere zum Streichen der Butterbrote bestellte Frauen rathlos herumstießen. Einige derselben hatten schon angefangen, Hand ans Werk zu legen, als ihnen untersagt wurde, damit fortzufahren; eine schnitt geräucherte Zungen an, eine Andere bereitete eine Menge hartgesottener Eier zu — dies glaubte sie wagen zu dürfen, und Etwas mußte man doch vornehmen.

Butter war in Menge vorhanden; unzählige Brote bedeckten den Küchentisch, und noch immer wurden neue Vorräthe gebracht.

Frau Blomgreen selbst hatte das Aussehen einer Statue, die, aus einer porösen Steinart verfertigt, vom Künstler halb vollendet zurückgelassen worden ist. Dem großen faltigen Gesicht fehlte jeder Ausdruck, und wie sie so unbeweglich dasaß, konnte man es ihr ansehen, daß sie vollständig rathlos auf das Sopha niedergesunken war.

Randulf wollte ihr eben tröstend zureden, als er nahende Schritte hörte und, sich schnell umwendend, Constanzen gerade ins Angesicht schaute.

Sie blickte ihm in die Augen, jedoch ohne die geringste Coquetterie oder Verlegenheit, und schien überhaupt die Einzige im Hause zu sein, welche ihre Besinnung nicht verloren hatte, sondern wußte, was geschehen müsse.

„Was wünschen Sie, Herr Randulf?“ fragte sie so gelassen, als bediene sie einen Fremden im Club.

„Ich wollte Ihrer Mutter mittheilen, Constanze, daß ich, als Derjenige, der sie vornehmlich überredet hat, sich auf dies Unternehmen einzulassen, selbstverständlich bereit bin, ihr den Verlust zu ersetzen, so gut ich es eben vermag.“

„Besten Dank, Herr Randulf! Ich hoffe aber, daß der Mutter bald geholfen werden wird, sowohl in der einen wie in der andern Weise,“ erwiderte Constanze.

„Sie will, daß ich den Pastor Kruse aufsuchen soll,“ sagte Frau Blomgreen, hilflos zu Randulf aufblickend, während sie leise zusammenschauerte.

Thomas Randulf zuckte leicht die Achsel.

„Darin müssen Sie nun handeln, wie es Ihnen recht dünkt, Frau Blomgreen! Ich wollte Sie nur wissen lassen, daß ich für mein Theil bereit bin —“

„Besten Dank, Herr Randulf; haben Sie mich auch zur Verzweiflung gebracht, so waren Sie doch stets ein Ehrenmann —“

Constanze unterbrach die Mutter; es schien Randulf fast, als wolle sie ihm die Thür weisen.

„Mutter, Du mußt jetzt nur an das Eine denken, das Noth thut, und die Hilfe dort suchen, wo sie allein zu finden ist.“

Randulf verneigte sich und ging; er kam sich so seltsam armselig, so ganz vernichtet vor!

Kurz darauf machte sich Frau Blomgreen, trotz ihres innern Widerstrebens, auf den Weg, und während sie langsam dem Hause des Pastors zuschritt, empfand sie es immer deutlicher, welch' eine Demüthigung ihr bevorstand. Alle Sünden, große und kleine, die sie während eines langen Lebens begangen hatte,

würde er hervorsuchen, um sie ganz zu vernichten. Nur zu gut wußte sie, wie furchtbar er sich zeigen könne: Constanze hatte er im Laufe dreier Tage gänzlich umgewandelt, und wie streng würde er dann nicht mit einer sündhaften alten Clubwirthin, wie sie es war, ins Gericht gehen!

Es gab indeß keinen andern Ausweg. Was konnte ihr Randulf's Anerbieten nützen, selbst wenn er im Stande wäre, ihr zu helfen!

Der Verlust ließ sich nicht überblicken, und sie mußte Jemanden haben, der für ihre Sorgen ein Verständniß besaß und sie von diesem entsetzlichen Ueberfluß von Eßwaaren befreite. Nur ein Einziger vermochte dies, sagte Constanze, und als Frau Blomgreen in den Stuhl vor dem Pastor niedersank, seufzte sie innerlich: „Ja, ja! Mag er mich jetzt in Gottes Namen gänzlich vernichten!"

Der Pastor war in der besten Laune, und im heitern Ton fragte er: „Nun, Frau Blomgreen, wie geht es Ihnen denn?"

„Schlecht, schlecht, Herr Pastor Kruse!"

„Eine derartige Wirthschaft zu führen, greift wohl die Kräfte sehr an?"

Sie dachte nicht anders, als daß er sie nun zur Rede stellen würde, weil sie sich vom Verkauf von Nahrungsmitteln und Getränken ernährte.

„Ja, man hat eben keine Wahl," begann sie wieder, „es kam daher, daß Blomgreen seines Zeichens ein Restaurateur war; er vermochte indeß nicht der Versuchung zu widerstehen, und leider gab er sich zuletzt sehr dem —"

„War Ihr verstorbener Mann nicht ein Schwede?" unterbrach sie der Pastor jovial.

„Ach ja, Herr Pastor, er wurde recht schwedisch, vornehmlich während seiner letzten Tage."

„Sie haben wohl die Bewirthung für dies Fest im ‚Eden' übernommen?" fragte der Pastor, ein Lächeln unterdrückend.

Als Antwort auf diese Frage hatte sie nur ein bitteres Lächeln; es verlohnte sich wahrlich nicht, darüber ein Wort zu verlieren! Möchte er doch nur bald anfangen und ihr eine Strafpredigt halten!

Daraus wurde aber, wenigstens vorläufig, nichts. Der Pastor begann sich darüber auszubreiten, was Alles bei einer solchen Gelegenheit nöthig sei, und er sprach so verständig und war in Allem so wohl bewandert, daß die Wirthin sich kaum von ihrem Erstaunen erholen konnte. Allmälig ließ aber auch sie ihrer Zunge freien Lauf und berichtete, welch' enorme Vorräthe sie angeschafft hatte, mitten im Sommer, bei der Hitze! — —

„Mit dem Brot wird es am schlimmsten sein," sagte der Pastor nachdenklich; „alles Andere wird schon noch einen Tag halten!"

„O, wenn es sich nur um einen Tag oder zwei handelte, würde ich nicht klagen. Ich brauchte ja nur ein paar Eisschränke zu borgen, das wäre eine Kleinigkeit!" sagte Frau Blomgreen, die mit Vergnügen ihr eigenes Bett mit Eis gefüllt hätte, wenn dieses von irgend welchem Nutzen gewesen wäre.

„Aber das Brot, vornehmlich das Weißbrot, darf nicht alt sein," sagte der Pastor, indem er mit seinem Bleistift einige Notizen machte.

„Nein, das Weißbrot bin ich, Gottlob, los," rief die Wirthin. „Es war

zu heute Mittag bestellt, aber diesen Morgen wurde mir bange, und ich ließ Alles wieder abbestellen."

„Wie gut sich das trifft! Das Schwarzbrot und die übrigen feineren Sorten lassen sich schon morgen noch verwenden!"

„Das Brot kann ein wenig altbacken sein, wenn man Butterbröte machen will," bemerkte die Wirthin; „aber was hilft das Alles?"

„Ja, sehen Sie, Frau Blomgreen, morgen veranstalte ich ein Fest; allerdings hatte ich an keine Bewirthung gedacht, aber mag es denn sein!"

Der Gesichtsausdruck seiner Zuhörerin änderte sich sofort, obgleich sie noch kaum den Inhalt seiner Worte zu fassen vermochte; dies aber verursachte dem Pastor gerade vielen Spaß.

„Wenn ich nun das Ganze übernehmen würde, wenn Sie Ihre Butterbröte morgen statt heute zurechtmachten? Und Alles nach dem Versammlungshause senden wollten — wie?"

„Alles — Alles!" — mehr konnte sie vor innerer Erregung nicht hervorbringen.

„Wie hatten Sie es mit der Bezahlung verabredet?"

Sie machte nur eine leichte Bewegung mit den Armen, um auszudrücken, dies sei das Wenigste.

„Ja," erwiderte der Pastor, der sie verstanden hatte, „ich denke auch, daß wir uns darüber einigen werden; ich habe so viele derartige Speisungen veranstaltet, daß ich schon etwas Bescheid weiß. Nun, was sagen Sie dazu, Frau Blomgreen, sind Sie einverstanden?"

Du lieber Gott! Einverstanden! Doch ihrer harrte ja noch die Strafpredigt. Welche Buße würde er ihr wohl auferlegen? Was mußte sie ihm für diese wunderbare Rettung leisten?

„Ich bin eine sündhafte, alte Frau," sagte Frau Blomgreen, in Thränen ausbrechend.

„Freilich! Sündhaft sind wir Alle," erwiderte der Pastor. „Gehen Sie aber jetzt nach Hause, seien Sie vergnügt und kaufen Sie Eis. Vor allen Dingen vergessen Sie nicht das Brot in feuchte Servietten zu hüllen, damit es nicht allzu trocken wird. Und dann haben Sie vielleicht die Güte, Ihre Tochter morgen Vormittag ins Versammlungshaus zu schicken. Ein wenig ausgeschmückt muß es doch werden."

„Constanze! O, bester Herr Pastor, nehmen Sie sie, nehmen Sie sie nur!" rief Frau Blomgreen. In ihrem Entzücken wußte sie kaum, was sie sagte, empfand aber ein Verlangen, diesem wunderbaren Manne Etwas zu spenden, der für Alle Rath und Hilfe hatte.

Wenn Frau Blomgreen später von dieser Unterredung sprach, vergaß sie niemals hinzuzufügen, daß sie erst an diesem Tage beim Verlassen des Pfarrhauses kennen gelernt hatte, was es heiße, in höheren Regionen zu schweben.

— Der schlaue Polizeidiener Iversen hatte Frau Blomgreen gesehen, wie sie in gehobener Stimmung das Pfarrhaus verließ, und er begriff nur zu gut, was dies zu bedeuten habe. Einer nach dem Andern waren sie desselben Weges gegangen, und wohin er kam, fand er seine Freunde eingeschüchtert.

Als man den Polizeidirector ersuchte, zwei seiner Untergebenen nach dem Versammlungshaus zu schicken, um dort Ordnung zu halten, hatte man sich ausdrücklich gegen Iversen's Kommen verwahrt. Es war dies der erste Extraverdienst, der ihm entzogen wurde. Und als er es wagte, den Bankdirector auf der Straße anzureden und ihm sein Leid zu klagen, erwiderte dieser, das sei ganz natürlich: ein Einzelner könne nicht immer begünstigt werden, darauf müsse Iversen sich nur gefaßt machen. Dann wanderte der Director mit großen Schritten weiter.

Bei den Schwestern Iversen schwamm Alles in Thränen. Der Ladentisch neigte sich fast unter der Wucht der zurückgesandten Waaren, und die kleinen runden Frauenzimmer waren ganz abgespannt von den Verhandlungen mit den unzähligen Kunden, die Alles aufgeboten hatten, um ihre Bestellungen wieder rückgängig zu machen. Das Allerschlimmste war aber die Nachricht, daß Frau Christensen bei ihrer Rivalin, Frau Eriksen, ganz laut den Ausspruch gethan hatte, sie fände es hier besser und billiger als bei den Schwestern Iversen.

Als der Vater nun blaß, mit schlotternden Knieen, zurückkehrte, umringten ihn die Mädchen ganz erschrocken und rathlos.

Nur die Aelteste, welche den Ausdruck im Gesicht des Vaters richtig gedeutet hatte, sagte entschlossen: „Was hilft unser Klagen und Jammern! Uns bleibt nur Eins übrig: wir müssen unsere Hilfe bei dem Feste im Versammlungshaus anbieten — dort sollen noch Kränze gewunden und der Raum ausgeschmückt werden. Und dann müssen wir alle Sieben morgen das Fest besuchen."

„Nein, nein, niemals!" riefen die Uebrigen; aber eine Schwester nach der andern verstummte und gab nach, als sie sah, wie der Vater ganz stumm auf einem Stuhle neben dem Ofen saß und ihren Blicken auswich. Nur die Jüngste, die unvernünftige Fine, begann zu schluchzen, während sie in ihrem Kummer ein Restchen Stoff in Fetzen zerriß. —

— Indessen war Fräulein Fine nicht die einzige Unverständige. Ringsum in der ganzen Stadt saßen viele junge Geschöpfe und vergossen bittere Thränen über dies Fest, das Tage lang der Gegenstand ihrer Gespräche und ihrer Träume gewesen war. Alle, Groß und Klein, bis auf die wildesten Straßenjungen, die sich andächtig vor Ellingsen & Larsen's Ladenfenster versammelt hatten, um die winzigen Düten zu zählen, hatten ihrer Freude über das große Ereigniß einstimmig Ausdruck gegeben.

Die Meisten aber waren nun umgestimmt, und das lustige Volksfest mit hellen Kleidern zwischen grünen Bäumen, mit fröhlichen Spielen und heiterem Lachen der Kinder, verwandelte sich in ein eitles Traumbild, das sich Alle zu verjagen beeilten.

Und die Leute begannen darüber zu streiten, ob man wirklich glauben könne, sie hätten einen Augenblick daran gedacht, sich an einem derartigen Vergnügen zu betheiligen, und sie schworen darauf, daß sie natürlich das Fest für die armen Blinden mit Gesang und Erbauung gemeint hätten, wenn bei ihnen überhaupt von einem Feste die Rede gewesen sei.

Diese Stimmung wurde immer vorherrschender, je mehr der Tag sich neigte. Die Leute kamen sogar früher als sonst nach Hause und schlossen die Thüren

hinter sich zu, wie wenn sie selbst den Anschein vermeiden wollten, als ob sie Freude an der milden Abendluft hätten und an der Sonne, die mit rothem Lichte versank, während der Mond hell schimmernd am Himmel aufstieg. Vornehmlich war der Weg leer, der zum „Eden" hinausführte, und wer sonst hier spazieren zu gehen pflegte, schlug heute eine andere Richtung ein. Nur ein paar Zimmerleute, angeblich von dem Bankdirector Christensen hierher gesandt, rissen den Tanzboden auseinander und ruderten dann mit den Balken so schnell fort, als seien es die verpesteten Ueberreste eines Siechenhauses, die in das Meer versenkt werden sollten.

X.

Um zehn Uhr lag die Stadt still und wie ausgestorben da.

Die Herren Randulf, Holck und Christian Friedrich hatten den Garman'schen Pavillon aufgesucht, um sich über die Plagen und Enttäuschungen des Tages auszusprechen; jetzt saßen sie in finsteres Brüten versunken.

Heute standen weder die Fenster nach dem Strandweg offen, noch war der Tisch mit Flaschen bedeckt.

Jeder hatte nur sein eigenes Glas vor sich; der Cognac stand hinter der Thür und das Selterswasser neben dem Sopha; sie ließen auch nicht wie sonst die Pfropfen laut knallen, daß sie zum Aergerniß der Vorübergehenden auf den Strandweg hinausflogen, sondern die Kohlensäure vorsichtig verfliegen und unterhielten sich mit gedämpfter Stimme.

Angst hatten sie gerade nicht, aber die Laune war ihnen gänzlich verdorben, und selbst dem kühnen Holck war die Lust vergangen, die Stimmung herauszufordern und die Stadt auf den Kopf zu stellen.

Wer sich darauf verstand, hätte schon jetzt voraussagen können, daß es mit dem guten Wetter bald vorbei sein würde: die Sonne war glühend roth untergegangen, während der Horizont im Südwesten grau und trübe ohne eigentliche Wolken erschien. Dagegen hob sich der Mond im Osten hell von dem klaren dunkelblauen Himmel ab, und weit drinnen, zwischen den Bergen, stieg hier und da eine weiße Rauchsäule empor — ein Zeichen, daß es doch einige verwegene Burschen und Mädchen gab, die es noch wagten, das Johannisfest in alter Weise mit Tanz um die lodernde Flamme zu feiern.

In der Stadt aber war Alles still und düster, und die Mondstrahlen fielen hell und leuchtend auf den wohlgepflegten Rasen des Garman'schen Gartens, während die beschnittenen Linden, in Schatten gehüllt, einen Rahmen um das Ganze bildeten.

Unter den alten Bäumen stand schon lange ein Mann und lauschte unschlüssig auf das Gesumme der Stimmen und das Klirren der Gläser, das vom Pavillon zu ihm herüberdrang. Er wollte sich wieder davonschleichen, doch zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt näher und immer näher, mochte er sich auch noch so sehr dagegen sträuben, und zuletzt glitt er aus dem Schatten heraus und stand vom Mondschein umfluthet in der offenen Thür. Da er dem Licht den Rücken wandte, konnten die drei Freunde nur undeutlich die Züge des blassen Gesichts erkennen und sehen, wie seine Augen unruhig von Einem zum Andern glitten.

Christian Friedrich, der ihn zuerst bemerkte, wurde anfangs etwas verwirrt, sagte dann aber sofort: „Bist Du es, Lövdahl? Komm' und trinke ein Glas mit uns!"

„Nein, bei Gott — mit Dem da trinke ich nicht!" unterbrach ihn Randulf, beide Arme in die Hüften stemmend.

Holck und Garman, voller Mitleid mit dem Aermsten, wollten Randulf begütigend zureden; doch Abraham hatte sich schon gewandt und eilte hinweg, quer über den Rasen, durch die hohen feuchten Blattpflanzen, welche ihm um die Beine schlugen, während sein dünner Sommerpaletot hinter ihm flatterte — so lief er dahin wie ein Dieb, bis er im Schatten der Linden durch die kleine Hinterthür verschwand.

Christian Friedrich hatte sich erhoben, um ihn zurückzurufen; als er aber die Unmöglichkeit, ihn wieder einzuholen, erkannte, sagte er zu Randulf gewandt: „Du bist mit dem armen Schelm zu streng ins Gericht gegangen."

Holck war gleichfalls der Meinung, man hätte ihm einen kleinen Cognac gönnen sollen; deshalb habe er sich jedenfalls heute eingefunden.

Thomas Randulf entgegnete keine Silbe, leerte schnell sein Glas und empfahl sich.

Sie hörten, wie er die steinerne Treppe hinunter schritt und die Pforte hinter sich schloß, die nach dem Strandweg hinausführte, und wie seine einsamen Schritte auf dem Pflaster erklangen, bis jeder Laut dahinstarb, und ein tiefes Schweigen wie vorhin waltete.

Die beiden Anderen blieben bis tief in die Nacht zusammen sitzen und erzählten sich traurige Geschichten und all' ihre Geheimnisse. —

Als aber der Mond, welcher rund und vergnügt seine Bahn dahin wandelte, kein lebendiges Wesen auf dem Festplatze zu erspähen vermochte, begann er lange dünne Fäden aus den Wolken im Süden zu ziehen, als wolle er Loden weben.

Und als die Sonne gleich nachher zum Vorschein kommen wollte, fand sie sich von lauter feuchten Wolken umringt, die sich zwischen vier und fünf Uhr Morgens als ein heftiger Regen über die Erde ergossen.

Constanze Blomgreen hatte diese Nacht, wie die letzten alle, nicht gut verbracht; während des Tages gelang es ihr jetzt vollkommen, die Wahrheit zu erkennen, und ein heißes Dankgefühl gegen Denjenigen, der sie gerettet, durchdrang sie.

Doch in der Nacht kam die Versuchung. Ihr warmes Blut pochte laut, wenn der laue Wind den Duft des frischen Heus von den Feldern mit sich führte, während das einförmige Zirpen der Grille die lange Sommernacht so friedlich erscheinen ließ und die Träume mit Bildern von der üppigen Fruchtbarkeit des Sommers erfüllte. Dann sprang sie, voller Beschämung, aus ihrem Bett, und ihre Schönheit verwünschend, flehte sie inbrünstig um Gnade und Kraft.

Jetzt lehnte sie den Kopf auf das Fensterbrett; der kühle Regen wirkte beruhigend auf ihre erregten Nerven, und doch fühlte sie sich abgespannt und muthlos. Ach, wenn sie dem Pastor nur anvertrauen dürfte, wie es um sie stand! Ob er wohl jemals Aehnliches gehört habe, oder war sie vielleicht die Schlimmste von ihnen Allen?

Wenn sie sich zum Fenster hinausbog, konnte sie die Ecke seines Hauses mit der Treppe erblicken, und voller Freude sah sie den Wagen draußen halten: er mußte bald am Clubhaus vorbeifahren.

Constanze hüllte sich fest in ihr graues Tuch ein, während sie, die Stirn gegen die Scheiben gepreßt, regungslos verharrte, und als sich der Wagen nahte, war es, als ob ihre Augen seinen Blick mit magnetischer Kraft auf sich zögen; denn er sah empor und grüßte, indem er vorüberfuhr. So überströmend war die Freude, die sie erfüllte, daß sie, während sie sich ankleidete, zum ersten Mal seit langen Tagen wieder ihrem Spiegelbilde lächelnd zunickte. —

— Indessen fuhr Morten Kruse weiter im Regen.

Auf dieser Fahrt zu einer kranken Frau in der Nachbarschaft wollte er seine Festrede vorbereiten; aber während er sich noch in den Straßen befand, nahmen die vielen Menschen, die in den Häusern schliefen, gänzlich seine Gedanken in Anspruch.

Er wußte von Allem, was hinter den geschlossenen Thüren vor sich ging; er kannte sie, sowohl die Seinigen wie die Anderen — im letzten Grunde war kein großer Unterschied zwischen Freunden und Feinden. Hier wie dort herrschten Laster und Sünde, Trunksucht und Leichtsinn; man haßte sich und suchte sich gegenseitig zu schädigen; und die Unverträglichkeit schritt von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, während die Großen die Kleinen bedrückten, sich vordrängten und in ihrem Selbstbewußtsein sonnten.

Er aber stand über ihnen Allen, er hatte sie Alle in seiner Hand! Und war auch die Stadt klein, das Land arm: Macht bleibt Macht, überall in der Welt. Ja, er hätte sich nicht einmal großartigere und glänzendere Verhältnisse gewünscht. Hier war er der Erste, der Gebietende; hier fühlte er sich zu Hause und allen Anforderungen gewachsen.

Als das Pflaster zu Ende war und er sich draußen auf der guten Landstraße befand, faßte er die Leine fest mit der Linken, versetzte dem Pferde ein paar tüchtige Hiebe und freute sich darüber, wie scharf er Alles im Zügel hielt. Das Wetter war gerade nach seinem Herzen.

Tiefgehende schwere Wolken senkten sich über die Stadt, die im Regen und Schmutz halb versunken dalag, von einem grauen trüben Dunst umhüllt. Der Regen selbst, welcher die Landstraße fest und schön machte, störte ihn nicht. Er hatte selbst einen Gummihut erfunden, welcher an den Regenmantel festgeknüpft wurde, so daß er wohlgeborgen dasaß wie in einem vollständigen Ueberzug — einer guten zähen Haut, die lange ausdauern konnte.

Zwei Jugendbriefe Felix Mendelssohn-Bartholdy's.

Der deutschen Mendelssohn-Literatur steht eine ansehnliche Bereicherung bevor. Im Verlage der rühmlich bekannten Firma Duncker & Humblot soll demnächst ein dem Andenken des Leipziger Concertmeisters Ferdinand David gewidmetes Buch und in demselben u. A. der gesammte, zwei Jahrzehnte umfassende Briefwechsel erscheinen, welchen der der Familie Mendelssohn-Bartholdy eng verbundene Leipziger Meister des Violinspiels mit seinem großen Freunde und dessen Mutter geführt hat[1]). Dank der Freundlichkeit des Herrn Verlegers dieser Publication sind wir in der Lage, über den Inhalt derselben vorläufige Mittheilung geben und zwei in den Jahren 1826 und 1829 geschriebene, bemerkenswerthe Briefe Felix Mendelsohn's an seinen Jugendfreund zum Abdruck bringen zu können. Zum Verständniß dieser Zeugnisse für die menschliche und künstlerische Frühreife des letzten Vertreters deutscher Musik-Classicität sei das Folgende bemerkt.

Unter der Leitung Spohr's zum Violinspieler ausgebildet, war der sechzehnjährige Ferdinand David während der ersten Hälfte des Jahres 1826 nach Berlin gekommen, um öffentliche Proben seines Talentes abzulegen. Er war bei dieser Gelegenheit in das seiner Familie von Hamburg her befreundete Haus Abraham Mendelssohn-Bartholdy's eingeführt worden und zu dem damals siebzehnjährigen, in der Berliner Musikwelt längst bekannten ältesten Sohne desselben in nähere Beziehung getreten. Von dem Wunsche erfüllt, seine künstlerische Ausbildung in der preußischen Hauptstadt fortzusetzen, wandte David sich einige Monate später an seinen berühmten jungen Freund, um dessen Rath über die zweckmäßigste Art der Niederlassung einzuholen. Mendelssohn's unmittelbar ertheilte Antwort liegt in dem ersten der beiden nachstehenden Briefe vor. Derselbe beweist eine Reife und Sicherheit des Urtheils, überraschend selbst für Diejenigen, welche aus des Meisters frühesten Briefschaften wissen, daß ihm mit anderem als dem gemeinen Maße menschlicher Dinge gemessen werden muß. Noch bemerkenswerther erscheint der zweite, drei Jahre später geschriebene Brief Mendelssohn's, weil er in die menschlichen Eigenschaften, die von der Frühreife dieses wunderbaren Talentes unberührt gebliebene Jugendfrische und die unvergleichliche Liebenswürdigkeit des Schreibers weiten Einblick gewährt. Vom Krankenbette aus gibt der junge Künstler dem inzwischen von Berlin nach Dorpat verpflanzten Freunde einen von Humor übersprudelnden Abriß seines Thuns und Treibens, der Erlebnisse gemeinsamer Freunde und Freundinnen und der wichtigsten zeitgenössischen Vorgänge auf musikalischem und künstlerischem Gebiet.

Indem wir diese vom Zauberhauch unvergänglicher Jugend umgebenen Hinterlassenschaften einer reichen Vergangenheit im Uebrigen für sich selbst reden lassen, bemerken wir, daß der zwischen den beiden Freunden und Kunstgenossen geführte Brief-

[1]) Ferdinand David und seine Beziehungen zur Familie Mendelssohn-Bartholdy. Nach hinterlassenen Briefschaften zusammengestellt von Julius Eckardt.

wechsel durch einundzwanzig Jahre fortgesetzt und in anmuthigster Weise durch die Briefe vervollständigt worden ist, welche Mendelsohn's ehrwürdige Mutter, Frau Lea Mendelssohn-Bartholdy, an den treuen Gefährten ihrer Kinder nach Dorpat und später nach Leipzig richtete, um von dem Geschicke ihres Hauses zu erzählen oder dem Vertrauten desselben Aufträge an ihren Sohn zu übermitteln. Felix Mendelssohn's eigene Briefe beziehen sich auf nahezu alle bemerkenswerthen persönlichen und künstlerischen Vorgänge dieses reich bewegten Lebens; unter Anderem werden das Violinconcert und die Symphonien bis ins Einzelne durchsprochen, die Berliner Musikzustände der vierziger Jahre mit rückhaltsloser Offenheit erörtert und ausführliche Mittheilungen über die Reiseerlebnisse in England gemacht. Und das im Tone einer Vertraulichkeit, die nirgends durch Schranken eingeengt ist und den Reiz dieser Briefschaften als außerordentlichen erscheinen läßt. Daß Fähigkeit und Neigung zu ausführlichem und ausgiebigem Briefwechsel vor fünfzig Jahren reichlicher vorhanden waren als in unseren von unruhiger Hastarbeit verwirrten Tagen, beweisen aber auch die in dem vorliegenden Buche abgedruckten Briefe David's an Mendelssohn, die ihrer Frische und Lebhaftigkeit wegen fast durchweg den Eindruck gesprochener, nicht geschriebener Worte machen. — Unterbrechungen hat dieser Briefwechsel lediglich während der Zeiten des Zusammenlebens der Freunde erfahren, die mehrere Jahre lang an den Leipziger Musikanstalten zusammenwirkten. — Ueber Mendelssohn's letzte Lebenstage gibt David in einem, unter dem ersten Eindruck des erfahrenen Schmerzes geschriebenen Briefe an Sterndale Benett, den bekannten englischen Componisten, ausführlichen Bericht.

David überlebte seinen Freund und Zeitgenossen um mehr als ein Vierteljahrhundert. Diesem Zeitabschnitt gehören die Briefe Zöllner's, Schumann's u. s. w. an, welche den Hauptinhalt der zweiten Hälfte des vorliegenden, mit pietätvoller Wärme geschriebenen Buches bilden.

Dies vorausgeschickt, lassen wir die beiden oben erwähnten Briefe Felix Mendelssohn's im Wortlaut folgen.

I.

im August 1826 [1]).

Mein sehr lieber David,

Ihr Brief vom 18ten hat mir große Freude verursacht, und ich eile ihn zu beantworten, wenn ich auch nicht unbescheiden genug bin, zu glauben, daß meine Meinung von irgend einem Einfluß auf die Beschlüsse Ihrer werthen Eltern sein könne. Ich meines Theils möchte gern Alles aufbieten, um Ihre Rückkehr nach Berlin, die uns und Ihnen so wünschenswerth ist, zu beschleunigen, und so erfolgt denn gleich mein ausführlicher Bericht.

Sie fragen 1) ob Sie Aussicht haben ein Auskommen hier zu finden, 2) ob eine Stelle bei einem der beiden Theater für Sie offen wäre.

Daß Sie Aussicht haben hier durch Lectionengeben hinlängliches Auskommen zu finden, ist, meiner Meinung nach, nicht im mindesten zu bezweifeln, selbst wenn ich Ihr Talent und Ihre vortrefflichen Fähigkeiten dazu gar nicht in Anschlag bringe. Ich weiß keinen Menschen in Berlin, der Stunden geben gewollt, und dem es daran gefehlt hätte. Die alleruntergeordnetsten Leute, bornirt, unangenehm oder unwissend, habe ich zu meiner größten Verwunderung sehr beschäftigt gesehn, und es geben Manche hier Stunden, von denen man kaum begreift, daß sie im Stande sind, welche zu nehmen. Und nun sollte es Ihnen nicht gelingen? So wären Sie unter Hunderten, die sich auf diese Art erhalten, die ich kenne, und die keineswegs sich in irgend einer Hinsicht mit Ihnen messen können, gerade der einzige, und das ist doch nicht wohl anzunehmen. Uebrigens haben Sie selbst ja schon einen Beweis davon gehabt, wie leicht es Ihnen werden würde, denn kaum ließ der Professor Zelter ein einziges Mal einen Artikel in die Zeitung rücken, so meldeten sich in 3 Tagen

[1]) Datum von F. David zugefügt.

5 Leute bei ihm, die nähere Auskunft wünschten, und noch dazu ist dies nicht einmal die Art, wie die Meisten Schüler bekommen, sondern gewöhnlich pflegen sich diese erst in 2 oder 3 Monaten zu finden, dann aber unausbleiblich; da Ihnen nun schon in 3 Tagen gelang, was andern kaum in 3 Monaten, so schließen Sie selbst. Es ist gar keine Frage, daß Sie in dieser Hinsicht ganz ruhig sein können, zumal da Sie neben Ihrem Violinspiel auch im Generalbaß tüchtig und fest sind (wovon ich selbst zu meiner Freude Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen), denn auch in diesem Zweige der Musik werden jetzt von allen Seiten Lehrer begehrt, und da Sie das Wohlwollen und die Zuneigung des Professors Zelter genießen, der immer mit wahrer Liebe von Ihnen spricht, und dieser fast täglich Stunden im Generalbaß abweisen muß, und in Verlegenheit ist um Jemand, den er mit gutem Gewissen empfehlen könne, so ist es (ich sag's noch einmal) schlechterdings unmöglich, daß es Ihnen fehlschlagen sollte.

Was den zweiten Punkt Ihrer Frage betrifft, so kann ich Ihnen keine ganz bestimmte Auskunft geben. Beim Königlichen Theater ist in diesem Augenblick keine Stelle offen, wie mir Spontini versichert, den ich deswegen befragte, und sollte auch eine oder die andere erledigt werden, so steht gleich M. mit einer Hetze Jungen im Hinterhalt, die er seit langen Jahren zu Kammermusikern zieht und prügelt; der greift zu und schnappt sie weg.

Was das Königsstädter anlangt, so weiß ich nicht, wie es damit steht, denn St. besuch ich nicht gern, weil er die Leute gewöhnlich im Hemde aufnimmt, und mit Mühlenbruch bin ich außer aller Verbindung; das Sicherste, glaube ich, würde sein, wenn Sie selbst an diesen letztern schrieben, er wird Ihnen die genauste Auskunft geben können. Ich bin überzeugt, daß über kurz oder lang eine Umwälzung bei diesem Theater vor sich gehn muß; denn das Gemurre im Publikum über die Bühne ist eben so allgemein, als das Gemurre im Personal und Orchester über S.'s Liederlichkeit und Faulheit. Führt nun der Teufel oder vielmehr ein Erzengel einen bessern Director her, so wird der wohl einsehn müssen, eine Reform des ganzen Orchesters, das jetzt wirklich unter aller Kritik ist, sey unumgänglich nothwendig, und mit Ernst und Strenge vorzunehmen; denn was kann ein guter Geiger, höchstens zwei, gegen Blasinstrumente ausrichten? So glaub' ich sicher, daß bald Anstellungen da zu finden sein werden; ob jetzt schon weiß ich nicht; doch weshalb wünschen Sie sich so sehr eine Anstellung? Wie anstrengend der Dienst im Königlichen ist, das kann Ihnen jede Spontinische Partitur und das Zeugniß von Lindenau beweisen, der die Sache mal auf einige Zeit versucht hat, und Ritzens[1]) Finger und Krausens Lippen und tausend andere Dinge; wie tödtend und erschlaffend aber ein Posten beim Königsstädter, das sehen Sie aus jedem Repertoir, denn da findet man nur Jocko, Vaudevilles, Melodramen, Springerstücke, mit einem Worte Schund, zu dem Sie wirklich Ihre Zeit und Ihre Kräfte nicht verschwenden dürfen. Wozu denn also überhaupt die Anstellung? Daß es Ihrer künstlerischen Ausbildung nicht nothwendig ist, kann ich mit Wahrheit versichern, und durch eine Orchesterkarte, die ich Ihnen mit Leichtigkeit verschaffen könnte, genössen Sie alle künstlerischen Vortheile, ohne die Plackereien erdulden zu müssen. Daß man sich aber auch in pecuniärer Hinsicht ohne Anstellung besser befinde und sich besser erhalte, dazu lassen Sie mich nur einmal Ritz zum Beispiel aufstellen, der nicht nur anständig und gemächlich lebt, sondern auch z. B. Mitglied der Singakademie und der Liedertafel ist und sich eine ganz vollständige Musikalienbibliothek angeschafft hat, und zwar *erst seit* seinem Ausscheiden aus dem Orchester, und der um keinen Preis zurück treten würde, obwohl er eine Stelle hatte, wie sie so bald nicht wieder ein so junger Mensch bekommen wird, die nächste am Concertmeister nämlich. Auf jeden Fall ist es für Ihr ganzes künftiges Leben von der allergrößten Wichtigkeit bald wieder nach Berlin zu kommen, das jetzt gewiß einer der ersten musikalischen Orte ist, und wolle Gott, daß ich bald die Freude hätte, Sie

[1]) sic! Damit ist Eduard Rietz gemeint, der Bruder von Julius Rietz. — Eduard Rietz war ein vorzüglicher Geiger, dem Mendelssohn das Octett op. 20 widmete.

hier zu sehen, weil ich überzeugt bin, daß für Ihr Bestes nichts förderlicher sein kann, als ein Leben in Berlin, und ein Wirkungskreis in Berlin, der Ihnen bald erschaffen sein soll. Die herzlichsten Grüße von allen Meinigen für Sie und alle Ihrigen. H. Romberg bitte ich Sie zu sagen, daß er in 14 Tagen spätestens das Octett erhält.

Ihr Felix Mendelssohn B.

Auch an Dich, lieber Lindenau, den besten Gruß. Ich schreibe Dir nächstens.

II.

Lieber David,

Du wirst kaum glauben, daß dieser Brief von Endesunterzeichnetem ist, und doch ist's so, denn wenn nun einer die Masern gehabt hat, nicht lesen und nicht schreiben darf, und doch mit seinen Freunden plaudern will, wie macht er's? er dictirt. Ich dictire; ich darf nicht lesen, nicht schreiben, ich habe die Masern gehabt, im Begriff abzureisen, daher bin ich noch hier. Ich bin Dein ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Postscriptum.

Noch habe ich zu erwähnen, daß wir alle froh und gesund sind und Deiner bei jeder Gelegenheit gedenken. Du fehlst uns recht oft hier, und besonders jetzt, wo ich gern oft viel Musik gehört hätte und wenig dazu gekommen bin. Ritz[1]) habe ich nur selten während meines Aufenthaltes hier gesehen, und gar nicht gehört. Er war, als ich kam, so unwohl, daß ich eine ernste Krankheit fürchtete, hat sich aber bald wieder erholt, und da habe ich denn bemerken können, daß er sich seit meiner Abwesenheit ganz von uns zurückgezogen hat; aus welchen Gründen, will und kann ich nicht errathen; es thut mir sehr leid darum, ich kann es aber nicht abändern. Auch Marx kommt nur selten mehr zu den Eltern, Droysen macht sich rar, Heidemann war in Stettin, und so haben wir diesen Winter recht still, ohne Sang und Klang verlebt. Von dem Liederspiel zur silbernen Hochzeit wird Kudelsky erzählt haben. Es hat uns allen frohe Zeit gemacht, und ich halte es wohl für meine beste Composition; auch meine Quartette hast Du durch Kudelsky bekommen und somit weißt Du auch schon von meinen neuen Compositionen. Denn von einer großen Symphonie, an der ich arbeite, sind bis jetzt nur die ersten drei Stücke fertig. Wann und wo ich weiter schreiben kann, ist noch ungewiß, da ich, sobald als es nur meine Gesundheit erlaubt, meine Reise fortzusetzen gedenke und von hier über Leipzig und Weimar nach München und dann über die Alpen nach Rom und Neapel will. Es ist wohl eine schöne Reise, die ich vorhabe, wenn nur der Himmel, die Wolken und dazu gehörige Hagel und Regen es besser mit mir meinen wollten als im vorigen Jahre. Du glaubst nicht, wie ich in den schottischen Hochlanden vom Wetter ausgestanden habe, und da dies Jahr ganz dieselbe Miene macht, wie das vorige, so könnte mir wohl in Tyrol dasselbe Vergnügen bevorstehen. Aber wahr ist's, daß wir, seit wir uns nicht gesehen, manche Veränderung erlebt haben, die ich poëtisch ausdrücken könnte: Du, in der Nähe des Pols vom ewigen Eise umgeben, in dessen Mitte aber 7 oder 9 zarte Blumen emporgesprossen sind und Schnee und Gletscher zum ewigen Frühling umschaffen, als anderer David, einem Fürsten des Landes den Gram von der Stirne mit der Geige verscheuchend; — ich, der ich fremde Meere durchschifft, ferne Inseln besucht, der von der holländischen Insel Texel bis zur Fingalshöhle auf Staffa den irrenden Wanderstab gesetzt, der ich in England mit steifer Halsbinde, in Schottland mit nackten Knieen, auf dem atlantischen Ocean mit schweren Füßen und Magen umhergegangen bin — da hätten wir uns wohl Manches zu erzählen, und es ist schade, daß wir es nur schriftlich thun können. Daß aber Du, der Du gewiß Muße vollauf hast, mich, den Reisenden, den Anfang unserer Correspondenz machen läßt, ist nicht zu verantworten und es folgt daraus weiter nichts, als daß ich den Anfang machen muß. Ich bereue meine Großmuth aber, wenn Du nicht gleich ausführlich schreibst, mir von Dir und Deiner Stellung, Deiner Beschäftigung und Deinem Gelingen,

[1]) Eduard Rietz.

Deinen Abonnements-Quartetten und Deinem Theater des Breitesten erzählst, kurz wenn Du mir nicht, auf die Entfernung von einigen tausend Werften, Herrn von Liphart und seine lieben, aber hoffentlich nicht harten Töchter, wie auch sein ganzes Leben und Haus in Deinem Briefe vorstellst und mich zu ihrem vertrauten Bekannten machst. Ich könnte Dich zum Dank dafür auf ähnliche Weise wieder mit meiner Familie bekannt machen. Du kennst sie aber schon, darum also nur soviel, daß Paul sich immer mehr zu seinem großen Vortheil verändert. Wie glücklich sich meine ältere Schwester in ihrer veränderten Lage fühlt und wie behaglich und still und sicher sie angefangen hat ihr neues Leben zu zimmern, hast Du wohl schon erfahren; es ist hübsch bei den Leuten sein, und wenn Du wieder einmal herkommst, wirst Du mir Recht geben. Es hat mir sehr wohl gethan, aus dem wilden, bewegten, anspannenden Leben, wie ich es in England geführt habe, in dies ruhige hinein zu blicken. Dennoch wäre ich schon längst von hier abgereist, wenn mich nicht erst die fürchterliche Kälte, dann meine nach und nach wachsende Unpäßlichkeit, die sich endlich in den Masern entladen hat, daran gehindert hätten.

Willst Du Neuigkeiten von Berlin wissen? Da müßte ich erst selbst welche erfahren, denn ich weiß jetzt fast so wenig davon, als ob ich in Dorpat wäre, doch weiß ich eine die Dich betrüben würde, wenn Du nicht neue Trostgründe hättest und mich, wenn ich nicht das Courmachen, die Mädchen und mich selbst aufgegeben und mich zum Hagestolz bestimmt hätte. Höre und erschrick: Betty Pistor ist verlobt. Total verlobt. Sie gehört dem Dr. und Prof. jur. Rudorff erb- und eigenthümlich zu. Ich beauftrage Dich, sobald Du durch Berliner Blätter ihre vollzogene eheliche Verbindung erfährst, über meinem Quartett aus S[1]) das B. P. durch einen kleinen Federschwung geschickt in ein B. R. zu verwandeln, es geht recht leicht. Willst Du nun von der Sontag hören? sie langweilt mich gar zu sehr, sie mag Gräfin Rossi sein oder nicht. Der Berliner nennt das Hotel de Russie, in dem sie wohnt, Hotel de Rossi, meint sie sänge Bassini u. dergl. m., empfängt sie einmal kalt, einmal enthusiastisch und ist was er war: nicht bei Troste. Die Passion ist am Palmsonntag aufgeführt worden, sie hatten mir die Direction angeboten, und meiner Reise wegen, hatte ich es abschlagen müssen. Nun hat mich meine Krankheit doch länger aufgehalten. Zelter hat mehrere Veränderungen darin gemacht, über die viel hin und her gemurrt worden ist. Daß Partitur und Clavierauszug bei Schlesinger erschienen sind, weißt Du gewiß schon. A propos, Schlesinger wollte neulich eine Symphonie von mir in Stimmen und in 2 Clavierauszügen, die ich ihm machen sollte, herausgeben und bot mir als Honorar 20 D. an; ich war gerade eben aus England angekommen und an Honorigkeit gewöhnt, erklärte ihm daher, daß ich ihm nie wieder das Geringste von meinen Compositionen verkaufen würde und will es halten. Willst Du noch mehr wissen? Morgen geben die Königsstädter: Der brave Mann, Melodrama mit Musik von Landsberg. Die schöne Madame R. ist noch immer schön. Was sind Deine Gefühle, wenn Du Dich ihrer erinnerst? Victoire ist eben nach Warschau gereist, nachdem sie ihrem Bräutigam Herrn D. den Laufpaß gegeben hat, sie ist also wieder Nicht-Braut. — Winter-Tivoli ist für 8 gr. zu sehen. Willst Du noch mehr Berliner Misères wissen? Ich denke, es sind deren genug. Ich schließe nun dieses Postscript und bitte Dich nur bald zu antworten. Die herzlichsten Grüße von meiner ganzen Familie verbinde ich mit den meinigen. Denke unserer Aller freundlich. Dein Felix M. B.

Zweites Postscript: Wenn man ihn sieht, denkt man es sei der kleine David ꝛc., und wenn man ihn spielen hört, so denkt man ꝛc. Wenn man ihn aber nicht sieht und nicht spielen hört, so wünscht man, er wäre wieder in Berlin

lo stesso lo stessimo

mit Variationen von Beethoven.

[1]) Soll heißen Es-dur. Das Originalmanuscript des Quartetts war im Besitze David's und trug die Aufschrift: An B. P. — David schenkte das Manuscript Frau Rudorff.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte December.

Wie jeder Deutsche mit tiefstem Herzensantheil den Nachrichten aus San Remo entgegensieht und alle günstigeren Symptome im Zustande unseres Kronprinzen mit inniger Freude begrüßte, so daß das eine befriedigende Wendung meldende Schreiben an den früheren Erzieher des Prinzen Wilhelm als frohe Botschaft aufgenommen wurde, erschien es auch ganz natürlich, daß die Thronrede, mit welcher der Deutsche Reichstag am 24. November eröffnet wurde, an erster Stelle Desjenigen gedachte, der, wie wir mit Zuversicht hoffen, einst berufen sein wird, die Regierung in unserem Vaterlande zu übernehmen. Mit vollem Rechte wurde in der Thronrede betont, daß das schwere Leiden unseres Kronprinzen nicht nur den Kaiser und dessen Verbündete, sondern auch das ganze deutsche Volk mit Sorge erfüllte. Herrscht überall die Ueberzeugung, daß nichts versäumt wird, was menschliche Wissenschaft und Kunst, was sorgsame Pflege zu thun vermögen, um die drohende Gefahr erfolgreich zu bekämpfen, so darf auch aus der männlichen Zuversicht, mit welcher der Kronprinz selbst die Zukunft ins Auge faßt, vertrauensvolle Hoffnung geschöpft werden. Gleich seinem erlauchten Vater alle humanen Bestrebungen fördernd, beantwortete er das Glückwunschschreiben der preußischen Großlogen zu seinem Geburtstage mit Worten, die weit über die zunächst berührten Kreise hinaus einen lebhaften Widerhall finden werden. Jeder, der mit den Freimaurern in Duldsamkeit und Humanität bedeutsame Grundsätze menschlichen Handelns anerkennt, wird den Sinn des vom 27. October 1887 datirten Schreibens verstehen, wenn es daselbst heißt: „Mit dem Danke hierfür verbinde ich den Wunsch, daß die Maurerei ihre wohlthuende Wirksamkeit in immer weitere Kreise tragen möge. Für mich war sie mit eine Quelle, das mir auferlegte Leid in Ergebenheit gegen den Willen Gottes zu tragen.“ Wie seinem Gottvertrauen gibt der Kronprinz dann auch der Hoffnung Ausdruck, daß er, „in nicht allzu ferner Zeit, genesen, mit den Seinen in die Mitte des geliebten Vaterlandes und in die Residenz zurückkehren kann“.

Die bei der Eröffnung des deutschen Reichstages gehaltene Thronrede wendete sich nach der Aufzählung der im Innern zu lösenden Aufgaben der auswärtigen Politik zu. Mit Fug wurde darauf hingewiesen, daß die letztere mit Erfolg bemüht sei, den Frieden Europa's durch Verträge und Bündnisse zu befestigen, welche den Zweck haben, den Kriegsgefahren vorzubeugen und ungerechten Angriffen gemeinsam entgegenzutreten. Andererseits sind die Verfassung und die Heereseinrichtungen Deutschlands in der That nicht darauf berechnet, den Frieden unserer Nachbarn zu stören. Gerade weil jedoch dem deutschen Charakter willkürliche Angriffe durchaus fremd sind, durfte in Bezug auf letztere am Schlusse der Thronrede mit allem Nachdrucke versichert werden: „Aber in der Abwehr solcher und in der Vertheidigung unserer Unabhängigkeit sind wir stark und wollen wir mit Gottes Hülfe so stark werden, daß wir jeder Gefahr ruhig entgegensehen können.“

Von dem Besuche des Zaren in Berlin war in dem Passus über die auswärtige Politik nicht die Rede, obgleich die Unterhaltung des Kaisers Alexander III. mit dem Fürsten Bismarck nach den Enthüllungen der „Kölnischen Zeitung" einen hochdramatischen Verlauf genommen hatte. Wurde doch bei dieser Zusammenkunft festgestellt, daß dem Zaren eine ganze Reihe von Briefen und Depeschen in Bezug auf die angebliche Haltung des Fürsten Bismarck in der bulgarischen Angelegenheit vorgelegt worden ist, die von Anfang bis zu Ende gefälscht waren und, wenn sie echt gewesen wären, dem Zaren wirklichen Grund gegeben hätten, der Politik des deutschen Reichskanzlers zu mißtrauen. Es gelang dem Fürsten Bismarck rasch, die umfassende Intrigue der europäischen Kriegspartei zu offenbaren, so daß von diesem Gesichtspunkte aus die Unterredung einen wichtigen Erfolg hatte, insofern sie allem Anscheine nach zur Erhaltung des europäischen Friedens beitragen mußte. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß in jüngster Zeit die Beziehungen zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn mancherlei zu wünschen übrig lassen. Hieran konnte zunächst durch den Umstand, daß der Zar durch gefälschte Actenstücke mystificirt wurde, nichts geändert werden. Fürst Bismarck ließ jedoch bei seiner Unterredung mit dem Kaiser von Rußland keinen Zweifel an der Festigkeit des mit Oesterreich-Ungarn und Italien abgeschlossenen Bündnisses bestehen, welches die sicherste Friedensbürgschaft darstellt. Der Zar wird sich dann auch überzeugt haben, daß Deutschland, ohne jedes unmittelbare Interesse an der bulgarischen Angelegenheit, unter allen Umständen seinen Verpflichtungen gegen Oesterreich treu bleiben wird, sobald dessen Lebensinteressen gefährdet sind. Auch die bei der Eröffnung des italienischen Parlaments von König Humbert gehaltene Thronrede läßt keinen Zweifel darüber bestehen, daß das deutsch-österreichisch-italienische Bündniß eine so feste Grundlage bildet, daß jede Störung des europäischen Friedens für deren Urheber verhängnißvoll werden muß. Bei dem sensationellen Charakter eines Theils der über die Zusammenkunft zwischen dem Zaren und dem Fürsten Bismarck gemachten „Enthüllungen" ist nicht zur Genüge ins Auge gefaßt worden, daß die rückhaltlose Hinweisung auf das erwähnte Bündniß den Kern der Unterhaltung bildete, wobei nicht übersehen werden darf, daß die Freimüthigkeit des Fürsten Bismarck auch in dieser Hinsicht sich für den Frieden segensreich erweisen kann, falls die russische Regierung, ohne sich durch den panslawistischen Lärm beirren zu lassen, die Zeichen der Zeit richtig zu deuten weiß.

Die Zusammenziehung russischer Truppen an der galizischen Grenze erschien zunächst als ein ernstes Symptom; für einen gegen Oesterreich gerichteten Angriff sind dieselben jedoch durchaus unzureichend. Hervorgehoben zu werden verdient, daß in militärischen Kreisen bereits seit geraumer Zeit die Verstärkung der russischen Streitkräfte an der galizischen Grenze bekannt war. Diesen Maßregeln wurde bald ein offensiver, bald ein defensiver, bald ein überwiegend demonstrativer Charakter in dem Sinne zugeschrieben, daß Rußland zeigen wollte, wie es entschlossen sei, in der bulgarischen Angelegenheit Ernst zu machen. Was die erste Annahme betrifft, so wird mit Recht darauf hingewiesen, wie wenig die bisherigen Truppenansammlungen dem Zwecke eines Angriffes entsprechen, der dazu dienen soll, in Galizien einzumarschiren, daselbst strategisch wichtige Punkte zu besetzen und die österreichische Mobilmachung zu stören. Würde doch, ganz abgesehen von den Streitkräften, die den russischen unmittelbar entgegentreten könnten, nach wenigen Tagen ein so starkes Aufgebot in dem angegriffenen Lande erfolgt sein, daß ein wirksamer Ueberfall um so mehr ausgeschlossen ist, als die russische Armee sich weder im mobilen Zustande befindet, noch mit derselben Schnelligkeit wie die österreichisch-ungarische mobilisirt werden kann. Vielleicht müssen sogar die russischen Truppenansammlungen zum Theil auf diese Unmöglichkeit zurückgeführt werden, weil eben die Entsendung von Streitkräften an die galizische Grenze zu Vertheidigungszwecken allzuviel Zeit in Anspruch nehmen würde. Allerdings entsteht die Frage, welchen Anlaß Rußland überhaupt haben kann, besondere Vertheidigungsmaßregeln zu treffen, da es bei der österreichischen Regierung keine Angriffspläne voraussetzen darf. In diesem Zusammenhange würde nur die bulgarische An-

gelegenheit in Betracht kommen. Wird angenommen, daß Rußland in der Ueberzeugung, sein in letzter Zeit wesentlich vermindertes moralisches Ansehen auf der Balkanhalbinsel heben zu müssen, durch eine thatkräftige Action in Bulgarien Wandel schaffen will, so käme es darauf an, sich gegen Oesterreich zu decken. Dagegen muß betont werden, daß mit Rücksicht auf das Verhalten Rumäniens, dessen Gebiet die russischen Truppen bei einer großen Action zu Lande zu passiren hätten, nicht klar ist, wie ein Einmarsch in Bulgarien ohne schwere Verletzung des intrenationalen Rechtes erfolgen soll. Hiernach würde auch die Voraussetzung eines Defensivzweckes für die russischen Truppenansammlungen an der galizischen Grenze fortfallen, so daß zunächst nur die Absicht einer Demonstration ohne wirklichen ernsteren Hintergrund übrig bliebe. Die russische Regierung könnte immerhin bezwecken, ihr bisheriges Mißgeschick in der bulgarischen Angelegenheit in der öffentlichen Meinung dadurch einigermaßen zu verhüllen, daß sie einen Wechsel auf die Zukunft zieht, dessen Einlösung allerdings trotz aller militärischen Demonstrationen an der galizischen Grenze so lange ausstehen wird, als Rußland selbst bei seiner trotzigen Ablehnung eines besonnenen Ausgleiches beharrt. Da Fürst Bismarck zu wiederholten Malen erklären ließ, daß er die berechtigten Ansprüche Rußlands in Bulgarien, für welches es große Opfer an Blut und Geld gebracht hat, in vollem Maße anerkenne, sowie bereit wäre, eine von der russischen Regierung in Vorschlag gebrachte angemessene Lösung den übrigen Mächten zur Annahme zu empfehlen, darf die Hartnäckigkeit überraschen, mit welcher in Petersburg an der Ablehnung jedes bezüglichen Vorschlages festgehalten wird. Wie die russische Regierung ist auch die deutsche der Ansicht, daß Prinz Ferdinand von Coburg keineswegs als legaler Fürst von Bulgarien anerkannt werden darf. Rußland wird aber positive Maßregeln im Einklange mit den internationalen Verträgen und den Rechten der bulgarischen Bevölkerung vorschlagen müssen, wenn anders die bulgarische Frage nicht immer mehr „versumpfen" soll.

Eine kriegerische Lösung der Wirren auf der Balkan-Halbinsel ist unwahrscheinlich, obgleich in Rußland auch unberechenbare Factoren in Betracht kommen müssen. Alle Freunde des europäischen Friedens vertrauen nach wie vor auf die Festigkeit des zwischen Deutschland, Oesterreich und Italien geschlossenen Bündnisses, das, insofern es unter Anderem bestimmt ist, das Gleichgewicht im Mittelländischen Meere zu wahren, auch den Interessen Englands entspricht. Die Zuversicht, daß der Friede trotz der russischen Truppenansammlungen erhalten bleiben werde, gelangte auch in dem am 8. December unter dem Vorsitze des Kaisers von Oesterreich gehaltenen „Marschallsrathe" zum Ausdrucke, da dort beschlossen wurde, zunächst keine Truppen nach Galizien zu senden, um selbst den Schein einer Herausforderung zu vermeiden. Wenn in demselben militärischen Conseil energische Gegenmaßregeln für den Fall in Aussicht genommen wurden, daß die russischen Truppenconcentrationen fortdauerten, so erscheint das nur gerechtfertigt. Jedenfalls handelt Oesterreich zunächst vollständig im Sinne des Friedens, wie ihn das Bündniß mit Deutschland und Italien bezweckt.

Daß diese Gesinnung auch in Frankreich nach dem jüngsten Präsidentenwechsel vorherrschen möge, darf im Interesse der Republik selbst gehofft werden. Jules Grévy vermochte dem gegen ihn aus Anlaß der Wilson-Angelegenheit gerichteten Ansturme auf die Dauer nicht zu widerstehen; in einer am 2. December — einem für die französische Republik verhängnißvollen Datum — den Kammern übermittelten Botschaft legte er sein Amt nieder. Außerhalb Frankreichs ist vielfach darüber gestritten worden, ob der gegen Jules Grévy ausgeübte Zwang nicht eine Verletzung der Verfassung darstelle, da der Präsident der Republik nur im Falle des Hochverrathes vor Ablauf seiner Amtsdauer zum Rücktritte genöthigt werden könne. Die Einstimmigkeit, mit welcher die Führer aller republikanischen Parteigruppen die Neubildung eines Ministeriums ablehnten, beweist jedoch, daß die Stellung Grévy's in der That unhaltbar geworden war. Mag immerhin der eine oder der andere Parteiführer nicht so sehr durch sittliche Entrüstung wegen des Wilson-Scandals wie durch den Ehrgeiz, seine Kandidatur für die Präsidentschaft gestellt zu sehen, geleitet worden sein, als er die

Neubildung des Cabinets ablehnte, so würde hierdurch allein die vollständige Isolirung des Chefs der Executivgewalt nicht erklärt werden können. Derselbe hatte vielmehr, als er dem Gesetze in dem gegen seinen Schwiegersohn Wilson einzuleitenden gerichtlichen Verfahren nicht vollständig freien Lauf gewährte, eine solche Schwäche an den Tag gelegt, daß die Ultraradicalen hier nur den Hebel anzusetzen brauchten. Alle Verdienste, die sich Jules Grévy im Interesse der Republik erworben hatte, waren vergessen. Rochefort und dessen Anhang, sowie Paul Déroulède und die Mitglieder der Patriotenliga führten eine so heftige Sprache, als ob der Präsident die Republik verrathen hätte. Wie seltsam mußte es daher berühren, als dieselben ultraradicalen und chauvinistischen Elemente Jules Grévy, der schon seine Bereitwilligkeit zum Rücktritte in aller Form erklärt hatte, im letzten Augenblicke umzustimmen suchten! Paul Déroulède versicherte allen Ernstes, aus Rußland wären ihm Nachrichten zugegangen, aus denen die Nothwendigkeit des Verbleibens des Präsidenten im Interesse des französisch-russischen Bündnisses erhellte, während Rochefort, nachdem er soeben noch die beißendsten Epigramme gegen Jules Grévy gerichtet hatte, ganz plötzlich den status quo vertheidigte. Da das erwähnte Zukunftsbündniß zunächst nur in der Phantasie der französischen Chauvinisten besteht, darf man die Versicherungen des früheren Leiters der Patriotenliga für eitel Dunst erachten. Wir gehen denn auch kaum bei der Annahme fehl, daß Rochefort, Déroulède und Genossen sich von der Aussichtslosigkeit einer ihnen genehmen Candidatur, etwa derjenigen des Generals Boulanger, überzeugten, während der verhaßte „Tonkinois", der „Vertreter des Fürsten Bismarck", Jules Ferry berechtigte Hoffnungen zu haben schien. Sei es nun, daß diese wenig zurechnungsfähigen Politiker dem Präsidenten der Republik nur eine kurze Frist gewähren, sei es, daß sie ihn gewissermaßen zu ihrem Lehensmanne machen wollten, Thatsache ist, daß Jules Grévy die für den 1. December angekündigte Botschaft an diesem Tage nicht an die Kammern richtete. Er wurde jedoch durch das Verhalten der letzteren belehrt, daß er, auf Déroulède und Rochefort gestützt, nicht weiter regieren könnte. Im höchsten Grade bedauerlich ist, wie ein Staatsmann mit unleugbar großen Verdiensten um sein Vaterland seinen politischen Ruf in verhängnißvoller Weise bloßstellen konnte, indem er, anstatt mit würdevollem Ernste den politischen Schauplatz zu verlassen, im Widerspruche mit einer früheren formellen Erklärung eine unhaltbare Position zu behaupten versuchte.

Hätte er von Anfang an mit Rücksicht auf die Verfassung den Rücktritt abgelehnt und nach der Weigerung sämmtlicher Parteiführer, ein neues Ministerium zu bilden, die Auflösung der Deputirtenkammer in Uebereinstimmung mit dem Senate versucht, so wäre ein solches Verfahren kaum anfechtbar gewesen. Daß er sich jedoch bereit finden ließ, die Unterstützung von Seiten derjenigen anzunehmen, welche ihn soeben noch mit ihren Beleidigungen überhäuft und allem Anscheine nach im Sinne hatten, ihn bei einer günstigeren Gelegenheit über Bord zu werfen, begründet neben der Schwäche in der Angelegenheit seines Schwiegersohnes die tragische Schuld Grévy's, dem mit Rücksicht auf seine politische Vergangenheit ein würdigerer Abschluß seines Wirkens zu wünschen gewesen wäre. Es ist behauptet worden, der Präsident der Republik habe seine Demissionsbotschaft nur verzögert, um eine bestimmte Kundgebung der Kammern herbeizuführen und auf diese Weise seine Verantwortlichkeit für alle sich ergebenden Folgen zu decken. Der Wortlaut der Botschaft selbst läßt jedoch keinen Zweifel darüber bestehen, daß er die Versicherungen der Leute vom Schlage Déroulède's ernst nahm. „So lange ich nur," heißt es in diesem historischen Document, „gegen die in der letzten Zeit auf meinem Wege angehäuften Schwierigkeiten angekämpft hatte: die Angriffe der Presse, die Zurückhaltung der Männer, welche die Stimme der Republik an meine Seite berief, die wachsende Unmöglichkeit, ein Ministerium zu bilden, habe ich gerungen und ausgeharrt, wo ich durch meine Pflicht gebunden war. In dem Augenblicke jedoch, wo die besser erleuchtete öffentliche Meinung eine Wandlung erfuhr und mir die Hoffnung gab, eine Regierung zu bilden, haben der Senat und die Deputirtenkammer soeben eine doppelte Resolution gefaßt, welche in der Form einer Vertagung bis zu einer gewissen Stunde, um eine versprochene Botschaft zu erwarten,

einer an den Präsidenten der Republik gerichteten Aufforderung gleichkommt, auf seine Gewalt zu verzichten. Meine Pflicht und mein Recht wären: Widerstand zu leisten; allein unter den augenblicklichen Verhältnissen könnte ein Conflikt zwischen der ausübenden Gewalt und dem Parlamente Folgen nach sich ziehen, die mir Einhalt gebieten. Vorsicht und Patriotismus erheischen von mir, nachzugeben. Ich überlasse die Verantwortlichkeit für einen solchen Präcedenzfall und die Ereignisse, die sich daraus ergeben können, denjenigen, welche jene auf sich nehmen." Daß Jules Grévy die Trugbilder der Chauvinisten und der Ultraradicalen als „l'opinion publique, mieux éclairée" bezeichnet, bekundet, daß er unter dem Drucke der ihn ereilenden Katastrophe den Maßstab für die Realität verloren hatte. Allerdings verstehen wir sehr wohl, daß ein Staatsmann in der Stellung und mit der ehrenvollen Vergangenheit Jules Grévy's sich nach besten Kräften dagegen sträubte, seine politische Existenz vernichtet zu sehen. Auch ist es bezeichnend, wie die öffentliche Meinung in Deutschland bis zuletzt daran festhielt, daß der bisherige Präsident der französischen Republik sich zwar schwach gezeigt, dagegen keineswegs einer Schuld überwiesen sei, die ihn seines hohen Postens unwürdig gemacht habe. So begleiten Jules Grévy bei seinem ruhmlosen Rücktritte in das Privatleben gerade in Deutschland vielfache Sympathien, die auch dadurch nicht beseitigt werden, daß er, wie ein in der äußersten Gefahr Befindlicher, sich an einem Strohhalm anzuklammern versucht, zuletzt seine ganze Hoffnung auf die Patriotenliga und die Ultraradicalen setzte.

Daß letztere sich machtlos erwiesen, die öffentliche Meinung in Frankreich zurückzustauen, darf als ein erfreuliches Symptom bezeichnet werden. Problematisch erscheint auch der Hinweis der Chauvinisten, daß es ihnen gelungen sei, den verhaßten Jules Ferry von der Präsidentschaft auszuschließen. Wurde doch von unbefangenen Beurtheilern der Lage von vornherein angenommen, daß weder Ferry noch Freycinet, sondern ein in politischer Hinsicht weit farbloserer Kandidat als Sieger aus dem Wahlkampfe hervorgehen könnte. War Jules Ferry der Kandidat der Opportunisten, so hatten die Radicalen Freycinet aufgestellt, der seiner Zeit die Neubildung eines Ministeriums von der Aufnahme des Generals Boulanger in dasselbe abhängig machte. Die Wahl Freycinet's hätte daher immerhin im weniger friedlichen Sinne gedeutet werden können, während die Berufung Ferry's zum Nachfolger Jules Grévy's mit Rücksicht auf die jüngsten tumultuarischen Straßenvorgänge in Paris leicht zu einem ernsthaften blutigen Zusammenstoße zwischen den Ultraradicalen und der bewaffneten Macht geführt hätte. Von diesem Gesichtspunkte aus darf man die aus Senat und Deputirtenkammer bestehende französische Nationalversammlung beglückwünschen, daß sie am 3. December in Versailles Sadi Carnot zum Präsidenten der Republik gewählt hat. Die überwältigende Mehrheit von 616 bei 833 abgegebenen Stimmen beweist zugleich, daß die republikanischen Parteigruppen des Senats und der Deputirtenkammer im zweiten Wahlgange geschlossen für Carnot votirten, der, ein Enkel des berühmten Generals der ersten Republik und ein Sohn des bewährten Republikaners Lazare Hippolyte Carnot — dieser verweigerte nach dem Staatsstreiche vom 2. December 1851 ebenso wie Cavaignac den Huldigungseid und wurde deshalb in den gesetzgebenden Körper nicht zugelassen — vor allem als ein makelloser politischer Charakter gilt. Am 11. August 1837 in Limoges geboren, erhielt Sadi Carnot seine Ausbildung in der École Polytechnique, aus der zahlreiche große Männer Frankreichs hervorgegangen sind. Während des deutsch-französischen Krieges war er von Gambetta mit der Organisirung der nationalen Vertheidigung in der Normandie betraut; seine hauptsächliche Begabung bewährte er jedoch auf finanziellem Gebiete, wovon er als Berichterstatter der Budgetkommission und als Finanzminister zu wiederholten Malen Zeugniß ablegte. Da er auch das Ministerium der öffentlichen Arbeiten eine Zeit lang leitete, kann dem neuen Präsidenten der Republik Vertrautheit mit den Staatsgeschäften sicherlich nicht abgesprochen werden. Nicht minder gereicht ihm zur Empfehlung, daß er kein Parteifanatiker ist, wie durch die Einhelligkeit erhärtet wird, mit der im zweiten Wahlgange sämmtliche Republikaner beider Kammern für ihn stimmten. Mit Recht betonte Sadi Carnot, nachdem er die

Glückwünsche der Präsidenten des Senats und der Deputirtenkammer entgegengenommen hatte, wie er seine Wahl in dem Sinne auffasse, daß dadurch dem Verlangen nach Beruhigung und Eintracht Ausdruck geliehen werden solle. Nicht minder darf der neue Präsident der französischen Republik auf den Beifall aller Freunde der bestehenden Einrichtungen in Frankreich zählen, wenn er in seiner Ansprache hervorhob, die gemeinsamen Bemühungen der beiden Kammern müßten darauf gerichtet sein, die Verfassung und den regelmäßigen Gang einer Regierung sicherzustellen, welche stetig, thatkräftig und fähig sei, der Nation mit der Freiheit im Innern und der Würde nach außen alle die Wohlthaten zu gewähren, die das Land von der Republik erwarte.

General Boulanger wurde nicht einmal als ernsthafter Candidat für die Präsidentschaft genannt, und diese Thatsache beweist deutlich genug, daß der Stern dieses miles gloriosus selbst bei seinen ultraradicalen Parteigenossen im Sinken begriffen ist. Dagegen erhielt sowohl der Commandant von Paris, General Saussier, als auch der frühere französische Botschafter in Petersburg, General Appert, eine größere Anzahl Stimmen. Da die plötzliche Abberufung des letzteren von seinem Botschafterposten den Zar sehr verstimmte, so daß sogar eine Unterbrechung der geregelten diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich angekündigt wurde, bezweckten die 72 Monarchisten, welche im ersten Wahlgange für General Appert votirten, offenbar eine für Rußland freundliche Demonstration. Die öffentliche Meinung in Rußland sollte erfahren, daß, nach Wiederherstellung der französischen Monarchie von Seiten dieser den Wünschen des Zaren besser Rechnung getragen werden würde, als von Seiten der Republik. General Appert mußte jedoch hinter dem General Saussier zurückstehen, der im ersten Wahlgange 148, im zweiten 188 Stimmen erhielt, während Jener zuletzt nur noch fünf Stimmen auf sich vereinigte. Bemerkt zu werden verdient, daß General Saussier, obgleich seine Candidatur von den Monarchisten, die nicht für General Appert stimmten, unterstützt wurde, als Republikaner gilt. Ein entschiedener Gegner des Generals Boulanger, lenkte er in der Präsidentschaftsfrage auch die Aufmerksamkeit der gemäßigten Republikaner auf sich; vor der Wahl hatte er jedoch bereits in einem offenen Schreiben die Candidatur abgelehnt. Immerhin ist das Unterliegen der Generale bei der Wahl am 3. December für die Situation in Frankreich bezeichnend; der „starke Degen", von dem seit der Regierung des Marschalls Mac Mahon immer wieder die Rede ist, bleibt nach wie vor in der Scheide. Im Interesse des europäischen Friedens darf man sich nur Glück dazu wünschen, wenn sich eine maßvolle republikanische Regierung in Frankreich zu behaupten vermag, so daß die orléanistischen Umtriebe, die weit gefährlicher sind als der Lärm der Ultraradicalen, scheitern.

Allerdings darf auch das demagogische Treiben der letzteren und der Chauvinisten vom Schlage Déroulède's keineswegs unterschätzt werden. War doch das Verhalten des bisherigen Ehrenpräsidenten der Patriotenliga bei den jüngsten Straßentumulten aus Anlaß der Demission Jules Grévy's so herausfordernd, daß es im eigenen Feldlager des Revanchedichters den größten Anstoß erregte, worauf Jener sich genöthigt sah, dem Beispiele des ehemaligen Präsidenten der Republik zu folgen und gleichfalls seine Demission zu geben. Die Patriotenliga muß mit dieser Wendung um so mehr zufrieden sein, als der Ruf, welchen Paul Déroulède jüngst in den Straßen von Paris vernehmen ließ: A bas Ferry! nicht ohne ein blutiges Nachspiel geblieben ist, da ein lothringischer „Patriot" am 10. December unmittelbar nach der Sitzung der Deputirtenkammer einen Mordanfall gegen Jules Ferry unternahm. Mögen die Gesinnungsgenossen Déroulède's und Rochefort's immerhin die Verantwortlichkeit für dieses Verbrechen ablehnen, das lediglich durch einen Zufall nicht den Tod des ehemaligen Conseilpräsidenten herbeiführte, so werden sich andrerseits alle Freunde der Ordnung in Frankreich kaum der Wahrnehmung verschließen können, daß den Ausschreitungen der Hetzpresse Einhalt geboten werden muß, wenn anders nicht ernsthafte Verwicklungen entstehen sollen. Wäre selbst der Mordanfall gegen Jules Ferry die That eines Unzurechnungsfähigen, so zeigte sich doch, daß die Aufreizungsversuche der Leute vom Schlage Déroulèdes in Frankreich gegenwärtig einen fruchtbaren Boden finden.

Literarische Rundschau.

Die Tagebücher Friedrich Hebbel's.

Friedrich Hebbel's Tagebücher. Mit einem Vorwort. Herausgegeben von Felix Bamberg. Nebst einem Porträt Hebbel's nach Rahl und einer Abbildung seiner Todtenmaske. 2 Bde. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1885. 1886.

Einmal schrieb Gottfried Keller über seinen unglücklichen Landsmann Heinrich Leuthold: „Es ist ein echter und wirklicher Lyriker, welcher nach uralter Weise singt, fast nur von seinem Lieben und Zürnen, Irren und Träumen, Leiden und Genießen." Dieser Ausspruch des großen Schweizers läßt sich wörtlich anwenden auf die „Tagebücher Friedrich Hebbel's", welche, herausgegeben und eingeleitet von Felix Bamberg, in zwei stattlichen Bänden vorliegen. Sie sind eine Selbstbiographie, die Geschichte eines Seelenlebens, zart und sensibel wie die Mimose, welche erzittert, wenn ein Hauch über sie hinstreicht. Nicht äußerliche Ereignisse bilden ihren Inhalt, sondern Mittheilungen über das eigene, mystische Ich. Er war es von Jugend auf gewöhnt, das Werden der eigenen Natur in seinen geheimsten Regungen zu belauschen und die Ergebnisse — bedeutsam, denn diese Natur war eine mächtige — mit rückhaltloser Wahrheitsliebe, in körniger, gedrungener, scharf pointirter Sprache seinem Tagebuch, dem „Notenbuch seines Herzens", anzuvertrauen. Dazwischen stehen Bemerkungen über Erlebnisse, welche bestimmend für ihn waren, über Menschen, die entscheidend in sein Leben eingegriffen, tiefsinnige Gedanken über die verschiedenartigsten Materien, besonders über die Dichtkunst und den dunklen Proceß des dichterischen Schaffens; es finden sich Abhandlungen über literarische Persönlichkeiten, häusliche Genrebilder, Betrachtungen über alles Peinigende und alles Begeisternde, was seine Brust bewegte und den menschlichen Geist zu fesseln vermag. Friedrich Hebbel's volle Persönlichkeit steigt aus den Blättern seines Tagebuches in ihrem ganzen inneren Reichthum und ihrer dämonischen Größe empor und erzählt, wie, um das dichterische Schaffen zu erläutern, ihr Schicksal — ein Schicksal, das tragisch war in seinen Prämissen, tragisch in seiner Entwicklung und nur am Schlusse in milder Versöhnung erscheint. Ein Schicksal, so recht geeignet für einen Tragödiendichter. Es wurde Hebbel eigentlich leicht, Tragödien zu schreiben, er brauchte nur in die eigene Brust zu greifen. Er hat erlebt, was er gedichtet hat, und er hätte bei günstigerem Verlauf des Lebens nicht so voll und tief und wahr zu dichten vermocht. Darin liegt auch etwas Versöhnliches.

Aus Hamburg, vom 23. März 1835, datirt die erste Tagebuchaufzeichnung. Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt. Er begnügte sich nicht, von diesem Zeitpunkt ab die Töne seines Herzens zu fixiren; er wendete seinen Blick zurück bis zu seiner Wiege. Grausam ist, was er erzählt. Ein Kind wächst in bitterster Armuth heran. Es lebt in einer Welt, die man sich nicht eng genug denken kann. Eine Stube und dahinter ein Gärtchen, dessen Birnbaum den einzigen Segen der Familie bildet — das ist der Schauplatz der kleinen Freuden, die ihren Höhepunkt in der Weihnacht erreichen, wo der Hader der Eltern feiert und es bessere Mahlzeit gibt. Der Vater, ein Maurer, ist ernst und streng. Die Freude, das Lachen auf den Gesichtern seiner

beiden Buben mag er nicht leiden. Er nennt sie seine „Wölfe", weil sie ewig Hunger haben und keinen Groschen verdienen können; „die Armuth hatte die Stelle seiner Seele eingenommen". Freundlicher ist das Bild der Mutter. Sie versteht es, fröhlich zu sein; erwirbt dem Haushalt, was die Hände nur immer vermögen, hält Friedrich, ihren Liebling, nett und bleibt hungrig, damit er sich sättigen könne. Auch bewahrt sie ihn vor dem Schicksal, das Handwerk des Vaters erlernen zu müssen, was ihn bei seiner Reizbarkeit in zarten Jahren zu Grunde gerichtet hätte. Früh gereift und darum frühzeitig leidend, kommt er bald zum Bewußtsein seiner Armuth und ihres Fluches; in der Schule zumal, wo er die Erfahrung macht, daß die Kinder der Bemittelten den Kindern der Armen bis zur Ungerechtigkeit vorgezogen werden. Sein empfindliches Seelenleben beginnt unter diesen Verhältnissen zu kranken. Die Pflegehausjungen halten zu ihm, denn schon in der Kindheit wittert ein Unglücklicher den andern. Nachdenksam und phantasievoll, empfindet er Alles in geschärftem Maße. Zeitig gewöhnt er sich an die innere Vereinsamung, an ein stilles Versenken in sich selbst. In diesem Zustande, der ihm die Kindheit verkümmert, bleibt die Einbildungskraft seine beste Freundin. In den Genüssen der Poesie läßt sie ihn schwelgen, „Urgefühl" beschwört sie in ihm; aber sie schreckt und quält ihn auch, denn sie treibt ihn mit Vorliebe in die Region des Graufigen, das besonders in seinen Träumen fratzenhaft wie Spuk an ihn herantritt. Machtvoll kündigt sich der Dichter in ihm an, weniger in Gedichten als in schauernder Nachempfindung des Geschauten und im Verwandeln desselben ins Symbolische. Schon der Knabe wird, wie später der Mann, von den mystischen und magischen Nachtseiten der Natur und des Menschenlebens angezogen. Die Natur nährt seine Phantasie, zumal die dämonische. Seine Heimath ist Wesselburen, in Norddithmarschen, dem üppigen Marschland, gelegen, nahe an der Grenzscheide zwischen der Marsch und der Geest, dem Flach- und dem Hügellande, eine halbe Meile vom Meer entfernt, dessen dumpfes Aufrauschen er im Elternhause vernimmt. Er spielt im Sande der Küste, die Nordsee ist seine „Amme". Er ist an die Verheerungen gewöhnt, welche die Meerfluth in herbstlichen Sturmnächten an Dämmen und Deichen verübt, und sieht seinen Vater oft in solchen Nächten das Lager verlassen, um der heiligen Pflicht des Deichdienstes obzuliegen. Aber auch die Geschichte des Stammes, dem er angehört, befruchtet seine Phantasie. Unter den Dithmarschen — ernst und tüchtig gemacht durch den ewigen Kampf mit dem Meere zur Erhaltung der heimathlichen Scholle, gestählt im langen Streite mit dem Könige der Dänen, der vergebens seine berüchtigte „schwarze Garde" gegen sie ins Feld schickte, ihre republikanische Freiheit bis über die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hinaus wahrend — hat sich ihre Geschichte, zurückreichend bis ins altergraue Heidenthum, in der Ueberlieferung erhalten, weniger als Historie denn als Mythus und Sage, welche den ganzen Gefühlskreis vom Grotesken bis zum Gräßlichen umschreiben. Im Hause werden Choräle gesungen; das düsterste der Bücher, die Bibel, wird gelesen. Das sind die treibenden Kräfte seines Dichtens, in den Tagebüchern knapp zusammengefaßt. Die Natur, die Bibel und die Geschichte der Kindheit seines Volkes waren des Knaben erste Lehrmeister. Sie wirkten am nachhaltigsten auf sein empfängliches Gemüth und hinterließen die deutlichsten Spuren in seinen Dichtungen. Man denke an Judith, Genoveva, Herodes und Mariamne, an Agnes Bernauer und die Nibelungen.

Vereinigt haben sich alle diese Umstände, um seinen Hang zum Schauerlichen, seinen Trieb zum Nachdenken zu unterstützen und ihn zur vorzeitigen Einkehr in die eigene Brust zu bewegen. Die Fittige des Leidensengels haben ihn vor der geistigen Reife gestreift und ihm die Schatten sinnender und sinniger Melancholie in der verhängnißvollsten Lebenszeit auf die träumerische Seele gelegt.

Der Noth in der Kindheit folgte die Pein in den Jünglingsjahren. In den Tagebüchern finden sich die Spuren. Nachdem der unglückliche Vater gestorben war, kam der Knabe zu verschiedenartigen Dienstleistungen in das Haus des Kirchspielvogts in Wesselburen, des obersten Richters, des gefürchtetsten und gestrengsten Mannes im Städtchen. Hebbel theilte den Tisch mit dem Gesinde, das Bett mit dem Kutscher

des Herrn. Nach und nach rückte er zum Schreiber vor. Er verhörte Vagabunden und verfaßte Protocolle. Manchen Blick warf er in diesem Amte in die Abgründe der Menschennatur, dem Dichter zum Nutzen, kaum aber dem Glück des Menschen, der, wenn irgend wann, so in der Jugend des Frohsinns bedarf. Der Vogt versündigte sich schwer an ihm. Er erkannte seine außerordentlichen Fähigkeiten; er wußte seine Kraft ersprießlich zu verwerthen und stellte ihn doch so niedrig wie Knecht und Magd. In dieser Erniedrigung begann der Gott sich in Hebbel zu regen, anfangs verschämt, allmälig ungestümer. Er begann zu dichten; er gerieth in jenen prachtvollen und doch peinigenden Traumzustand des unbestimmten, dem Unverständniß für die Welt und der eigenen Natur entspringenden inneren Sehnens und Drängens, welchen vor und nach ihm gegen das zwanzigste Lebensjahr mehr als ein Begabter durchgemacht. Hebbel empfand immer mehr die Enge und, was noch übler, die Dumpfheit der ihn umgebenden Welt und wollte hinaus. Er fühlte sich von einer unendlichen Kraft geschwellt und ahnte dunkel, daß er einer der großen Berufenen und Auserwählten sei, welche sich nicht in dieses oder jenes Herrn Dienst, sondern unmittelbar in den Dienst der Menschheit zu stellen haben, um ihr, tief und wahr, im dichterisch vergrößerten Hohlspiegel ihr eigenes Bild und ihr Schicksal zu zeigen. Er sah sich zwischen Hochgefühl und Verzweiflung getrieben, wie er sich einmal in einem für sein Leben symbolischen Traume in einer Schaukel sah, deren Seile an Himmel und Erde hingen und die vom Gottvater selbst geschwungen wurde. Ist dieser Zustand an und für sich eine Qual, so wurde sie bei Hebbel noch durch die Schmach und Pein der Verhältnisse, in denen er lebte, verschärft. In der Brust des Lang- und Vielgeprüften begann der erste schwere Conflict, hervorgehend aus dem Widerspruch zwischen dem inneren und äußeren Leben. Aber ein starker Mensch, erlag er dennoch nicht. Er rang sich durch; er floh Studirens halber nach Hamburg, wo ihm eine hilfbereite Literatin, die Schoppe, fördernd zur Seite stand. Von Hamburg zog er, autodidaktisch sich bildend, auf die Hochschule zu Heidelberg, von dieser auf die Münchener.

Hier war die kahle Noth seine tägliche Genossin. Erschütternd sind die betreffenden Tagebuchbekenntnisse. Es fehlte an Allem, sogar dem Nöthigsten: der Nahrung. Aber er ging nicht zu Grunde; sein sittlicher Charakter, halb stoisch, halb buddhistisch, ließ ihn jegliche Entbehrung still und stolz ertragen, half ihm weg über alle Hindernisse. Die Münchener Zeit wurde für ihn die wichtigste, denn sie vollendete die Ausbildung des inneren Menschen und führte ihn der geistigen Reife entgegen. Er hörte die Stimme der Muse; er schwelgte in der Seligkeit eines starken Dichterbewußtseins; er sah das Ahnen seiner Jugend verwirklicht: daß ihm das Vortreffliche nicht allein als zündender Funke aus der Seele aufsteige, sondern daß er es auch in charakteristisch schönen Formen festhalten könne. Aber er litt auch unter seinem Dichtertalent. Er empfand es bitter, daß er sich vielleicht die Unsterblichkeit, aber nicht die geringste bürgerliche Existenz werde erringen können. Um Brot vermochte er nicht zu schreiben, zu einem Amte hatte er kein Talent. Er gerieth in einen qualvollen Zustand, welcher seine heftige, mitunter berserkerhaft heftige Natur erschütterte und in seinen Tagebüchern, noch mehr in seinen Briefen an die Hamburger Freundin Elise Lensing, welche zu lesen dem Verfasser dieser Zeilen vergönnt war, einen Ausdruck erlangte, der in seiner menschlichen Einfachheit und seinem dichterischen Pathos von höchster Schönheit ist. Noch ein Moment des Leidens tritt hinzu. In Hebbel war damals die Erkenntniß von der Aufgabe der Kunst größer als die producirende Kraft. Diese Erkenntniß war, im Gegensatz zu Goethe, bei welchem zwischen Kraft und Erkenntniß in jeder Lebensepoche ein homogenes Verhältniß herrschte, sofort die höchste. Erst in den zufriedeneren Mannesjahren stellte sich auch bei unserem Dichter das Gleichgewicht, mit welchem das im Menschen Hand in Hand ging, her. Indessen entsprang diesem Mißverhältniß wieder ein ans Tragische grenzender Conflict, welcher der angeborenen Skepsis Hebbel's Nahrung bot und ihn nicht allein zweifeln, sondern oft verzweifeln ließ. „Ich habe nichts erreicht, werde nichts erreichen!" — wie häufig ertönt dieser

Klageruf in den Tagebüchern. Er wähnt sich fertig mit dem Leben; seine Sorge ist nur noch eine Sorge um den Leichenstein.

Die Vereinsamung, zu der ihn nicht Neigung, sondern Nothwendigkeit nöthigte, bot ihm keine Gelegenheit, die Kluft auszugleichen; sie erweiterte sich mehr und mehr. „Leben heißt tief einsam sein," sagte er, und in diesem Sinne hat er gelebt und seinem Biographen ein geistiges und psychologisches Material von seltener Vollständigkeit hinterlassen. Die dumpfen Münchener Tage verstrichen in der Furcht vor der Zukunft, dem gefährlichen Anatomisiren der Gefühle, dem Grübeln über sich und alle Räthselfragen des Lebens und der Kunst. Wie erschreckend das auch klingt, ein heilsames Ergebniß blieb für die Folge nicht aus. Die Schule der Noth festigte seinen Charakter und befähigte den späteren Tragödiendichter, die Tragik des Lebens mit einer Tiefe und Leidenschaftlichkeit zu erfassen, mit so viel Ernst, Würde und Wahrheit darzustellen, wie kein Zweiter unter seinen Zeitgenossen.

Er flüchtete von München nach Hamburg, als ein Schicksalsschlag dem anderen folgte; als die Mutter starb, ehe er die Früchte seines schweren Ringens mit ihr theilen konnte; als sein geliebter Freund Rousseau starb, der, in den Zauberkreis seines Genies und seiner zwischen Zartheit und Gewaltthätigkeit schwankenden Persönlichkeit gebannt, sich ihm mit jenem frommen und frohen Enthusiasmus angeschlossen hatte, dessen nur die begabte Jugend und auch nur dem Bedeutenden gegenüber fähig ist. Hebbel legte die Reise zu Fuß zurück, mitten im strengen Winter, in Gesellschaft seines Hündchens, das er, den Thieren allezeit mit warmem Herzen zugethan, wie ein Kind hegte und pflegte. Das betreffende Capitel des Tagebuches ist eines der ergreifendsten. — In Hamburg erwartete ihn als einzige Freude seine Freundin Elise, deren ganzen Lebensinhalt er bildete, während sie ihm, wie häufige Bekenntnisse lehren, nur ein Wesen inniger Verehrung, nicht jener Liebe war, die Alles opfert, um Alles zu besitzen. Bisher hatte er nur Erzählungen und Gedichte in Zeitschriften veröffentlicht. Die Erzählungen sind mehr von biographischem als von künstlerischem Werth. Unter den Einflüssen Jean Paul's und Kleist's, seiner auserwählten Lieblinge, geschrieben, läßt sich in ihnen ein Talent für Kleinmalerei erkennen; auch zeichnen sie sich durch kernhafte Kürze und Gedrungenheit des Stils, durch barocke Einfälle und Situationen aus und durch einen Humor, der nach der Seite des Entsetzen Erregenden oft bedeutend ist, aber auch das Liebliche erfaßt und anschaulich macht. In seinen Gedichten offenbart sich seine Muse schon in ihrer ganzen Reinheit. Die zarte, leidvolle Poesie dieser Gedichte haben sogar Gutzkow, dem die Lyrik als eine untergeordnete Gattung erschien, und Uhland, dem die Welt Hebbel's fremdartig sein mußte, empfunden und anerkannt. Auf ein wichtiges Entwicklungsmoment Hebbel's ist hinzuweisen. Uhland war seine Jugendliebe. Von Niemandem wurde dieser „Classiker unter den Romantikern" mit so warmem Herzen verehrt, so häufig und so begeistert gepriesen als von ihm, der streng war gegen Andere, am strengsten gegen sich selbst. Mit Goethe in der Jugend nur wenig vertraut, von Schiller auf den Irrpfad der Rhetorik geführt, lernte er in den Gedichten Uhland's zum ersten Male eine Poesie der Ursprünglichkeit kennen. Der Eindruck war erhebend, aber auch zerschmetternd: denn er begriff sofort sein bisheriges Irrlichteliren.

Erst in Hamburg brach die Poesie wie ein Lavastrom aus ihm hervor. Der Winter von 39 auf 40 war bedeutungsvoll für sein Leben. Er schrieb, ein dramatischer Revolutionär und Reformator, die „Judith", und stellte sich gleich mit diesem wilden Erstling an die Spitze der zeitgenössischen Bühnenschriftsteller. In schwerer Krankheit angefangen, in drei Monaten vollendet, machte das Werk Aufsehen; der Verfasser wurde berühmt. Auch knüpfte sich gleich an dies erste Stück das Schauspiel, das echt deutsche Schauspiel, welches sich bei jedem neuen wiederholen sollte: leidenschaftliche Bewunderung, besonders seitens der Schauspieler, leidenschaftlicher Tadel, besonders seitens der „Verkannten" und der ästhetischen Doctrinäre. Es ist ein ganzer und echter Hebbel, alle Elemente seiner Poesie und seines Charakters enthaltend. Die Würze des Genial-Barocken in Gedanken und Situationen; die epigrammatische Schärfe der Sprache; das Pathos und die Dialektik der Leidenschaft; der Hang zum Geheimniß-

vollen und Seltsamen; die strenge Geschlossenheit der Form, bestehend in einer unerbittlichen Consequenz der tragischen Entwicklung, die keine Modificationen und keine Concessionen an Mode und Geschmack auf Kosten der Wahrheit kennt; die innere Durchdringung von Stoff und Idee; die Menschen, welche nicht aus Pappe geklebt, sondern in Erz gegossen sind; das reflectirende Wühlen dieser Menschen im eigenen Ich; die sinnliche Kraft der Charakteristik; das Bestreben, Menschen darzustellen, die nicht allein wirklich sind, sondern auch etwas bedeuten, d. h. mit dem Leben das Symbol zu verbinden und dadurch auch dem erdrückendsten Leben die erhebende Weihe der Kunst zu verleihen, in und mit ihm ein Problem zu lösen; und endlich dieses mit ökonomischem Geist concentrirte Problem selbst, das dem einfachsten und ältesten aller Verhältnisse, dem zwischen Mann und Weib, angehört —: mit dieser allerdings nur allgemeinen Charakteristik der „Judith" ist zugleich das gesammte Schaffen des Dichters berührt, das sich wieder aus seiner Persönlichkeit und seinem Leben, wie es in den Tagebüchern sich uns entrollt, vollauf erklärt. Dem Bibeldrama folgte eines aus der Legende: der „Judith" die „Genoveva", dem handelnden Weib das leidende, der Heldin die Heilige. Mit den beiden Stücken ist der Kreis der weiblichen Natur scharf umschrieben und zugleich der Kreis der jüdisch-christlichen Welt. Das Hochgefühl während des Dichtens spricht aus mancher Tagebuchstelle. Hebbel befand sich wie im Zustand des Traumwandelns.

Häufig aufs Krankenbett geworfen in Folge mangelhafter Ernährung, noch immer mit der Sorge um das tägliche Brot kämpfend, kamen ihm neue Hoffnungen aus Dänemark. Christian VIII. gewährte ihm ein Stipendium. Er griff nach seinem Felleisen und reiste nach Paris. Damit beginnt der zweite Band. In Paris erlebt Hebbel manchen frohen Tag. Die Großartigkeit des Lebens zieht den Einsamen mächtig an; er lernt es lieben und schildert es oft mit begeisterten Worten. Freilich die alte Sorge verläßt ihn auch hier nicht; die Kette verworrenen Unglücks schleppt er mit sich. Er trägt sie mit nach Rom und Neapel, wo er, ein melancholischer Träumer, einherwandelt, ohne an der bildenden Kunst Erholung und Erhebung zu finden. Nur die unvergleichlich schöne Natur reißt ihn aus sich selbst heraus. In trostloser Gemüthsverfassung kommt er nach Wien, wo er seine zukünftige Gattin, Christine Engehaus, ein gefeiertes Mitglied des Burgtheaters, kennen lernt. Mit seiner Heirath beginnt ein segensreicher Wendepunkt in seinem Leben, von welchem die Tagebücher in dem, was sie sagen und verschweigen, mit Beredtsamkeit erzählen. Vorerst galt es noch, einen tiefen Seelenconflict zu schlichten, der in den Tagebüchern schmerzliche Spuren hinterließ. Er entsprang seinem Verhältniß zu Elise. Hebbel hing ganz und gar von seinem Dichtertalent ab. Ohne Amt kann ein solcher Mensch keine Familie begründen. Er wußte es und wehrte sich schaudernd dagegen. Hebbel hat oft die Wahrheit ausgesprochen, daß der Mensch ganz derjenigen Kraft angehöre, welche die höchste in ihm ist; daß er nur durch diese mit der Welt verknüpft sei, und nur so weit er sie entwickele, mit der Harmonie der Dinge übereinstimme. Ihr mußte er entweder ganz leben oder überhaupt nicht leben; er mußte ihr Alles opfern, sich selbst und auch die arme Freundin in Hamburg. Schon in früher Jugend schrieb er in sein Tagebuch: „Wirf weg, damit du nicht verlierst!" Jetzt handelte er nach dieser, in dem Märchen „Rubin" sinnig ausgeführten Lebensregel. Mit einem Worte deutete er sein Verhältniß zu Elise an: „Schüttle Alles ab, was Dich in Deiner Entwicklung hemmt, und wenn's auch ein Mensch wäre, der Dich liebt; denn was Dich vernichtet, kann keinen Anderen fördern." Damit war Elisens Schicksal besiegelt, das am Ende doch harmonisch austönte. Wenn man Hebbel versteht, kann man ihn nicht verurtheilen, auch wenn man für den Künstler keine Ausnahmestellung in der sittlichen Welt fordert. Die Alltagsmoral, die er so furchtbar tragisch in „Maria Magdalena" dargestellt, mag ihn verdammen, vor einer höheren wird er bestehen.

Zeigt der erste Band des Dichters Werden, so tritt er im zweiten als geworden und — da er bis zum Ausgang des Lebens reicht — als fertig, versöhnt und abgeschlossen vor uns hin. Darum ist dieser zweite Band ruhiger, und die Gestalt

Hebbel's erscheint in einem sanfteren Lichte. Zwar ließ er nicht ab von dem Bestreben, dem dichterischen Proceß durch die Theorie näher zu rücken, ihn gleichsam zu schauen — ein platonischer Gedanke —, von der Gewohnheit, die eigenen Gefühle zu belauschen und sich zu quälen. Nach wie vor spielte er seiner eigenen Person gegenüber selbst Schicksal; nach wie vor gehörte er zu jenen seltenen, tiefen Naturen, welche sich selbst zum Leid bestimmen. Im Ganzen jedoch werden die Eruptionen seines leidenschaftlichen Naturells seltener; seine äußeren Verhältnisse sind geklärter und behaglicher. Die Herbigkeit seines Wesens wird von der rein und lauter hervorbrechenden Milde zurückgedrängt; Genügsamkeit, Dankbarkeit sind die herrschenden Grundzüge. Er notirt, was ihn geistig bewegt oder sein Herz berührt. Wie jeder nicht gewöhnliche Mensch von den Schauern der Vergänglichkeit erfüllt, ist er bemüht, die Stunde zu einem geschlossenen Ganzen abzurunden und das in ihr Merkwürdige für die Zukunft festzuhalten, immer sub specie aeterni betrachtend, auch das Kleinste auf allgemeine Gesichtspunkte zurückführend und den organischen Zusammenhang des scheinbar Nichtigen mit dem Ewigen suchend. Am reizendsten sind die Bilder aus dem eigenen häuslichen Leben, anziehend durch ihre Beschaulichkeit, durch Wärme des Gemüthes und kindliche Einfalt des Charakters. Wir haben den Genuß, einen Menschen kennen zu lernen, welcher mit seinem Denken bis an jene äußerste Grenze, hinter der der Wahnsinn liegt, dringt, und seine Lust daran hat, in die Abgründe zu steigen, wo das Dämonische wohnt, aber sich auch die Naivetät genügsam bewahrt hat, um die kleinen, lieblichen Freuden des Lebens spielend zu genießen. Es war Etwas wie Glück in seinem Dasein zu verspüren; ja, es schien ihm das Maß desselben fast zu groß, so daß der Vielgeprüfte rief: „Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken, denn ihr gabt mir genug: hebt sie nur schirmend empor!" — Eine Fülle von Aphorismen enthält auch der zweite Band, Splitter, welche merkwürdig sind für die Genesis seiner Tragödien. Sein gesammtes Schaffen wie jedes einzelne seiner Werke, „Herodes und Mariamne", „Agnes Bernauer", „Gyges und sein Ring", vornehmlich „Die Nibelungen", begleitet er mit commentirenden Gedanken. Es ist immer dasselbe: die Anschauung reizt ihn zum Produciren, aber während desselben wird ihm nicht allein das zu Schaffende, sondern der Schaffensproceß selbst zum Problem, und nicht eher ruht sein unablässig thätiger Geist, als bis er ihm auf den Grund gekommen ist. Das ist ein psychologischer Zug, welcher nicht im Tagebuch allein erkenntlich, sondern auch seinen dramatischen Charakteren anhaftet. Auf der Höhe der Erkenntniß zeigt er sich am Schlusse in dem Bekenntniß: „Das Weltgebäude ist uns erschlossen, zum Tanz der Himmelskörper können wir allenfalls die Geige streichen, aber der sprossende Halm ist uns ein Räthsel und wird es ewig bleiben. Sie hätten daher vollkommen Recht, Newton auszulachen, wenn er „das naive Kind spielen" und behaupten wollte, der fallende Apfel habe ihn mit dem Gravitationssystem inspirirt, während er ihm recht gern den ersten Anstoß zum Reflectiren über den Gegenstand gegeben haben kann; wogegen Sie Dante zu nahe treten würden, wenn Sie es bezweifeln wollten, daß ihm Himmel und Hölle zugleich beim Anblick eines halb hellen, halb dunklen Waldes in colossalen Umrissen vor der Seele aufgestiegen seien. Denn Systeme werden nicht erträumt, Kunstwerke aber auch nicht errechnet oder, was auf das Nämliche hinausläuft, da das Denken nur ein höheres Rechnen ist, erdacht. Die künstlerische Phantasie ist eben das Organ, welches diejenigen Tiefen der Welt erschöpft, die den übrigen Facultäten unzugänglich sind, und meine Anschauungsweise setzt demnach an die Stelle eines falschen Realismus, der den Theil für das Ganze nimmt, nur den wahren, der auch das mit umfaßt, was nicht auf der Oberfläche liegt." — So lautet eines der letzten Worte Hebbel's in einem Buche, das Keiner, der sich ernstlich mit der Wissenschaft der Kunst beschäftigt, wird übersehen können. Wer aber Tiefsinniges liebt und sich durch alles Licht und alles Dunkel einer groß angelegten Dichternatur führen lassen will, der greife in den Stunden geistiger Einkehr nach diesen bis zum Tode fortgeführten Tagebüchern.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. December zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Acton. — Die neuere deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Skizze von Lord Acton, Autor. Uebers. von J. Imelmann. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung. 1887.

Archiv für Geschichte der Philosophie in Gemeinschaft mit Hermann Diels, Wilhelm Dilthey, Benno Erdmann und Eduard Zeller herausgeg. von Ludwig Stein. Bd. 1., Heft 1. Berlin, Georg Reimer. 1887.

Arlt. — Meine Erlebnisse von Ferdinand Arlt. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1887.

Aus schwäbischen Gauen. Zwei Erzählungen für Knaben von Paul Lang und R. Weitbrecht. Stuttgart, Emil Hänselmann's Verlag.

Bahr. — Heinrich Ibsen. Von Hermann Bahr. Wien, Verlag der „Deutschen Worte" (Engelbert Pernerstorfer).

Baumgartner. — Longfellow's Dichtungen. Ein literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerika's von Alexander Baumgartner S. J. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Freiburg i. Br., Herder's Verlagsbuchhandlung. 1887.

Beck. — Ernste Weisen. Ein Bändchen Lyrik von Friedrich Beck. Wien, Carl Konegen. 1888.

Blanc. — Manuel de l'amateur d'estampes contenant 1° un dictionnaire des graveurs de toutes les nations, 2° un répertoire des estampes dont les noms ne sont connus que par des marques figurées, 3° un dictionnaire des monogrammes des graveurs, 4° une table des peintres, sculpteurs, architectes et dessinateurs, 5° une table méthodique des estampes décrites et précédée de considérations sur l'histoire de la gravure, ses divers procédés, le choix des estampes et la manière de les conserver par M. Ch. le Blanc. 1/10 livr. Paris, F. Vieweg.

Blumenau. — Lessing-Perlen. Eine systematisch-geordnete Blumenlese aus Lessing's sämmtlichen Werken von S. Blumenau. Bielefeld, Aug. Helmich.

Bölsche. — Heinrich Heine. Versuch einer ästhetisch-kritischen Analyse seiner Werke und seiner Weltanschauung von Wilhelm Bölsche. Erste, selbständige Abtheilung. Leipzig, H. Dürfelen. 1888.

Bonança. — Historia da Luzitania e da Iberia desde os tempos primitivos ao estabelecimento definitivo do dominio Romano. Fundada em documentos até ao presente indecifraveis por João Bonança. Livr. 1. Lisboa, Empresa da Historia da Lusitania e da Iberia.

Boetticher. — Die Akropolis nach den Berichten der alten und der neuesten Erforschungen. Von Adolf Boetticher. Mit 132 Textfiguren etc. Berlin, Julius Springer. 1888.

Bonnetain. — L'Extrême Orient, Indo-Chine, Annam, Tonkin, Chine et Japon, par Paul Bonnetain. Un volume grand in-8°, illustré de 450 dessins d'après nature. Paris, Maison Quantin.

Bulle. — Geschichte der neuesten Zeit. 1815—1885. Von Constantin Bulle. 4 Bde. Zweite Aufl. Berlin, Leonhard Simion. 1888.

Bulthaupt. — Dramaturgie der Oper. Von Heinrich Bulthaupt. 2 Bde. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1887.

Carletto. — Von Leipzig nach der Sahara. Reiseschilderungen aus Frankreich, Spanien, Algerien und den Ziban-Oasen. Von Carletto. Mit einem Vorwort von Friedrich von Hellwald. Mit 101 Illustr. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Conrad. — William Makepeace Thackeray. Ein Pessimist als Dichter. Von Hermann Conrad. Berlin, Georg Reimer. 1887.

Croon-Mayer. — Liederborn. Gedichte von Emma Croon-Mayer. Zweite Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Dahn. — Was ist die Liebe? Erzählung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1887.

Das Buch der Jugend. Ein Jahrbuch der Unterhaltung und Belehrung für unsere Knaben. Mit Beiträgen von Dr. G. Diercks, J. Dufresne, E. Fischer 2c. Mit über 300 Text- und vielen Farbendruckbildern. II. Stuttgart, K. Thienemann's Verlag (Gebrüder Hoffmann).

Delines. — La chasse aux juifs. Histoire d'hier et d'aujourd'hui par Michel Delines. Deuxième édition. Paris, A. Dupret. 1887.

Deutscher Bücherschatz. Bd. 1. Die Alfinge. Altdeutsches kultur-historisches Zeitbild. Von Marie Hanstein. Mit einführ. Worten von Felix Dahn. 1. Lfg. Eisenach, J. Bacmeister.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, in Nendrucken herausgeg. von Bernhard Seuffert. Bd. 27: Heinrich Heine's Buch der Lieder nebst einer Nachlese nach den ersten Drucken oder Handschriften. Bd. 28: Die Mätresse. Lustspiel von K. G. Lessing. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1887.

Deutsches Staats-Handbuch. Eine gemeinverständliche Darstellung der Verfassung und der staatlichen Einrichtungen des Deutschen Reiches und des Königreichs Preußen mit einleitenden Bemerkungen über die geschichtliche Entwickelung und die geographischen, Handels-, Produktions-, Erwerbs- und Verkehrs-Verhältnisse des Reiches. Auf Veranlassung des Verlegers bearbeitet von Dr. Otto Kuntzemüller. Berlin, Karl Ulrich. 1888.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausgeg. von Franz v. Holtzendorff. Neue Folge. Zweiter Jahrg. Hft 7: Moderne Stadterweiterungen. Vortrag von R. Baumeister. Hft 8: Die Rettung des gegenwärtigen Glaubensbewußtseins zu den biblischen Wundern. Von Wilhelm Brückner. Hft 9: Die Sozialreform im deutschen Reiche. Von Dr. Ludwig Fuld. Hamburg, J. F. Richter. 1887.

Die Lieder des Anakreon in singetreuer Nachdichtung. Von Dr. Vincenz Knauer. Wien, Carl Konegen. 1888.

Die Provinz Hannover in Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern. Herausgegeben von Joh. Meyer. Zweiter Halbband. Mit 48 Abbild. Zweite vollst. umg. Aufl. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1887.

Dietsche Warande. Tijdsschrift voor Kunst en Zedegeschiedenis. 1. Jaarg. 1 Gent, S. Leliaert.

Ebers. — Elisen. Ein Wüstentraum von Georg Ebers. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888.

Ehrlich. — Aus allen Tonarten. Studien über Musik von Heinrich Ehrlich. Berlin, Brachvogel & Ranft. 1888.

Eicken. — Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung. Von Dr. Heinrich von Eicken. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1887.

Engel. — Das 300jährige erste Faust-Buch vom Jahre 1587. Ein Buch-Jubiläum. Besprochen von Karl Engel. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1887.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 4. Jahrgang. Bd. 5/6: Jahre des Gärens. Von Ernst Remin. Bd. 7: Gute Kameraden. Stuttgart, J. Engelhorn. 1888.

Esperanto. — Internationale Sprache. Vorrede und vollständiges Lehrbuch von Dr. Esperanto. Warschau, Gebethner & Wolff. 1887.

Fechner. — Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Von Gustav Theodor Fechner. Dritte Auflage. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1887.

Feiertag. — Blätter eines Waldkirschbaumes. Erzählungen von Andr. Feiertag. Wien, Carl Konegen. 1888.

Fest. — Im Fluge der Zeit. Dichtungen von Ernst Fest. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer. 1888.

Fitger. — Die Hexe. Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. Fitger. Fünfte Aufl. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1887.

Fitger. — Winternächte. Gedichte von A. Fitger. Dritte Aufl. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Flügel. — Thomas Carlyles religiöse und sittliche Entwickelung und Weltanschauung. Studie von Ewald Flügel. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1887.

Formey. — Strandgut des Herzens. Gedichte von Alfred Formey. Wien, L. Rosner. 1888.

Foy. — Lieder vom goldenen Horn. Von Karl Foy. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1888.

Fricke. — Die Hermannsschlacht. Ein Bild aus Deutschlands ruhmreichsten Tagen. Von Wilh. Fricke. Bielefeld, Aug. Helmich.

Frimmel. — Neue Beethoveniana. Von Dr. Theodor Frimmel. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1888.

Für gesellige Kreise. Eine Sammlung ernster und heiterer Declamationsstücke nebst einem Anhang von Gelegenheitsgedichten. Mit einem Vorwort von Minona Frieb-Blumauer. Herausg. von Olga Morgenstern. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1888.

Gals. — Vom Waldesrand und Meeresstrand. Gedichte von Arno Gals. Jena, Fr. Mauke's Verlag. 1888.

Gals. — Zaubermärchen und Wundergeschichten. Von Arno Gals. Jena, Fr. Mauke's Verlag. 1888.

Girardelli. — Jugendklänge. Gedichte von Ettore Girardelli. Breslau, S. Schottländer. 1888.

Gottschall. — Merlin's Wanderungen. Eine Dichtung von Rudolf von Gottschall. Breslau, S. Schottländer. 1888.

Grasberger. — Allerlei Deutsames. Bilder und Geschichten von Hans Grasberger. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1888.

Gregorovius. — Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. Von Ferdinand Gregorovius. Zweiter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1888.

Grünfeld. — Arabische Volkslieder. Aus der „Kaba Dili" von Leopold Grünfeld. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1888.

Gubernatis. — Peregrazioni indiane. Bengala, Penglab e Cashmir. Del Angelo de Gubernatis. Firenze, L. Niccolai. 1887.

Haberlandt. — Der altindische Geist. In Aufsätzen und Skizzen von Michael Haberlandt. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1887.

Häbler. — Lieder der Huldigung. Von C. G. Häbler. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1888.

Haggenmacher. Still und bewegt. Neue Dichtungen von Otto Haggenmacher. Zürich, Meyer & Zeller. 1887.

Hanstein. — Von Kain's Geschlecht. Eine Dichtung in Einzelbildern von Adalbert von Hanstein. Berlin, G. F. Konrad's Buchhandlung 1888.

Henle. — Backfischchens Theaterfreuden. Ein Geschenk für kleine und große Fräulein. Lustspiele für die Jugend von Elise Henle. Stuttgart, Lehy & Müller.

Hevesi. — Almanaccando. Bilder aus Italien von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1888.

Heyse. — Villa Falconieri und andere Novellen von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1888.

Holberg. — Dänische Schaubühne. Die vorzüglichsten Komödien des Freiherrn Ludwig von Holberg. In den ältesten deutschen Uebersetzungen mit Einleitungen und Anmerkungen neu herausg. von Dr. J. Hoffory und Dr. Paul Schlenther. 9/10 Lfg. Berlin, Georg Reimer. 1887.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft im Auftrage der historischen Gesellschaft zu Berlin herausg. von J. Hermann und J. Jastrow. 6. Jahrg., 1883. Berlin, R. Gaertner's Verlag. 1887.

Jantitschek. — Im Kampf um die Zukunft. Dichtung von Maria Jantitschek. Stuttgart, W. Spemann. 1887.

Il paradiso di Dante. Dichiarato ai giovani da Angelo de Gubernatis. Firenze, Luigi Niccolai. 1888.

Kalender für Hunde-, Kaninchen-, Geflügel- und Singvögel-Liebhaber und -Züchter. Herausg. und redig. von Jean Bungartz. Augsburg, Gebrüder Reichel. 1887.

Kapff-Essenther. — Blumen-Geschichten. Von Fr. von Kapff-Essenther. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1888.

Karpeles. — Heinrich Heine und seine Zeitgenossen von Gustav Karpeles. Berlin, F. A. P. Lehmann. 1888.

Kirsten. — All Heil! Velociped-Geschichten für Sportsfreunde und Jedermann von Paul Kirsten. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1888.

Kluge. — Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze von Friedrich Kluge. Straßburg, Karl J. Trübner. 1888.

Kraus. — Die Kunstdenkmäler des Grossherzogthums Baden. Beschreibende Statistik im Auftrage des Grossherzogl. Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts und in Verbindung mit Oberbaurath Dr. J. Durm, Geh. Hofrath Dr. E. Wagner herausgegeben von Dr. Franz Xaver Kraus. I. Bd.: Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. 1887.

Laddey. — Alpenröschen. Vier Erzählungen für junge Mädchen von Emma Laddey. Stuttgart, Emil Hänselmann's Verlag.

Lang. — Von und aus Schwaben. Geschichte, Biographie und Litteratur. Von Wilhelm Lang. III./IV. Hft. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1887.

Lauda. — I. Darf Volapük die Weltsprache werden? II. Kosmos oder neueste Lösung des Weltsprache-problems auf internationalem und sprachhistorischem Boden. Von Eugen A. Lauda. Berlin, Emil Hennig. 1888.

Leben. Organische Philosophie und Poesie. Geistes-Ehe. Meran, F. W. Ellmenreich's Verlag. 1888.

Leser. — Le Soldat, par M. Charles Leser. Illustrations du peintre militaire Eugène Chaperon. Paris, Maison Quantin.

Lindau. — Neue Märchen von Anna Lindau. Mit Illustrationen von F. Allers. Breslau, S. Schottländer. 1887.

Lindau. — Interessante Fälle. Criminalprocesse aus neuester Zeit. Von Paul Lindau. Breslau, S. Schottländer. 1888.

Lindau. — Schau- und Lustspiele von Paul Lindau. Breslau, S. Schottländer. 1888.

Linke. — Antinous, des Kaisers Liebling. Ein Seelengemälde aus dem Alterthume von Oskar Linke. Minden i./W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1888.

Linke. — Das Leben Jesu. Ein Roman in zwei Büchern von Oskar Linke. Minden i./W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1888.

Linke. — Satan. Eine Faschingsphantasie zu meinem Leben Jesu von Oskar Linke. Minden i./W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1888.

Loti. — Islandfischer. Von Pierre Loti. Uebersetzt von Carmen Sylva. Bonn, Emil Strauß. 1888.

Luise, Königin von Preußen. Nach Hudson's Life and Times of Louisa, Queen of Prussia unter Mitwirkung von W. Wagner, selbständig bearbeitet von Dr. phil. R. Carl und Karl Fr. Pfau. Rechtmäßig deutsche Ausg. Leipzig, Karl Fr. Pfau.

Macaulay. — Altrömische Heldenlieder von Thomas Babington Macaulay. Deutsch von Harry von Pilgrim. Berlin, Walther & Apolant. 1888.

Mackenzie. — Singen und Sprechen, Pflege und Ausbildung der menschlichen Stimmorgane von Sir Morell Mackenzie. Durch ein Vorwort des Verfassers eingeleitete deutsche Ausgabe von Dr. J. Michael. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1888.

Malerische Wanderungen in Europa, Serie I: **Deutschland.** Eine Sammlung der schönsten Ansichten nach genauen an Ort und Stelle gemachten Original-Aufnahmen von Maler M. Gebhard; Text von Friedrich von Hellwald. 1. Lfg. Dresden, Paul Bayer.

Marilaun. — Pflanzenleben. Von Prof. Kerner von Marilaun. Erster Band mit 553 Abbildungen im Text und 20 Aquarelltafeln. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1888.

Mariotti. — Die politische Weisheit des Fürsten von Bismarck und des Grafen Camillo von Cavour. Dargelegt von Philippo Mariotti. Autor. Uebers. von M. Bernardi. 2 Bde. Hamburg, J. F. Richter. 1888.

Merz. — Von Haus zu Haus. Novellen-Cyclus von E. Merz. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1888.

Meyer. — Die Versuchung des Pescara. Novelle von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, H. Haessel. 1887.

Monceau. — Petites bonnes gens, par Mme Julie de Monceau. Illustrations d'Adrien Marie. Paris, Maison Quantin.

Morgenstern. — Hundert Erzählungen aus der Kinderwelt für Kinderstube und Kindergarten von Lina Morgenstern. Stuttgart, K. Thienemann's Verlag. Gebrüder Hoffmann.

Mühry. — Gedankenlese aus Shakspeare's dramatischen Werken nach der deutschen Uebersetzung von A. W. von Schlegel und Ludwig Tieck. Ausgewählt und systematisch geordnet von G. Mühry. Hameln, Th. Fuendeling.

Muncker. — Friedrich Gottlieb Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Franz Muncker. 1. Halbband. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1888.

Musäus' Volksmärchen der Deutschen. Für die Jugend ausgewählt und bearbeitet von Dr. Moritz Wilh. Gotthard Müller. Mit 50 in den Text gedruckten Abbildungen und 8 Bildern in Farbendruck nach Zeichnungen von Hermann Vogel in Plauen. Stuttgart, K. Thienemann's Verlag. Gebrüder Hoffmann.

Nietzsche. — Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift von Friedrich Nietzsche. Leipzig, C. G. Naumann. 1887.

Olfers. — Die Vernunftheirath und andere Novellen von Marie von Olfers. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandl.). 1887.

Osten. — Die Kinder von Bucheck. Eine Erzählung für Knaben und Mädchen von 8—12 Jahren von A. v. d. Osten. Mit vier farbigen Bildern von Eugen Klimsch. Stuttgart, K. Thienemann's Verlag. Gebrüder Hoffmann.

Pallgrave. — Ulysses or scenes and studies in many lands by H. Gifford Palgrave. London, Macmillan and Co. 1887.

Pisko. — Die Aufnahme der Baarzahlungen in Oesterreich-Ungarn und die internationale Regelung der Währungsfrage von Dr. Ignaz Pisko. Wien, Manz'sche Hofbuchhandlung. 1887.

Plaeschke. — Gedichte von Moritz Plaeschke. M.-Gladbach, Emil Schellmann. 1887.

Plümpfer. — Der Schnellkomponist. Untrügliche Anleitung für Jedermann, in kurzer Zeit ein bedeutender Komponist zu werden. Von Theophilus Plümpfer. Berlin, Brachvogel & Ranft. 1888.

Poppe. — Zwischen Ems und Weser. Land und Leute in Oldenburg und Ostfriesland. Von Franz Poppe. Oldenburg u. Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandl. 1887.

Post. — Afrikanische Jurisprudenz. Ethnologisch-juristische Beiträge zur Kenntniss der einheimischen Rechte Afrika's von Dr. Albert Hermann Post. Oldenburg u. Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1887.

Postbuch zum Gebrauche für das Publicum in Berlin (und Umgegend). Herausgegeben im Auftrage der Kaiserl. Ober-Postdirektion zu Berlin. November 1887. Berlin, Reichsdruckerei.

Preuschen. — Regina vitae. Gedichte von Hermine von Preuschen. Berlin, F. & P. Lehmann. 1888.

Rathe. — Im neuen Berlin. Wie's gemacht wird. Von L. A. Rathe. Berlin, Friedrich Stahn. 1888.

Reißmann. — Friedrich Lux. Sein Leben und seine Werke dargestellt von Dr. August Reißmann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1888.

Renz. — Skatbuch in Versen von Paul Renz. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1888.

Richter. — Gottfried von Hohenhoewen. Ein Ritterleben in Liedern von Hermann Richter. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandl. 1888.

Rittershaus. — Aus den Sommertagen. Von Emil Rittershaus. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Rittershaus. — Buch der Leidenschaft. Von Emil Rittershaus. Dritte Aufl. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Roberts. — Götzendienst. Eine Roman-Reihe. Von Alexander Baron von Roberts. I. Um den Namen. Roman. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1888.

Robert-Tornow. — Begleitbuch von Walter Robert-Tornow. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1888.

Rochemont. — Au Pays de Fées, par la baronne Antonine L. de Rochemont, illustrations de Mès. Paris, Maison Quantin.

Rothenburg. — Erlöst. Roman von Adelheid von Rothenburg. Gotha, Fr. A. Perthes. 1888.

Rumänische Volkslieder. — Uebersetzt von M. Rudow. Nebst Einleitung: Der rumänische Volksgeist nach seinen dichterischen Erzeugnissen. Zweite Auflage. Leipzig, H. Barsdorf. 1888.

Saar. — Gedichte von Ferdinand von Saar. Zweite, durchgesehene und verm. Aufl. Heidelberg, Georg Weiß. 1888.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. Neue Folge. Zweite Serie. Heft 10/11: Ueber die Methoden der modernen Bakterienforschung. Von R. J. Petri. Heft 12: Zur Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner. Von Dr. J. von Wlislocki. Heft 13: Zählen und Zahl Von Dr. H. Schubert. Heft 14/15: Die ältesten Spuren der Menschen in Nord-Amerika. Von Dr Emil Schmidt. Heft 16: Ueber Recht und Billigkeit. Von Prof. Dr. Ubbelohde. Hamburg, J. F. Richter. 1887.

Schack. — Gedichte von Adolf Friedrich Graf von Schack. Sechste verm. Aufl. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1888.

Schleiden. — Das Meer. Von M. J. Schleiden. Dritte Auflage, bearbeitet von A. Ernst Voges. Braunschweig, Otto Salle. 1888.

Schönbach. — Ueber Lesen und Bildung. Von Anton E. Schönbach. Graz, Leuschner u. Lubensky 1888.

Schrammen. — Des sel. Bruders Hermann aus Lehnin Prophezeiung über die Schicksale und das Ende der Hohenzollern von Johannes Schrammen. Köln, Albert Ahn. 1887.

Schroeder. — Indiens Literatur und Cultur in historischer Entwicklung. Ein Cyklus von fünfzig Vorlesungen, zugleich als Handbuch der indischen Literaturgeschichte, nebst zahlreichen, in deutscher Uebersetzung mitgetheilten Proben aus indischen Schriftwerken von Dr. Leopold von Schroeder. Leipzig, H. Haessel. 1887.

Schubert. — Ausgewählte Erzählungen von Dr. Gotth. H. v. Schubert. Dritte Aufl., eingel. u. durchgesehen von Rich. Lauzmann. Erlangen, Palm & Enke.

Schuchardt. — Aus Anlass des Volapüks. Von Hugo Schuchardt. Berlin, Robert Oppenheim. 1888.

Schwebel. — Geschichte der Stadt Berlin. Von Oskar Schwebel. 1/2 Lfg. Berlin, Brachvogel & Ranft. 1888.

Shelley. — Der entfesselte Prometheus. Ein lyrisches Drama in vier Acten von Shelley. Deutsch in den Versmaßen des Originals von H. Richter. Stuttgart, Max Wang. 1888.

Stille Stunden. — Aphorismen aus Richard Rothe's handschriftlichem Nachlaß. Zweite, durch eine „Neue Folge" vermehrte Auflage. Bremen, M. Heinsius. 1888.

Streifzüge auf den Gebieten des geistigen Lebens. I. Bd. 1. Heft. Weimar, Herm. Weisbach.

Sturm. — Palme und Krone. Lieder zur Erbauung von Julius Sturm. Bremen, M. Heinsius. 1888.

The American Journal of Psychology. Edited by G. Stanley Hall. Vol. I. 1. Baltimore, N. Murray.

Thümmel. — Shakespeare-Charaktere. Von Julius Thümmel. Zweiter Band. Halle, Max Niemeyer. 1887.

Vallery-Radot. — Le Voyage de Mlle Rosalie, par R. Vallery-Radot, dessins d'Adrien Marie. Paris, Maison Quantin.

Villinger. — Aus meiner Heimath. Von H. Villinger. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. 1887.

Vogt. — Die europäischen Heere der Gegenwart. Von Herrmann Vogt. Illustrationen von Richard Knötel. Rathenow, Max Babenzien. 1888.

Volz. — Die Anfänge des Christenthums im Rahmen ihrer Zeit. Von Dr. Berth. Volz. Leipzig, Otto Spamer. 1888.

Wahrmund. — Der Culturkampf zwischen Asien und Europa. Ein Beitrag zur Klarlegung des heutigen Standes der orientalischen Frage von Dr. Adolf Wahrmund. Zweiter, unveränd. Neudruck. Berlin, H. Reuther's Verlag. 1887.

Warsberg. — Ithaka von Alexander Freiherr von Warsberg. Mit Aquarelldrucken etc. von Ludw. H. Fischer. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1887.

Wasielewski. — Ludwig van Beethoven von W. J. v. Wasielewski. 2 Bde. Berlin, Brachvogel & Ranft. 1888.

Weddigen. — Neue Märchen und Fabeln von Friedr. Heinr. Otto Weddigen. Dritte Auflage. München, Georg D. W. Callwey.

White. — New chapters in the warfare of science by Andrew Dickson White. New-York, D. Appleton & Comp. 1887.

Wichmann. — Gesammelte Aufsätze von Hermann Wichmann. Bd. II. Leipzig, C. G. Röder. 1887.

Wickenburg. — Gedichte von Albrecht Graf Wickenburg. Zweite, unveränderte Auflage. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1888.

Willigerod. — Altes und Neues aus Bayern. Erzählungen für Jung und Alt aus meinem Tagebuche von Lilly Willigerod. Gotha, Fr A. Perthes. 1888.

Wilser. — Ariovist. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Wilser. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung. 1887.

Winter. — Unbeflügelte Worte zugleich Ergänzungen zu Büchmann, von Loeper, Strehlke etc. von Georg Winter. Augsburg, Adelberg Votsch. 1888.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Sündfluth.

Novelle

von

Hans Hoffmann.

Unsere liebe Vaterstadt Ellermünde hatte leider Gottes nicht die allergeringste Merkwürdigkeit aufzuweisen, welche den Heimathstolz hätte nähren und die jugendliche Einbildungskraft befeuern können. Ein altes Schloß zwar der Pommerschen Herzöge war vorhanden, aber es war durchaus nichts Besonderes daran zu sehen, und die Thatsache, daß allerlei numerirte Boguslavs zwischen I und XIV zu Zeiten darinnen Hof gehalten, hatte auch weiter nichts Anregendes für uns; nicht einmal ordentliche Eulen umschwirrten bei nächtlicher Weile den klotzigen Thurm, wie es sich bei so altem Gemäuer sonst gebührt, sondern höchstens in der Dämmerung ein paar lumpige Fledermäuschen, die für unsere aufgeklärten Herzen wahrhaftig nichts Grauliches bedeuteten; denn an die scheußliche Angewohnheit dieser verleumdeten Geschöpfe, sich dem harmlos wandelnden Menschenkinde tückisch ins Haar zu krallen, glaubten wir längst nicht mehr. Am hellen Tage freilich bewegte sich da allerhand eulenhaftes Volk hinein und heraus, nämlich die Räthe, Actuare und Schreiber der Regierung, die hier ihre Amtsstuben hatten; aber die waren uns noch gleichgültiger als die Fledermäuse.

Was die Stadt sonst noch aufwies, waren erst recht die nüchternsten Dinge von der Welt: da gab es gerade und krumme Straßen, in denen hie und da ein zweistöckiges Haus über die niedere Masse hervorragte, da war der Fluß mit einer hölzernen Ziehbrücke und einem hölzernen Bollwerk längs jedem Ufer, weiterhin eine Reihe von Schiffswerften, auf denen jahraus jahrein prachtvolle Dreimaster erbaut wurden, die jedoch samt und sonders ihrer Vaterstadt alsbald hochmüthig den Rücken kehrten und nie wiederkamen, ganz wie es die Söhne und Töchter unserer Bürgerschaft, dafern sie das geistige Mittelmaß nur ein wenig überragten, von Alters her auch zu thun pflegten; und so sah man am Bollwerk selbst nur kleinere Küstenfahrer und Hafffähne löschen und laden. Da waren ferner sehr weitgedehnte sumpfige Wiesenflächen, in deren Niederung sich die Stadt wie eine Insel hineinschob, dahinter das Haff, in das sich eine Viertel-

meile unterhalb der Fluß ergießt, landaufwärts aber viel Sand und wenig Bäume außer den mageren Kiefernheiden ganz in der Ferne.

Einige von diesen Dingen hatten allerdings ihre erheblichen Reize: so die Werften mit ihren hohen Schiffskeletten, den raschelnden Hobel- und Sägespähnen, die fußtief den Boden bedeckten, den großen Brettern zum Wippen und Schaukeln und dem stärkenden Theergeruch; so ferner die Wiesen, auf denen man gelbe Kuh- und Butterblumen pflücken und sich die Stiefel so voll Wasser füllen konnte, daß es nachher bei jedem Schritte angenehm darinnen „quatschte"; auch die Fahrzeuge am Bollwerk, auf denen man heimlich herumklettern konnte, bis der Schiffer zurückkam und uns durch schauerliche Drohreden erschütterte, allenfalls auch mäßig abprügelte mittelst eines stets zu diesem Zwecke bereit gehaltenen Tauendes, oder bis man ins Wasser fiel und unverzüglich von einem dieser selben groben Schiffer gerettet wurde, worauf man zu Hause warme Kleider und Prügel bekam: das Alles waren Dinge von Reiz und innerem Werth, aber offenbar beileibe keine Merkwürdigkeiten.

Um so bedeutsamer war es, daß es unter den Einwohnern wenigstens einen Einzigen gab, der den Titel einer wirklichen Merkwürdigkeit verdiente, und als eine solche allen Fremden mit Stolz namhaft gemacht wurde: das war der alte Professor Küper, genannt der Eier-Küper. Derselbe war seines Zeichens Ornithologe und besaß außer vielen ausgestopften Vögeln eine Eiersammlung von bedeutendem Umfange und wissenschaftlichem Werthe, die denn auch nach seinem Tode in den Besitz der Universität Greifswald übergegangen ist. Das Wunderbare an ihm war, daß er sich zum Zwecke solcher Studien lange Jahre in Griechenland und sogar in der Türkei aufgehalten hatte und erst nach dem Tode seiner Frau, die seine wackere Mitarbeiterin gewesen sein sollte, in die alte bescheidene Heimath zurückgekehrt war. Von dem Ende dieser armen Frau aber gingen schaurige Gerüchte um; nur wenige kalte Verstandesmenschen schenkten der Aussage des Wittwers Glauben, nach welcher sie einfach am Fieber gestorben sei; wir Anderen schwankten nur, ob sie von griechischen Räubern skalpirt und verstümmelt oder von einem türkischen Pascha aus eifersüchtiger Leidenschaft eigenhändig in einen Sack genäht und in den Bosporus geworfen sei.

Eine neue Wendung und zugleich Bestätigung erhielten diese Vermuthungen durch eine überraschende Combination des Küsters Vollenhagen: dieser nämlich hatte wie alle Welt seit langem Anstoß genommen an einem verstümmelten Marmorbilde, das der Professor in einer eigens dazu eingemauerten Nische an der Vorderseite seines Hauses zur öffentlichen Schau gestellt hatte: es war der Rumpf eines Frauenzimmers ohne Kopf, ohne Arme und ohne Füße. Eines Tages nun kam dem guten dicken Küster ganz von selbst, gewissermaßen ohne Zuthun eigenen Denkens, die Erleuchtung, dieses Bild stelle die Gattin des Eier-Küper dar in dem traurigen Zustande, in welchem sie von den Räubern hinterlassen oder von dem Pascha in den Sack gesteckt sei. Solche Bilder, fügte er erklärend bei, mache man vielfach in katholischen und türkischen Gegenden zu geheimnißvollen Cultuszwecken. Diese Entdeckung entschuldige ja einigermaßen die mangelhafte Bekleidung der Person, um so mehr aber sei zu bedauern, daß der hinterbliebene Wittwer so gelben, fleckigen und theilweise ganz schadhaften Marmor genommen

habe statt des schönen weißen Steins, den man auf unseren Kirchhöfen und Waschtischen verwendet finde. Das sei eine übel angebrachte Sparsamkeit und nicht pietätvoll gedacht.

Es ist möglich, daß diese Erklärung des dicken Küsters überhaupt erst den Anlaß gab zur Entstehung jener Schauergeschichte, obgleich er selbst davon nichts wissen wollte, sondern sicher war, sie dem Volksmunde fertig entnommen zu haben.

Wie dem auch sei, jedenfalls kam solche Romantik, die der armen Frau selbst freilich nichts mehr nützen konnte, ihrer Tochter beträchtlich zu Gute, indem sie diese in unseren und aller Bürger Augen als ein ganz ungewöhnliches, geheimnißvolles und respecteinflößendes Wesen erscheinen ließen.

Zunächst wurde sie, obgleich Jedermann ihre beiden Eltern als ehrliche Vorpommern kannte, doch unbedenklich für eine rasseechte Vollblutgriechin genommen, zumal diese kühne Unterschiebung in der That durch ihr Aeußeres anscheinend nicht wenig begünstigt wurde. Sie hatte — übrigens deutlich genug vom Vater her — kleine, schwarze, blankblitzende, bewegliche Augen, dunkle Haare und eine feine blasse Gesichtsfarbe, dazu eine überaus zierliche und ebenmäßige Gestalt; und weil sie sich durch diese Kennzeichen ziemlich stark von den meisten anderen Mädchen unterschied, nahm man an, daß alle Griechinnen so aussähen, und diese festgestellte Thatsache gab wieder einen genügend sicheren Grund für den Glauben an ihr reines Griechenblut. Sie hieß Herfilie, und auch dieser Name war etwas Besonderes.

Mein Busenfreund Robert, der Sohn unseres Hausnachbarn am Bollwerk, des Schiffscapitäns Kannenberg, und ich, wir waren Beide an sechzehn Jahre alt geworden, ehe wir zu dieser Herfilie, die ein bis zwei Jahre weniger zählte, in Beziehungen traten; bis dahin war unserer Bengelhaftigkeit der Eier-Küper selbst mit seinen Sammlungen, die wir noch nie gesehen hatten, ein Gegenstand weit dringlicherer Neugier als die winzige Tochter, die wir unter uns spöttisch die Eidechse nannten, ich weiß nicht, ob zumeist wegen ihrer flinken Bewegungen oder wegen ihrer blanken Augen; sicher ist, daß der Name in jeder Beziehung vortrefflich auf sie paßte.

Unsere theilnahmsvollere Aufmerksamkeit ward erst durch folgenden Vorfall auf sie gelenkt.

Auf Radmann's Werft war ein kleiner Schooner gebaut, in den wir Beide geradezu verliebt waren; nie hatten wir eine so schlanke Bauart und dazu eine solche Sauberkeit der Ausführung bis ins Kleinste gesehen, wie denn in der That Herr Radmann, der als Schiffszimmermeister doch seinen Ruf hatte, das Ding auf eigene Rechnung als ein Renommirstück erbaute. Wir ließen nicht leicht einen Tag verstreichen, ohne unserem Liebling, so lange er auf dem Stapel lag, einen Besuch abzustatten und uns von seinen Fortschritten zu überzeugen.

Unendlich neugierig waren wir, welchen Namen der schöne Schooner bekommen werde; uns schien keiner würdig genug. Aber es war nichts darüber zu erfahren; die Zimmerleute, die wir natürlich alle einzeln kannten, wußten es nicht, und Herr Radmann selbst hüllte sich in tiefsinniges Schweigen; die Wahrheit ist, daß er selbst noch keinen ganz würdigen Namen gefunden hatte. Das kam eines Tages, als der Stapellauf schon in naher Aussicht stand, heraus, indem

er, zu uns tretend, unsere bewundernde Versunkenheit durch die unerwartete Frage unterbrach.

„Na, Jungens, wie wollen wir den Schooner nennen? Es wird Zeit zur Taufe, sonst nimmt uns der Pastor in Strafe."

Wir fühlten uns unermeßlich geehrt; und noch heute ist mir völlig verborgen, woher mir der kecke Einfall kam, daß ich knapp und klar erwiderte: „Die Eidechse". Es schoß mir wie ein Blitz durch den Sinn, ohne Zusammenhang und ohne rechtes Bewußtsein; ich weiß bestimmt, daß ich dabei nicht an unsere Spottbenennung jener Hersilie dachte, sondern ganz und gar nur an eine wirkliche Eidechse mit ihrem schlanken Leib und ihrer Beweglichkeit.

„Donnerschock!" sagte Herr Radmann bloß; er war offenbar durch meine Schlagfertigkeit noch mehr überrascht als ich selbst und als Robert.

Nach einigen Minuten stillen Sinnens fragte er fast kleinlaut:

„Gibt's denn auch Wasser-Eidechsen?"

„O ja, die gibt's!" sagte ich mit frecher Bestimmtheit, gerade weil mir die Sache höchst zweifelhaft war; nur daß mir unbestimmt die Erinnerung an Salamander und auch an Krokodille und Alligatoren vorschwebte.

Meine Sicherheit gewann den Sieg.

„Donnerschock," sagte er, „dann ist's richtig. Ja, ja, gerade wie so 'n lüttes Biest sieht er aus, wie er so daliegt; und dann erst beim Steuern, was die Hauptsache ist, denn darauf ist er gebaut: gerade so quick und flink wie solch' kleines Viehchen hin- und herschwippt beim Laufen, so wird er steuern. Ja, ja, Eidechse soll er heißen, dabei bleibt's, das sitzt ihm ja wie angegossen. Na, Heinz, und Du sollst auch ein Glas Champagner mit abkriegen bei der Taufe, und Robert meinetwegen auch. Und mit ablaufen dürft Ihr alle Beide."

Niemand konnte stolzer und glücklicher sein als ich, und Robert mit mir: denn mein Verdienst durfte er sich getrost mit anrechnen, das hielten wir so ein für allemal; Eifersucht gab es nicht in unserer berühmten Freundschaft; wir lebten in allen Stücken gleichsam aus einer Kasse.

Als nun der große Tag des Stapellaufes herankam, trieben wir uns glückselig vom frühesten Morgen an auf der Werft umher, athmeten den gesunden Theerduft, den die kräftige Aprilsonne schärfer entwickelte, und raschelten mit den Füßen durch das Dickicht von Holzspähnen. Nach uns kam allmälig die halbe Stadt herausgepilgert, denn Herr Radmann hatte überall viel Wesens gemacht von seiner Meisterschöpfung, und bald standen verschiedene geladene Gäste in Festgewändern oben am Bord und blickten würdevoll auf die trappelnden Massen herab; wir aber hielten uns beständig in der Nähe des Taufvaters, seiner Einladung zum Aufklimmen harrend.

Auf einmal bemerkten wir, wie er auch den Eier-Küper und seine Tochter freundschaftlich in Empfang nahm und an die Leiter führte. Der alte Herr schüttelte mit lächelnder Bedenklichkeit ablehnend die Hand, das Mädchen aber war sogleich mit einer unglaublichen Gelenkigkeit hinaufgeschlüpft.

„Donnerschock, Fräulein Hersilie," rief Herr Radmann vergnügt, „Sie verstehen's aber! Grade wie eine Eidechse! Da taufen wir ja eigentlich den Schooner nach Ihnen! Na, das ist auch nicht schlecht — und da könnten wir Sie ja

gleich als Gallion unters Bugspriet setzen, so hab' ich die billig, und eine hübschere kann ich mir auch nicht wünschen!"

Das kleine Fräulein lachte und lief hurtig das Verdeck entlang bis aufs Hintertheil, das bis hart an den Fluß reichte; dort kletterte sie neben dem Steuerruder auf die Schanzkleidung und blickte von dieser hohen Warte gelassen ins Wasser hinab.

Wir Beiden waren zuerst höchst überrascht und fast erschreckt durch die Beobachtungsgabe Herrn Radmann's, der die merkwürdige Aehnlichkeit mit einer Eidechse nun auch herausgefunden hatte, nachdem sie so lange unser Geheimniß gewesen war. Als wir dann das Mädchen in seiner Höhe stehen sahen, kam uns plötzlich ein neuer gemeinsamer Einfall: wir wollten gar nicht selbst mit ablaufen — das war uns ein zwanzigmal gekostetes Vergnügen und konnte uns nicht mehr reizen, wie wir uns gegenseitig versicherten, wobei allerdings eine heimliche Furcht vor der Nähe des fremdartigen Mädchens die Hauptrolle spielte. Diese Furcht war das erste Anzeichen einer beginnenden näheren Antheilnahme.

Vielmehr wollten wir den Vorgang vom jenseitigen Wiesenufer aus mit ansehen; das mußte ein prächtiger Anblick werden. Mit wenigen Worten hatten wir uns verständigt, rannten zu unserem Boot und ruderten mit raschen Schlägen über den Fluß. Drüben legten wir etwas seitwärts an und warteten geduldig auf den Augenblick des Stapellaufs.

Endlich hörten und sahen wir, wie über dem Fluß eine Stille eintrat, dann feierliche Worte gesprochen wurden, dann eine Champagnerflasche gegen den Bug des Schooners flog und spritzend zersplitterte, dann einige Hammerschläge erdröhnten und dann der ganze stolze Bau sich schwebend, sicher und feierlich in Bewegung setzte und mit rasch zunehmender Schnelligkeit des Gleitens den Kiel in das aufrauschende Wasser tauchte.

Es war ein wundervolles, still begeisterndes Schauspiel; das Ergreifendste aber war für uns der Anblick, der uns gleich einer Vision überraschte, wie Hersilie hoch und fest dort oben neben dem Ruder stand, als das Schiff mit mächtigem Druck sein Hintertheil so tief ins Wasser bohrte, daß dieses fast ihre Füße berührte; und wie nun die beiden aufgewühlten Wasserströme hochrauschten gleich zwei silbernen Flammen, als wollten sie über der zarten Mädchengestalt zusammenschlagen und sie in die Tiefe reißen.

Kaum einige Secunden lang stand dieses Bild, aber unauslöschlich prägte es sich unserer Vorstellung ein.

Die zwei großen Silberflammen lösten sich schnell in hundert zuckende, spritzende Flämmchen auf und sanken unschädlich nieder; andere runde Wogen schwollen nach, weite und immer weitere Wellenkreise ringelnd, und bald stand der schöne Schooner behaglich, nur leicht noch schwankend, in dem friedlichen Wasser.

Von dieser Stunde her sahen wir das Mädchen mit völlig anderen Augen an; sie war in der Welt der reizvollste und lockendste Gegenstand unserer Neugier geworden. Und wir selbst waren verwandelte Menschen; ein träumerischer Hang beherrschte uns, der uns bis dahin völlig fremd gewesen war.

Die Häuser unserer beiderseitigen Eltern standen nebeneinander am Bollwerk, und jenseits des Flusses gerade gegenüber das Haus des Eier-Küper; hier lungerten wir nun stundenlang im Sonnenschein auf der Bank, die vor keinem Hause fehlte, wie zwei Robben am Meeresstrande, und starrten über das Wasser auf das stumme Haus drüben mit dem räthselhaften Marmorbilde, das so schauerliche Geheimnisse erzählte oder verbarg. Und nie haben Märchen gläubigere Hörer gefunden; wollüstig tränkten wir unsere Träume mit solchen Schauern, und Hersiliens Bild wuchs uns immer zauberischer ins Dämonische hinein. Immer riesiger schlugen die silbernen Flammen über ihr empor, und immer leuchtender schwebte ihre zarte Gestalt mit dem weißen Antlitz über dem andringenden Wasser.

Jedesmal, wenn wir sie selbst aus ihrem Hause treten sahen, durchschauerte uns ihr Erscheinen mit einem wonnevollen Schrecken, und wir wagten dann kaum, die Augen aufzuheben und scheu hinüberzublinzeln. Wir dankten im Stillen unserem Schöpfer, daß der Fluß eine so sichere Schranke zwischen uns und dem gefährlichen Hause bildete. Wir zogen es vor, die unbekannte Gottheit aus der Ferne anzubeten.

Nie aber fiel zwischen uns ein Wort über diese Gefühle, die doch so übermächtig unsere Seelen beherrschten, weil sie Jeder im Andern mit vollkommener Sicherheit kannte und schweigend ehrte. Wir hatten als wahre Freunde ja ein für allemal dieselben Gedanken und Gefühle. Und diese Freundschaft ward durch die neue Gemeinsamkeit eines still-heißen Empfindens nur noch genährt und entfaltete sich zu einer leidenschaftlichen Zärtlichkeit, die fast an Schwärmerei grenzte und wahrscheinlich nur ihre Richtung in unbewußtem Herzensdrange verfehlt hatte.

Dieser schlummerhafte Seelenzustand dauerte einige Wochen oder auch wohl Monate; erst im Hochsommer brachte ein zufälliges Ereigniß eine gründliche Aenderung.

Wir entdeckten eines Tages in einer Hecke dicht vor der Stadt ein unbekanntes buntes Vögelchen, das bei unserem Nahen gar keine Miene machte, aufzufliegen, sondern uns aus schwarzen Aeuglein ganz vergnügt und zutraulich anstarrte. Ja, zu unserm Erstaunen ließ es sich ohne jede Scheu mit der Hand greifen und davontragen.

Da bestand für uns nun kein Zweifel, daß dies seltsame Thierchen dem Eier-Küper oder seiner Tochter gehören mußte, und mit ahnungsvollem Schreck durchzuckte uns die rasche Erkenntniß der pflichtmäßigen Nothwendigkeit, Jenen ihr Eigenthum persönlich wieder zuzustellen. Wir sahen einander mit scheuen Blicken ins Gesicht, und Jeder las in den Mienen des Freundes das zaudernde Bangen zugleich mit der wonnevollen Begier und bald dem männlichen Entschluß, das Abenteuer Schulter an Schulter zu bestehen.

So kamen wir denn selbander, unter stummen Vorschauern jene Seite des Bollwerks hinabschleichend, vor das gefürchtete und heimlich verehrte Haus. Nur einen hastigen Seitenblick warfen wir auf den nackten Marmorleib in der Nische, zum ersten Male aus solcher Nähe; doch der Anblick des vielbesprochenen Räthsel-

bildes enttäuschte uns fast; es blieb uns etwas Fremdes und Todtes, das nicht aufrührend in die Tiefen der Seele drang.

Desto größer war unsere Ueberraschung und Bewegung, als wir das „Museum" des Professors betraten. Das war wirklich Etwas, das seinem großen Rufe entsprach und in manchem Betracht noch darüber hinausging.

An den Wänden entlang zogen sich ohne Unterbrechung breite Tische, auf denen unzählige Kästen mit Eiern verschiedenster Größe, Form und Farbe aufgereiht standen. Oberhalb dieser Tische aber waren zwei fortlaufende Regale übereinander an der Wand befestigt; das untere derselben war besetzt mit lauter krausen Marmorbruchstücken, darunter nur wenige unversehrte oder doch erkennbare Köpfe, sonst ein wüstes Trümmerfeld verstümmelter Gliedmaßen oder baulicher Zierrathen. Dicht über dieser marmornen Schädelstätte aber waren die ausgestopften Vögel aufgestellt, starr und leblos wie das Gestein darunter, aber beim ersten scheuen Hinsehen doch von einem unheimlich wirren Leben bewegt. Denn einige von ihnen hatten die Schwingen weit ausgereckt, etliche auch mit bissiger Miene die Federn gesträubt, andere glotzten in sich versunken oder pickten trübe vor sich hin; eine wunderliche Eule hielt die Kralle wie zu inniger Betheuerung an die Brust gedrückt. So trieb sich dieses fratzenhafte Zeug dort herum gerade über den uralten stillen, weißen Marmorgliedern.

Wir hatten nur wenige Augenblicke Zeit, uns diesen Eindrücken zu überlassen, doch nur um so mächtiger wirkten sie in uns nach; wir gestanden uns nachher, es sei ein höchst vernehmliches Fauchen und Schnauben von den geflügelten Bestien, möglicherweise aber auch von dem blaubebrillten Hausherrn selber ausgegangen.

Fast noch unheimlicher aber war uns der scharf durchdringende sonderbare Geruch, der das große Gemach erfüllte; uns fiel sogleich das Gerede der Leute ein, welche Hersiliens weiße Hautfarbe mit ihrem eigenthümlich schillernden Glanz dem beständigen Einathmen der schrecklichen Gifte zuschrieben, mit denen ihr Vater hantire.

Der Professor saß an einem Schreibpult, beschäftigt, eine große Tabelle auszufüllen, wobei ihm die Tochter durch Vorlesen unzähliger Zettelchen an die Hand ging. Sie unterbrachen jetzt ihre Arbeit und nahmen unsern mühsam gestotterten Bericht über den Fang des fremden Vögelchens mit einer Milde und Freundlichkeit entgegen, die uns ganz außerordentlich rührte.

„Unser Vogel ist es eigentlich nicht," sagte der Alte; „ich halte keine lebendigen Vögel des unvernünftigen Lärmens wegen; da er aber einmal verflogen ist, können wir ihn behalten und ausstopfen; es ist ein afrikanischer Tigerfink, einen solchen haben wir noch nicht."

„Aber die Eier haben wir," fiel Hersilie ein.

„Nr. 2371," bestätigte der Professor.

Sie nahm mir indessen das Thier aus der Hand und setzte es in ein Bauer, das sie unter dem langen Wandtische hervorholte. Während ich noch von der leisen Berührung ihrer Finger in tiefem Wonneschauer befangen stand, sah sie uns Beiden mit scharfen, aber nicht unfreundlichen Blicken ins Gesicht und sagte dann plötzlich ohne Uebergang:

„Ihr kleines Segelboot läuft wohl sehr gut?“

„Famos!“ riefen wir mit ganzem Stolz wie aus einem Munde. Es schmeichelte uns aber gewaltig, daß sie so gut über unsere Lieblingsbeschäftigung unterrichtet war, obgleich sie doch im anderen Falle entweder stockblind oder blödsinnig hätte sein müssen.

„Dann hätten Sie mich eigentlich schon längst einmal zu einer Spazierfahrt abholen sollen; ich segle für mein Leben gern,“ erklärte sie behaglich, und ihre blanken Augen blitzten uns bis ins Herz hinein.

Wir fühlten uns zermalmt durch den stillen Vorwurf und doch zugleich mächtig erhoben durch das beglückende Entgegenkommen.

„Aufs Haff dürfen wir aber nicht hinaus,“ stammelte ich in der halb unbewußten Voraussetzung, daß die kümmerlichen Flußgewässer einem so besonders gearteten Wesen schwerlich genügen könnten.

„Das ist mir allerdings auch sehr beruhigend,“ mischte sich hier der Vater ins Gespräch, „zu einer Reise aufs Haff möchte ich Ihnen mein Kind auch kaum anvertraut haben.“

„Ach, Papa,“ lachte Hersilie, „Unkraut vergeht nicht.“

Wir staunten bewegt über diese ungeheure Bescheidenheit; doch fiel es uns nachher heiß aufs Gewissen, daß sie bei dem Unkraut doch gewiß in erster Linie an uns gedacht habe: und das fanden wir allerdings vollkommen in der Ordnung.

So friedlich und freundlich endete dieses abenteuernde Unternehmen, und es ist selbstverständlich, daß wir schon folgenden Tages an dem uns nun freundgewordenen Ufer landeten, um unsere Angebetete zu einer Fahrt abzuholen.

Das ward nun die glückselige Maienzeit unserer jungen Liebe; mindestens jede Woche einmal machten wir selbdritt unsere Ausfahrt flußaufwärts oder -abwärts bis zur Mündung, wo wir dann von dem kleinen Leuchtthurm aus sehnsüchtige Blicke auf das bewegte, unabsehbar sich dehnende Haff hinauswarfen. Aber das Verbot überschritten wir niemals; wir waren trotz aller Knabenunarten groben Ungehorsams nicht kundig, auch war uns das anvertraute Gut viel zu kostbar, um es etwelchen Gefahren auszusetzen.

Dagegen machten wir mit Vorliebe seitliche Forschungsreisen in die schmalen Kanäle und Gräben, welche die endlosen Wiesen mannigfach durchkreuzten; diese Fahrten waren dadurch besonders anregend, daß man niemals ein bestimmtes Ziel vor Augen hatte, auch nie eines erreichte, sondern ins Blinde kreuz und quer herumstöberte, durch immer neue Wasserengen, bis man zuletzt die Richtung völlig verloren hatte und sich in unbekannten Fernen glauben konnte, besonders wenn das fette Gras so hoch gewachsen war, daß wir vom Boote aus nicht mehr darüber hinwegzusehen vermochten.

Wenn wir uns solcherart in irgend einen weltfernen Winkel, eine ausgestochene Bucht oder eine natürliche Bodensenkung verloren hatten und nichts mehr sahen als das moorig-schwarze Wasser, das überhangende Wiesengras und den blauen Himmel darüber, dann erzählte Hersilie oft ganz plötzlich und ohne Einleitung irgend eine romantische Erzählung, die sie kürzlich gelesen hatte; sie besaß ein erstaunliches Gedächtniß und gab jede Geschichte, wenn auch in abgekürzter Gestalt, so immer mit der vollen Farbe wieder, welche die Eigenart derselben

ausmachte. Es waren gewöhnlich trübselige Liebeshändel aus fernen Zeiten und Zonen, voller Thränen und wehmüthigem Hinsiechen, auch mit den mannigfaltigsten Formen der Selbstentleibung ausgestattet.

Solche schmerzlichen Greuel entzückten uns alle Drei, und unser eigenes sonnenbeglänztes Glück hob sich davon desto reizender wie von dunkeln Wolkenhimmeln ab.

Denn glücklich waren wir jetzt wahrhaftig, das duldete keinen Zweifel, trotz all' jener wirren Schauer, welche die Gestalt der Geliebten für unsere Phantasie immer noch heimlich umwirbelten, und trotz aller unstät schwärmenden Wehmuthsgefühle, welche gelegentlich in unsere goldenen Sommerträume mit hineinspielten, wie es die Art jeder ersten Knabenliebe ist. Was wäre uns auch zu wünschen übrig geblieben? Sie, die wir heute aus der Ferne mit schüchterner Leidenschaft wie eine unnahbare Göttin verehrten, war morgen unsere vertrauliche Kameradin, mit der wir rudern und segeln konnten in die süßesten Weltfernen, oder deren Gegenbesuch wir auf dem berühmten Heuboden meines Vaterhauses empfingen. Da konnten wir ihren Wundergeschichten lauschen und dabei unverwandt in ihre schwarzen glänzenden Augen staunen — was für ein Glück konnte die Erde darüber hinaus noch verheißen? Das beste Glück bleibt jene wonnige Traumliebe, die noch kein langendes Begehren gelernt hat.

Und nicht das Schlechteste für uns in dieser guten Zeit war, daß auch die Freundschaft zwischen Robert und mir, weit entfernt davon, durch einen Schatten von Eifersucht gefährdet zu sein, nur beständig erhöht und mit erwärmt ward durch das große Licht unserer gemeinsamen Liebe und Glückseligkeit.

So ging der Sommer hin, und der Winter kam; doch auch er brachte keine Minderung unserer Freuden; schlug er uns doch sogar eine feste Brücke über den trennenden Fluß und gab uns statt des eingefrorenen Bootes Schlitten und Schlittschuhe.

Dieser Winter war von außergewöhnlicher Dauer und sehr schneereich. Erst tief im März trat entscheidendes Thauwetter ein, dann aber auch mit einer unerhörten Gewaltsamkeit des Umschlags; eine fast unnatürliche Wärme im Wechsel mit mächtigen Regenstürzen löste die Schneemassen mit jäher Schnelligkeit auf, und zuletzt staute ein langathmiger Nordwind die angeschwollenen Gewässer mit gewaltigem Drucke zurück.

Die Folge war, daß unser Städtchen im April eine Merkwürdigkeit ersten Ranges erhielt, nämlich eine großartige Ueberschwemmung.

Das war eine Lust! Wir brauchten bloß auf unsern Heuboden zu steigen, um aus der Giebelluke die ganze Herrlichkeit in ihrer Fülle zu überschauen. Da lag es vor uns, ein ungeheures, nicht unterbrochenes Meer vom runden Horizont des Haffs bis heran zur Schwelle unseres Hauses. Von dem Wiesengrund war nicht die geringste Spur, kein überragender Grashalm zu entdecken, Alles war Wasser, strömendes, wogendes Wasser; selbst der landeinwärts durch die Wiesen laufende Damm machte sich nur noch durch seine überragenden Bäume kenntlich, und ebenso unterschied man die Stelle, wo der Fluß mündete, an dem Leuchtthurm und den hohen Erlen, welche die Einfahrt flankirten. Sonst nur Wasser, Wasser, Wasser.

Das war ein Stolz, plötzlich in einer echten Seestadt unmittelbar am Meeresgestade zu wohnen! Ja, geradezu eine Inselstadt waren wir geworden wie das wunderbare Venedig. Nur den einen Gefallen that uns die große Fluth nicht, auch die Straßen zu füllen, daß man hätte mit Gondeln von Haus zu Haus fahren können; aber unser Bollwerk hatte sie doch erfaßt. Und das Vergnügen war auch so noch groß genug: wie Balken und große Steine mit Brettern darüber von Haus zu Haus gelegt wurden und man jeden Augenblick hoffen konnte, einen Mitmenschen bis an die Kniee ins Wasser patschen zu sehen, oder allenfalls auch selbst als Märtyrer für das öffentliche Vergnügen zu fallen, ja, das gab ein wahrhaft erhöhtes Daseinsgefühl!

Ganz vollkommen ward unser Glück, als es uns gelang, mittelst einer neuen wunderbaren Brückenconstruction von versetzbaren Ziegelpfeilern uns langsam bis an unser Boot heranzubauen, das an seinem Pfahl jetzt scheinbar mitten im Flusse schwamm, und dasselbe bis dicht an unsere Hausthür zu schleppen, wobei der Kiel allerdings scharf über das holprige Steinpflaster schurrte.

Nun aber war an kein Halten mehr zu denken; da wir das Boot hatten, mußten wir nothwendig eine Entdeckungsreise in das neu entstandene Weltmeer hinein unternehmen; das ging einfach nicht anders. Wir waren so klug, unsere Eltern nicht erst um Erlaubniß zu fragen; ein Verbot war noch nicht ergangen, aber wir ahnten feinfühlig, daß es nicht auf sich würde warten lassen.

Wir steuerten hinüber über den Fluß und saßen erst in der Mitte des jenseitigen Bollwerkes fest, gar nicht mehr weit von Eier-Küpers Fenstern, an denen wir begierig, doch zagend entlang spähten.

Plötzlich kam unsere Eidechse hervorgeschossen, aber wirklich genau wie eine Eidechse, hastig, schlängelnd, zitterig mitten durchs knöcheltiefe Wasser, sprang mit einem kecken Satz ins Boot und rief drängend:

„Vorwärts, Kinder! Stoßt ab! Aber schnell! Papa hat's verboten, aber ich kann nicht anders. Ihr könnt mir's glauben, ich kann nicht anders. Ich muß das sehen."

Indem bemerkten wir, daß sie Schuhe und Strümpfe in der Hand trug und mit bloßen Füßen gelaufen war. Wir lachten, und die hübschen weißen Füßchen gefielen uns; im Uebrigen war ein derartiger Anblick im Städtchen nichts eben Neues.

Wir legten uns stramm in die Riemen, und bald waren wir weit genug stromabwärts geglitten, um keines Vaters Mahnruf mehr fürchten zu müssen. Und nun hißten wir das Segel und schossen erst kräftiger in die offene See hinaus.

Wir schwiegen alle Drei; ein stiller Schauer beherrschte uns; es war etwas Ueberwältigendes, Wunderbares, diese unabsehbare Fläche frei hinströmender Gewässer, wo wir Zeit unseres Lebens grünende Wiesen und dazwischen nur eingezwängte Adern gesehen hatten; wir mußten immer wieder an die große Sündfluth der Menschheit denken.

Die ungeheure Wasserfluth über den ertränkten Wiesen lag ziemlich glatt, nur von einer gleichmäßig ziehenden sanften Wellenströmung überkräuselt; dafür aber stießen wir nicht selten auf unerwartete Wirbel, Strudel und Ströme, deren

reißende Kraft unseren Kiel plötzlich herumzerrte, als wenn irgend ein unterseeischer Kobold ihn tückisch bei Seite würfe. Das konnte beim Segeln sogar gefährlich werden; aber natürlich zogen uns gerade solche Stellen mit zauberhafter Gewalt an, und wir überließen das kleine Fahrzeug gern eine Weile dem launenhaften Kurs, den ihm die geheimnißvollen Mächte der Tiefe anwiesen. Wir starrten mit angenehmem Grauen in die schwarzen Blasen, die dort oft in schweren Massen gurgelnd heraufsprudelten, und athmeten doch erleichtert auf, wenn uns die Wirbel wieder in glatte Bahn entlassen hatten.

Und ein wie merkwürdiges Gefühl war es, den Wiesenboden mit all' seinen Gräsern im klaren Wasser ganz dicht unter sich zu erblicken und doch so ungestört darüber hinzugleiten, als läge er tief wie der tiefste Meeresgrund. Fische schwammen auch zwischen den Halmen umher, ängstlich und rastlos, wie es uns scheinen wollte, gleich verirrten Wanderern in einem unbekannten Walde. Und wenn wir dann einmal unversehens wieder auf die Tiefe des Flusses selber geriethen, so schien nun auch das wieder etwas Neues und Merkwürdiges, so ins Schwarze, Leere unter uns zu starren und zu wissen, daß hier zehn solcher Nußschalen wie die unsrige bequem über einander versinken konnten.

Aber das Allerschönste blieb es doch immer, nach allen Seiten frei ins Weite zu staunen und nirgends, nirgends eine Grenze der großen Fluth zu erblicken als höchstens die paar Inselchen, die verloren darinnen schwammen, und deren allergrößte und doch so winzig erscheinende unser Städtchen selber war.

Und mitten in diesem grauen, grenzenlosen Meere schwankten wir Einsamen wie Versprengte in einer Wüste; es gab Augenblicke, wo uns das Grauen zu übermannen drohte und dazu auch das stumme Gewissen sich regte. Doch eine unwiderstehliche Kraft zagender Sehnsucht zog uns dennoch immer weiter und weiter hinaus; das Haff selber war es, das im Geheimen unser Verlangen reizte.

So erreichten wir endlich das äußerste und letzte Eiland, auf dem der Leuchtthurm und das Wärterhaus und die hohen Erlen standen.

Als wir es ansegelten, fanden wir, daß der Leuchtthurm und die Bäume unmittelbar aus dem Wasser aufwuchsen wie ungeheure Sumpfgewächse und die steinerne Vortreppe des Hauses geradeswegs in die Fluth hineinstieg.

Aus dem Innern aber drang ein sonderbares Schreien wie hastige Commandorufe; es war die wohlbekannte Stimme des Leuchtthurmwächters August Ruhnke.

„Stiemer ahoi! Backbord! Mehr Backbord, zum Donnerwetter, oder es gibt klein Holz! Immer noch mehr Backbord! West-Süd-West zu West! Focksegel brassen! Gotts ein Donner, das war scharf geschnitten. Ein Strich Steuerbord! Und jetzt mehr Leinwand! Lustig, Jungens, und nu noch 'nen Grog, aber steif wie die Brise heut, und dann zwölf Knoten Fahrt!"

Wir blickten einander etwas betroffen an, legten aber doch das Boot an die Treppe und stiegen aus. Als wir die Thür öffneten, stand Ruhnke am offenen Fenster und rief seine Befehle über das Wasser; er sah uns nicht. Die Frau, in ihrer Art eine Schönheit, trat uns entgegen und sagte gelassen:

„He het all 'n beeten veel von den ollen Tüg" — sie wies auf einen Krug heißen Wassers und eine offene Rumflasche — „un nu sieht er das viele Wasser, und davon red't er so, weil daß er denkt, er is auf'm Schiff wie in seinen ollen Seefahrerzeiten und denkt, er is Kaptein, wat he all sin Dag' nich west is, aber es is so die Hoffahrt, die männichmal bei ihm 'raustritt. Na, kommen Sie man näher, meine Herrschaften, ein Täßchen Kaffee ist immer gut beim Wasserfahren."

Indem wir Platz nahmen, drehte sich auch Ruhnke herum und bemerkte uns.

„Oho! Donnerschock!" rief er, „dat Eier-Frölen an Bord und Paster Wichardsen seiner und Robert Kannenberg! Feine Fracht das! Alle Achtung! Na, Kinnings, denn man to! Denn man immer nachheizen mit 'n lütten Grog! So'n jung' Herr verträgt all sinen Stäwel. Dahingegen, ob sich so was für das Fräulein schickt und gut is, das weiß ich nicht, kann mir auch ganz gleich sein. Bloß Gift is es nich, das sag' ich dreist — na, aber am Ende is das Fräulein ja auch an Gift gewöhnt."

Wir Beide blickten verlegen auf den Tisch; Hersilie aber lachte und meinte, ein Schlückchen werde ihr wohl nicht schaden.

Die Frau holte also drei Gläser, wärmte sie über dem Dampf und goß sie halb voll Wasser; dann schüttete ihr Mann die Hälfte Rum dazu.

„Das is gut für die Seekrankheit," sagte er.

Die ungeheuerliche Mischung flößte uns Entsetzen und fast Ekel ein, doch wir wagten nicht abzulehnen, um nicht unmännlich zu erscheinen, sondern gingen tapfer ins Zeug, obzwar Anfangs nur mit Husten und Prusten, allmälig aber doch schon mit besserem Glück. Ganz so furchtbar, wie wir gedacht hatten, war das Getränk am Ende doch nicht, und wir wunderten uns fast, daß Hersilie es trotz ihres Muthes nicht über die Lippen bringen konnte. Daß aber Ruhnke ein ganzes Glas, heiß wie es war, mit einem Schluck hinunterjagen konnte, das überstieg denn doch unsere Fassungskraft.

Uns ward doch eigen zu Muth von dem wilden Getränk; wir saßen schweigend; von draußen drang beständig das gleichmäßige Rauschen und Plätschern herein; fast wollten wir selbst uns schon einbilden, uns in der Kajüte eines Schiffes zu befinden. Und da war wirklich in der Wand eine Vertiefung wie eine Koje mit zwei schmalen Betten über einander; zu jeder Seite der Nische stand, einen seltsamen Rahmen bildend, je ein großer Cactusstock, eben jetzt in voller Blüthe; die mächtigen rothen Blumen leuchteten mit brennender Pracht gegen die graue Wand; das sah zwar nicht schiffsmäßig, aber schön und wunderbar aus.

„Jetzt muß ich auf den Leuchtthurm!" rief Hersilie plötzlich mit großer Bestimmtheit. Wir stimmten sogleich in diesen Wunsch mit ein; es war uns unerträglich heiß geworden in dem kleinen Raum, und wir sehnten uns, wieder den Ausblick aufs kühle Wasser zu bekommen.

„Kann werden," sagte Ruhnke gemächlich. „Kommen Sie man immer, Fräulein, ich trag' Sie 'rüber, naß sollen Sie sich nicht machen, und mit dem Boot wär' schlecht 'rankommen."

Eifrig sprang sie auf und eilte hinaus auf die Vortreppe; hier nahm sie der Mann auf seinen Arm und trug sie, obgleich er lahmte, stark ausschreitend die hundert Schritt zum Thurm hinüber; das Wasser sprudelte hoch auf um seine Stiefel, die ihm weit über die Kniee reichten.

Dann kam er zurück, um uns zu holen; der Zufall brachte es, daß ich zuerst an die Reihe kam.

So stand ich nun einige Minuten lang allein mit Herfilien auf der Höhe des einsamen Leuchtthurms, ganz allein mitten in den fluthenden Wassern, die zu unsern Füßen in endlosem Strom vorüberrauschten. Vom grauen, uferlosen Haff her jagte der Nordwind die unerschöpflichen Wellenzüge unermüdet landeinwärts; es sah aus, als wolle er mit zäher Wucht das ganze Haff an uns vorüberzerren, immer tiefer und tiefer das extrinkende Land zu überspülen. Ganz hinten aber fiel durch einen Riß des grauen Wolkenschleiers, der den Himmel deckte, ein greller Sonnenschein gerade auf die Stadt, an die jener alles verschlingende Wasserschwall immer gewaltiger sich wirbelnd, strömend heranwälzte. Es sah aus, als wollte diese schimmernde, märchenhaft übergoldete Stadt in der Ferne jetzt, gerade jetzt in leiser Klage niedersteigen und ruhig versinken mit all' ihren ragenden Dächern in der großen Fluth, die gelassen heranschwoll.

Mir schwindelte. Ich stand eng neben Herfilien, über die Tiefe gebeugt, schweigend wie sie und ohne sie anzusehen; aber etwas Neues, Seltsames, Berauschendes regte sich in meiner ahnungslosen Brust. Das köstliche Alleinsein mit ihr über den Wassern überschwemmte meine Seele; wie ein Strom von Licht und heißem Glück floß es aus ihrer unmerklichen Berührung in meine Adern über. Ich sah sie nicht an, nicht mit einem Blicke, aber ich fühlte die Macht ihrer Schönheit über mir wie eine räthselhafte Gewalt; es war das erste Mal, daß ich sie ohne den Freund für mich allein besaß. Das erste Mal, daß ich neben ihr meine Gefühle für mich allein haben konnte. Und das erschien mir wie eine Eroberung, wie ein feierliches Besitznehmen von ihrer Person, ihrer Schönheit; und noch mehr, obwohl ich den Vorsprung gewonnen hatte ganz ohne mein Zuthun und ganz ohne Absicht, so erschien er mir jetzt doch als ein Verdienst oder eine Schuld — das unterschied ich noch nicht — und es schien mir unmöglich, ihn wieder aufzugeben, den Kameraden mir wieder gleichkommen zu lassen. Es war ein erster ungewollter böser Triumph über ihn, und galt mir im gleichen Augenblick schon als ein erworbenes Recht, das ich im Nothfall zu vertheidigen mich bereit halten müsse.

So stand ich dort allein mit der Geliebten, zum ersten Mal Begehrten, und der Haffwind wehte um meine schwindelnde Stirn.

Da stapfte es auf der knarrenden Treppe, und Robert kam heraufgesprungen mit seinen glühenden Wangen. War es wirklich etwas wie Neid, das ich in seinen Augen sah? Oder war es nur mein böses Gewissen, das diesen Ausdruck in seine guten Augen malte?

Herfilie freilich kümmerte sich so wenig um ihn wie um mich, sondern starrte unverwandt ins Weite, bis sie plötzlich mit ihrem festen Ton ausrief:

„Ich kann nicht anders. Heute muß ich hinaus aufs Haff. Ich muß. So Schönes kommt nicht wieder."

Wir schwiegen, aber wir wußten, daß wir ihr gehorchen würden. Auch wir mußten, auch wir konnten nicht anders.

Und wo war denn heute das Haff, und wo war es nicht? Alle Grenzen flossen in einander, warum nicht auch die zwischen Verbotenem und Erlaubtem?

Wir saßen wieder zu Dreien im Boot, seitlich in der Richtung der Küste nach Westen zu mit halbem Winde segelnd, jedoch mit einem heimlichen Strich gegen Norden. Noch glitten wir über dem Wiesengrund, wir sahen ihn unter uns und fühlten uns noch in stiller Sicherheit, noch frei von Schuld.

Und einen Augenblick später schwebten wir über der verbotenen Tiefe und wußten es und wollten es nicht wissen: war doch die Grenze nur erkennbar für ein scharfspähendes Auge und für ein waches Gewissen.

Ich blickte auf Herfilie; ihr weißes Gesicht war ganz ruhig, und ihre Augen forschten freudig glänzend in die Ferne.

Und nun griffen die freieren Wellen unser Fahrzeug auf und ließen es tanzen in flotterem Spiel, und der Wind strich belebend um unsere Stirn, und das Segel blähte sich kräftiger. Da wich der dumpfe Druck von unserer Seele, und nur die heiße Jugendluft blieb übrig, der Uebermuth und die Freude am hellen Wagniß. Wohl war keine ernste Gefahr für uns zu befürchten, denn der Wind ging nicht schwach, aber stetig, und das Handhaben des Segels war uns eine vertraute Kunst: aber es war doch ein bewußtes Spielen mit der Möglichkeit einer Gefahr — der Wind konnte umschlagen und steifer oder böig werden, vielleicht sogar ein Frühlingsgewitter losbrechen, denn schwül genug war die Luft, wo der Wind nicht traf — und das prickelte und gab dem Unternehmen den stärksten Reiz. Dazu das köstliche Gefühl der ungebändigten Freiheit und der Stolz auf unsere Kühnheit und noch die Gluth des heißen Trankes in unsern Adern!

Trotzdem kamen wir nicht allzu weit ins offene Wasser hinaus, weil uns das schwerfällige Kreuzen gegen den Nordwind zum Ueberdruß ward, so daß wir es vorzogen, weiter längs des verdeckten Ufers westwärts zu streichen. Eine Strecke weiter hin war die Grenze zwischen Wiese und Haff deutlicher markirt durch ein breites Röhricht, dessen mächtige Schafte trotz der erheblichen Tiefe, in der sie bei dem hohen Wasserstande wurzelten, dennoch ein gutes Stück über unsere Köpfe hervorragten. Es machte uns besonderes Vergnügen, in diesen dichten Schilfwald mit voller Kraft hineinzusausen, so daß die beweglichen Rohre heftig zurückschwankten und raschelnd hinter uns wieder zusammenschlugen.

Einmal gelangten wir solcher Art durchbrechend auf eine kleine Lichtung, rundlichen Umkreises, wie ein Nest eines riesigen Wasservogels. Das erinnerte uns an die gewohnten Buchtungen unserer Wiesengräben und muthete uns traulich an, so daß wir beidrehten und unter dem Winde liegend ein wenig verweilten. Es herrschte hier eine behagliche Wärme, die uns wohlthat nach dem scharfen Luftzuge, und unser Aufmerken ward lebhaft gefesselt durch das eigenthümliche Geräusch des Windes und des Wassers in dem Schilf, wie das oben raschelte und rauschte, flüsterte und seltsam pfiff, wie unten aber ein dumpfes Gurgeln, Murmeln und Plätschern gleich einem eintönigen Plaudern sich geheimnißvoll damit vermengte.

Wir schwiegen und lauschten gebannt und wunderlich ergriffen, als Herfilie auf einmal nach ihrer Art ruhig mit eintönig singender Stimme zu erzählen begann: es war eine Geschichte von einem Liebespaar in einem fernen, wunderbaren Lande, Paul und Virginie, die in seliger Abgeschiedenheit unter fremdartigen Bäumen und Blumen glückselig dahin lebten, bis zuletzt Alles ein trostloses Ende nahm, denn die holde, schöne Virginie ertrank bei einem Schiffbruch auf dem Meere, weil sie zu züchtig war, selbst angesichts des Todes ihren zarten Leib vor eines Mannes Augen zu entblößen.

Das erschien uns unendlich rührend und erhaben; wir versanken ganz in die Vorstellung von dem fremden Wunderlande, und das schlichte Rohr ward uns zu Palmen und tropischen Riesenblumen, das Rauschen und Rieseln im Schilf zu dem Brausen des Orkans, der Virginien's Schiff verschlungen hatte. Ich aber heftete brennende Blicke auf Herfiliens weißes Gesicht und dachte bei mir, schöner und holder könne auch jene zarte Virginie nimmermehr gewesen sein.

Wir gedachten nun endlich wieder unsern Ausweg aus der Enge zu suchen, doch die Durchfahrt war nicht so leicht zu bewerkstelligen, als beim raschen Ansturm mit dem Winde; die Riemen waren in dem dichten Schilf nicht zu gebrauchen, und wir mußten uns etwas mühselig mit den Händen an den Rohrhalmen selbst entlangziehen. Herfilie ergriff den Bootshaken, um durch Stoßen gegen den Grund zu helfen; doch das Wasser war bei Weitem tiefer, als sie berechnet hatte; vielleicht kam auch ein schärferer Ruck unserer Hände hinzu: sie verlor das Gleichgewicht und stürzte mit einem Aufschrei ins Wasser.

Wir Beide sprangen in furchtbarem Schreck gleichzeitig von den Ruderbänken auf; wir wußten, dies war ernst bei dem Hochwasser; ich aber taumelte von dem Schwanken des Boots noch einmal zurück, während Robert, sicherer stehend eilig die Jacke auszog, um sich der Verunglückten nachzuwerfen.

Da fuhr mir ein jäher Stich durch das Hirn, ein Schwindel, ein Krampf, ein Wahnsinn: jetzt war Jener es, der einen Vorsprung vor mir gewonnen hatte, und mehr noch, er sollte ein Verdienst vor mir voraus haben, ein wirkliches Verdienst; ihm sollte die unermeßliche Gnade werden, die erste Hand zu ihrer Rettung zu rühren!

In dem wilden Aufruhr des Augenblicks erschien mir dieser Anspruch wie ein Raub, wie ein schnöder Eingriff in meine älteren Rechte. Und an der Hast seiner Bewegungen und einem Aufzucken in seinen Augen glaubte ich zu erkennen, daß er sich solches Glückes und solches gewollten Verdienstes voll bewußt war.

„Nein, ich!" schrie ich außer mir, mühsam meine heisere Stimme herauspressend, „Du nicht!"

„Oho!" antwortete er hart und höhnisch; er hatte meine dumpfen Gedanken sofort begriffen. Wie eine Giftpflanze war die nie gekannte Eifersucht urplötzlich in ihrer ganzen schauerlichen Häßlichkeit zwischen uns aufgeschossen.

Er hatte die Jacke aufgestreift und setzte zum Sprunge an; da fuhr ich mit einem Schrei, der mir selber greulich klang, auf ihn los, umschlang ihn mit beiden Armen und rang mit aller Kraft gegen ihn, versuchend, ihn rücklings ins Boot zu werfen. Er aber wehrte sich mit gleicher Wuth; an Kräften waren

wir einander völlig gleich, wie wir oft im spielenden Ringkampf als homerische Helden oder Indianerhäuptlinge erprobt hatten: jetzt war es abscheulicher Ernst, wir drängten und preßten uns Brust an Brust; wir suchten uns die Beine wegzuschlagen; wir suchten Einer die Hand an des Andern Kehle zu bringen; wir vergaßen Alles um uns her, Zweck und Ursache des Streits, nur nicht die rasende Wuth selber und den sinnlos aufgekochten Haß.

So standen wir gegen einander gestemmt viele Secunden; wer konnte zählen, wie viele? Jeder stützte den Andern, indem er ihn zu stürzen suchte. Endlich aber kam doch, was kommen mußte: wir verloren den Halt in dem heftig schwankenden Fahrzeuge und fielen zusammen klatschend über Bord, noch fest in einander verschlungen und verkrallt.

Das Wasser schlug über unsern Köpfen zusammen, doch wir achteten es nur aus Freude Jeder über des Andern Fall und in Hoffnung auf das Versagen seines Muthes und seiner Kraft. Auch als wir durch die Tragkraft des Wassers wieder emporgetaucht waren, wich die Raserei nicht aus unsern Herzen; die Fluth stand uns genau bis an den Hals; kein Gedanke kam uns, daß sie dem unglücklichen Mädchen über den Scheitel spülen mußte; wir rangen in ungeschwächter Wildheit mehr schwimmend als auf dem Grunde stehend, mehr unter dem Wasser, als an freier Luft; schon strebten wir uns gegenseitig unter Wasser zu drücken, uns mit dem Athem die Kraft zu entziehen; wir rangen und rangen, zerrten und schlugen — nur ein wenig Unglück, und es konnte zum Letzten, Entsetzlichen kommen — da auf einmal fühle ich, wie noch etwas Anderes als seine harten Arme meinen Leib von unten her krampfhaft umklammert; ich fühle, wie es umklammernd, angstvoll fingernd, langsam, immer matter und kraftloser, doch schauerlich langsam an meinem gestreckten Bein niedergleitet, nun noch mit letztem Tasten den Knöchel umfaßt und nun plötzlich auch diesen Halt sich lösend fahren läßt.

Mit jähem Grausen hatte ich sogleich die kämpfenden Arme sinken lassen, mein Feind aber hielt mich noch mit besinnungsloser Wuth umschlossen. Doch auf einmal bemerkte ich, daß sein Auge sich starr und schauernd auf die Oberfläche des Wassers richtete, und sein Arm mich losließ; und da sah auch ich: es war von Blut roth gefärbt.

So jählings, wie uns die Besinnung geschwunden war, kehrte sie zurück: was Fürchterliches war geschehen? Und mit der Besinnung zugleich die grausame Scham und die grausame Angst.

Nicht weit von uns tauchte langsam etwas Schwarzes empor; Schulter an Schulter ruderten wir schreitend mit den Händen darauf zu und hoben Hersiliens bleichen Kopf über Wasser. Ihre Augen waren geschlossen, sie war völlig bewußtlos. Vielleicht todt.

Ohne große Beschwerde zogen wir den hangenden Körper bis ans Boot und hoben ihn an Bord. Im Vordertheil, wo der bequemste Raum war, legten wir die regungslose Last nieder.

Jetzt entdeckten wir, daß Blut aus ihrem rechten Aermel quoll; vorsichtig schoben wir das Kleid zurück und fanden eine lange, flache Wunde in dem weißen

Arm. Ein wenig erleichtert athmeten wir auf; das war nichts Arges, sie hatte sich offenbar nur an dem scharfen Schilf die Haut aufgeschnitten.

Die Wunde war leicht zu verbinden; jetzt aber kam die qualvollere Sorge. Wir waren nicht ganz ohne Hoffnung, denn wir wußten, daß man bei Ertrunkenen auf Wiederbelebung hoffen darf, wenn man sofort die geeigneten Mittel anwendet. Und ungefähr wußten wir mit diesen Mitteln Bescheid; man lernt solche Dinge von selbst, wenn man so nahe am Wasser lebt. Den starren Körper reiben, aus allen Kräften reiben, die Hautthätigkeit wieder in Gang bringen, das ist's, worauf es ankommt. Und das war so leicht zu bewerkstelligen; eine große Wolldecke lag hinten im Kasten unter der Ruderpinne.

Es war gewißlich Hoffnung, aber — wir sahen uns mit stummer, fragender Verzweiflung ins Gesicht. Wir verstanden einander wie sonst ohne Worte. Wir dachten Beide an jene Virginie, die lieber sterben als sich vor eines Mannes Auge entblößen wollte. Und wir zitterten und wagten keine Hand an das leblose Kind zu legen. Wie hatte es uns schon heimlich durchschauert, als wir die weiße Haut des nackten Armes erblickten und berührten!

In namenloser Angst legten wir nur die wollene Decke fest über den zarten Leib und warfen uns mit keuchender Anstrengung in die Riemen, indeß uns die Thränen stromweise über die Backen liefen.

In einer kleinen Viertelstunde etwa landeten wir wieder am Hause des Leuchtthurmwächters. Die Frau schrie auf, als sie das Unglück erkannte, griff aber auch sofort zu und half das arme Mädchen die Treppe hinauftragen.

„O, Ihr Unglücksmenschen!" rief sie, uns plötzlich duzend, „und so laßt Ihr das lütte Wurm liegen und rührt keine Hand? Daß Euch der Donner regieren soll! Wenn sie todt bleibt, ist es Eure Schuld."

Wenn sie todt bleibt, ist es Eure Schuld! Wie schaurig das aus anderem Munde in unsere Ohren gellte! Und doch wußten wir das längst viel besser, wie sehr es unsere Schuld war, und in wie viel schwererem Sinne noch.

Auch August Ruhnke ging nun in der Stube sofort eifrig mit ans Werk, und, wie leicht zu merken war, mit Sicherheit und kundiger Hand. Nach kurzem Behorchen und Schütteln des Körperchens sagte er etwas bedenklich:

„Zehn Minuten früher wär' besser gewesen. Na, wollen sehen."

Sie legten die Leblose nun in die Koje in der Wand, entkleideten sie und begannen mit aller Gewalt zu reiben.

Wir saßen abseits, in eine Ecke gedrückt, von tiefen Schauern geschüttelt, leiblichen und seelischen, nicht wagend, die Augen zu erheben, und ließen nur immerfort unsere hilflosen Thränen fließen.

Endlich erinnerte die Frau sich mitten in ihrer Arbeit auch unseres Zustandes.

„Herr du meine Güte," rief sie erschrocken, „sitzen die armen Jungens da in ihren nassen Hosen! Die können ja selbst den Tod davon haben. Kinder, Kinder, nu man schnell nebenan in die Hinterstube: da steht ein Kasten, in dem liegt alles Zeug von meinem Mann und auch etliches von mir, da nehmt 'raus, was Ihr fassen könnt und was Euch paßt. Ein Bischen reichlich wird zwar wohl Alles sitzen."

Sie rieb unter diesen Worten ungestört weiter, und wir schlichen mit ge-

senkten Blicken hinaus. Wir waren ganz Demuth; selbst die lange nicht mehr gehörte Bezeichnung als „Jungens“ vermochte keine Wallung des Stolzes in uns hervorzurufen.

Nachdem wir uns mit allerlei Sachen des Hausherrn wunderlich genug bekleidet hatten, betrachteten wir uns mit scheuen Blicken. Doch selbst das ungeheuer Lächerliche unserer Erscheinung war uns nur grausig, bitter grausig.

Und plötzlich packte es uns; tief aufschluchzend fielen wir einander um den Hals und weinten stumm die schmerzlichsten Thränen unseres jungen Lebens.

Wer uns in dieser Stellung gesehen hätte, mit den schlotternden Aermeln, den schleppenden Rockschößen und den aufgekrempten Hosen, der würde wohl einen unsäglich drolligen Eindruck empfangen und herzlich gelacht haben.

Auf den Zehen gingen wir Hand in Hand in die Vorderstube zurück, um nach dem Stande unserer Hoffnung zu sehen.

Zufällig traten gerade in diesem Augenblick beide Pfleger, sich die Stirnen trocknend, auf einige Sekunden von dem Lager zur Seite. Da sahen wir mit heißem Erschauern den jungen, weißen Leib nur halb bedeckt, die Arme, den Hals und die Schultern tief entblößt, in seiner ersten herben Mädchenblüthe dort gerade zwischen den rothglühenden Cactusblumen.

Ich dachte mit Grausen an das Marmorbild in der Nische des Hauses am Bollwerk, und ich deckte hastig die Hand über beide Augen. Aber das weiße Bild zwischen den rothen Blüthen blieb unauslöschlich in meine Seele geprägt. Und ich dachte an Virginia, und ein schreckensvolles Mitleid mit unserer Freundin übermannte mich; die Sorge erfüllte mein Herz, daß unsere Augen jetzt eben das schwerste Unrecht an ihr begangen hätten.

Da nickte uns Ruhnke ganz vergnüglich zu und rief:

„Na, laßt man sein, Kinder, sie lebt. Ich hör' ihren Odem. Und in 'ner Stunde wird sie obenauf sein, und morgen können die Herrschaften uns alle Drei wieder besuchen auf ein Glas Grog!“

Diese Erlösungsbotschaft trieb uns hinaus ins Freie; unser wogendes Blut drohte uns in der Schwüle des Zimmers zu ersticken. Wir saßen neben einander schweigend auf den Stufen der Vortreppe und ließen die große Fluth unter unsern Füßen vorüberwallen. Aber unsere Hände fanden sich nicht mehr, und unsere Augen wandten sich in dunkler Scheu von einander ab; der stumme Opferdampf unserer Herzen stieg in getrennten Wolken gen Himmel. Der greuliche Ringkampf im Wasser war vergeben und vergessen; was wir jetzt insgeheim einander mißgönnten, das war das räthselhafte Schuldbewußtsein von der neuen Sünde unserer Augen.

Die große Sündfluth wallte unablässig rauschend und plätschernd an uns vorüber, und wir ahnten, daß sie Manches mit sich hinwegschwemmte, was uns bis auf diesen Tag das Theuerste gewesen. Wir wußten, wir Beide könnten auch künftig gute Kameraden sein, aber die alte ungebrochene Freundschaft würden wir nicht wiederfinden. Die Sündfluth hatte sie mit in ihren endlosen Strömen begraben. Wir konnten uns nicht mehr unsere Gedanken aus den Augen lesen, weil wir uns nicht mehr so frei wie sonst in die Augen zu blicken wagten. Und wir würden Hersilien nicht mehr lieben können wie sonst; wir konnten ja den

unschuldigen Blick ihrer glänzenden Augen nicht mehr ertragen. Und selbst in die einsam dämmernden Sehnsuchtsgedanken mußte sich fortan immerdar das stumme Schreckbild des geheimnißvollen Marmorleibes mischen, verwirrend und entfernend. Auch die erste Knabenliebe versank in den strömenden Wassern.

Aber das wußten wir nicht, wenn die Fluth sich verlaufen, und die Erde wieder trocken sein würde, daß dann neue Gedanken und neues Streben und neues Glück und neue Freundschaft und neue Liebe in späteren Tagen auch in uns keimen würden.

Und auch das wußten wir nicht, daß die Eindrücke dieses Tages dereinst für unser Beider Lebenslaufbahn von seltsam bestimmender Kraft sein sollten: das Räthsel jenes antiken Marmorbruchstücks, das mich an diesem Tage erst menschlich näher berührt hatte, lockte mich zuerst in die ferne Bahn meiner künftigen Studien, und das Räthsel ferner Zonen mit ihren Wundern und Herrlichkeiten weckte in dem Freunde die ersten Keime der Lust, als Seemann die Welt zu umkreisen. —

Das war unsere Sündfluth, welche die süßbefriedigten Dämmerträume der Kindheit für immer hinwegspülte.

Aus einer neuen Dante-Uebersetzung.

Von

Otto Gildemeister[1]).

Graf Guido und Papst Bonifaz VIII.

Aus dem 27. Gesange der Hölle. V. 55—136.

Die Geister der argen Rathgeber wandern in dem ihnen angewiesenen Höllenkreise als Flammen umher. Eine solche Flamme redet Virgil und Dante an, glaubend, daß auch sie Verdammte seien, und fragt sie, wie es in ihrer Heimath, der Romagna, stehe. Die Flamme ist der Geist des Grafen Guido von Montefeltro, des größesten unter den ghibellinischen Kriegsmännern aus Dante's Jugendzeit. Unbekümmert um den Bann der Kirche, schlug er sich in der Romagna und in Toscana mit den Guelfen herum, im Jahre 1294 aber machte er doch seinen Frieden mit Rom, ging ins Kloster und starb 1298 zu Ancona. Aber kurz vor seinem Tode mußte er noch einmal — zu seinem ewigen Verderben — in die Welt zurückkehren. Papst Bonifaz VIII., von Dante über Alles gehaßt, veranstaltete 1297 einen Kreuzzug, nicht etwa gegen Ungläubige, nicht gegen die Besieger von Acre (das 1290 den Christen verloren ging), sondern gegen die römische Familie Colonna, deren Burg Pellestrino aber sich unbezwinglich erwies. Aehnlich wie Kaiser Constantin den Papst Silvester berief, daß er ihn vom Aussatz heile, so ließ Bonifaz den alten Grafen aus dem Kloster holen und gebot ihm bei der Pflicht des Gehorsams, im Voraus von aller etwaigen Sünde ihn lossprechend, anzugeben, wie man der Veste beikommen möge. Guido sträubte sich, aber zuletzt, nachdem er die Absolution erhalten hatte, rieth er dem Papste, weil die Burg nur mit List zu gewinnen sei, „viel zu versprechen, wenig zu halten". Demgemäß verfuhr der Papst; durch seine weitgehenden Versprechungen

---

[1]) Der berühmte Uebersetzer Byron's, der Historien und Sonette Shakespeare's, sowie des „Rasenden Roland" von Ariost, hat eine Uebersetzung der „Göttlichen Comödie" Dante's vollendet, aus welcher wir einige Proben mitzutheilen in der glücklichen Lage sind. Das Werk wird im Verlage von Wilhelm Hertz in Berlin demnächst erscheinen.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

bethört, lieferten die Colonna die Burg aus und sahen sich bald darauf wehrlos, beraubt und vertrieben.

Zu V. 105 ist zu merken, daß der Vorgänger des ehrgeizigen Bonifaz, Papst Cölestin V., sein Amt niederlegte, um in die Einsamkeit zurückzukehren. Darum sagt Bonifaz von ihm, daß ihm die Schlüssel wenig gegolten hätten, mit einer Geringschätzung, die übrigens Dante, wenn auch aus anderer Gesinnung, theilte. V. 124 bezieht sich darauf, daß der Höllenrichter Minos durch die Ringe seines Schweifes den Höllenkreis bezeichnet, in den der verurtheilte Sünder gehört, in diesem Falle den achten.

Der letzte Vers deutet an, daß der Weg zu einem anderen Theile der Hölle führt, wo die Zwietrachtstifter verweilen. Diese haben „durch Spalten ihre Last, nämlich ihre Sündenlast, gemehrt," während sonst eine Last durch Spalten leichter wird.

Der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden ist dieser: Dante hat der sprechenden Flamme auf ihre Frage geantwortet und wünscht nun zu wissen, mit wem er rede. Wie den anderen, so stellt er auch diesem Verdammten, falls er spreche, Nachruhm in Aussicht. Er fährt demnach so fort:

„Nun bitt' ich, sage du, mit wem ich spreche,
Und sei nicht spröder jetzt als andre auch,
Daß deinem Namen Dauer nicht gebreche."
Die Flamme brauset' erst nach ihrem Brauch,
Dann fing sie an die Spitze zu bewegen
Wohl hin und her und gab dann solchen Hauch:
„Glaubt' ich, es wäre Jemand hier zugegen,
Der in die Welt heimkehren wird von hier,
So sollte sich dies Feuer nimmer regen.
Weil aber Niemand lebend dies Revier
Verlassen kann, wofern ich recht vernommen,
Antwort' ich ohne Furcht vor Schande dir.
Ich war Soldat, dann ward ich Mönch; zum Frommen
Des Seelenheils that ich die Kutte um,
Und wie ich's hoffte, wär' es auch gekommen;
Nur daß der große Pfaff — Gott straf' ihn drum! —
Mich zwang die alten Sünden zu erneuen.
Und nun vernimm das Wie und das Warum.
So lang' ich mich des Leibes durft' erfreuen,
Den mir die Mutter gab, war ich ein Held
Mehr nach der Art des Fuchses als des Leuen.
Die Schlich' und Listen, so man braucht im Feld,
Uebt' ich und war in allen wohlerfahren,
Darob mein Ruf ausging in alle Welt.
Als ich nun fand, ich komme zu den Jahren,
Wo man mit eingezog'nen Tauen sich
Behelfen soll und seine Segel sparen,
Da ward, was erst gefiel, mir widerlich,
Und Buß' und Reue ging mir desto näher,
Und ich Unsel'ger hätt' errettet mich!
Das Oberhaupt der neuen Pharisäer
Hatt' einen Krieg, ganz nah' beim Lateran,
Nicht gegen Saracenen und Hebräer;

Die Feinde waren Christen! Diese sahn
Des Sultans Märkte nie, in ihren Reihen
War Keiner, der bei Acre mitgethan.
Nicht achtet' er an sich die heil'gen Weihen
Und hohes Amt, noch auch an mir den Strick,
Den sonst man umband, um sich zu kasteien.
Wie Constantin in seinem Mißgeschick
Silvester rief, daß er den Aussatz heile,
So rief mich Jener, daß ich mit Geschick
Sein stolzes Fieber kühl' in aller Eile.
Er heischte meinen Rath; ich schwieg zuerst,
Denn trunken schien die Red' in jedem Theile.
Da sprach er: — Fürchte nichts! wenn du begehrst,
Sollst du sogleich Ablaß von mir erhalten,
So du mich Pellestrino brechen lehrst;
Ich kann den Himmel zu- und offenhalten,
Das weißt du; darum sind der Schlüssel zwei,
Die meinem Amtsvorgänger wenig galten. —
So kam er mir mit starken Gründen bei,
Bis mir das Schlimmste deuchte, wenn ich schwiege.
Da sagt' ich: — Vater, wenn du selbst mich frei
Von dieser Schuld sprichst, der ich jetzt erliege,
Wohlan, erfülle wenig, viel versprich,
Das hilft dir auf dem hohen Stuhl zum Siege. —
Franciscus kam, als Todes ich verblich,
Doch einer von den schwarzen Cherubscharen
Sprach: — Nimm ihn nicht, denn du betrögest mich.
Er muß hinab zu meinen Knechten fahren.
Weil er den falschen Rath gab, ist er mein,
Und stets seitdem hielt ich ihn bei den Haaren.
Wer nicht bereut, dem kann man nicht verzeihn,
Und nicht zugleich kann man bereu'n und wollen,
Denn was sich widerspricht, das kann nicht sein. —
O wie erbebt' ich vor dem Grauenvollen,
Als er mich griff und sprach: Du hättest mir,
So viel von Logik doch zutrauen sollen!
Er trug zum Minos mich, der zweimal vier
Schweifringe hatt' um seinen Rumpf geschlagen
Und dann hineinbiß wie ein wüthig Thier.
Der sprach: Ein Feuerkleid muß dieser tragen!
Verloren bin ich nun an diesem Ort,
Und so gekleidet muß ich ewig klagen."
Als Jener so gesagt sein letztes Wort,
Verkrümmt' und zückte die betrübte Flamme
Ihr spitzes Horn, und eilends flog sie fort.
Ich und mein Führer schritten auf dem Damme,
Dem Bogengang des Grabens zugekehrt,
Zu welchem, sagt' er, Minos den verdamme,
Der spaltend seine eig'ne Last vermehrt.

König Manfred und der Kirchenbann.

Aus dem 3. Gesange des Fegefeuers. V. 46—145.

Während Virgil und Dante einen Weg suchen, um den steilen Berg der Läuterung zu ersteigen, begegnet ihnen, auf einem horizontalen Pfade des Abhanges wandelnd, eine Schar von Seelen, die noch nicht ins Fegefeuer aufgenommen sind, aber doch schon die Gewißheit der Erlösung haben. Unter ihnen ist König Manfred, Enkel Heinrich's VI. und Constanzens von Sicilien. Weil er im Banne der Kirche war, als er bei Benevent fiel, mußte man ihn in der Hölle glauben. Deshalb bittet er den Dichter, er möge seiner Tochter Constanze, der Gemahlin Peter's von Aragon und Sicilien und Mutter des von Dante verehrten Königs Alfons von Aragon, anzeigen, daß ihr Vater unter den Geretteten sei und der Fürbitte bedürfe, um desto eher ins Fegefeuer zu gelangen. Manfred's Leiche ward an der Brücke von Benevent begraben, und die Franzosen thürmten einen Steinhaufen darüber. Aber der Erzbischof von Cosenza, von Papst Clemens IV. angestiftet, wollte nicht, daß der Gebannte in der Erde eines päpstlichen Lehens, im Königreich Neapel, ruhe und ließ den ausgescharrten Leichnam an das jenseitige Ufer des Grenzflusses Verde werfen.

46. Wir waren an den Fuß des Bergs gekommen
Und sahn die Felswand, und so steil ist sie,
Daß rüst'ge Schenkel dort nur wenig frommen.

49. Der schlimmste Bergpfad zwischen Lerici
Und Schloß Turbia ist wie eine Stiege
Bequem und leicht zugänglich gegen die.

52. „Wer sagt mir, wo der Fels geneigter liege,"
Sprach mein Beschützer, der nun stille stand,
„So daß man ohne Flügel ihn erstiege?"

55. Zu Boden hatt' er seinen Blick gewandt,
Im Geiste Weg und Straße überlegend,
Und ich sah oben nach der Felsenwand.

58. Und sieh', in unsrer Richtung sich bewegend,
Kam langsam eine Seelenschar heran,
Kaum von der Stelle, wie es schien, sich regend,

61. Da sprach ich zu dem Meister: „Schau' bergan,
Dort kommen Leute, Rath uns zu ertheilen,
Wenn ihn dein eigner Geist nicht schaffen kann."

64. Da blickt' er auf, und fröhlich schon zu eilen,
Sprach er: „Mein Sohn, in Hoffnung halte Stand!
Und laß uns gehn, weil sie zu sehr verweilen."

67. Als sich das Volk von uns so weit befand,
(Nachdem wir, mein' ich, tausend Schritt gegangen),
Wie guter Schleudrer würfe mit der Hand,

70. Da nach des Randes harten Blöcken drangen
Sie all' und standen unbeweglich dann,
Wie Menschen stehn und schaun, wenn sie erbangen.

73. „Ihr schon Erwählten," hob der Meister an,
„Bei jenem Frieden, welchen als gewissen
Ein Jeder unter euch erwarten kann,

76. Sagt uns des Berges Weg, den wir vermissen,
Daß es uns möglich sei hinaufzugehn;
Denn Zeit verlieren schmerzt, je mehr wir wissen."

Wie aus dem Pferch wir Schafe kommen sehn,
Erst eins, dann zwei und drei, indeß verlegen
Die andern noch, das Maul am Boden, stehn,
Und alle einem nachzuahmen pflegen,
Und wenn es Halt macht, drängen sie sich an,
Einfältig still, und wissen nicht weswegen:
So kam zu uns jetzt, als Virgil begann,
Die Spitze dieser hochbeglückten Herde
Sittsamen Blicks und würd'gen Schritts heran.
Als sie das Licht nun vor mir an der Erde
Verdunkelt sahn und daß zur rechten Hand
Der Felsenhang von mir beschattet werde,
Blieben sie stehn, etwas zurückgewandt;
Desgleichen thaten sie, die hinten wallten,
Noch eh' sie selber das Warum erkannt.
„Eh' ihr mich fragt, will ich's nicht vorenthalten,
Daß, was ihr seht, ein Menschenkörper ist;
Deshalb ist hier das Sonnenlicht gespalten.
Darob seid nicht verwundert, sondern wißt,
Daß er nicht ohne Kraft aus höhern Reichen
Die Wand zu übersteigen sich vermißt."
So der Poet. Und jene Hoffnungsreichen
Versetzten: „Kehret um und geht voran,"
Und gaben mit der äußern Hand ein Zeichen.
Und einer sprach zu mir nun: „Fremder Mann,
Wer du auch bist, im Gehn woll' mich beschauen,
Ob sich dein Auge mein erinnern kann."
Da warf ich einen Blick auf ihn, genauen.
Blond war er, schön, von Ansehn ritterlich,
Doch ging ein Hieb durch eine seiner Brauen.
Bescheiden ihn zu kennen leugnet' ich;
Da sprach er „schau'," und nochmals blickte hin ich
Und auf der Brust sah ich den Lanzenstich.
Dann lächelnd sprach er weiter: „Manfred bin ich,
Constanzens Enkelkind, der Kaiserin;
Drum, kehrst du heim, so geh', ich bitt' es innig,
Zum Sitze meiner schönen Tochter hin,
Die Spaniens und Siciliens Stolz geboren,
Und sag' ihr, wenn man's leugnet, wo ich bin.
Sie mußten zweimal tödtlich mich durchbohren,
Da gab ich weinend mich in dessen Hand,
Der gern verzeiht: so ging ich nicht verloren.
So greulich meiner Sünden Rechnung stand,
Gar weite Arme hat die ew'ge Güte,
Die Alles, was zu ihr sich kehrt, umspannt.
Hätte der Hirt Cosenza's im Gemüthe
Dies Wort beherzigt, als er, aufgehetzt
Von Clemens, wider mich in Grimm erglühte,
So läg' an Benevento's Brücke jetzt
Mein Leichnam noch und drüber würde ragen
Das Mal von Steinen, das sie mir gesetzt,
Statt daß ihn Regen wäscht und Winde schlagen,
Jenseits des Reichs, vom Verdefluß nicht weit,
Wohin sie ohne Kerzen ihn getragen.

133. Ihr Fluch verdammt nicht so in Ewigkeit,
Daß nicht die Liebe dennoch kann begnaden,
So lang' ein Knöspchen Hoffnung noch gedeiht.
136. Wahr ist es, wer hinstirbt vom Bann beladen
Der heil'gen Kirche, wenn er auch bereut,
Der bleibt entfernt von diesen Heilsgestaden,
139. Bis dreißigmal die Zeitfrist sich erneut,
Die er im Trotz verharrt, wenn frommes Flehen
Die Zeit nicht kürzt, die das Gesetz gebeut.
142. Jetzt laß du, wenn du kannst, es so geschehen:
Sag' meiner theueren Constanz' ein Wort,
Wie du mich sahst und wie die Sachen stehen;
145. Denn mächtig fördert hier die Hilfe dort."

Dante's Exil und Strafamt.

Aus dem 17. Gesange des Paradieses. V. 13—142.

Im Himmel des Planeten Mars, wo die Streiter der Kirche als Lichtgestalten Edelsteinen gleich glänzen, trifft Dante seinen Ahnherrn Cacciaguida. Auf Geheiß seiner Führerin Beatrix befragt er den Verklärten, der die künftigen Dinge so deutlich wie wir eine mathematische Wahrheit erkennt, über die ihm bevorstehenden Schicksale, die ihm sowohl von Verdammten der Hölle als von Büßern des Fegefeuers dunkel prophezeit worden seien. Der Verklärte, im Auge Gottes alle räumlichen und zeitlichen Dinge schauend, weissagt dem Urenkel, wie er auf Anstiften des Papstes, der Christus selbst zum Gegenstande des Schachers macht, unter falscher Anklage aus Florenz vertrieben werden, mit seinen Unglücksgenossen sich überwerfen, eine Partei für sich selbst bilden und in Verona ein Asyl finden wird bei dem Hause Della Scala (kenntlich gemacht durch das Wappen: Adler auf einer Stiege oder scala). Dem im Augenblicke der Vision erst neunjährigen Can Grande della Scala, Dante's späterem Beschützer, wird bei diesem Anlasse prophetisches Lob gespendet. Bei ihm wird das Geben der Bitte vorangehen; er ist unter dem „tapferen Planeten", dem Mars, geboren; schon als Jüngling, noch ehe der „Baske", Papst Clemens V., seine Ränke gegen Kaiser Heinrich VII. spinnt, wird er sich im Regiment bewähren. Dante's Sorge, ob er nicht durch sein Gedicht, das so viele große Namen bloßstelle, sich mächtige Feinde machen werde, wird von diesem seligen Geiste zurückgewiesen: mit den Beispielen obscurer Personen und glanzlosen Argumenten würde er nicht auf die Herzen der Menschen wirken können.

Unser Auszug beginnt mit Dante's Anrede an den Urahn.

13. „O theurer Baum, der du so hoch gediehst,
Daß — wie wir Sterblichen am Dreieck sehen,
Daß es zwei stumpfe Winkel nie umschließt, —
16. Du die zufäll'gen Ding', eh' sie geschehen,
Erkennen magst, von jenem Licht erhellt,
Vor dem wie Gegenwart die Zeiten stehen, —
19. Als ich hinanstieg, dem Virgil gesellt,
Den Berg, der Seelen heilt mit scharfer Plage,
Und als ich abstieg in die todte Welt,

Vernahm ich über meine künft'gen Tage
Manch schweres Wort, obwohl ich fest und heil
Mich fühle, wie das Schicksal auch mich schlage.
Drum säh' ich gern, mir würd' ein Wink zu Theil,
Was über mir für Mißgeschicke hangen:
Langsamer kömmt vorausgesehner Pfeil."
So sprach ich zu dem Glanz, der mich empfangen
Und angeredet, und der Führerin
Gehorsam beichtet' ich ihm mein Verlangen.
Nicht mit dem trügerischen Doppelsinn,
Der die bethörten Völker einst berückte,
Eh Gottes Lamm die Sünden nahm dahin,
Nein, klare Worte, deutlich ausgedrückte,
Gab jene Vaterhuld mir zum Bescheid,
Die sich im eignen Lächeln barg und schmückte.
„Der Lauf der Dinge, der nicht Raum und Zeit,
Das Buch der Elemente, überschreitet,
Steht ganz vor Gottes Aug' abconterfeit;
Nicht daß darum Nothwendigkeit ihn leitet,
Wie ja der Nachen, der im Auge sich
Abspiegelt, nicht durchs Aug' im Strome gleitet.
Von dort her kommen sichtbar über mich,
Wie an das Ohr der Orgel Harmonien,
Die Zeiten, so im Werden sind für dich.
Wie, vor stiefmütterlicher Wuth zu fliehen,
Hippolytus einst aus Athen entflohn,
So aus Florenz wirst du von dannen ziehen.
Das will man, und man sucht es heute schon,
Und bald gelingt es ihm, der solches denket,
Dort wo man täglich feil hält Gottes Sohn.
Der Ruf der Schuld folgt dem, den man gekränket,
Wie Brauch ist, doch die Rache wird zuletzt
Noch zeugen für die Wahrheit, die sie lenket.
Verlassen wirst du, was du werthgeschätzt,
Und dieser Pfeil wird dann zuerst dir zeigen,
Wie schwer der Bogen des Exils verletzt.
Dann wirst du spüren, nach wie salz'gen Teigen
Das fremde Brot schmeckt und wie hart es ist,
Die fremden Treppen auf- und abzusteigen.
Und was am meisten dir am Herzen frißt,
Wird die Gesellschaft sein der Argen, Blinden,
Mit der du in dies Thal gefallen bist.
Ganz undankbar, ganz toll wirst du sie finden
Und gottlos, aber bald wird sie dabei
Sich selbst, nicht dir, die Stirne blutig schinden.
In ihrem Thun wird ihre Raserei
Kund werden, und zum Lob wird's dir gereichen,
Daß du dich selbst gemacht hast zur Partei.
Dein erst Asyl wird sein des ehrenreichen
Lombarden Großmuth, der das heil'ge Bild
Des Vogels auf der Stiege führt als Zeichen.
Der wird sich dein annehmen gütig-mild,
Und zwischen euch wird beim Wohlthun und Flehen
Das Erstes sein, was sonst als Zweites gilt.

76. Dort wirst du Jenen schaun, dem im Entstehen
Dies tapfere Gestirn hat Kraft verliehn,
Wodurch denkwürd'ge Thaten einst geschehen.
79. Noch konnt' er nicht die Augen auf sich ziehn
Ob zarten Alters; denn erst seit neun Jahren
Bewegen diese Kreise sich um ihn.
82. Doch eh' der hohe Heinrich wird erfahren
Des Basken Trug, fängt seine Tugend an
Zu sprühn; denn Müh' und Geld wird er nicht sparen.
85. So weltbekannt wird seine Größe dann
Erglänzen, daß ihr Lob auch in dem Schwarme
Der Widersacher nie verstummen kann.
88. Auf diesen harr' und seine Helferarme!
Verwandeln wird er eine große Schar,
Daß ihren Platz vertauschen Reich' und Arme.
91. Und schreib von ihm ins Herz dir und bewahr'
Es für dich selbst . . ." Und nun ward mir erschlossen,
Was Keiner glaubt', nähm' er's mit Augen wahr.
94. Dann fuhr er fort: „Mein Sohn, dies sind die Glossen
Zu dem, was du gehört, dies ist das Leid,
Das, noch verhüllt, bald wird der Zeit entsprossen.
97. Doch blick' auf deine Nachbarn nicht mit Neid,
Denn weiter in die Zukunft reicht dein Leben
Als die Bestrafung ihrer Schlechtigkeit."
100. Als schweigend nun der Heil'ge kundgegeben,
Daß in den Webegrund, den ich begann,
Er fertig war, den Einschlag einzuweben,
103. Da fing ich wiederum zu reden an,
Wie zweifelnd wir von Jemand Rath begehren,
Der redlich will und liebt und sehen kann:
106. „Wohl seh' ich, Vater, schon der Zeiten schweren
Angriff und wie nach mir die Lanze sticht,
Die härter trifft, wenn wir uns selbst nicht wehren.
109. Mit Vorsicht mich zu waffnen wird nun Pflicht,
Damit ich nicht, vom liebsten Ort verschlagen,
Die andren auch verlier' durch mein Gedicht.
112. Dort unten in der Welt endloser Plagen
Und auf dem Berg, von dessen Heilsrevier
Der Herrin Augen mich emporgetragen,
115. Und dann von Licht zu Licht im Himmel hier
Hab' ich gelernt, was, wenn ich's wieder sage,
Gar Manchem schmecken wird wie Galle schier.
118. Wenn ich der Wahrheit treu zu bleiben zage,
Büß' ich das Leben wohl bei Jenen ein,
Die alt einst nennen werden diese Tage."
121. Das Licht, darin mein theurer Edelstein
So selig lachte, blitzte jetzt und sprühte,
Wie goldner Spiegel blitzt im Sonnenschein,
124. Und sprach: „Wohl mag's verfinstertem Gemüthe,
Das eigne oder fremde Schmach bedrückt,
Bedünken, daß dein Wort zu grimmig wüthe;
127. Nichtsdestominder, jeder Lüg' entrückt,
Verkündig' Alles, was von dir geschaut ist,
Und Jeder mag sich kratzen, wo es jückt.

Und wenn man nicht von deiner Stimm' erbaut ist
Beim ersten Kosten, läßt sie hinterdrein
Doch Lebensnahrung nach, wann sie verdaut ist.
Dann wird dein Rufen wie der Wind im Hain
Die Wipfel schütteln, die am höchsten ragen,
Und wird kein kleiner Grund der Ehre sein.
Denn auf dem Berg und in dem Thal der Plagen
Und hier im Himmel wies man dir und weist
Nur Seelen, die bekannte Namen tragen.
Denn nicht beruhigt sich des Hörers Geist,
Noch wird sein Glaube fest durch die Exempel,
Davon du nicht die dunkle Wurzel weißt,
Auch nicht durch Gründe ohne klaren Stempel."

Die gegenwärtige Lage der Kupferstechkunst.

Als vor ungefähr zwanzig Jahren die Photographie zu solcher Vervollkommnung gediehen war, daß sie zur Wiedergabe von Gegenständen der Natur wie von Werken der Kunst in früher ungeahnter Weise geeignet wurde, glaubten eine Zeitlang Viele, daß die Erfindung Niepce's alter reproducirender Kunst ein baldiges Ende bereiten würde, und daß namentlich die Tage der Kupferstecherei und dessen, was damit zusammenhing, gezählt seien. Noch entsinne ich mich eines literarischen Streites, der im Anfang der sechziger Jahre sich um die Frage drehte, ob die Photographie eine „Kunst" und die Photographen „Künstler" seien, und wenn ich nicht irre, eröffnete die Münchener Kunstakademie den Photographen die Pforten oder bezeugte wenigstens gute Lust dazu. Erst nach und nach drang die besonnenere Ansicht durch, daß die Meister der Dunkelkammer und des Silberbades zwar respectable Techniker sind, die, wie alles Andere, gelegentlich auch Kunstwerke „aufnehmen", aber doch keine machen können.

Trotzdem also die Photographie ihre Ansprüche auf einen Sitz unter den Musen nicht zu behaupten vermochte, hatten doch gewisse Künstler, namentlich Kupferstecher, Furcht vor der Concurrenz der Dunkelkammer. Ihre Angst, die sich nicht selten in Klagen Luft machte, war, wie sich später erweisen sollte, nicht ganz ungerechtfertigt. Die Entwicklung der Photographie war in der That von tief einschneidenden Folgen für alle Arten der Reproduction begleitet.

Die Kupferstecherei hatte schon seit dem Anfang unseres Jahrhunderts schlechte Zeiten. Zunächst beeinträchtigte die Lithographie den Erwerb der Kupferstecher. Weniger auf den Gebieten der sogenannten „höheren Kunst", als vielmehr dadurch, daß der billigere Lithograph fast alle „Accidenzarbeiten" der Vervielfältigung und ganz besonders die Herstellung von Porträts berühmter, namentlich aber unberühmter Persönlichkeiten an sich riß. Da man das Alles früher auf der Kupferplatte auszuführen pflegte, verlor die Kupferstecherei jetzt einen großen Theil ihrer Bedeutung als Erwerbszweig für geringe und mittlere Talente und fast Alles von ihrem ehedem kräftigen handwerklichen Boden. Die Porträtlithographie wurde ihrerseits später von der Photographie fast ohne Kampf verdrängt. Für die Kunst im Allgemeinen war es kaum ein Schaden, und von dem Kupferstecher war das Porträtfach nahezu aufgegeben, als die photographische Visitenkarte Mode wurde.

Aber auch das Gebiet, in welchem die eigentliche Stärke der Kupferstechkunst lag, die Wiedergabe nach Gemälden alter und neuer Meister, bedrohte der photographische Apparat. War schon die genaue Nachbildung der Zeichnung, die „Richtigkeit", ein Vorzug der Photographie vor jeder Leistung der menschlichen Hand, dort, wo es sich um die Reproduction z. B. von Gemälden handelte, so gesellten sich weiterhin andere Vervollkommnungen hinzu. Durch den „Kohlendruck" und Lichtdruck in ihren verschiedenen Arten erhielt das photographische Bild die lange gesuchte unbedingte Dauerhaftigkeit, und endlich ermöglichte die sogenannte Heliogravüre die photographische Aufnahme auf eine Kupferplatte derartig zu übertragen, daß man von einer solchen Platte mit gewöhnlicher Druckerschwärze und der alten Walzenpresse des Kupferdruckers Abdrücke herzustellen vermag, welche für den Laien von Kupferstichen nicht unterscheidbar sind. Eine besondere Art dieser Heliogravüren, die direct nach der Natur oder nach Gemälden gemacht werden können, gleicht im Aussehen den Kupferstichen jener Gattung, die man Schabkunst oder Schwarzkunst nennt, übertrifft sie aber an Bestimmtheit und Feinheit der Zeichnung.

Ein Nachtheil, der bis vor wenigen Jahren allen Photographien anhaftete, lag darin, daß sich das natürliche Verhältniß der Licht- und Farbenmassen in der Photographie nicht wiedergeben ließ. Ein blaues Gewand oder der blaue Himmel wirkte in der Photographie fast wie reines Weiß, Gelb hingegen wurde beinahe Schwarz; von der Haltung eines Gemäldes, von den Abstufungen seiner Farben und seines Lichtes, vermochte die Photographie ebenso wenig eine richtige Vorstellung zu geben, als von dem farbigen Charakter einer Landschaft. Der photographische Apparat, oder richtiger gesagt, die zur Photographie verwendeten chemischen Stoffe wirken eben in anderer Weise lichtempfindlich als das menschliche Auge. Die neuesten Fortschritte der Photochemie beseitigen oder umgehen indessen auch diesen Uebelstand, und das sogenannte isochromatische oder orthochromatische Verfahren ermöglicht Abbildungen von Gemälden, die an Klarheit und an Richtigkeit der Harmonie kaum noch zu wünschen übrig lassen. Hanfstängl in München und Braun in Dornach fertigten in dieser Weise Aufnahmen der Petersburger, Amsterdamer und Londoner Galerie, in denen auch die feinern Abstufungen des Colorits und des malerischen Vortrags der Originale getreu zum Vorschein kommen.

Durch Verwendung der isochromatischen Aufnahme als Grundlage für Heliogravüre entstehen Kupferstichen sehr ähnliche Wiedergaben von Gemälden, welche sich auch zum Schmuck der Wände vorzüglich eignen. Namentlich die Firma Goupil in Paris betreibt die Production solcher Blätter in ausgezeichneter Weise und in großem Maßstabe, so daß sie eine Art Monopol besitzt, das sich über Europa wie über Amerika erstreckt. Versuche, welche z. B. Berliner Kunstanstalten und Verleger machten, Goupil Concurrenz zu bereiten, sind ziemlich erfolglos geblieben. In Deutschland sind bisher nur die Reichsdruckerei in Berlin, Albert und Hanfstängl in München im Stande, wirklich vervollkommnet heliographische Reproductionen herzustellen.

Wenn nun auch die wie Tuschmanier und Schabkunst wirkenden Heliogravüren die eigentlichen Kupferstiche in „Linienmanier", für welche das Publicum

eine altgewohnte Vorliebe hat, noch nicht völlig verdrängen, so ziehen sie doch viele Käufer heran, die sich sonst zu gestochenen Blättern gewandt hätten. Namentlich in der Wiedergabe von Gemälden neuerer Künstler liegt die Stärke der französischen Heliogravüre, zumal es häufig geschieht, daß die Maler ihre Werke von vornherein für die photographische Reproduction einrichten und stimmen.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß Photographie und Heliogravüre für die Wiedergabe von Malereien alter wie neuer Meister über kurz oder lang noch weit größere Bedeutung gewinnen werden, als dies gegenwärtig schon der Fall ist. So Ausgezeichnetes hierin schon heute geleistet wird, jedes Jahr bringt doch wieder neue überraschende Verbesserungen. Der Kupferstecher, der bislang allein berufen schien, die Nachbildungen von Gemälden dem Publicum zu liefern, theilt das Schicksal des Handwerkers, welchem die Maschine in übermäßiger Concurrenz entgegentritt. Es mag befremdend erscheinen, aber dennoch ist dem so, daß von allen Zweigen der bildenden Kunst die Kupferstecherei allein vom mechanischen Apparat beeinträchtigt ist; denn man hat bisher noch nie gehört, daß Malerei und Bildhauerei durch die moderne Technik aus ihren Bahnen gehoben würden.

In der Thätigkeit des Kupferstechers muß also ein nicht geringes Theil rein mechanischer Arbeit enthalten sein, welche die Maschine unter Umständen ebenso gut oder noch besser leistet. Künstlerisches Schaffen hat sie noch nie ersetzt, und es ist unnöthig zu sagen, daß sie es nie ersetzen wird. Im Wesen des Kupferstichs liegt die Situation, in welche er nachgerade gerathen ist, keineswegs begründet, wohl aber in der Richtung, welche diese Kunst allmälig genommen hat.

Einst war die Stechkunst eine vollbürtige Schwester der Malerei. In ihren Blüthenepochen, vom fünfzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert, tritt sie keineswegs, wie heute, als bloßes Mittel der Reproduction auf, sondern die Künstler, die den Kupferstich üben, führen ihre eigenen Schöpfungen auf der Kupferplatte aus, Schöpfungen, die für den Stich erdacht und erfunden waren. In diesem Sinne haben Martin Schongauer, Dürer, Mantegna und Lucas van Leyden den Grabstichel wie den Pinsel gehandhabt, und ihre Stiche stehen an Kunstwerth auf derselben Stufe wie ihre Gemälde. Das Verfahren des Aetzens mittelst Säuren, die „Radirung“ [1]), die in der Spätzeit des sechzehnten und ganz besonders im siebzehnten Jahrhundert in Aufnahme kam, brachte einschneidende Neuerungen in die Kupferstechkunst. Die Radirung wurde ganz besonders von den holländischen Meistern, Rembrandt an ihrer Spitze, zu einem vollendeten künstlerischen Mittel, zu einer Art Malerei auf der Kupferplatte ausgestaltet und umfassend geübt. Im Vergleich mit dem Kupferstechen durch den Grabstichel hat die Radirung den Vorzug leichterer Handhabung, wenn es auch immerhin einer nicht geringen Summe technisch-künstlerischer Kenntnisse und Erfahrung bedarf, die Radirnadel und die Proceduren des Aetzens mit Sicherheit zu beherrschen. Die Radirung gestattet eine freie, breite, mehr dem Malen verwandte Behandlung, und — was nicht zum Mindesten in Betracht

[1]) Ursprünglich sagte man „Gradirung“ und „gradiren“, was überhaupt einen chemischen Lösungsproceß bezeichnet (daher auch das noch heute übliche Wort „Gradirwerk“).

kommt — sie fördert rascher als die Arbeit auch des geübtesten Stechers. Für die Richtung der holländischen Kunst des siebzehnten Jahrhunderts war die Radirung ein weit geeigneteres Ausdrucksmittel als der eigentliche Kupferstich. Die Künstler, die ihre eigenen Compositionen auf das Kupfer bringen wollten — die Peintres-Graveurs, wie die Franzosen sagen — wandten sich fortan der Radirung zu. Die eigentliche Kupferstecherei wird von da ab fast allein von professionsmäßigen Stechern betrieben, die nun die Gegenstände ihrer Darstellung aber nicht mehr selbst erfinden, sondern von anderen Künstlern entlehnen, und zumeist im Anschluß an einzelne bedeutende Meister oder Malerschulen, im Stechen nach fremden Compositionen, ihre Thätigkeit entfalten. War dieser Anschluß ein enger und unmittelbarer, so vermochten die Kupferstecher echte Nachschöpfungen der Originale hervorzubringen. So erzog sich Rubens seine eigene Stecherschule, die seinen künstlerischen Ideen meisterhaft in strenger Zucht zu folgen im Stande war.

Immerhin trat der Stecher dem Maler gegenüber in das Verhältniß eines Copisten, oder richtiger eines Uebersetzers, der das farbige Gemälde in Weiß und Schwarz und die Ausdrucksmittel des Kupfers überträgt. Die Bedeutung als selbständige Kunstgattung, welche die Kupferstecherei im siebzehnten und theilweise noch im achtzehnten Jahrhundert bewahrt, beruht darin, daß sie auf dem Boden einer lebendigen Kunst steht, indem die Stecher im engen Zusammenhange mit den herrschenden Kunstrichtungen bleiben. Als im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts die maßgebende Leitung der Kupferstecherei von den Niederländern auf die Franzosen übergeht, wiederholt sich hier in gewissem Sinne das oben angeführte Beispiel der Rubensschule zu ihren Stechern.

Unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. blühte in Paris eine große Stecherschule. Das Bildniß war ihr vornehmliches Gebiet. Die Häupter dieser Schule, wie Poilly, Edelink, Drevet, Masson und Andere, gebieten über eine außerordentliche Virtuosität der technischen Behandlung. Sie stechen entweder unmittelbar nach der Natur oder vervielfältigen die Porträtmalereien zeitgenössischer Künstler. So bleibt die Kupferstechkunst ein Zweig der Malerei, und wird von derselben Richtung und denselben Tendenzen getragen wie jene selbst.

Dieses gesunde Verhältniß ändert sich allmälig in dem Maße, als die Meisterwerke der älteren italienischen Kunst zu classischer Geltung gelangen. Schon im siebzehnten Jahrhundert und in wachsender Menge im achtzehnten wurden die Malereien Raphael's und der italienischen Cinquecentisten immer wieder gestochen, und endlich sahen die Kupferstecher ihre vornehmste Aufgabe in solcher Thätigkeit. Der hohe Ruhm jener großen Werke regte immer wieder den Wunsch an, sie in Nachbildungen zu besitzen und das einzige Mittel hierzu bot der Kupferstich. Allmälig wurde der Stecher zum privilegirten Copirer alter Bilder.

Wollte er seine Aufgabe recht erfüllen, so mußte er persönlich soviel als möglich zurücktreten gegenüber seinem classischen Original, an diesem kein Jota ändern und eigentlich alle künstlerische Freiheit aufgeben. Zwar ist das Uebersetzen auch eine Kunst, aber aus Uebersetzungen macht man keine Literatur; und eine Kunstgattung, die nur im Nachschaffen wirkt, hat keine Lebenskraft. Zu

ihrem Glück nahmen es die sogenannten classischen Stecher mit ihren Interpretationen nicht allzu wörtlich. Raphael Morghen oder Christian Friedrich Müller machten zwar glauben, wenn sie das Abendmahl von St. Zeno oder die Sixtinische Madonna stachen, unverfälschte Nachschöpfungen im Geiste Lionardo's oder Raphael's zu schaffen; aber der Werth, den wir heute diesen schönen Blättern zuschreiben, beruht keineswegs darin, daß wir in ihnen besonders treue Wiedergaben der Originale erblicken. Vielmehr betrachten wir sie als an sich berechtigte Werke, die sich auf dem classischen Vorbilde in einem gewissen Grade selbständig aufbauen. In der That ist der „Lionardo" Morghen's ebenso durch die Kunstbrille des Jahres 1800 gesehen als der „Raphael" Müller's; und keinen der beispielsweise genannten Stiche wird Jemand zur Grundlage nehmen dürfen, um etwa den Stil da Vinci's oder des Urbinaten zu erfassen.

Gerade die naive Anschauung von Originaltreue, wie sie Morghen, Müller oder selbst noch Giuseppe Longhi (im „Sposalizio") offenbaren, gestattete diesen Stechern, sich verhältnißmäßig frei und selbständig zu bewegen. Dabei beherrschten sie ihr Werkzeug, den Grabstichel, mit vollkommener Meisterschaft. Die Späteren, die an vermeintlicher Genauigkeit der Nachbildung sich nicht genug thun konnten, wurden ängstliche Pedanten, und wie in allen Künsten in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Handfertigkeit niederging, so sank sie auch in der Stecherei je weiter desto mehr.

Die Formirung der einzelnen Linienzüge, aus denen sich die Zeichnung im Kupferstich zusammensetzt, war bei den Altmeistern in den Zeiten der Blüthe der Stecherei an keine Regel gebunden. Jede Schule, jeder Künstler bildete die seinem individuellen Stil entsprechende Art der Führung des Stichels, so gut wie jeder Maler seine Malweise. Durch die seit dem siebzehnten Jahrhundert immer mehr hervortretende Scheidung zwischen dem erfindenden (componirenden) Künstler und dem bloß reproducirenden Kupferstecher mußte die Behandlungsweise der Stecher allmälig an individuellem Charakter verlieren. Da die Stecherei zu bloßer Copistenfertigkeit herabsank, suchten die Stecher, zumal die nach den sogenannten classischen Vorbildern arbeitenden, ein Genügen darin, mit Systemen von geschwungenen, vielfältig gekreuzten Linien, dazwischen zerstreuten, kurzen und langen Strichelchen, Punkten und Kreuzchen zu arbeiten, einem System, das jedenfalls bedeutender Geschicklichkeit zu seiner wirkungsvollen Anwendung bedarf, welches aber, ins Extrem getrieben, zu einer Art künstlicher Kalligraphie entartet ist. Hierfür wurde die Bezeichnung „Linienmanier" üblich. Zwar haben die Kupferstiche in „Linienmanier par excellence" ein glattes, dem Auge des künstlerischen Laien gefälliges Aussehen; aber die derartige Behandlungsweise steht in keiner Beziehung zu dem Wesen und der Eigenart der reproducirten Kunstwerke, sie ist und bleibt kalte Aeußerlichkeit, die jede frische Empfindung fast ausschließt. Nach solchen Schulregeln arbeitet noch heutzutage die Mehrzahl der Kupferstecher, gleichgültig ob es sich um Raphael, Tizian oder Holbein handelt; dieselbe Schablone deckt gleichmäßig alle Meister, und am Ende unterscheidet sich einer vom anderen nur durch die Darstellung. In dieser Richtung auf rein conventionelle Mache bewegt sich thatsächlich die Kupferstechkunst schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts.

Zur Zeit, als die Malerei in Deutschland — es mag hier unerörtert bleiben, aus welchen Ursachen — farbenscheu geworden, in der bloßen Andeutung der Composition, im „Carton" ihr Genügen fand, kam auch im Kupferstich eine „Cartonmanier" auf, vielleicht die unglücklichste von allen Manieren, in welche die dahinsiechende Kupferstecherei verfallen war. Mit dünnen, aufs Aeußerste mageren Linien wurden die Umrisse, mit matt hingehauchtem Schatten die Rundung der Formen angedeutet; die ganze Wirkung ist nichtssagend und schwächlich. Die „Cartonmanier" war in der That mehr ein Resultat künstlerischen Unvermögens als künstlerischer Absicht. In dieser Weise sind einige Compositionen von Cornelius und auch Kaulbach's Wandgemälde im Treppenhaus des Neuen Museums von Thäter und Anderen gestochen. Auch die colossale Disputa Keller's (nach Raphael's Gemälde in der Stanza della Segnatura) krankt bedenklich an „Cartonismus".

Hatten die älteren Meister mit breiten energischen Zügen die Kupferplatte tief eingeschnitten und Abdrücke von kräftiger Wirkung, gleich einer vollen satten Malerei erstrebt und erzielt, so ritzten die Neueren die Oberfläche nur mit zaghafter Hand. Die alten Stecher mußten eben bedacht sein, solide Arbeit zu liefern, damit ihre Platten die hinreichende Zahl guter Abdrücke aushielten, um das Werk nur materiell lohnend zu machen. Den künstlerischen Unfug der Neueren und ihre kraftlose Technik unterstützte eine moderne chemisch-physikalische Erfindung, die Galvanoplastik. Diese ermöglicht Metallabklatsche einer gestochenen Kupferplatte, die zum Drucken ebenso geeignet sind wie die Originalplatte. Die Procedur des Abklatschens kann beliebig wiederholt und die Originalplatte daher völlig geschont werden, sei sie nun schwach oder tief gestochen[1]). Die Galvanoplastik hatte aber wenigstens ein Gutes im Gefolge, nämlich den leidigen „Stahlstich" überflüssig zu machen und aus der Welt zu schaffen.

Wenn es mit der Kupferstechkunst in unseren Zeiten überhaupt bergab ging, so ging es in Deutschland damit am tiefsten. Das Publicum und die Tageskunstkritik bemerkten den Niedergang dieses Kunstzweiges nur sehr wenig — denn vielleicht für kaum eine andere Gattung der Kunst besitzen jene beiden Instanzen geringeres Verständniß, als für den Kupferstich. Sucht Jemand beim Kunsthändler nach Blättern zum „Einrahmen", so wird ihm noch immer genug zu solchem Zweck geeignet scheinendes Material vorgelegt. Wenn irgendwo, so wird hier nach dem „Gegenstand" gefragt; die Ausführung müßte aber schon eine sehr augenfällig schlechte sein, um den Käufer bedenklich zu machen. Die Thätigkeit des Kupferstechers entzieht sich fast völlig dem Interesse und der Kenntniß auch der gebildeteren Kunstfreunde, weit mehr als z. B. die Thätigkeit des Malers oder Bildhauers. Eine Menge complicirter Proceduren ist mit der Herstellung eines Kupferstiches verknüpft; die Kupferstecher sind eine Art geheimnißvoller Adepten, von denen man nur weiß, daß sie viele Jahre an einem einzigen Stück arbeiten. Nebenbei bemerkt, thun dies nur die Kupferstecher neuerer Zeiten, die

[1]) Aehnlichen Erfolg hat das „Verstählen" der Platte, wobei die Oberfläche des Kupfers durch einen chemischen Proceß in Eisen, beziehungsweise in Stahl überführt wird.

so wenig mehr Herren ihrer Technik sind, daß sie oft thatsächlich fünf oder gar zehn Jahre über einer einzigen Platte brüten, während ihre älteren Collegen, wie noch etwa Georg Friedrich Schmidt oder Wille in der gleichen Zeit Dutzende höchst ausgeführter Stiche fertig brachten und sich mit dem Stichel auf der Platte fast mit derselben Leichtigkeit und Sicherheit bewegten, wie ein Zeichner mit Stift oder Feder auf dem Papier.

An den Akademien pflegt man das Kupferstechen und die etwaige Bildung von Schülern der Stechkunst dem einmal eingesetzten Professor ruhig zu überlassen. Ist für diese Stellen, wie gewöhnlich, kein wirklich guter Meister zu haben, so nimmt man den relativ am wenigsten schlechten und ist froh, die leidige Frage der Kupferstecherei damit „erledigt" zu wissen.

Es mag hart erscheinen, es auszusprechen, leider ist es aber dennoch wahr, daß seit Jahrzehnten die Kupferstecherei in Deutschland fast keine Arbeiten mehr aufzuweisen hat, die bleibenden Werth beanspruchen dürfen.

Das Erfassen und Verständniß der alten Meister geht bei den modernen Stechern, zumal den deutschen, in der Regel nicht sehr tief. Sie stehen hierin nicht wesentlich über dem ablehnenden Standpunkt, den die deutschen Künstler im Großen und Ganzen — wenige Ausnahmen abgerechnet — der alten Kunst gegenüber einnehmen, trotzdem sie, die Stecher, auf die alten Meister vorwiegend angewiesen sind. Was Wunder, daß ihre Auffassung der Originale, welche sie vervielfältigen sollen, zumeist nur seicht und armselig bleibt. Unter ihren Händen wird Raphael ein trockener Akademiker, werden Tizian oder Van Dyk kahle Poseure. Zu den Beispielen dieser Art müssen wir leider auch den verstorbenen Berliner Eduard Mandel rechnen, trotz des großen Rufes, den er — wenigstens in Deutschland — genoß. Durch Flachheit der Auffassung wirkte gerade Mandel in seiner verhältnißmäßig hervorragenden Stellung als Lehrer an der Berliner Akademie verderblich auf seine Schüler. Man darf übrigens nicht meinen, daß der heutige Kupferstich ein besserer Interpret der modernen Malerei sei, als der alten. Nirgends hat der Kupferstich noch bewiesen, daß er der Kunst der Gegenwart gerecht wird, oder ihr eine neue oder originelle Seite abzugewinnen vermag. Die Stiche nach modernen Meistern, die wir in den Schaufenstern der Kunsthandlungen sehen, gehen in keinem Sinne über das Niveau einer trockenen Nachbildung hinaus; meistens stehen sie sogar noch unter denen nach „alten Meistern". Für die Kreise der feineren Kunstfreunde hat der moderne Kupferstich[1]), und ganz besonders der deutsche, schon lange alle Anziehung verloren. Das heute mehr als in früherer Zeit am Studium der Originalwerke

[1]) Hier sprechen wir vom eigentlichen „Kupferstich", dem mit dem Grabstichel gearbeiteten Werk. Der gewöhnliche Sprachgebrauch versteht aber unter Kupferstich auch die anderen Arten der Ausführung auf der Kupferplatte, und endlich den Abdruck der Kupferplatte selbst, und es bleibt demnach im Deutschen immer unklar, welches von diesen Dingen man meint, wenn man das Wort „Kupferstich" gebraucht. Für unser unbestimmtes „Abdruck" haben die Franzosen das unzweideutige „Épreuve" und „Estampe", für das Gesammtgebiet der vervielfältigenden, mit dem Stichel ꝛc. arbeitenden Künste das Wort „Gravure" und unterscheiden Gravure en taille douce (oder G. au burin), Gravure à l'eau forte, Gravure sur bois. Wir müssen sie um diese vortrefflichen Ausdrücke so lange beneiden, bis ein Sprachverein für die Begriffe „Gravure", „Estampe" und „Épreuve" scharf deckende deutsche Wörter erfindet.

selbst geschulte Auge vermag in den meisten neueren Stichen nur Copien zu erblicken, welche die naheliegende Vergleichung mit den photographischen Wiedergaben herausfordern, aber in keiner Weise aushalten. So kommt der Kupferstich vorwiegend nur als Zimmerschmuck für die mittleren bürgerlichen Kreise in Betracht, die sich den Luxus eines „Oelbildes" nicht zu gönnen vermögen.

Von der Mitte der fünfziger Jahre datirt jene neue künstlerische Richtung, welche zunächst im Zurückgreifen auf die Vorbilder früherer Jahrhunderte lehrte und im Kunstgewerbe einen gährenden Entwicklungszustand schuf. Die Bewegung ging von England aus, wo Gottfried Semper eine ihrer Anstoß gebenden Triebkräfte war, und fand in Paris einen lange vorbereiteten Boden. Bekanntlich breitete sich die Bewegung langsam und mit verschiedenem Erfolg über das übrige Europa aus.

Für die Kunst auf der Kupferplatte hatte die moderne retrospective Tendenz die Wirkung, daß die lange vernachlässigte Radirung wieder in den Vordergrund trat. Man erinnerte sich, daß sie eine Lieblingsbeschäftigung fast aller bedeutenden Meister des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gewesen, und eine dankbare, verhältnißmäßig leichte Technik sei. Zunächst suchten einige Franzosen die Radirnadel wieder hervor. Sie studirten die Werke der alten Radirer, namentlich des Großmeisters Rembrandt, und trachteten die Geheimnisse fast vergessener Proceduren und Recepte zu ergründen. Wer die Bände der „Gazette des Beaux-Arts" von Anfang an (1859) durchblättert, kann die Fortschritte in anschaulichen Beispielen verfolgen. Sowohl in der Wiedergabe alter Malerei, als auch in frei schaffender Uebung, die sich zumeist der Landschaftsdarstellung zuwendete, gelangten die Franzosen bald zu einer völligen Beherrschung der Radirung und zu einem großen Raffinement in der Verwendung ihrer technisch-malerischen Mittel. Der früh verstorbene Meryon, eigentlich ein Dilettant und ehemaliger Marineofficier, bahnte mit seinen originellen Veduten des alten Paris der Radirung die Wege; ihm folgte der Landschafter Maxime Lalaune, der durch ein kleines Handbuch der Radirkunst die Kenntniß des Verfahrens verbreiten half. Leopold Flameng radirte nach alten Niederländern und war einer der Ersten, dem es gelang, den malerischen Typus und die specifische Vortragsweise, sozusagen die Pinselführung der Bilder, mit der Radirnadel zu imitiren. Jules Jaquemart entwickelte daneben eine unübertroffen gebliebene Virtuosität in der Darstellung von alten Broncen, Porcellan, Fayence und Waffen, deren stoffliche Eigenschaft, Oberfläche und Glanz uns in seinen köstlichen Blättern in greifbarer Naturtreue entgegentritt. Die französische Radirung artete aber seit mehreren Jahren in Massenproduction aus. Der frische Zug ihrer ersten Renaissance ist jetzt dahin, capriciöse Gesuchtheit oder äußerliche Mache beherrschen das Feld. So viel an Kupferplatten auch die französischen Radirer consumiren, an originalen Leistungen kommt in diesem Augenblick wenig noch zum Vorschein. Der französirte Amerikaner Whistler gab den Ton zur neuesten Mode an. In einer Behandlungsweise, die wesentlich auf Rembrandt fußt, unternimmt er Radirungen von bisher unerhört großen Dimensionen. Das colossale Blatt nach Rembrandt's „Nachtwache" zeigt ihn zwar noch als vollendeten Meister seiner Kunst, aber man hat die Empfindung, daß hier die Radirkunst über das ihr naturgemäß be-

schiedene Gebiet doch hinausgeht, wenn sie derartige Flächen zu bedecken unternimmt, ohne zugleich ihre Technik dem äußeren Umfang entsprechend zu gestalten, wie es z. B. im vorigen Jahrhundert Piranesi gethan. Wie das ganze Imperialfolioblatt auf sensationelle Wirkung gearbeitet, so war auch die Weise des Erscheinens im Kunsthandel absonderlich. Nach hundert Abdrücken, die je für 2000 Fr. käuflich waren, wurde die Platte selbst in hundert Stücke zerschnitten, und jeder Besitzer eines Abdruckes erhielt als Gratiszugabe ein Stück der Originalkupferplatte. Etwas wie Sarah Bernhardt's Excentricitäten in das Gebiet des Kupferstiches übersetzt.

In Deutschland war bis vor wenigen Jahren die Radirung noch mehr als anderwärts aus dem Gesichtskreis der bildenden Künstler verschwunden. Wie in Frankreich, so nahm auch hier in den dreißiger und vierziger Jahren die Lithographie theilweise ihre Stelle ein, und Künstler, denen es darum zu thun war, ihre Werke eigenhändig zu vervielfältigen, bedienten sich dieses einfachen Mittels. Der lithographische Stein ist aber ein sprödes Material, dem sich anziehende Wirkung nur in beschränktem Maße abgewinnen läßt. Nur vereinzelt waren damals noch einige Künstler, wie die Münchener Albrecht Adam und Johann Adam Klein, als echte Maler-Radirer thätig. Sie blieben aber ohne Einfluß. Ihre mehr zeichnende als malerische, etwas trockene Weise fußte wesentlich auf der Schulrichtung vom Anfang unseres Jahrhunderts und stand isolirt innerhalb der herrschenden Kunstströmung. Um die Wiedererweckung der Radirung in Deutschland hat sich aber keiner ein größeres Verdienst erworben, als der wackere William Unger. Ursprünglich Kupferstecher, vertauschte er den Grabstichel mit der Nadel, um die Werke der holländischen Maler des siebzehnten Jahrhunderts, die ihn vor Allem anzogen, zu reproduciren. Anfänglich nahm er sich Flameng zum Vorbild, ging aber später seine eigene Bahn. Sein Talent zog ihn vornehmlich zur Wiedergabe der breiten und kühnen Malereien des Rubens, Frans Hals und Rembrandt. Mit dem eindringlichsten Verständniß für alte Kunst und einer auch von den Franzosen anerkannten und nicht übertroffenen Virtuosität weiß er die malerischen Qualitäten seiner Originale in Weiß und Schwarz auf der Kupferplatte nachzuschaffen. Unger's Frans-Hals-Galerie ist eine echte Interpretation der Bildnißmalereien des großen Haarlemer Porträtisten von überzeugender Treue. Die Braunschweiger und Cassseler Sammlung, das Wiener Belvedere sind in ihren Hauptstücken von ihm radirt.

Ein Jahrzehnt, nachdem Unger mit seinen Radirungen aufgetreten, fand er endlich auch Schüler und Nachahmer. Fast sämmtliche heute in Deutschland thätigen Radirer verdanken seinem Vorgang ihre Richtung. Ob man dem gegenwärtig in Paris arbeitenden Dresdner Radirer Köpping Deutschland oder Frankreich als künstlerische Heimath zuzuerkennen hat, mag dahingestellt bleiben. Seine Radirung nach Rembrandt's „Staalmeesters" ist fast doppelt so groß als die vorerwähnte „Nachtwache" Whistler's und unstreitig eines der sensationellsten Werke der modernen Radirkunst. Die Nachahmung des Pinselvortrages, den das Original zeigt, erscheint bis zu einem Grade getrieben, oder wenn man will vervollkommnet, der bisher noch nicht erreicht worden ist. Jeder Pinselstrich, jeder Farbenfleck, den Rembrandt frei und keck auf die Leinwand warf, das Relief

der Oelfarbe erscheint hier in täuschender, greifbarer Realität wiedergegeben. Wenn irgend Etwas, so ist das „radirte Malerei", und Köpping führt sie uns in staunenswerther Virtuosität vor. Sollte dies aber die neueste Zukunftsmusik der Radirkunst sein, so möchten wir daneben die ältere schlichtere Weise nicht in den Hintergrund treten sehen, und wünschen, daß unser Landsmann sein großes Talent nicht abnützen möge, um in solchem Effect Erfolge zu suchen.

Zu außerordentlichem Aufschwung gelangte seit etwa fünfzehn Jahren die Radirung in England. Die Engländer behandelten von vornherein die Radirung nicht als Reproductionsmittel, sondern als eine selbständige Kunst. Sie begannen anfänglich dilettantisch, mit anspruchslosen Landschafts- und Seedarstellungen und gingen allmälig zu Figurencompositionen und zum Bildniß über. England ist gegenwärtig die vornehmlichste Pflegstätte der Radirkunst. Die vor einigen Jahren von der Berliner Nationalgalerie veranstaltete Ausstellung moderner englischer Radirungen gab eine sehr gute Uebersicht der Leistungen der englischen Aetzer. Leider ging jene Ausstellung ziemlich unbeachtet und spurlos vorüber; nachhaltige Anregung hat von ihr vielleicht nur ein einziger jüngerer Berliner Künstler, Klinger, erfahren. Die specifisch englische Art mußte freilich Allen, die von der Kunst jenseits des Canals nichts wußten, einigermaßen unverständlich bleiben. Dem Beschauer, der keine Ahnung von der Kunstbewegung hatte, aus welcher jene Blätter hervorgegangen, machten sie vielfach einen befremdlichen Eindruck. Daß tüchtiges Können darin stecke, ward indes schon damals Vielen klar. Erst die Jubiläumsausstellung von 1886 hat dem deutschen Publicum die englische Kunst näher gerückt und eine bessere Würdigung derselben ermöglicht, obgleich die betreffende Abtheilung kaum mehr als eine zufällig zusammengewürfelte Sammlung englischer Bilder war und bei Weitem keine vollgültige Repräsentation der lebenden Kunst des Landes bot. Heute würden die englischen Radirungen trotz alledem aber schon einer wesentlich richtigeren Auffassung begegnen.

Nicht nur berufsmäßige Künstler wie Tissot, Herkomer, Slocombe, Macbeth, Strang, auch Dilettanten wie Seymour-Haden und Heseltine verfügen über die gründlichste Kenntniß der künstlerischen und technischen Bedingungen der Kupferätzung. Hierin fördert sie namentlich die intime Bekanntschaft mit den Radirungen der alten Meister, denen sie ihre Kunst- und Handgriffe absehen. Es ist eine der hervorragendsten Eigenschaften der modernen englischen Kunst, daß Maler, Architekten sowie Kunsthandwerker aller Art ernsthaft bemüht sind, die rein technisch-handwerkliche Seite ihres Betriebes so gründlich als möglich zu erfassen und zu beherrschen. Dem ganzen englischen Kunstbetrieb verleiht von vornherein dieses Bestreben eine so sichere Basis, daß selbst Leistungen geringeren Ranges vermöge ihrer gewissenhaften Solidität unleugbar um einen Grad höher stehen als die entsprechenden französischen und deutschen Arbeiten. Diese Gediegenheit der Mache kommt auch in den englischen Radirungen, sowohl denen der Dilettanten, als der berufsmäßigen Künstler, in überaus günstiger Weise zum Vorschein. Die Behandlung der „Aetzung" in den verschiedenen Graden, die Führung der kalten Nadel und die gelegentliche Anwendung des Grabstichels, alle die Ateliergeheimnisse und praktischen Kunstgriffe des erfahrenen „Aquafortisten" stehen den

Engländern in unvergleichlichem Maße zu Gebote. Hier ist kein Suchen und Versuchen, und wie man auch immer über Zeichnung und Composition des betreffenden Künstlers urtheilen mag, sein „Handwerk" versteht er fast immer aus dem Fundament.

Während so die Radirung neue Belebung empfing und in dem Kunstbetrieb der Gegenwart wachsende Bedeutung gewinnt, ist die Kupferstecherei (im engern Sinne des Wortes) aus ihren ausgefahrenen Bahnen bisher nur sehr wenig herausgetreten. Hier ist die Reform noch zu erhoffen, wenn auch bisher die Ansätze dazu nur in geringem Maße sichtbar werden.

Der erste Künstler, der unter den Modernen die Gesundung der Stecherei anstrebte, ist unstreitig der leider vor einigen Monaten verstorbene Ferdinand Gaillard in Paris, dessen größter Fehler vielleicht war, daß er in peinlicher Selbstkritik verhältnißmäßig nur eine geringe Zahl von Arbeiten als fertig aus den Händen gab. Wie die alten Meister war er gleichzeitig Maler und Stecher, und faßte auch den Beruf der Stecherei im alten Sinne auf, als selbständige Kunst; aber wo er nach alten Meistern stach, trachtete er das Kunstwerk wahrhaft nachzuschaffen. Am bekanntesten ist sein herrlicher kleiner Stich von Van Eyck's „Mann mit der Nelke" in der Berliner Galerie. Um in das Original einzudringen, copirte er dieses Bild zunächst in Naturgröße in Oel. Dann erfand er sich eine besondere Vortragsweise der Stichelführung für diese specielle Aufgabe, wie er meinte, „daß Jan van Eyck gestochen haben würde, wenn er den Grabstichel geführt hätte". In ähnlicher Weise, aber wiederum durchaus originell, wenn auch vielleicht nicht völlig so gelungen, stach er Rembrandt's Gemälde im Louvre „Christus in Emaus", ein auch technisch wunderbares Werk des Stichels, in dem nicht nur der Charakter des Originals, sondern ebenso Rembrandt's Pinselführung, die „fette Malerei", in die Ausdrucksmittel des Kupferstichs sozusagen transponirt erscheint.

In den Bildnissen des Abbé H . . . . und Papst Leo's XIII., in einem „Sebastian", welche Gaillard zugleich malte und stach, tritt er uns als selbständiger Künstler entgegen, dessen Würdigung wir uns hier versagen müssen. Genug, Gaillard zeigte, daß auch der Kupferstich noch Lebensfähigkeit genug besitzt und nur der Wiedererweckung bedarf. In Frankreich hat Gaillard jedenfalls Schule gemacht, zunächst dadurch, daß seine Art, die Stileigenthümlichkeiten der alten Meister scharf zu erfassen, rege Nacheiferung fand, und eine gute Zahl jüngerer Künstler sich gegenwärtig auf der von Gaillard eingeschlagenen Richtung bewegen. Ob sich hieraus ein wirklicher größerer Aufschwung der Stechkunst in Paris entwickeln wird, ist abzuwarten. Der französische Geschmack scheint sich auch hier für die Wiedergabe der alten Meister noch vorwiegend zur Radirung hinzuneigen.

Versuche, den Kupferstich auch in Deutschland wieder zu vollen Ehren zu bringen, sind mehrfach gemacht worden. Mit weittragenden Plänen trat in Wien eine „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst" ins Leben. Sie erwarb sich alsbald einen großen Theilnehmerkreis und wollte ihrem Programm nach den Kupferstich und die Radirung, und daneben auch den Holzschnitt, mit großen Mitteln fördern. Die Leitung fiel in schwache Hände; von einem festen Plan

oder auch nur klaren Zielen ist in den gesammten umfangreichen Publicationen der Wiener Gesellschaft nichts zu entdecken. Sie that, was jeder bemittelte Verleger geleistet hätte. Unter den Grabstichelblättern nach alten und neuen Meistern, welche sie veröffentlicht hat, suchen wir vergeblich die Werke, die eine Neubelebung der Stecherei bedeuten sollen, und wenn das Meiste über die gangbare Mittelmäßigkeit nicht hinausreicht, so bleibt Vieles sogar noch weit darunter. Etwas mehr Glück als mit den Grabstichelblättern hat die Gesellschaft mit ihren Radirungen, Dank der Mitarbeiterschaft William Unger's und seiner Schüler im weiteren Sinne, unter denen namentlich Raab, Krauskopf und Halm Bemerkenswerthes leisten.

Vereine zur Pflege der Radirung sind nach Muster des englischen Radirclubs in Deutschland mehrfach entstanden, so in Düsseldorf und neuerdings in Berlin. Diese Bestrebungen sind in hohem Grade erfreulich, doch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß bei der Mehrzahl der Betheiligten das Verständniß für die Radirkunst ein nur geringes ist. Die Radirung ist eine Kunst verführerischer Leichtigkeit der Ausübung. Jeder, der zeichnen kann, vermag es auch mit der Radirnadel auf der Platte; aber eine künstlerische Radirung bringt er darum noch nicht zu Wege. Hierzu gehört ein eingehendes Studium der Ausdrucksmittel, welche bei der Radirung zur Verfügung stehen, und völlige Beherrschung der vielfältigen Proceduren des Aetzens. So wie unsere heimischen Maler die Radirung auffassen und üben, ist sie nicht viel mehr als eine durch die Kupferplatte vervielfältigte Zeichnung, — nehmen sich doch die Meisten nicht einmal die Mühe, ihre Platten selbst zu ätzen; sie halten das für Zeitverlust und übergeben die Platte mit der Nadelzeichnung darauf einem beliebigen Praktiker zum Fertigstellen. Was auf diese Art zu Stande kommt, ist, um es anschaulich auszudrücken, ungefähr wie wenn ein Künstler bei einem Bild die Zeichnung machte und das Coloriren einem beliebigen Gehülfen überließe. Die letzte Berliner Kunstausstellung hat gezeigt, daß unsere Radirvereine noch eine gründliche Lehrzeit durchzumachen haben.

Von jüngeren Künstlern der Berliner Schule haben indessen wenigstens zwei die Bedeutung der Radirung als selbständiges Kunstmittel erkannt und Bemerkenswerthes geleistet: Klinger und Stauffer von Bern. Die phantastischen Erfindungen des Ersteren boten der Radirung das geeignetste Ausdrucksmittel; aber obwohl Klinger die Radirnadel mit Freiheit und gewandt handhabt, haftet doch seinen bisher erschienenen Radirungen eine gewisse Unvollkommenheit der Behandlung an; sie machen den Eindruck, begonnene, aber nicht durchgearbeitete Werke zu sein, und wenn diese Skizzenhaftigkeit, in der sie belassen sind, auch theilweise Absicht ist, so empfindet man doch, daß Klinger noch nicht zur völligen Beherrschung der Kupferplatte durchgedrungen ist, und daß auch bei ihm das Wollen vom Können vorerst durch einen beträchtlichen Abstand getrennt bleibt.

Stauffer-Bern, ein jüngerer, in Berlin lebender Künstler, der sich als Porträtmaler und vor kurzem namentlich durch das charakteristische Bildniß Gustav Freytag's (in der Nationalgalerie) bekannt gemacht hat, erfaßt die Beschäftigung mit der Kupferplatte in einer von der Mehrzahl seiner deutschen Kunstgenossen verschiedenen Weise. Auf Grund gediegener Technik

trachtet er sowohl die Radirung, als auch die eigentliche Kupferstecherei seinen künstlerischen Zwecken dienstbar zu machen. Die radirten Bildnisse Gottfried Keller's, Gustav Freytag's und der Schwester des Künstlers dürfen wir den besten Originalarbeiten zuzählen, die in Deutschland neuerer Zeit aufgetaucht sind. Vielleicht verdienen aber die eigentlichen Kupferstiche Stauffer's noch höheres Lob. Die foliogroße Studie eines liegenden Mannes und der Bildnißkopf der Mutter des Künstlers werden möglicher Weise dem professionsmäßigen Kupferstecher wenig zusagen, da sie sich von der hergebrachten Schablone der Stecherei durchaus fern halten; umsomehr aber dem Kunstfreund, der hier endlich einmal ein Bestreben erkennt, an die Stelle des überlieferten Handwerksbrauches die freie Ausdrucksweise frischer Kunstempfindung auch in die Kupferstecherei einziehen zu lassen.

So haben auch die alten Meister sich je ihre eigene Weise gebildet, und erst die spätere Scholastik der Kupferstecherei hat zur Erstarrung dieser Kunst geführt. Nicht die Concurrenz anderer Reproductionsweisen hat den Niedergang der Kupferstecherei herbeigeführt, sondern diese Kunst ist von innen aus gestorben, aus Mangel an Lebenskraft, weil kein Talent sich mehr fand, das eine Reform hätte durchführen können. Die Anzeichen mehren sich, daß auch in Deutschland die Anschauung durchdringt, welche wichtige Rolle Kupferstich und Radirung im Haushalt der bildenden Künste einzunehmen haben. Hoffen wir, daß zur dämmernden Einsicht auch sich bald die schaffende Thatkraft geselle.

Erinnerungen an den General Ernst von Pfuel.

Von

W. Loewe[1]).

I.

Ich habe den General Pfuel zuerst in Randau in der Mitte der vierziger Jahre kennen gelernt und dann wohl jedes Jahr einmal wieder gesehen, doch enthielten die kurzen Unterhaltungen, welche ich zu jener Zeit mit ihm gehabt, so interessant dieselben auch für mich waren, in Bezug auf seine Erlebnisse u. s. w. keine besondere Mittheilung. Pfuel stand damals in der Mitte der Sechziger, und so frisch und lebenskräftig sein Aussehen auch war, erschien er doch keineswegs jünger, machte vielmehr ganz den Eindruck seines Alters. Sein ungewöhnlich starkes Haar, das er für einen Militär immer auffällig lang trug, war ganz ergraut, ebenso Schnurrbart und Augenbrauen, und auch der Teint hatte bei aller Frische doch schon das Greisenhafte. Haltung und Bewegungen dagegen waren so kräftig und elastisch, daß man ihn, wenn man ihn vor sich herschreiten sah, für viel jünger taxiren mochte. Er war ein Mann von mittlerer Größe, kräftiger, aber eher schlanker Natur, schön und ebenmäßig gebaut, von einer eisernen Muskulatur, die ihm, dank seiner gymnastischen Uebungen, bis in das höchste Alter geblieben ist. Seine Ansprache an die Menschen, mit denen er zu thun hatte, war kurz, klar und fest, wie man sie bei einem Mann findet, der viel mit Untergebenen verkehrt hat, der zu gehorchen und zu befehlen versteht, gewohnt ist, in dem Verkehr die Initiative zu ergreifen und nichts mehr und nichts weniger zu sprechen, als er will. Doch hatte diese seine Ansprache durchaus nichts von militärischer Schroffheit und Rauhheit. In der weiteren Unterhaltung, wenn es dazu kam, war er Meister der geistreichen Conversation, bei der ihm ein Schatz vielseitiger Erfahrungen aus den verschiedenartigsten Lebensstellungen und Erlebnissen, ausgebreitete Studien, eine seltene Belesenheit auf fast allen Gebieten der Wissenschaft, die Kenntniß der alten wie der neueren

[1]) Wir bemerken zum besseren Verständniß der nachfolgenden „Erinnerungen", daß uns dieselben aus dem Nachlaß des unvergeßlichen Parlamentariers mitgetheilt worden sind, der dem größeren Publicum unter dem Namen: „Loewe-Kalbe" am bekanntesten ist.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Literatur der verschiedenen Nationen, besonders aber der Inhalt der Reisebeschreibungen aller Länder und aus allen Zeitaltern einen für jeden Andern unübersehbaren Stoff lieferten, den er aber immer in der leichtesten, ja elegantesten Weise behandelte. Pedantisch auseinandersetzend wurde er nie. Er sprach vielmehr stets wie Jemand, der nicht belehren, sondern nur anregen und unterhalten will, bereit, auf Alles einzugehen, was der Andere durch irgend eine Bemerkung berührte. Ich habe noch die Notizen von einer dieser Unterhaltungen auf einem Spaziergange, die ein lebendiges Bild seiner Art gewähren. Von der Veranlagung der Klassensteuer in Preußen kam er auf die Handwerkerverhältnisse in China, wo jeder mehrere Handwerke verstehen und mehrere Geschäfte treiben müsse, um sich erhalten zu können, und doch Arbeiterorganisationen von großen Arbeitgebern mit vielen verschiedenartigen Arbeitern gar nicht existiren, was wohl ein Hauptgrund des Stillstandes der Cultur in China gewesen sei. — Dann sprach er Bedenken aus, ob die allgemeine Wehrpflicht, die einen hohen Grad der allgemeinen Bildung zur Voraussetzung habe, in dieser Art der Demokratie möglich sei, was er in Abrede stellte; kam dann auf die Heereseinrichtungen der Steppenvölker, die Züge Dschingis-Khan's und die Methode, große Reiterarmeen zu verproviantiren u. s. f.; erzählte aus dem Kriege von 1812, von den Leistungen der leichten Reiterei der Russen und erging sich schließlich in Betrachtungen über die Wirkung der Eisenbahnen auf die Kriegführung, um dann wieder zu einer sozialen Frage der Verkehrsverhältnisse der Gegenwart bei uns zurückzukehren.

Wenn man sich näher unterrichten wollte und ihn, Fragen stellend, bei irgend einem Punkte festhielt, so bemerkte man bald, daß er sich mit jedem dieser ganz heterogenen Themata einmal eingehend beschäftigt und ernste Studien darüber gemacht hatte. Er selbst liebte es aber gar nicht, mit diesen Studien und den daraus hervorgegangenen Resultaten sich zu brüsten; behandelte sie vielmehr nur spielend, wie etwas, das sich von selbst verstehe. Ich war schon viele Jahre mit ihm bekannt und hatte schon viele Abende mit ihm zugebracht, manche Stunde mit ihm verplaudert, ehe ich von ihm erfuhr, daß er die Feldzüge von 1812, 13 und 14, wenn auch nur in kurzen Zügen, beschrieben und herausgegeben; und noch viel später erst, daß er die Kriegsführung Dschingis-Khan's nach Werken auf der Wiener Bibliothek mit dem damals ebenfalls noch jungen Hammer-Purgstall 1810 studirt und auch eine Abhandlung darüber veröffentlicht habe.

So lebhaft seine Unterhaltung nun auch war, bemerkte man doch bald, daß man es mit einer sinnenden, in sich gekehrten, ja fast träumerischen Natur zu thun hatte. Wenn er sich ruhig verhielt, war der Ausdruck seiner fast feurigen, ja stechenden Augen der eines im Hinbrüten versunkenen Schwärmers geworden. Welchen Einfluß aber auch diese Eigenschaft auf die Gestaltung seines ganzen Lebens gehabt haben mochte, so zeigten doch wieder die festen und scharfen Züge um Nase und Mund und die tiefe Denkfalte der Stirn, daß er in den Aufgaben, die ihm praktisch vorlagen, ein schnelles, klares und festes Urtheil sich zu bilden gewohnt war, und das fast über die Symmetrie der Schönheit der Gesichtslinien hervorragende, breite und feste Kinn deutete auf die Entschlossenheit

und Energie, mit welcher er seinem schnell gewonnenen Urtheil zu folgen und die ihm vorliegende Aufgabe zu erfüllen verstand. Ich deutete bereits oben an, daß Politik und persönliche Erfahrungen aus seinem Leben im Staatsdienste während des Krieges und des Friedens in dem ersten Abschnitt meiner Bekanntschaft mit ihm, d. h. also bis zum Jahre 1848, nur seltener die Gegenstände unserer Unterhaltung bildeten. Gewöhnlich waren es die Naturwissenschaften, besonders Chemie, Physik und Psychologie, auf die er das Gespräch leitete. Schon in diesen Unterhaltungen sprang ein Zug hervor, der sich später, als ich ihm näher getreten war, bei den verschiedensten Gelegenheiten und in den verschiedensten Formen immer deutlicher ausprägte, von dem ich deshalb glaube, daß man ihn als eine seiner charakteristischsten Eigenschaften bezeichnen muß. Es war dies die eigenthümliche, ganz noch dem vorigen Jahrhundert angehörende, aus der gleichzeitigen Bewunderung Voltaire's und Cagliostro's resultirende Mischung von Skepsis, die seinen religiösen Glauben fast in Frage stellte, verbunden mit einer für uns Söhne der neueren Zeit fast unverständlichen Neigung zum Wunderbaren. Seine Aufmerksamkeit wurde nicht bloß durch das Ungewöhnliche, durch die Abweichung von dem wissenschaftlichen Gesetze in erster Linie in Anspruch genommen, sondern mit Vorliebe sogar beschäftigte er sich mit dem Versuche, das Factum gegen die bloße äußere Kritik als Wundererscheinung festzustellen und nun auf den Wegen der für uns abgethanen Naturphilosophie die Möglichkeit solcher Vorgänge und Erscheinungen nachzuweisen. Dabei gerieth er denn natürlich auf Gebiete und gelangte zu Resultaten, welche sich die Schwarmgeister der Romantik: ein Justinus Kerner in der Seherin von Prevorst, ein Eschenbach ohne Weiteres hätten aneignen können. Was mir nun besonders dabei interessant schien, waren Aeußerungen, welche bewiesen, daß solche Themata wie Geistererscheinungen und andere wunderbare spuk- und zauberhafte Vorgänge nicht selten Gegenstand von sehr eingehenden Unterhaltungen gewesen waren, welche er mit König Friedrich Wilhelm IV. gehabt hatte; und dabei drängte sich mir der Gedanke auf, daß wohl gerade dieser Beiden gemeinsame Neigung wesentlich dazu beigetragen habe, den General, während er in seiner Weltanschauung im Allgemeinen, besonders aber in seinem, um das Geringste zu sagen, kirchlichen Indifferentismus dem Standpunkte und den Bestrebungen des Königs so ferne stand, doch so sehr in Gunst und Gnade bei demselben zu halten. Hier ein Beispiel, um zu zeigen, wie weit das Gebiet des Möglichen für Beide ging. Der General erzählte eines Tages von einer Mittheilung, die ein schwedischer Bischof dem König über finnische Zauberer gemacht habe, die dann von dem König, so weit es möglich gewesen, den äußeren Thatsachen nach festgestellt sei. Die Geschichte lief auf nichts Anderes als auf eine der Wundermären hinaus, welche bei den Neuplatonikern im Schwung waren und auch heuer noch nicht ganz aus der Mode sind. Der schwedische Bischof hatte dem Könige erzählt, daß er von seiner Regierung zur Untersuchung der eigenthümlichen religiösen, mit allen Zeichen des Somnambulismus versehenen Schwärmerei, die in den dreißiger und vierziger Jahren in den Finnmarken herrschte, nach jener Provinz geschickt sei. Er sei in der Ueberzeugung hingereist, daß alle jene Erzählungen von übernatürlichen Ereignissen auf Selbsttäuschung durch Schwärmerei aus Ekstase oder auf Betrug

beruhten, und habe in diesem Sinne auch seine ersten Nachforschungen und Untersuchungen betrieben. Sehr achtbare, durchaus nüchterne, d. h. in ihrer Glaubhaftigkeit so weit ganz zuverlässige Männer hätten ihm dann aber versichert, daß die Sachen doch nicht so einfach lägen, vielmehr Dinge vorgekommen seien, mit welchen weder Selbsttäuschung noch Betrug etwas zu thun habe, woraus ihnen (den Gewährsmännern) die Ueberzeugung erwachsen, daß einzelne Personen unzweifelhaft im Besitz von geheimnißvollen Naturkräften und Mitteln, mit denen sie Dinge vollführen könnten, welche sich mit dem gewöhnlichen Menschenverstande und aus den bis jetzt bekannten Regeln der Wissenschaft und der allgemeinen Erfahrung nicht erklären ließen. Als eine derartige Person habe man ihm einen alten Finnen bezeichnet, der, anderer geringerer Wunderdinge ganz zu geschweigen, im Stande sei, sich auf eine unbegreifliche Weise an einen andern Ort zu versetzen und dort handelnd aufzutreten. Er habe nach dieser Mittheilung den Wundermann aufgesucht, der sich nach einigen Umständlichkeiten, von denen der Bischof natürlich dem Könige bis auf die kleinsten Einzelheiten erzählt hatte, bereit erklärte, eine Probe seiner Künste zu geben. Besagte Probe sollte darin bestehen, daß er dem Bischof Nachricht von seiner bei Stockholm lebenden Frau bringe, und zwar von dem, was sie in demselben Augenblick thue und treibe, zugleich den äußeren Beweis, daß er in Wirklichkeit an der Stelle, wo die Frau sich befand, gewesen sei. Nachdem die Zauberei mit Kreisziehen und anderem traditionellen Hokuspokus vorbereitet war (natürlich wieder dem Könige bis ins Einzelste beschrieben), habe der Finne ein Kohlenbecken mit glühenden Kohlen genommen, darauf ein Pulver, anscheinend Pflanzenpulver, gestreut und unter dem Abbeten von, dem Bischof unverständlichen, Gebeten sich über die Pfanne gebeugt und den Rauch des auf derselben verbrennenden Pulvers mit gewaltsam tiefen Athemzügen eingeathmet. Dann sei er in Zuckungen verfallen, zurückgesunken und habe, scheinbar leblos, eine halbe Stunde lang dagelegen. Nach dieser Zeit habe er sich, wie zum Tode erschöpft, wieder erhoben und dem Bischof gesagt: „Eure Frau ist wohl; sie war in der Küche für das Mittagsessen beschäftigt (die Procedur wurde nämlich in den Vormittagsstunden, vor der Mittagszeit vorgenommen); sie schuppte gerade auf dem Herde einen Fisch; und hier ist der Beweis, daß ich sie gesehen habe.“ Damit reichte er dem Bischof den Trauring, den seine Frau trug, hin. „Den Ring,“ fügte er hinzu, „hatte sie abgezogen und auf den Herd gelegt. Ich habe ihn genommen, um ihn Euch zu bringen.“ Die Präsentation des Trauringes machte den Bischof natürlich aufs Höchste betroffen, und da seine Geschäfte in den Finnmarken erledigt waren, reiste er auf der Stelle nach Hause zurück. Dort angekommen, fragte er seine Frau nach dem Ringe. Sie war sichtlich bestürzt über die Frage und erwiderte nach einigem Zögern, sie habe ihn nicht, sie müsse ihn verloren haben, wenn er ihr nicht gestohlen sei. Wie das aber zugegangen, könne sie freilich nicht sagen. Sie vermisse den Ring seit — hier nannte sie das Datum des Tages, an welchem die Zauberei des alten Finnen vorgenommen war — und habe den Verdacht, daß ein alter Finne, der an dem Tage plötzlich bei ihr in der Küche gewesen, ihr denselben gestohlen, obgleich sie nicht sagen könne, wie er den Diebstahl möglich gemacht. Der Verdacht sei ihr nur gekommen wegen des auffallenden

Benehmens des Mannes, der plötzlich neben ihr gestanden, ohne daß sie bemerkt, wie er gekommen, der sie dann mit einem so befremdlichen Blick, wie ein Sterbender, angeblickt, und in dem Augenblicke, als sie sich umgedreht, ein Geldstück aus dem Schrank zu nehmen, wieder verschwunden gewesen, ohne sein Almosen abzuwarten. Daß alle Nebenumstände: Tageszeit, Fischschuppen am Herde u. s. w. stimmten, war selbstverständlich. — Meine Einwendung, diese bischöfliche Erzählung habe doch eine bedenkliche Aehnlichkeit mit bekannten Märchen, wurden vom General mit der Bemerkung zurückgewiesen, daß es sich hier um ein festgestelltes, wohlbegründetes Factum handle, und die weitere Bemerkung, auch die bischöfliche Würde verbürge vielleicht nicht die absolute Glaubwürdigkeit der Person, mit der Bemerkung abgelehnt, daß der König von der Wahrhaftigkeit dieses Mannes überzeugt gewesen sei. Dabei spielte freilich ein so feines Lächeln um den ausdrucksvollen Mund des alten Herrn, daß man nicht sicher war, ob er nicht doch bloß seinen Scherz mit der Geschichte getrieben, und ob bei seinem königlichen Herrn nicht dasselbe der Fall gewesen. Beide waren eben aus dem vorigen Jahrhunderte, durch die Romantik durchgegangen und trugen die Spuren von beiden Zeitaltern an sich.

Daß es dem General wenigstens nicht immer heiliger Ernst bei der Untersuchung solcher Wunder gewesen ist, auch nicht in der Zeit, als die allgemeine Zeitströmung die Beschäftigung damit näher legte, zeigt eine andere, mit seinem Freunde Heinrich von Kleist erlebte Geschichte, die er gern mit vielem Humor erzählte.

Während seines Aufenthalts in Dresden 1807/8 beschäftigten ihn und seinen Freund Kleist, mit dem er dort den früheren innigen persönlichen Verkehr erneuert hatte, eifrigst die Erscheinungen des thierischen Magnetismus, welche damals die gläubige und ungläubige Welt in Bewegung setzten. Nun war dort der Zeit eine Somnambule, die viel von sich reden machte und von der als eine besondere Merkwürdigkeit erzählt wurde, daß sie mit geschlossenen Augen durch das Gefühl die verschiedenen Metalle genau zu unterscheiden verstehe. Die beiden Freunde verfehlten denn auch nicht, sich den Besuchenden anzuschließen, um den Experimenten, die mit der Somnambule angestellt wurden, beizuwohnen. Pfuel hatte verschiedene Metalle in die Tasche gesteckt, Schlüssel und andere Sachen, und berührte sie nun in einer Weise damit, daß sie schwerlich aus der Form des Metalls und der Art der Berührung einen Schluß auf die Beschaffenheit zu ziehen vermochte. In der That ignorirte die Somnambule diese Berührungen gänzlich und schwieg auch auf Befragen hartnäckig. Da sagte denn der Melancholiker Kleist zu seinem Freunde: „Du, rühre sie mal mit 'nem harten Thaler an, den kennt sie gewiß.“ Diese Worte im niederdeutschen Dialect gesprochen — das dumpfe „a“ und das weiche „D“ im Worte Thaler — waren aus dem Munde des alten Herrn von solcher Komik, daß Jeder, der nur diese Anekdote von ihm gehört hätte, ihn für den ungläubigsten Spötter gehalten haben würde. Wie ernsthaft ihn aber nichtsdestoweniger solche und ähnliche Dinge beschäftigten, ging daraus hervor, daß er auch auf einem andern Gebiete, dem der wunderbaren Erfindungen, sich derselben Neigung hingab und den betreffenden Vorkommnissen nicht bloß eine große Aufmerksamkeit widmete,

sondern häufig genug nicht unbeträchtliche Summen zuwendete. Er besaß Modelle von Flugmaschinen, Luftballons und allen möglichen ähnlichen Sachen, die mit irgend einem krausen, schwer verständlichen und noch schwerer in Thätigkeit zu setzenden Mechanismus ausgestattet waren u. s. w. u. s. w. Jede dieser Merkwürdigkeiten hatte er einmal mit großem Eifer ergriffen, hatte sein Geld dafür gegeben, und wenn er bei näherer Betrachtung und Untersuchung auch nicht ganz den Glauben daran verloren hatte, so war doch sehr bald das Interesse daran ganz geschwunden.

Ueber Politik und seine Stellung im Staate sprachen wir derzeit so gut wie gar nicht. Jedenfalls erinnere ich mich keiner besonderen Mittheilung, die ich von ihm erhalten hätte. Nur einer Aeußerung über den König Friedrich Wilhelm IV. muß ich gedenken, weil sie ein merkwürdiges Licht auf den Charakter dieses Fürsten wirft und weil sie schon zu einer Zeit gethan ist, als der General noch in höchster Gunst bei dem Könige stand, und in der ich nie eine andere Aeußerung als die von Liebe und Ehrerbietung für den König aus seinem Munde gehört habe. Als er eines Tages von seinem Verkehr mit dem Könige erzählte, und mit Entzücken von der geistreichen Art der Unterhaltung und von dem bezaubernden Wesen desselben sprach, entfuhr mir die Frage, ob denn nicht dies geistreiche Wesen des hohen Herrn den Verkehr mit ihm, besonders den geschäftlichen, sehr erschwere. „Ja," sagte der General nach einigem Bedenken und sichtlichem Zögern: „das ist auch in einer gewissen Weise der Fall. Der König hat jedenfalls eine Freude — eine Art Kunstfreude — an dieser geistreichen Sprache, und es gewährt ihm vielleicht auch eine gewisse Genugthuung, wenn seine Aeußerungen doch nicht in ihrer ganzen Bedeutung von dem, dem er sie thut, begriffen und gewürdigt werden, so daß man ihn dann der Oberflächlichkeit der Auffassung oder des directen Mißverständnisses zeihen kann. Er sagt A, aber in einer Weise, daß es der Andere wohl für B nehmen kann, und wenn er sich dann auf B eingerichtet oder nach B gehandelt hat, so setzt der König den Flachkopf zurecht, indem er ihm beweist, daß er A gesagt habe." — Auch diese Aeußerung, die in eines Andern Munde die bitterste Kritik gewesen sein würde, geschah von dem General mit offenbarer innerer Freundlichkeit, und die vielen Erklärungen, die er dazu gab, bewiesen nur, wie peinlich es ihm war, eine Aeußerung gethan zu haben, die ein übles Licht auf den von ihm so sehr geliebten Herrn werfen konnte. Für mich ist diese Mittheilung der Schlüssel geworden zu so manchem sonst unbegreiflichen Räthsel in dem Charakter des geistreichen Monarchen.

Ich stand dem General damals noch nicht so nahe, um mir bestimmte Fragen über gewisse Vorgänge in seinem Leben erlauben zu können. Später habe ich denn auch eingesehen, daß der Frager nach solchen Dingen jeder Zeit bei ihm einen üblen Stand hatte und Gefahr lief, bei der geringsten Indiscretion, für diese Stunde wenigstens, jeder weiteren Mittheilung verlustig zu gehen. Pfuel wußte, daß er ein Mann des Augenblicks war, leicht hingerissen von seinem Gefühl, und hatte sich ohne Zweifel die Gefahren vollständig klar gemacht, welche einem Manne in der Welt und in der Gesellschaft, besonders im öffentlichen Leben, aus dieser Eigenschaft erwachsen, wenn er es nicht für sich

zum unverbrüchlichen Gesetz erhebt, sich alle seine Mittheilungen und Aeußerungen, vorzüglich, sobald es sich um Thatsächliches handelt, vorher sorgfältig zu überlegen. So kam es, daß einer der liebenswürdigsten und anscheinend harmlosesten Plauderer in seinem langen Leben wohl wenig Indiscretionen begangen hat, so wenig, daß man selbst da, wo der Schein dafür war, nach meiner Meinung wohl Ursache hatte, zu forschen, was ihn dann bestimmt haben könne, eine solche anscheinend rücksichtslose oder harte Aeußerung zu thun. In diesem Sinne muß man sicherlich die Mittheilungen aufnehmen, die er Varnhagen über die Märztage 1848 gemacht hat. Auf sein eigenes Leben Bezügliches kam immer nur anekdotenhaft heraus, wie es gerade die Gelegenheit gab, meistens in der Form der humoristischen, stets eleganten Plauderei. So leicht er es aber auch mit diesen Dingen zu nehmen schien, so wurde doch ein und dasselbe Factum stets gleichmäßig, ja fast in denselben Worten wiedererzählt, wie verschieden auch der Zusammenhang war, in welchem das eine oder das andere Mal die Rede auf den beregten Punkt gekommen war, und wie viel Jahre auch zwischen den verschiedenen Erwähnungen lagen.

In den politischen Verkehr trat ich mit dem General erst nach der Revolution von 1848, wo dann natürlich auch die Art unserer Unterhaltungen eine andere wurde. Ich traf ihn nach den Märztagen niedergeschlagen und einsilbig. Er bedauerte, daß der König sich nicht schon früher für die Constitution entschieden, daß es der französischen Revolution überhaupt bedurft habe, auf diesen Weg zu führen, und versicherte mit großer Eindringlichkeit, daß trotz der langen Versäumniß doch die Katastrophe des 18. und 19. März in Berlin nicht habe einzutreten brauchen, um in Preußen das constitutionelle Wesen zur Geltung zu bringen. Der Erlaß des Königs, durch welchen die Einführung der Verfassung verkündet werden sollte, sei bereits am 17. beschlossene Sache und sogar am 18. schon vom König verkündet gewesen, als das verhängnißvolle Mißverständniß zu dem blutigen Kampf vom 18. März geführt habe. Ueber den Kampf selbst, die Ereignisse im Schloß, die demselben vorangegangen, über die eigenen Erlebnisse in seiner Amtsführung als Gouverneur von Berlin vor dem 18. März und am 18. März und über die Niederlegung seines Amtes an jenem Tage sprach er zu der Zeit noch nicht. Er erzählte nur, daß er mit der äußersten Anstrengung einen blutigen Zusammenstoß zu verhüten gesucht, zu diesem Zwecke immer zum Betreten des constitutionellen Weges gerathen und ein glückliches Resultat seiner unendlichen Mühen und Anstrengungen in diesem Sinne davon getragen zu haben geglaubt habe, als am Mittag des 18. der Erlaß für die Constitution unter dem Jubel der Bevölkerung verkündet wurde. Der König selbst sei zufrieden gewesen, und er habe sich von demselben um 1 Uhr in der Hoffnung verabschiedet, daß er nun sich der wochenlang entbehrten Ruhe werde auf einige Stunden hingeben können. Mit diesen Gedanken sei er aus dem Schlosse gegangen nach seiner Wohnung, die er in der Jägerstraße im Bankhause beim Bankpräsidenten Lamprecht hatte. Dort habe er sich niedergesetzt, um erst vor Allem seiner Frau, die in Randau war, die Nachricht von dem glücklichen Ausgange der Krisis zur Beruhigung in wenigen Zeilen mitzutheilen. Noch habe er aber den Brief nicht geschlossen, als ein wüster Lärm von der Straße herauf

getönt sei. Er eilt ans Fenster und sieht eben noch, wie die Schildwache am Bankgebäude von einem Volkshaufen massacrirt wird. Er stürzt nun sofort wieder auf das Schloß, erblickt überall die Zeichen der wüthendsten Empörung und findet im Schloß jetzt ebenso Alles verändert, wie er es auf den Straßen gefunden hat. Er trifft dort auf Entschlüsse und Dispositionen, mit denen er sich nicht verständigen kann. — Er gibt seinen Abschied, der angenommen wird. Eine Stunde später geht er als Privatmann aus dem Schlosse fort und wieder in seine Wohnung im Bankgebäude zurück, um über diesen schrecklichen Wechsel der Dinge nachzudenken. Später ist öfter in meiner Gegenwart auf diese Ereignisse des 18. März die Rede gekommen, und er hat dann offen und rückhaltslos seine Erlebnisse aus jenen Tagen erzählt. Seine Darstellung stimmte genau, ich möchte sagen, fast wörtlich genau, mit der überein, welche Varnhagen von Ense in seinem Tagebuche gegeben hat — eine freilich leicht erklärliche Congruenz, wenn man — wie ich es ohne Bedenken thue — annimmt, daß die Mittheilungen des letzteren vom General von Pfuel ausgegangen und zwar schon von diesem im März 1848 selbst gemacht sind. Wenn auch später noch Ergänzungen vorgekommen sein mögen, so ist schwerlich dadurch etwas Wesentliches geändert worden.

Ich sah den General dann zuerst wieder im August 1848 in Frankfurt a/M., wo ich damals als Mitglied des deutschen Parlaments verweilte, und wohin er kam, um sich das Parlament anzusehen und sich über die Stimmungen und Tendenzen der leitenden Kreise zu unterrichten. Ich verkehrte in den vierzehn Tagen seines Besuches ziemlich häufig mit ihm; unsere Unterhaltung hatte aber fast ausschließlich den Charakter, wie ihn der frühere Verkehr gegeben hatte. Wir gingen zusammen durch die Museen, geologische und Gemälde-Galerie, beschäftigten uns also durchaus nicht ausschließlich mit der Politik. Die Tagesbegebenheiten wurden flüchtig besprochen, die Urtheile darüber ausgetauscht, und selten war es, daß er eine bestimmte Information über Vorgänge im Parlament verlangte. Gewöhnlich fragte er dann auch nur, was ich über den Charakter und die Bedeutung dieser oder jener Persönlichkeit dächte. Sein eigentlicher politischer Verkehr war natürlich mit den Vertretern der Majorität, mit der Gagern'schen Partei, und von seinen alten Freunden besonders mit dem Minister Flottwell, mit dem ich dann durch ihn auch näher bekannt wurde. In Bezug auf seine politische Anschauung im Allgemeinen war es mir damals schon im höchsten Grade merkwürdig, daß er viel hoffnungsreicher auf die Ereignisse der großen politischen Bewegung und viel heiterer in unsere nächste Zukunft sah, als ich, der ich um mehr als ein Menschenalter jünger war, es zu thun vermocht. Dieser unerschütterliche Glaube an den Sieg der Idee, und zwar an den schnellen und unmittelbaren Sieg, nachdem sie einmal verkündet und als Fahne erhoben war, bezeichnete den Mann des vorigen Jahrhunderts. Sie war, wie ich hinzufügen kann, allen Vertretern des vorigen Jahrhunderts, denen ich damals näher trat, eigen: dem alten Ernst Moritz Arndt und auch dem Minister Flottwell. Beide waren nicht minder als Pfuel der Meinung, daß jetzt die Einheit Deutschlands hergestellt werden, ja, daß sie sich so zu sagen von selbst machen würde und zwar mittelst der Hegemonie Preußens, in welcher Form dieselbe auch dabei zur Geltung gebracht werden möge. In Bezug auf das

Kaiserthum waren die alten Herren nicht ebenso einmüthig. Nur Ernst Moritz Arndt konnte sich für dasselbe begeistern; die beiden Anderen fanden es mindestens bedenklich. Es hatte ihnen einen reactionären Beigeschmack, nur meinte Pfuel, daß es den Neigungen des Königs entsprechen könnte und darum anderen Formen vorzuziehen sei. Er hatte sich, wie ich später von ihm hörte, in dieser Beziehung sehr über die Intentionen des Königs getäuscht, obgleich er, wie er mir später ebenfalls erzählte, vom König selbst zu der Zeit aufgefordert war, sich über Frankfurts Parlament, Centralgewalt, und über das, was man davon zu erwarten habe, aus eigener Anschauung zu unterrichten. Friedrich Wilhelm IV. hatte wahrscheinlich damals schon, also bald nach der Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser, an den General Pfuel als preußischen Minister-Präsidenten gedacht. Dieser Plan war ohne Zweifel eingegeben von der Besorgniß vor den Gefahren, welche die habsburgische Politik, wenn sie gleichzeitig in Wien und in Frankfurt operirte, für Preußen herbeiführen könnte. In einer solchen Situation war ein Mann von so bewährtem altpreußischen Patriotismus und Liberalismus, wie Pfuel einer war, gewiß am Besten geeignet, Preußens Stellung in Deutschland nicht bloß zu wahren, sondern auch seine Ansprüche auf Hegemonie geltend zu machen. Wenn er als Gegner Oesterreichs berufen wurde, so ist es auch weiter nicht zu verwundern, daß er an der Verständigung zu Grunde ging, welche die beiden contrerevolutionären Camarillas, die von Wien und von Berlin, hinter seinem Rücken zur Durchführung der Contrerevolution und Reaction zu Stande gebracht hatten. Von seinem Besuche in Frankfurt nach Berlin zurückgekehrt, wurde er sehr freundlich vom Könige empfangen, der ihn fragte, wie er die Dinge in Frankfurt gefunden habe. „Vortrefflich, Majestät," erwiderte der General. „Unsere Actien stehen gut und steigen täglich." „Und was denken Sie, was daraus werden soll?" fragte der König weiter. „Wir werden ein Kaiserreich haben und Ew. Majestät auf dem Thron," erwiderte der General. „Nein, niemals!" brach der König mit Heftigkeit los. „Ich weiß, wer Ich bin, Ich bin in Deutschland nicht der Erste und nicht der Letzte. Ich bin der Zweite, aber Habsburg ist der Erste. Oesterreich hat die Kaiserkrone und soll sie behalten, und Preußen soll das Schwert des Reiches sein. Nein, lieber wollte ich in meinem Reichsamte dem Kaiser das Waschbecken halten, als daß ich nach der Kaiserkrone griffe." Pfuel versuchte vergebens, den König von diesen romantischen Anschauungen abzubringen und auf den Boden der Thatsachen, resp. der wirklichen Machtverhältnisse zu stellen. Er ist wohl damals der Erste gewesen, der dem König das Programm vorgelegt hat von der Nothwendigkeit, Oesterreich aus Deutschland auszuschließen, wenn man wirklich einen Staat aus Deutschland bilden wolle. Er that das und hat es gewiß um so eindringlicher gethan, je fester er von der Unmöglichkeit des Dualismus überzeugt war. Es ist ihm damals so wenig mit seinen Ideen gelungen, als es später Radowitz mit einem viel bescheideneren Programm gelungen ist, den König dafür zu gewinnen. Pfuel aber wurde durch diesen Widerspruch nicht kleinmüthig. Er rechnete auf die Macht der Verhältnisse und auf die Logik der Thatsachen, die den König, wenn auch widerstrebend, zu dem Ziele führen würden, an dessen Erreichung ein anderer Monarch, von einer anderen Weltanschauung

ausgehend, oder geleitet von einer anderen Auffassung seiner Pflichten gegen die Nation, oder auch nur von einem größeren Ehrgeiz getrieben, den letzten Mann und den letzten Groschen gesetzt haben würde. Für Pfuel war die Ueberzeugung, daß die Dinge sich machen würden, stark genug, um ihn Anfangs September die Stelle als Ministerpräsident in Berlin annehmen zu lassen. Sein Besuch in Frankfurt hat stattgefunden, wie gesagt, in der zweiten Hälfte des Juli und Anfangs August, und die erwähnte Unterredung mit dem König fand statt vor der Reise nach Cöln, wo der letztere mit dem Erzherzog-Reichsverweser zusammentraf. Also schon damals war augenscheinlich die reactionäre Verständigung zwischen Wien und Berlin erfolgt, wie auch die Aeußerungen des Königs zu uns in Cöln bewiesen, als wir ihn dort im Namen des Parlaments begrüßten. Pfuel hatte von dieser Verständigung entweder keine Ahnung, oder glaubte doch nicht an die Bedeutung derselben. Das letztere ist um so eher möglich, als er die Capacität derjenigen, welche die Camarilla am Hofe bildeten, außerordentlich gering schätzte. Er ahnte offenbar so wenig, daß die Reaction schneller dahinter gekommen war, wie sie sich, um dem Sturm gewachsen zu sein, neuer Mittel und Kräfte und ganz neuer Menschen bedienen müsse, als es die liberalen Ministerien der Zeit begriffen haben, die sich immer mit ängstlicher Besorgniß auf die Menschen und Einrichtungen der früheren bureaukratischen Regierung beschränkten und die homines novi so viel als möglich fern hielten, ja, die selbst ihren höchsten Stolz darein setzten, es gerade so zu machen, wie es ihre absolutistischen Vorgänger gemacht hatten.

Von seinem Ministerium sprach der General immer nur ungern, und da es fast unmöglich war, ihn gegen seine Neigung über solche Sachen zum Sprechen zu bringen, ich wenigstens nie das Talent oder die Rücksichtslosigkeit besaß, die dazu gehört hätten, so habe ich, obgleich die Sache für mich doch von großem Interesse gewesen ist, niemals etwas Näheres, weder über die besonderen Verhandlungen mit seinen Collegen, den Ministern, noch mit dem König, noch über die Transactionen mit den auswärtigen Mächten, die damals wegen der Krise, in welcher die schleswig-holsteinische Frage stand, sehr interessant gewesen sein müssen, noch über seine Verwaltung im Kriegsministerium, noch über seine Stellung zu der Reichsverwaltung erfahren. Nur darüber ließ er keinen Zweifel, daß er schon Ende September oder Anfang Oktober den sehr dringenden Verdacht gehabt hat, daß die eigentlichen Staatsgeschäfte hinter seinem Rücken abgemacht wurden. Er hat sich dann beim König darüber beklagt und seine Entlassung gefordert. Der König hat ihn aber immer wieder beruhigt und gebeten, das Ministerium zu behalten, weil er jetzt keinen Nachfolger für ihn habe, die stete Versicherung hinzufügend, daß er ihn gewiß nicht länger mit der Bürde beschweren würde, als es absolut nothwendig sei. Jetzt aber solle er als treuer Diener ausharren. Der General hat sich den Wünschen des von ihm so hoch verehrten Monarchen um so eher gefügt, als er, trotz der damals schon stark hervortretenden Unverschämtheit der Camarilla auch in ihrem Benehmen gegen ihn persönlich, immer noch nicht an das Wiederaufstehen der alten reactionären Mächte glaubte, vielmehr der Meinung war, daß die Camarilla dem König wohl noch große Gefahren bereiten könne, aber einen eigentlichen Umschwung

herbeizuführen außer Stande sei. Den Gefahren glaubte er in seiner Stellung um so besser entgegentreten und das Ganze zu einem guten Ziel führen zu können. In dieser optimistischen Meinung wurde er übrigens auch von Humboldt bestärkt. Außerdem bestimmte ihn noch ein anderes Moment, das ihm freilich zur rechten Warnung hätte dienen sollen. Das war, daß weder der König noch seine Umgebung irgend eine bestimmte Forderung in Bezug auf Geltendmachung besonderer Regierungsmaßregeln u. s. w. stellte. Später hat er dann wohl begriffen, daß die Sachen schon alle so eingerichtet waren, daß man seiner gar nicht mehr bedurfte. — Ueber die letzten Tage seines Ministeriums, über seine Verhandlungen mit dem König und in der Nationalversammlung, als die Reaction in Wien schon gesiegt hatte, habe ich von ihm nur so viel erfahren, daß er dem Monarchen die Nothwendigkeit auseinandergesetzt habe, eine bestimmte Stellung gegen das in Wien angehende Regiment zu nehmen, wenn man nicht ganz auf die deutsche Sache verzichten wolle. Den Vorgängen im Parlament hat er keine besondere Bedeutung beigelegt. Sie waren ihm nicht weiter unbequem, da sie mit seiner eigentlichen Anschauung kaum in Widerspruch standen, und er vielmehr eine Stütze für seine Politik dem König gegenüber darin finden mochte. Die Verlegenheit, die aus der Forderung der unmittelbaren Intervention entstand, hat er nicht hoch angeschlagen, weil von einem unmittelbaren bewaffneten Eingreifen Preußens unter dermaligen Verhältnissen nicht wohl die Rede sein konnte, er auch nicht daran zweifelte, daß die Majorität der Nationalversammlung nach näherer Ueberlegung sich selbst davon leicht überzeugen lassen werde. Doch hat er schon vor der Sitzung, in welcher dieser Beschluß gefaßt wurde, es für angemessen gehalten, dem König von Neuem seine Entlassung einzureichen, um denselben dadurch zur Entscheidung zu drängen. Er war, als er zur Sitzung ging, noch ohne Antwort, und erhielt sie am andern Morgen in einer so ungnädigen Form, daß er auf der Stelle das Kriegsministerium verließ. Er hatte sicherlich nicht darauf gerechnet, längere Zeit sein Amt zu führen, und hatte sich deshalb im Ministerhôtel auch nicht regelmäßig eingerichtet. Er war dort eingezogen wie ein Garçon in eine Chambre garnie, und hat sich ebenso aus demselben entfernt, mit seinem Nachtsack in der Hand, nachdem er sich vom Portier eine Droschke hatte holen lassen.

Ich sprach ihn einige Wochen später, Mitte November, in Randau, also zu einer Zeit, nachdem die Katastrophe vorüber, Wrangel in Berlin eingezogen, die Nationalversammlung nach Brandenburg übergesiedelt war, die Frankfurter Nationalversammlung und die Centralgewalt eine directe Einmischung in die preußischen Verfassungsangelegenheiten abgelehnt hatten und der Umschwung der öffentlichen Meinung sich schon in den Provinzen zu zeigen begann, so daß jeder Einsichtige den Sieg der Contrerevolution in Berlin, vorläufig wenigstens, für perfect halten mußte. Die Erscheinung des Generals zeigte die Katastrophe, deren Opfer er geworden war, in ihrer erschreckendsten Gestalt. Niemals habe ich die Wirkung großer Calamitäten bei einem willensstarken, kräftigen Menschen mit so furchtbarer Gewalt, die äußeren Veränderungen so auffallend gesehen, wie bei diesem alten Soldaten und Helden, der so viele Wechselfälle des Lebens zu ertragen, so viele äußere und innere Conflicte durchzumachen, so viele schmerz-

liche und schwere Enttäuschungen zu erleben gehabt hatte. Aus dem frischen, jugendlich kräftigen Greise, von dem ich mich bei seiner Abreise von Frankfurt vor kaum einem Vierteljahre verabschiedet, und von dessen Ergehen ich bis vor einigen Wochen die besten Nachrichten gehabt hatte, war ein hochbetagter, körperlich und geistig tief gebeugter Mann geworden. Er schien in diesen schlimmen Tagen wenigstens um zehn Jahre älter geworden, und sein Benehmen so verändert, daß, wer ihn in dieser Zeit erst kennen gelernt und in späteren Jahren nicht wiedergesehen hätte, keine Ahnung von dem wahren Temperament und Charakter des Mannes bekommen haben würde. Still vor sich hinbrütend, saß er da, nicht mehr in dem ruhigen, träumerischen Sinn, der seinem Antlitz einen so gewinnenden Ausdruck gab, sondern wie Jemand, der ein entsetzliches Schicksal, das ihn betroffen, noch immer nicht zu fassen vermag, und der sich vergeblich bemüht, den innern Zusammenhang, wie Alles gekommen ist, und wie es hat so kommen können, klar zu machen. Er beklagte sich nicht, über Niemanden und auch über sein Schicksal nicht. Aber sein ganzer Anblick war eine herzzerreißende Klage über schweres Leid, und eine Anklage gegen das Schicksal, das ein so groß angelegtes, mit erhabenen Momenten so schön geschmücktes Leben so traurig und elend hatte abschließen können. Denn daß sein äußeres Leben abgeschlossen sei, darüber hat er sich keinen Augenblick getäuscht. Jede Betrachtung, daß eine Wendung der öffentlichen Angelegenheiten auch auf ihn und seine Stellung glücklich zurückwirken könnte, wies er mit der größten Entschiedenheit in einer Weise zurück, aus der klärlich zu entnehmen war, daß er, wie dunkel ihm die Rechnung sein mochte, die ihm das Schicksal aufgestellt, und wie er doch mit harter Entschlossenheit einen Strich darunter gemacht und für sich abgeschlossen hatte. Ich weiß nicht, ob er jemals in den nächsten Jahren wieder auf diese trüben Dinge zurückgekommen ist. Sein Gemüth hat sich wohl nach einigen Jahren, wie ich von der Umgebung erfahren habe, wieder erheitert; möglich auch, daß die Familie, oder daß Freunde versucht haben, Anknüpfungen zu gewinnen, die zu einer Verständigung mit dem König hätten führen können. Nach seinen späteren Aeußerungen aber, die übrigens immer nur beiläufig geschahen und niemals den Charakter ausdrücklicher Erklärungen hatten, muß ich schließen, daß er selbst niemals einen Schritt in dieser Beziehung gethan hat. Als ich ihn später, nach dreizehn Jahren, wiedersah, hatte er, durch weitere Schicksalsschläge getroffen, wie mit dem öffentlichen so mit dem Familienleben abgeschlossen. Er zeigte dann meinen bewundernden Blicken den gewaltigen Gehalt eines Lebensreichthums, dem so Ungeheures, so Unersetzliches hatte entrissen werden können, ohne ihn zu erschöpfen, ja scheinbar nur ärmer zu machen. Wenigstens mußte, wer ihn als Achtziger kennen lernte, glauben, daß jene allgemein wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Interessen, die den lebhaften Greis beschäftigten, sein ganzes Leben vollauf erfüllt hätten. Was ihm abging, ließ keine Klage, ja kein wehmüthiger Rückblick auf Vergangenes auch nur ahnen.

Daß er so tief von den Ereignissen des Jahres 1848 betroffen wurde und sich doch selbst wieder von dem Druck, der auf ihm lastete, befreien konnte, war Beides wohl das beste Zeugniß für die Tiefe seines Gemüthslebens. In seinen Aeußerungen im November 1848 bei meinem Besuche in Randau war er, trotz

freundlichem oder, wie ich wohl sagen kann, herzlichem Entgegenkommen zum ersten Male wortkarg, ja einsilbig, und zwar nicht wie ein Mensch, der über die Dinge nicht sprechen mag, weil ihm das, was er zu sagen hat, peinlich oder weil ihm die ganze Angelegenheit widerwärtig ist, sondern mit der Passivität einer bis zur Erschöpfung gehenden Ermüdung. Die tiefen Furchen seines Gesichts, die gerötheten Augen, die geschwollenen Augenlidränder, das gebeugte Haupt erzählten freilich deutlich genug von vielen schlaflosen Nächten, die diese eiserne Natur bis in ihre Grundfesten erschüttert hatten. Ihn schmerzte nicht der Verlust, den er erlitten, weil es ein Verlust der Macht, nicht die Ungnade des Königs, weil es ein König war — es waren zwei rein in dem Gemüthsleben begründete Momente, die ihn am tiefsten bewegten. Einmal der Schmerz, alle Hoffnungen für das Vaterland zu Grabe tragen zu sollen; dann aber, daß so viele alte Freunde, so viele ihm nahestehende Personen, vor Allem aber der König, ihn hatten so verkennen, so falsch beurtheilen, ja theilweise verurtheilen können, ohne durch die lange Bekanntschaft, durch die Kenntniß seiner bedeutenden Vergangenheit, durch die Erinnerung an so wichtige Dienste, die er geleistet, und an so schöne und große Momente, die sie mit einander verlebt, zu einer anderen Auffassung und Erklärung seiner Handlungsweise gekommen zu sein. Ihn schmerzte, den ganzen Kreis von Menschen seiner Zeit so von politischer Leidenschaft beherrscht zu sehen, daß sie von dem großen Haufen, den sie doch ihrerseits so tief verachteten, in ihrem Urtheil nicht zu unterscheiden waren. — Die Enttäuschung in politischer Hinsicht zeigte mir nur von Neuem, wie lebhaft und aufrichtig er die großen Hoffnungen gehegt, deren Ausdruck im Sommer 1848 mich, der ich doch auf einem so weit vorgeschobenen Posten stand, in so großes Erstaunen gesetzt hatten. Wenn ich jetzt noch irgend Etwas für möglich hielt in der Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten, Neubildung des Staates in der deutschen Frage, so wies er diese Hoffnungen mit dem kurzen Wort: „Sie kennen die Menschen nicht, die die Sache nun in Händen haben" zurück. Jetzt waren es nur die Personen, mit denen er als Factoren rechnete, während er ein Vierteljahr früher zu meiner Verwunderung nur mit der Macht und der Logik der Thatsachen, mit der inneren Nothwendigkeit, welche eine Neugestaltung des Staates deutscher Nation verlangte und bei der Lebenskraft unseres Volkes auch herbeiführen werde, gerechnet hatte. Den Trost zurückzuweisen, daß diese Logik der Dinge doch einmal wieder zur Geltung kommen müßte, verbot ihm seine hohe Bildung; aber das war doch nur eine theoretische Erkenntniß, die für sein Gefühl und seinen Gemüthszustand gar keinen Werth hatte. Dreizehn Jahre später war dieser Trost der historischen Anschauung der politischen Dinge der sichere Boden, den er mitten unter den Trümmern seines eigenen persönlichen Lebens sich wieder geschaffen hatte, und von dem aus er mit sicherer Zuversicht dem Triumph der Ideen, die ihn in den schönsten Momenten seines Lebens geleitet und denen er die beste Zeit seines Lebens geopfert, entgegensah.

Die Niedergeschlagenheit, in der er sich zu dieser Zeit (November 1848) befand, und die Erschütterung, die sein ganzes Wesen noch immer durchbebte, verhinderten ihn aber auch damals nicht, mit der Klarheit, die ihm zu allen Zeiten eigen war, auf einen bestimmten Gedanken einzugehen und sein Urtheil

darüber zu fällen. So folgte er aufmerksam meiner Auseinandersetzung, daß ich mich gerade durch die reactionäre Wendung, resp. durch den Sieg der Contrerevolution in Wien und Berlin bewogen fände, für das Kaiserthum in der Frankfurter Versammlung zu stimmen, und zwar für das in dem preußischen Hause erbliche Kaiserthum. Er versicherte mich wiederholt, daß Friedrich Wilhelm IV. die Krone nicht annehmen werde, was mir auch nach seinen Mittheilungen und nach Mittheilungen Anderer, die mit den leitenden Kreisen soeben verkehrt hatten, besonders des Generals Willisen, des damaligen Gesandten in Paris, im höchsten Grade wahrscheinlich war. Mit voller Theilnahme ging er auf die politischen Gründe ein, die ich für die Nothwendigkeit dieses Schrittes trotz der für diese Aufgaben so äußerst wenig geeigneten Persönlichkeit des Königs ihm vorlegte, und erkannte darunter besonders zwei als durchschlagende. Einmal, daß ohne die Macht Preußens nichts zu Stande zu bringen sei, und dann, daß die geographische Configuration, die es der Gefahr der Zertrümmerung bei jedem Conflicte aussetzte, Preußen als eine dringende Aufgabe der Selbsterhaltung gebiete, einen deutschen Staat zu bilden, dessen Kern es sei. Er erkannte auch an, daß, wenn gleich die Realisirung dieses Gedankens momentan völlig aussichtslos sei, man doch dahin der Zukunft die Wege bereiten müsse. Besonders stimmte er zu, daß die politische Taktik gebiete, durch eine solche Wendung der Verfassungsangelegenheit in Frankfurt die Verständigung und das gegenseitige Vertrauen der beiden Camarillen in Wien und Berlin zu einander zu erschweren. Dieser letzte Grund war seiner ganzen Anschauungsweise sehr zugängig, ja die Consequenzen, die sich aus solcher Betrachtung ergaben, für den Augenblick im Stande, ihm einen Schein von Hoffnung zu erwecken. Preußen, meinte er, könne sich, nachdem ihm ein solches Angebot vom deutschen Parlament gemacht wäre, nicht wieder in die alte untergeordnete Stellung gegen Oesterreich zurückdrängen lassen, und, argumentirte er weiter, da die Haltlosigkeit und Undurchführbarkeit des Dualismus für jeden Verständigen zweifellos sei, müsse dann der gewaltsame Conflict zwischen Oesterreich und Preußen kommen. Dann aber rechne er mit Sicherheit auf den Sieg Preußens. — Selbst jetzt in seiner Zerschmetterung hatte also der alte Soldat keine Ahnung von den Möglichkeiten, welche nach zwei Jahren schon zu einer schrecklichen Wahrheit werden sollten. Was er nach der Schlacht von Bronzell, dem Brückenbau bei Boitzenburg und der Rückkehr in den Bundestag empfunden hat, weiß ich nicht, kann es mir aber nach dem, was ich an ihm früher und später wieder erlebt habe, unschwer denken. Als ich ihn 1861 wiedersah, lagen ja die Dinge weit hinter uns. Der gedrückte, ich möchte sagen, gebrochene alte Mann, von dem ich im November 1848 Abschied genommen hatte, war wieder verschwunden. Selbst körperlich hatte er immer noch in seinen kurzen, kräftigen und lebhaften Bewegungen viel vom „grünen Greise", der auch vor größeren Anstrengungen nicht zurückschreckte, z. B. als passionirter Fußgänger die langen Stadtwege Berlins immer zu Fuß zurücklegte bei Tag und bei Nacht. Nur bei großen Visiten bediente er sich eines Wagens, sonst habe ich ihn aus Bequemlichkeit einen solchen niemals benutzen sehen. Nach einem langen Spaziergange lief er wohl gar noch drei Treppen hinauf, um einen Besuch zu machen, und zwar schneller, als es die meisten

Männer vermocht hätten, die noch nicht halb so alt waren wie er: just 82, als ich ihn wiederfand. Auch damals noch liebte er körperliche Uebungen, in denen er bekanntlich Meister war, und ich erinnere mich, ihn noch einige Jahre später, im Frühjahr 1865, Morgens getroffen zu haben, wie er mit einem Herrn in seinem Zimmer eine kleine Uebung mit dem Fleuret munter vornahm. Der Herr war Fechtmeister in einer kleinen Universitätsstadt und an den General empfohlen. Die Unterhaltung hatte sich natürlich auf seinen Beruf gewandt, man war dabei auf den Unterricht und auf die Feinheiten des Stoßes gekommen, und schnell hatte der greise Herr die alten Fleurets hervorgesucht, um eine aufgestoßene Meinungsdifferenz praktisch zu entscheiden. — Schwimmen war bekanntlich immer seine große Passion, und er hatte im Spätsommer 1865 noch täglich seine großen Schwimmpartien in Ostende gemacht. Die geistige Frische entsprach ganz dieser körperlichen Kraft und Beweglichkeit, ja übertraf sie womöglich noch.

In Bezug auf die Entwicklung unserer eigenen Angelegenheiten war er voll der besten Hoffnungen. Die Niederlage Oesterreichs in dem französisch-italienischen Kriege im Jahre 1859 war ihm ein auch uns Heil verkündendes Ereigniß, und der eben vollbrachte glückliche Zug Garibaldi's, der Sturz des neapolitanischen Königshauses und die ganze Neugestaltung der Dinge in Italien erfreuten ihn auf das lebhafteste. Sein ganzes Interesse war aber in diesem Augenblicke von dem Kriege in Amerika in Anspruch genommen. Er sah in demselben vielmehr einen Freiheitskampf als ich, der ich eben von dort zurückkam, darin zu sehen vermochte, so warm auch sonst meine Sympathien für die Sache des Nordens waren. Was aber will das kalte Wort „Sympathien" sagen gegen den Enthusiasmus, mit welchem dieser Mann des vorigen Jahrhunderts die dortigen Ereignisse mit durchlebte! Nach seiner Meinung mußte der dort glücklich durchgeführte Kampf eine ebenso gewaltige Rückwirkung auf Europa haben, als es der erste Unabhängigkeitskampf im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts gehabt hatte. Einem solchen Enthusiasmus gegenüber war es schwer, die Kritik der dortigen Zustände in der Weise geltend zu machen, daß die Hoffnung einer derartigen Rückwirkung auf Europa nichtig erscheinen mußte. Aber sehr glücklich machte ich ihn, als ich meine Ueberzeugung aussprechen konnte, daß trotz aller Wechselfälle der Norden unzweifelhaft den Sieg behalten werde und zwar wegen seiner ungeheueren Ueberlegenheit an Menschen und an Geld. Diese seine identische Ansicht von Jemandem bestätigt zu hören, der aus unmittelbarer Anschauung die Zustände kannte und den Schauplatz der Ereignisse soeben erst verlassen hatte, freute ihn so sehr, daß er mich aufforderte, meine Meinung darüber in einem Vortrage in der Geographischen Gesellschaft darzulegen, was ich denn auch in Folge seiner Veranlassung that. — Mit demselben Enthusiasmus ist er später dem ganzen Verlaufe des Krieges gefolgt, und am Schlusse desselben trieb er mich noch einmal, die Gedächtnißrede auf den ermordeten Präsidenten Lincoln zu halten. Charakteristisch für den Mann war die Art und Weise, wie er diese uns Alle überraschende Nachricht aufnahm. Gerüchte von dem Ereigniß, die in der Stadt umliefen, hatten mich veranlaßt, auf die amerikanische Gesandtschaft zu gehen, um zu erfahren, was daran sei. Die Schreckensnachricht wurde mir bestätigt. Ich eilte zum General und theilte ihm dieselbe mit. Er hatte nichts

gehört, auch kein Gerücht, da er an diesem Tage noch gar nicht ausgegangen war. Nachdem er Alles erfahren, was ich wußte, senkte er das gespannt erhobene Haupt und murmelte: „Wunderbar, Lincoln! Lincoln! Welch ein Glück!“ Dann sprang er mit der ihm eigenthümlichen Beweglichkeit auf, ergriff meinen Arm und rief: „Kann es ein größeres Glück geben, als zu sterben und so zu sterben, nachdem man eine so große Epoche seines Volkes soeben glücklich abgeschlossen hat?“ Dann setzte er sich wieder und sprach wie für sich selbst: „Ja, wer solch' ein Glück gehabt hätte!“ Und erst nach und nach kam er in die zwischen uns gewöhnliche Form der Unterhaltung, indem wir das Ereigniß mit seinen Folgen näher erörterten.

In den Jahren vom Herbst 1861 bis zu seinem im November 1866 erfolgten Tode war ich mit dem General in einem regelmäßigen Verkehr, der nur durch die Sommermonate, in denen er regelmäßig auf Reisen war, unterbrochen wurde. Besonders häufig wurde dieser Verkehr seit dem Spätherbst 1865, wo die Gesundheit des hochbetagten Mannes durch die Erschütterung, die ein unglücklicher Fall hervorgebracht hatte, zum Wanken gebracht war, und meine ärztliche Pflicht mich häufiger zu ihm führte. Unsere Unterhaltung wendete sich natürlich oft der Vergangenheit zu, und ich kann wohl sagen, daß ich jede Gelegenheit benutzte, Aeußerungen von ihm über die verschiedenen Epochen seines Lebens zu erhalten, und deshalb immer wieder, sobald sich eine Anknüpfung an eine derselben ergab, die Unterhaltung darauf zurückführte. Aber hier trat dann sofort jene seine Eigenthümlichkeit, von der ich oben ausführlich berichtet, scharf hervor. Auch bei den glänzendsten Epochen seines Lebens verweilte er nur dann, wenn irgend eine Anekdote, die er, anknüpfend an den Gegenstand der Unterhaltung, erzählte, ihn darauf führte. Dann geschah es wohl, daß er auch noch näher darauf einging; aber sehr unvorsichtig war es von dem, dem er erzählte, wenn er bei solcher Gelegenheit durch bestimmte Fragen weitere Aeußerungen erzielen wollte. Er bekam in den meisten Fällen wohl eine Antwort, aber fast immer nur eine kurze und sogar trockene, jedenfalls nur eine Antwort auf die Frage im engsten Sinne genommen. Alte Freunde, wie sein Genosse, der Historiker Förster, kannten diese Eigenschaften sehr genau. Es wird deshalb schwerlich Jemandem möglich sein, auch nur den äußeren Zusammenhang in seinem Leben ganz herzustellen, wenn es gleich bei eifrigem Nachsuchen gelingen mag, aus jeder Epoche Quellen zu entdecken, welche die erwünschten Mittheilungen über gewisse, im Dunkel gebliebene Abschnitte geben. Was mir aber davon bekannt geworden ist, will ich hier schließlich in Kurzem darlegen.

II.

Ich weiß nicht, wo er geboren ist. Das Datum seiner Geburt gab er auf den 5. November 1779 an; diese Jahreszahl verdanke ich nur einer zufälligen Bemerkung, da er in einer Unterhaltung mit meiner Mutter einmal äußerte: „Da sind wir ja in demselben Jahre geboren, 1779.“ Unter seinen Söhnen war theilweise eine andere Meinung. Man hielt ihn für älter, ich weiß nicht, auf welche Thatsache gestützt, muß aber gestehen, daß es mir im Ganzen sehr unwahrscheinlich ist. Seine ersten Erinnerungen knüpften sich an Aschersleben, wo

sein Vater Commandeur eines Husarenregiments war. Der Vater wurde dann durch Friedrich den Großen nach Berlin berufen, um an die Spitze der Verwaltung des Hofstaates des damaligen Prinzen von Preußen, späteren Königs Friedrich Wilhelm II., zu treten. Der Prinz war immer sehr leicht in seinen Geldausgaben gewesen, Schulden waren gemacht, und in Folge derselben schwere Unordnungen in seinem ganzen Hof- und Haushalt eingerissen. Der Vater des Generals war Friedrich dem Großen als ein energischer Mann und als ein sorgfältiger Administrator aus der militärischen Verwaltung bekannt geworden, und er berief ihn nach Berlin, um Ordnung in die Angelegenheiten des Thronfolgers zu bringen. Ob der Vater nicht vollständig übergesiedelt ist, ob sein eigenes Hauswesen nicht für das Kind eingerichtet war, ob sonst ein Grund vorgelegen hat, es fortzuthun, weiß ich nicht; genug, es wurde in eine Pensionsanstalt gebracht, die in demselben Hause gehalten wurde, in welchem er wieder achtzig Jahre später lebte, in dem Hôtel de l'Europe, Taubenstraße 26. Ob diese Erinnerung ihn in das Haus geführt hat, oder ob ihm schon früher der damalige Besitzer bekannt geworden war, kann ich nicht sagen. Jedenfalls schenkte er demselben ein auffallend großes Vertrauen in Geldsachen, ein Vertrauen, das dann factisch zu einem bedeutenden Vermächtniß an diesen geführt hat.

Pfuel erinnerte sich noch deutlich Friedrich's des Großen. Zweifelhaft ist es aber, ob er schon zu Lebzeiten desselben in das Pagencorps aufgenommen war. Jedenfalls hat seine Aufnahme um die Zeit des Todes Friedrich's des Großen, vielleicht ein Jahr vor oder nachher, stattgefunden. Außer heiteren Schulerinnerungen an Vorgänge, wie sie in jeder Schule vorkommen, hat er auch über diese Epoche nichts Besonderes mitgetheilt. Mit vielem Humor schilderte er dagegen die Thätigkeit der Pagen, wenn sie zum Hofdienst commandirt wurden. Sie wohnten als Cadetten im Cadettenhause in der neuen Friedrichstraße und mußten dann in ihren rothen Röcken, welche den Jubel der Straßenjugend erregten und ihnen eine große Begleitung verschafften, durch die Königsstraße nach dem Schlosse zu ihrer Dienstleistung marschiren. Für ihn war es besonders beschwerlich, weil sein Rock fast auf der Erde schleppte. Er war nämlich als Kind lange klein von Statur geblieben, und da die Röcke nicht für den Einzelnen gemacht waren, hatte er das Unglück gehabt, einen viel zu großen Rock zu bekommen. — Der Dienst wurde von den Pagen mit all' der Schelmerei, ja häufig genug mit all' dem Uebermuth vollzogen, der bei den Knaben in diesem Alter auch bei wichtigeren Gelegenheiten allzu leicht erwacht. Hauptaufgabe für sie war, so viel von den Genüssen, die aufgetischt waren, bei Seite zu bringen, als nur irgend möglich. Ihre ledernen Taschen dienten ihnen dabei vortrefflich, da sie mit der Auswahl der hineinpractisirten Dinge nicht allzu heikel zu sein brauchten. Wie der alte Herr noch jetzt lachend erzählte, ging, die Suppe ausgenommen, Alles in diese Taschen, und die Knaben waren um so eifriger, so viel als möglich zu erhaschen, als die Beute nachher im Cadettenhause mit den Zimmergenossen getheilt wurde, die natürlich dem glücklicheren Räuber die größere Ehre erwiesen. — Die Cadetten hatten dann auch ihre Gönner und besonders Gönnerinnen unter den Herrschaften bei der Tafel,

welche den Knaben die Aufgabe, für die Genossen zu sorgen, besonders leicht machten. Sie packten nämlich von den leicht transportablen Dingen so viel als möglich auf den Teller, den der sie bedienende Page zu entfernen hatte, und dieser packte es dann vom Teller in die Tasche. Daß diese Wohlgesinnten mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt wurden, versteht sich von selbst. Auf der andern Seite ließen sie es Diejenigen entgelten, welche sich entweder nicht um sie bekümmerten, oder sie gar unfreundlich behandelten. Die in so bösem Ruf Stehenden mochten ihre Schleppe wahren, oder es wurde ihnen der Teller vor der Nase fortgerissen, um fortgeräumt zu werden, wenn sie kaum zu essen angefangen hatten. — Wenn die Tafel zu Ende war, stürzten die Pagen, sobald sie die Herrschaften aus dem Saal begleitet hatten und von diesen entlassen waren, in den Saal zurück, und nun begann eine zwar nur kurze, denn die Dienerschaft kam gleichzeitig, aber um so wildere Scene, in der es galt, das vom Tisch zu erlangen, was noch zu haben war, oder auch ringend eine besondere Beute dem glücklicheren Concurrenten wieder abzujagen. Eines Tages kehrte der damals noch sehr jugendliche Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm III., zum Schrecken aller Betheiligten in den Saal zurück und war nicht wenig erstaunt über diese tolle Wirthschaft im Königssaale. Er nahm es aber mit gutem Humor auf und konnte besonders seine ernste Miene nicht beibehalten, als er unter dem lang herabfallenden Tischtuch den Zipfel eines rothen Rockschosses bemerkte, und beim Erheben des Tuches einen der Pagen unterm Tisch zusammengekauert erblickte, wie er, seine Beute im Arm, zu der auch eine Flasche Wein gehörte, das Ungewitter vorüberwehen lassen wollte. —

Ueber seinen Bildungsgang äußerte sich Pfuel nur dahin, daß sie im Ganzen vortreffliche Lehrer am Cadettenhause gehabt haben und der Unterricht so gut gewesen sei, wie nach seiner Meinung zu der Zeit in keiner andern Militärbildungsanstalt der Welt. Von seiner späteren Carriere, von seinem Leben als junger Officier, dem Austritt aus dem Dienst, den Orten, wo er dann gelebt, den Beschäftigungen, denen er sich hingegeben, der Zeit, in welcher er wieder in den Dienst getreten ist, kann ich nur einzelne dürftige Notizen geben, die ich zufälligen Mittheilungen bei der Erzählung von Anekdoten entnommen habe, die, charakteristisch für ihn, selten seinen eigenen Erlebnissen angehörten, sondern einem Freunde oder sonst einer bekannten Persönlichkeit, zu deren Charakteristik sie erzählt wurden. Pfuel ist, soweit ich diesen ganz beiläufigen Bemerkungen ein Gewicht beilegen darf, sehr jung Officier geworden, ich meine im 18. Jahre, was mir, bei seiner eher kleinen als großen Figur, immer auffallend gewesen ist. Als junger Officier hat er in Berlin gestanden, oder doch sich in Berlin häufig aufgehalten, wie uns eine Reihe kleiner Mittheilungen, die er über seine Märsche in dem tiefen Sand von Berlin nach Potsdam, wohin damals noch keine Chaussee führte, gemacht hat. Er scheint Officier geworden zu sein in dem Jahre, als Friedrich Wilhelm III. zur Regierung kam, also 1797. Wann er den preußischen Militärdienst verlassen, aus welchem Grunde, wo er dann zuerst gelebt und womit er sich beschäftigt hat, vermag ich durchaus nicht zu sagen. Ich weiß nur aus einer Anekdote, die er von seinem Freunde Heinrich von Kleist erzählte, daß sie beide im Anfang des Jahrhunderts, ich meine im Sommer und Herbst

1801 und 1802, im Berner Oberland in Thun gewesen sind, wo Kleist mit der Vollendung seines Trauerspiels „Penthesilea“ beschäftigt war. Kleist habe immer mit einer tiefergreifenden Aufregung gearbeitet, indem er sich mit seinem ganzen Fühlen und Denken in den Gegenstand, besonders aber in das Leben und in die Schicksale seines Helden oder seiner Heldin versenkte. So sei es auch jetzt gewesen. Gemeinsame Excursionen hätten den ganz seinem Werke hingegebenen Dichter nicht locken können; ja, er habe sich dem Zusammenleben der Befreundeten auf ganze Wochen entzogen. Da nun eines Abends tritt er todtenbleich, mit verwirrtem Haar und unter strömenden Thränen, das trübe brennende Pensions-Talglicht in der Hand, in Pfuel's Zimmer, wirft sich ganz verzweifelt auf einen Stuhl und vermag endlich auf die bestürzte Frage: „Was hast Du? Was fehlt Dir? Was ist denn los?“ schluchzend zu stammeln: „Nun ist sie todt, nun ist sie todt“; — die Penthesilea nämlich, die er soeben vollendet hatte. Wie aus einer andern Mittheilung Pfuel's hervorgeht, hat er auch mit Kleist zusammen in Paris gelebt zur Zeit der Errichtung des ersten Kaiserreichs. — Bei Gelegenheit einer Unterhaltung über den Selbstmord Kleist's und der Ursachen desselben sagte Pfuel, daß Kleist schon lange an Lebensüberdruß, und zwar wohl wesentlich in Folge seines kränklichen Zustandes gelitten, auch häufig in den Momenten des vertraulichsten Verkehrs von der Absicht, seinem Leben ein Ende zu machen, gesprochen habe, merkwürdiger Weise aber immer mit dem Wunsch, das nicht allein zu thun. So habe er ihm schon einmal in Paris ganz ernsthaft den Vorschlag gemacht, sich zusammen todtzuschießen, was dann von Pfuel lachend mit den Worten abgelehnt wurde: „Dazu haben wir immer noch Zeit, jetzt will ich erst noch ein paar Jahre leben.“ Diese paar Jahre haben das Leben zweier Generationen überdauert!

Ein, vielleicht auch zwei Jahre vor dem Kriege von 1806 hat er sich wieder als Officier bei einem preußischen Regimente, ich glaube, in einer kleinen westpreußischen Stadt in Garnison befunden. Die Schlacht von Jena hat er als Adjutant des Generals von Schmettau mitgemacht. Weiteres weiß ich über diese Epoche nicht. Die verschiedensten Versuche, darüber Aufklärung zu erlangen, sind fruchtlos gewesen. Nach dem Frieden von Tilsit findet er sich als Lehrer und Erzieher des jungen Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar, der später Gouverneur der holländischen Colonieen Java und Batavia gewesen ist, in Dresden. Auch von diesem Lebensabschnitt weiß ich nur aus Anekdoten über seinen Verkehr mit Kleist und Adam Müller, mit denen er in Dresden wieder zusammenlebte. Die kleine Anekdote von dem Besuch bei der Clairvoyante, der in diese Zeit fällt, habe ich schon im Eingange erzählt. Kleist arbeitete damals an seiner Hermannsschlacht. Der Verkehr mit Adam Müller scheint nie ein sehr naher gewesen zu sein. Pfuel hielt wenig von dem Letzteren und ist, wie er sagte, nur durch Begegnen bei Kleist, der früher mit Müller befreundet war, mit jenem zusammengetroffen. — Beim Ausbruch des Krieges von 1809 wandte er sich nach Oesterreich und hat auch den Feldzug unter dem Erzherzog Carl und die Schlachten bei Aspern und Wagram mitgemacht. Auch darüber weiß ich nichts Näheres. Vor seinem Eintritt in das österreichische Heer oder, was mir nach dem ganzen Zusammenhange wahrscheinlicher ist, unmittelbar nach

dem Feldzuge und dem geschlossenen Frieden hat er einen längeren Aufenthalt in Wien gemacht, den er zu den schon erwähnten Studien über die Feldzüge von Dschingis-Khan benutzte. Ich habe die betreffende Schrift aber nie zu Gesicht bekommen. 1810 und 1811 ist er als Capitän einem Regimente, das in Prag garnisonirte, zugewiesen. In Prag machte er die Bekanntschaft von Stein, woraus sich ein näherer Verkehr und ein vertraulicher Umgang ergab, der sich aber lediglich auf Emigrantenpolitik, wie sie Stein's damaliges Leben ausfüllte, erstreckt hat. Pfuel scheint sein intimer militärischer Berather für diese Angelegenheit gewesen zu sein. So z. B. bei dem von Stein trotz des unglücklichen Ausganges des Schill'schen Unternehmens und des Aufstandes des Herzogs von Braunschweig-Oels eifrig befürworteten Project einer englischen Landung an der Weser als Basis für einen Aufstand in Hannover und Westphalen, von dem Pfuel sagte, daß er nie etwas davon gehalten und deshalb das vielbesprochene Unternehmen auch stets widerrathen habe, aus dem dann auch bekanntlich nichts wurde, weil man sich in England selbst von der Unthunlichkeit überzeugt hatte. Alles in Allem ist, was ich von Pfuel über seinen Verkehr mit Stein während des Prager Aufenthaltes erfahren habe, nicht viel mehr, als was ich bereits aus dem Leben Stein's von Pertz wußte, an welches ich denn auch bei passenden Gelegenheiten mit meinen Fragen anknüpfte, auch hier gewohnter Maßen ohne besonderen Erfolg. Nur so viel ging daraus hervor, daß er sich früh mit Stein in der Meinung begegnete, man müsse in Rußland, resp. in Petersburg den Hebel ansetzen, um Napoleon zu stürzen. Was mich aber aus diesen Erzählungen der Prager Tage besonders interessirte, war der Eindruck, daß Stein mit seiner Umgebung damals eine reine Flüchtlingspolitik getrieben hat. Ich, der ich ein halbes Jahrhundert später diese Politik so gründlich kennen gelernt habe, wurde von der Familienähnlichkeit zwischen dem Thun und Treiben des Reichsfreiherrn von Stein, ehemaligen preußischen Ministers und dann vertrauten Freundes und Rathgebers des Kaisers von Rußland u. A., und dem von Joseph Mazzini, dessen Leben und Treiben ich selbst so eben erst in London gesehen hatte, in einer Weise überrascht, die mich oft in Erstaunen setzte, mir aber auch nicht selten ein stilles Lächeln abnöthigte. —

Von seinem Leben als Officier in Oesterreich, von dem dortigen Staatsbanquerott jener Zeit und dessen Folgen auf den Einzelnen sprach Pfuel einmal ausführlich, als die Unterhaltung gelegentlich auf die Folgen der übermäßigen Papiergeld-Emission kam, die während des amerikanischen Krieges drüben, besonders im Süden, stattfand. Die Verzweiflung der Leute schilderte er in den lebhaftesten Farben, als Illustration für seine eigenen Erlebnisse anführend, daß seine Haupteinnahme in dem einen Monat in einer Klafter Holz bestanden habe, die ihm geliefert werden mußte, und bei der plötzlichen Entwerthung des Papiergeldes mehr werth gewesen sei, als das ganze, 200 Papiergulden betragende Monatsgehalt. Uebrigens mag an dieser Stelle, da es Einen und den Anderen interessiren könnte, bemerkt werden, daß Pfuel in Prag seine erste Schwimmschule angelegt hat. Wann und wie er auf seine Schwimmmethode gekommen ist, die Erfahrungen, die er bei der Einrichtung der verschiedenen Schwimmanstalten nach dieser seiner Methode gemacht hat, die eigenen Leistungen im

Schwimmen, die an das Wunderbare gegrenzt haben sollen, das hat er nie in den Kreis der Unterhaltung gezogen und besprochen, sich vielmehr gegen die Frager nach diesen Dingen gerade so ablehnend verhalten, wie er es zu thun pflegte, wenn die Rede auf andere Vorgänge seines Lebens kam, die im öffentlichen Leben stattgefunden hatten.

Bei dem Ausbruch des russisch-französischen Krieges ging Stein bekanntlich nach Petersburg, und auf seine Aufforderung folgte ihm Pfuel dahin nach. Er erreichte Petersburg erst nach der Katastrophe von Moskau und reiste dann in einer Kibitke unter unsäglichen Anstrengungen und Gefahren in das Hauptquartier. Hier stand er Stein zur Seite und war mit ihm wirksam für die Partei, welche den Krieg bis auf das Aeußerste wollte, d. h. welche die nachhaltige Verfolgung der Franzosen bis über die Grenzen nach Deutschland hinein und bis nach Frankreich bei dem Kaiser betrieb. Er verließ, nachdem die Katastrophe völlig eingetreten war, und eine französische Armee so zu sagen nicht mehr existirte, das Hauptquartier und begab sich zur Avantgarde, um die Niederlage um so genauer beobachten zu können. Sehr bald war er unter den fliehenden Franzosen, mit denen zugleich er in Wilna eintraf. Unter den furchtbaren Aufregungen, welche die entsetzlichen Scenen, deren Zeuge er gewesen, ihm verursacht hatten, schrieb er in Wilna das Resultat dieser Erlebnisse in Form einer Denkschrift nieder, welche Stein dann dem Kaiser Alexander überreichte. Der Zweck dieser Denkschrift war, dem Kaiser die Vernichtung der französischen Armee so zur vollen Gewißheit zu machen, daß jeder Gedanke an eine Gefahr, die von derselben ausgehen konnte, beseitigt wurde. Zugleich wollte er aber auch durch den Geist, der die ganze Darstellung durchwehte, Alexander die Ueberzeugung beibringen, daß Deutschland sich erheben und sich an Rußland anschließen werde, um sich von der französischen Herrschaft zu befreien, und zwar auch ohne die deutschen Fürsten, wenn diese sich nicht zu dieser Höhe der Vaterlandsliebe aufschwingen könnten. Pfuel bestätigte, was auch aus den Memoiren Stein's hervorgeht, daß die Partei in Rußland, welche an der Grenze Deutschlands mit Bonaparte einen guten Frieden machen wollte, im russischen Hauptquartier sehr mächtig war. Seine Denkschrift hat nun wesentlich dazu mitgewirkt, den Kaiser bei der energischen Kriegspartei festzuhalten. Ursprünglich französisch geschrieben, ist dieselbe dann von Pfuel selbst in deutscher Bearbeitung unter dem Titel „Rückzug der Franzosen", zuerst ohne seinen Namen, gedruckt und als Pamphlet massenhaft von den Patrioten, d. h. von dem Tugendbunde, verbreitet worden. Im März 1813 folgte eine Ausgabe mit dem Namen des Verfassers unter dem Titel: „Beiträge zur Geschichte des letzten französisch-russischen Krieges von Ernst von Pfuel, Kaiserlich russischem Major, erstes Heft". Der Specialtitel lautet: „Rückzug der Franzosen bis zum Niemen, vom Verfasser redigirter, einzig rechtmäßiger Abdruck, mit zur Verständlichkeit desselben gehörigen Nachträgen, von Ernst von Pfuel, Kaiserlich russischem Major, auf Kosten des Verfassers und dessen Eigenthum, im März 1813." Wo die Schrift gedruckt ist und von wem, habe ich nicht ermitteln können. Ich selbst habe dieselbe nur zufällig antiquarisch aufgetrieben, und der General war sehr überrascht, daß sie noch existirte. — Später ist er dann, wie man weiß, in die russisch-deutsche Legion eingetreten und

hat als Generalstabschef Tettenborn's den Feldzug von 1813 mitgemacht. Von diesem Zeitpunkt an sind seine Schicksale mit den großen weltgeschichtlichen Ereignissen, an welchen er mitwirkte, so eng verknüpft, daß der Geschichtschreiber die letzteren in ihren Einzelnheiten nicht erzählen kann, ohne Pfuel seine Stellung darin anzuweisen. Von den Historikern ist in dieser Beziehung der ausgiebigste sein damaliger Adjutant und seit der Zeit Freund fürs Leben, Friedrich Förster. Unter seinen Waffenthaten aus dem Jahre 1813 stand ihm begreiflicher Weise der Sieg an der Göhrde am höchsten, und so bescheiden er auch immer von allen seinen Thaten sprach, so bestätigten doch alle seine Aeußerungen die von den militärischen Schriftstellern aufgestellte Meinung, daß ihm die Palme dieses Sieges in erster Linie gebühre, weil er nicht bloß den Plan entworfen, sondern auch den schwierigeren Theil der Ausführung, nämlich die Umgehung des Feindes, mit großer Geschicklichkeit und mit glänzender Tapferkeit ausgeführt hat. Die Kriegsgeschichte und seine Erlebnisse darin übergehe ich, weil es ohne Zweifel an bezüglichem Material, das von sachverständiger und besser unterrichteter Seite geboten ist, nicht fehlen wird. Ich bemerke nur, daß das Verhältniß zu Tettenborn ihm auf die Dauer unangenehm geworden war, wie denn sein Urtheil über diesen General, seinen Charakter und seine Fähigkeiten zwar etwas günstiger lautete, als das vieler Geschichtschreiber jener Epoche, aber doch durchaus kein günstiges genannt werden konnte. Froh, sich von dem Parteigänger trennen und zur Armee nach Frankreich gehen zu dürfen, trat er 1814 wieder in die preußische Armee ein.

Der Feldzug von 1815 ist der Höhepunkt seines militärischen Lebens gewesen, und in der That war es ihm beschieden, an den wichtigsten Momenten dieser kurzen Campagne einen hervorragenden Antheil zu nehmen. Vor dem Beginn derselben hatte er die furchtbar harte Pflicht zu erfüllen, das entsetzliche Strafgericht an den unglücklichen Sachsen zu vollziehen, welche sich, aufgeregt durch eine ihr Selbstgefühl und ihre besten Erinnerungen kränkende bureaukratische Maßregel, zur Empörung hatten hinreißen lassen. Dies Verbrechen im Angesicht des Feindes mußte unnachsichtlich geahndet werden, und Pfuel vollzog die Strafe ohne zu murren und ohne zu zucken, mit fester Hand, so sehr auch sein eigenes Herz von der Härte, ja von der Grausamkeit, zu der er verdammt war, zerrissen wurde. Nie habe ich ihn davon sprechen hören, wie er diese Unglücklichen hat decimiren lassen müssen, ohne daß er nicht seinen Abscheu und sein Entsetzen vor dieser blutigen Nothwendigkeit ausgedrückt hätte. — Den Feldzug selbst hat er als Chef des Gneisenau'schen Generalstabs mitgemacht. Als solcher führte er ein Commando in der Schlacht bei Ligny, sah und sprach Wellington, als derselbe mit seinem Generalstabe bei der Mühle am Wege hielt und sich nun endlich überzeugte, daß die Franzosen wirklich mit ihrer ganzen Macht an dieser Stelle waren. Ebenso sah und sprach er Blücher und Nostitz, unmittelbar nachdem der alte Held unter den Hufen der Pferde hervorgezogen und aus dem Gedränge gerettet war, und hat sich natürlich auch in dem Kreise der Generalstabs-Officiere befunden, welche auf dem Schlachtfelde am späten Abend, nachdem der Sieg für die Franzosen entschieden war, um eine Trommel, die als Schreibtisch diente, versammelt, den Plan für die unmittelbare Vereinigung mit der englischen Ar-

mee feststellten und sogleich auch zur Ausführung übergingen. Dieser größten Heldenthat, welche die neuere Geschichte aufzuweisen hat, gedachte er immer mit besonderem Stolz. Von den Erlebnissen des Rückzuges nach Wavre und des Vormarsches von dort auf Waterloo, will ich nur den ersten Schritt, den er auf das Schlachtfeld that, mittheilen, weil ich mich nicht erinnere, darüber von anderer Seite Etwas erfahren zu haben. Er hat mir denselben wiederholt, und wie das ihm eigenthümlich war, immer genau in derselben Weise ohne irgend welche Abweichung erzählt. — Nach einem ermüdenden Marsche am Morgen des 18. hörte er um Mittag Kanonendonner. Er führte die Avantgarde und richtete den Marsch auf die Gegend zu, von der her ihm der Donner entgegentönte. Das Feuern hielt nicht bloß an, sondern verstärkte sich. Kein Zweifel, daß in unmittelbarer Nähe eine große Schlacht geschlagen werde. Die Stimmen der Kanonen ermuthigten die vom langen Marsche ermüdeten Soldaten. Mit gehobener Kraft rücken sie vorwärts, ohne der Ungeduld ihres Führers genug thun zu können. Das Gehölz, in welchem sie marschiren, verhindert sie, in weitere Entfernung zu blicken; Pfuel's Ungeduld wächst. Er eilt deshalb, von einigen Reitern begleitet, vorwärts nach dem freien Felde zu, und sobald er dasselbe betreten hat, liegt auch das Schlachtfeld vor ihm. „Wie ein Schachbrett," sagt er, „lag es da vor uns, so klar und so übersichtlich, daß ich nach wenigen Minuten vollständig orientirt war. Ich sah die gewaltigen Massen im Centrum mit einander ringen, konnte den heftigen Kampf auf dem linken französischen Flügel aus den Rauchmassen vermuthen, aber noch viel genauer den rechten, mir zunächst stehenden beobachten und die große Gefahr erkennen, in der sich die englische Armee befand, deren linker Flügel von dem schnell vorrückenden rechten französischen angegriffen wurde und in Gefahr war, umgangen zu werden." Dieser Theil der Schlacht lag den Preußen am nächsten und hier konnte und mußte schnell eingegriffen werden, denn es that Noth, daß den Engländern Hilfe kam. Schon wankte die Masse des linken englischen Flügels, wich zurück, ja verschiedene Zeichen der Unordnung zeigten sich. Pfuel schickte einen seiner Begleiter mit dem Befehl an die nächste Batterie zurück, so schnell als möglich herbeizueilen und Tambours von der Infanterie auf die Pferde zu setzen und mitzuführen. Sobald die Artillerie eingetroffen war, ließ er abprotzen und in der Richtung auf die französische Armee Feuer geben. Gleichzeitig ließ er die Tambours trommeln, was sie trommeln konnten. Alles war für den Augenblick nur blinder Lärm, denn die Entfernung war viel zu groß, als daß das Geschützfeuer den Feind hätte erreichen können, und die Infanterie-Colonnen, zu denen die Trommler gehörten, waren noch gar nicht zur Stelle. Die Kriegslist, wenn man dieses Avertissement, das dem Feinde gegeben wurde, so nennen will, gelang vollkommen. Sobald die Franzosen den Gruß der preußischen Kanonen gehört hatten, unterbrachen sie ihre Bewegung, machten Halt und suchten zu ermitteln, von wem das Feuer in ihrem Rücken ausgehe. Auch auf der Seite der Engländer hatte man den Gruß vernommen, für sie eine Herzstärkung, deren sie so sehr bedurften. Jetzt nun aber brachen auch die Spitzen der Colonnen aus dem Walde hervor, und die Batterien, begleitet von Cavallerie, rückten in stürmischer Eile dem Feinde entgegen. Die französischen Colonnen des Marschalls Mouton,

der den rechten französischen Flügel commandirte, machten Kehrt und wandten sich dem neuen Feinde, der sie bedrohte, entgegen. Der linke englische Flügel, der bekanntlich aus den etwas unzuverlässigen holländischen Truppen bestand, sammelte sich wieder, und die Gefahr der Umgehung des englischen Centrums war abgewandt, noch ehe eine preußische Kugel einen französischen Soldaten auf dem Schlachtfelde von Waterloo erreicht hatte. Ich weiß nicht, ob Pfuel diese Details dem officiellen Berichte des Generalstabs über die Schlacht bei Belle-Alliance, den er ja selbst im Auftrage Gneisenau's verfaßte, einverleibt hat. Wenn es nicht der Fall sein sollte, so ist diese Mittheilung, die er mir verschiedene Male, zuletzt noch am 18. Juni 1865, gemacht hat, als Anekdote eines großen historischen Moments wohl werth, aufbewahrt zu werden.

Die Preußen übernahmen bekanntlich die Verfolgung der geschlagenen französischen Armee, und ebenso wie Pfuel als der erste Preuße auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance eintraf, so war er auch, als Führer der Avantgarde, der Erste bei der Verfolgung. Wie damals in Rußland sprengte er immer mitten durch die flüchtenden Scharen hindurch, ihre Gefangennahme den ihm nachfolgenden Colonnen überlassend. So trug er den Schrecken dem nachfolgenden Gros der Armee weit voraus, und ihm ist es in erster Linie zu danken, daß den Franzosen nicht die Zeit blieb, auch nur einen Versuch zu machen, sich zu sammeln, und daß die Preußen vor Paris standen, ehe dort an ernstlichen Widerstand zu denken war. Nach dem Einzuge in Paris wurde er Kommandant von Paris und in zwei Acten, die den Frieden von 1815 auszeichnen vor dem von 1814, ist er vorzugsweise thätig gewesen. Er hat der von Pontius zu Pilatus herumlaufenden und überall als inopportun abgewiesenen Deputation von Saarbrücken und St. Johann zuerst die richtigen Wege gewiesen, auf denen sie ihr Ziel, die Lostrennung Saarbrückens und Saarlouis' von Frankreich, erreichen konnten. Pfuel erzählte Blücher von dieser Deputation und unterstützte ein Verlangen, dessen Gewährung ihm selbstverständlich erschien. Der alte Held war ganz mit ihm einverstanden und bereit, die Deputation selbst zum Kaiser Alexander zu führen. So geschah es denn auch. Und da die Leute, die die Sache nun einmal in die Hand genommen hatten, sich nicht auf spätere Verhandlungen vertrösten ließen, so wurde das Saargebiet schon 1815 für uns gewonnen. Der andere große Act, den die Nation Pfuel zu verdanken hat, ist die energische Durchführung der Rückgabe der aus Deutschland geraubten, im Louvre aufbewahrten Kunstwerke. Als Pfuel gemeldet wurde, daß die Franzosen Schwierigkeiten machten, commandirte er ein Bataillon nach dem Louvre mit dem Auftrage, das zu nehmen und fortzuschaffen, was die deutschen Commissäre ihnen zeigen würden. Das half. Die französischen Commissäre gaben ihren Widerstand auf, und man bedurfte der Gewalt nicht weiter. Wenn die Rückgabe nicht vollständig gewesen ist, so war dies nicht Pfuel's Schuld, sondern die der Commissäre, die nicht hinlänglich unterrichtet waren und daher von den Franzosen vielfach getäuscht wurden.

Nach dem Kriege beginnt das Garnisonsleben, dessen Muße er im Anfang zur Beschreibung der Feldzüge benutzte. Ursprünglich war dieselbe wohl für ein größeres Werk angelegt, und die erste Niederschrift sollte wohl nur den später

auszufüllenden Rahmen bilden. Seine Neigung zur Schriftstellerei ist aber nie groß gewesen, und so ist es denn mit der Arbeit nicht recht vorwärts gegangen. Nach langem Zögern hat er sich mit der Veröffentlichung des kurzen Abrisses begnügt, den er unter dem Titel: „Uebersicht der Kriegsjahre 1813, 14, 15 von v. Pfuel, Berlin, bei Ferdinand Dümmler, 1828" herausgegeben hat. Ein größeres Interesse als die Schriftstellerei hatte wohl für ihn die Ausbildung und Ausbreitung seiner Schwimmmethode. In den verschiedensten Städten richtete er große Schwimminstitute ein; ich selbst habe noch meinen ersten Unterricht in der von ihm errichteten und geleiteten Anstalt am Werder bei Magdeburg erhalten, wohin er selbst täglich gegen Abend kam, um dort die wunderbarsten Uebungen in seiner Lieblingskunst vorzunehmen.

In den dreißiger Jahren erhielt er neben seiner militärischen Stellung noch die eines Gouverneurs von Neufchatel und hat daselbst eine Reihe von Jahren residirt. Er hat auf das Verhältniß des Ländchens zur Krone Preußen nie einen besonderen Werth gelegt, war schon in den vierziger Jahren überzeugt, daß Preußen am besten thäte, mit guter Manier Neufchatel aufzugeben, und ging deshalb 1847, als der Sonderbundskrieg drohte, ungern dorthin wieder zurück, nachdem er es, seit er nach Müffling's Abgang zum Commandeur des 7. Armeecorps ernannt war, nicht wieder besucht hatte. Als ich ihn in den vierziger Jahren einmal fragte, was denn aus dem Verhältniß mit Neufchatel bei einer neuen Bundesverfassung der Schweiz, von der damals viel die Rede war, werden solle, hörte ich aus seinem Munde zuerst den bekannten Ausruf des preußischen Ministers des Auswärtigen, Herrn von Werther, den derselbe schon in den dreißiger Jahren einer Deputation der Conservativen von Neufchatel gegenüber gethan hatte, die ihn bei einer Verhandlung mit derselben Frage bedrängte, was aus dem Canton werden solle: „Jetez au lac le canton," hatte der ungeduldige Minister damals zum Entsetzen der frommen Neufchateler ausgerufen. Und der General bestätigte lachend diese Aeußerung. Wie ich bei einem späteren längeren Aufenthalte in Neufchatel erfuhr, hatte er dort immer sehr zurückgezogen gelebt. Die reactionär-pietistische Partei, die eben die eigentlich preußische Partei war, konnte ihm seinem ganzen Wesen nach nur wenig Sympathien einflößen und langweilte ihn mit ihren kleinstaatlichen und kleinstädtischen Velleitäten gewiß oft genug. Auf der andern Seite konnte aber auch die Oppositionspartei ihrer Anschauung und Zusammensetzung nach ihm kein regeres Interesse einflößen, das ihn vermocht hätte, in einen näheren Verkehr mit derselben zu treten. In der Sonderbundskrisis von 1847 hat er sich übrigens mit seinen vorsichtigen und klugen Rathschlägen das Verdienst um den Canton erworben, ihn durch die Brandung des Bürgerkrieges glücklich hindurchzuführen. Obgleich Neufchatel vorher auf der Bundesversammlung gegen die Bundesverfassung gestimmt hatte, schloß es sich doch dem Sonderbunde nicht an, blieb aber auch der Majorität gegenüber insoweit renitent, als es sich an dem Feldzuge gegen den Sonderbund nicht betheiligte. — Der einzige regelmäßige Verkehr, den Pfuel in Neufchatel unterhielt, war mit Agassiz und dem Kreise von Gelehrten, den jener damals dort um sich versammelt hatte. Mit ihm hat er die Gletscherexpedition gemacht, die derselbe zur Feststellung seiner Gletschertheorie gerade in jener Zeit

vornahm. Trotz dieser Zurückgezogenheit, vielleicht gerade wegen derselben, da er so Niemanden durch besondere Ansprüche störte, war der General in der Masse der Bevölkerung sehr populär geworden. Seinen Gewohnheiten und seinem ganzen Wesen nach leutselig und für Jeden leicht zugängig, hatte er mit der Bevölkerung ohne jedes Ceremoniell verkehrt, sprach ihre Sprache wie ein Eingeborener, oder vielmehr mit der Reinheit eines Parisers, und ertheilte überall eine freundliche Antwort. Die Bevölkerung bewahrte ihm auch noch Jahre hindurch ein freundliches Andenken, und die Gegner der preußischen Regierung gestanden offen, daß ihnen ihre kleine Revolution, mit der sie nach der Pariser Februarrevolution den Canton von der Krone Preußen losrissen, nicht so leicht geworden sein würde, wenn der General Pfuel noch derzeit als Gouverneur von Neufchatel auf dem Schlosse geschaltet hätte.

Von den amtlichen Erlebnissen Pfuel's in dieser ganzen Zeit tritt mir im jetzigen Moment natürlich am lebhaftesten seine Betheiligung in dem Streit, welchen die preußische Regierung 1837 mit dem Erzbischof von Cöln hatte, vor die Seele. Er wurde bekanntlich damals beauftragt, den Erzbischof gefangen zu nehmen und nach Minden zu transportiren. In Berlin hatte man dies als eine ganz außerordentlich schwierige Aufgabe betrachtet, wie ich das später von Johannes Schulze, dem damaligen Unterstaatssecretär im Ministerium Altenstein, erfahren habe, mit dem ich durch den General bekannt wurde. Man hatte einen Aufstand befürchtet, ja noch mehr, man hatte gefürchtet, daß man auf Bedenklichkeiten bei Beamten und Officieren stoßen könnte, denen man diese Verhaftung auftragen würde. Pfuel war, wenn ich nicht irre, damals schon Commandant von Cöln oder wurde es erst bei dieser Gelegenheit; jedenfalls lebte er aber regelmäßig in Neufchatel als Gouverneur. Auf ihn richtete sich in dem Kreise der Staatsmänner in Berlin, die damals noch durch die Erinnerung an die gemeinsam durchlebte große Zeit der Freiheitskriege und die gemeinsamen Bestrebungen zusammengehalten wurden, der Blick als auf den Mann, der besser als irgend ein Anderer der bedenklichen Aufgabe gewachsen sei. In der That hatte auch Pfuel durchaus keine moralischen Bedenken dabei. Nach seiner Weltanschauung mußte in allen Fragen zwischen Staat und Kirche in Bezug auf bürgerliche Einrichtungen und das bürgerliche Leben das letzte entscheidende Wort dem Staate bleiben. Bei der Verbindung zwischen Staat und Kirche aber, die nun einmal existirte, war für ihn der Erzbischof ein Staatsbeamter, der, wenn er sich der Staatsautorität widersetzte, mit Gewalt zur Raison gebracht werden mußte. Er nahm deshalb den Auftrag, der ihm in Neufchatel zukam, ohne die geringste Zögerung und Weiterung an, reiste, ohne seinen Weg über Berlin zu nehmen, wie es ihm gestattet war, direct nach Cöln, ging dort direct in die Kaserne der reitenden Artillerie, ließ die Leute zu Pferde steigen und rückte mit ihnen nebst einem bereit gehaltenen verschlossenen Wagen vor das erzbischöfliche Palais. Dort forderte er den Erzbischof von Droste-Vischering auf, ihm als Gefangener zu folgen, wies den Ueberraschten auf die Gewalt hin, die ihm zu Gebote stand, worauf derselbe denn auch ohne Widerstand in den Wagen stieg. Die ganze Sache verlief so schnell, daß kein weiteres Aufsehen entstand, außer etwa der Neugier, mit welcher das gewöhnliche Straßenpublicum den vom Militär um-

gebenen Wagen passiren sah. In Deutz übernahm ein Commando Husaren, wenn ich nicht irre, die weitere Escortirung, und der Erzbischof befand sich eines Morgens in Minden, zu nicht geringer Ueberraschung der guten Einwohner, zu denen ich selbst damals gehörte.

Es bleiben mir nur noch ein paar rein persönliche Erinnerungen aus unserm nahen Verkehr der letzten Jahre hinzuzufügen.

Den hiesigen politischen Entwicklungen folgte er mit großem Interesse, hoffte zuversichtlich, daß sie doch noch zur Einheit und Freiheit Deutschlands führen würden, war aber durch keine Veranlassung von irgend einer Seite zu bewegen, thätigen Antheil an den Parteikämpfen zu nehmen. So rückhaltlos er in der Aeußerung seiner politischen Meinungen war, so offen er sich gegen die Contrerevolution und Alle, die ihr gedient hatten, in seinen Mittheilungen an Varnhagen von Ense, die ja zu der Zeit schon veröffentlicht waren, ausgesprochen hatte, so bestimmt vermied er Alles, was wie eine Demonstration aussehen konnte. Diese Reserve verließ ihn auch nicht, als im Jahre 1863 und 1864 die halbhundertjährige Feier des deutschen Befreiungskampfes stattfand. Er folgte einer Einladung von mir am 3. Februar 1863 zu einem Banquet, das von den Mitgliedern der Kammer, Magistrat und Stadtverordneten, Universität u. s. w. gegeben wurde, nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ich jede ostentative Aufmerksamkeit für seine Person zu verhindern wissen werde. So schmerzlich es mir auch war, daß dem Manne, dem mehr als irgend einem andern noch unter uns Weilenden die Ehre des Tages zukam, dieselbe nicht zu Theil werden sollte, so war doch seine Bedingung zu ernst und zu bestimmt gestellt, als daß ich ihr entgegen zu handeln gewagt hätte. Im Herbst hat er sich an der Feier der Schlacht von Leipzig betheiligt, wie er mir später sagte, weil er ja damals bei Leipzig nicht gefochten habe.

Dem Jahre 1866 sah er mit Hoffnungen entgegen, die mir später wie eine Art Clairvoyance erschienen sind. Sein erstes Wort, das er früh am Neujahrsmorgen zu mir sprach, war: „Dies ist ein Katastrophenjahr, Sie werden es sehen; wir erleben in diesem Jahre große Katastrophen.“ Das hörte ich ihn an demselben Tage noch meiner Frau und Andern wiederholen. Und es war ein Katastrophenjahr für uns Alle, aber für Niemanden mehr als ihn selbst. Er sollte in diesem Jahre seine höchsten politischen Hoffnungen, die Sehnsucht seines ganzen Lebens, das, wofür er Jahre lang mit den äußersten Anstrengungen und Gefahren und größten Opfern gestrebt, wofür er auf so vielen Schlachtfeldern gekämpft hatte, das sollte er endlich als Wirklichkeit vor seinen Augen erstehen sehen. Er hat es gesehen und mit jubelnder Freude seines ewig jungen Herzens.

Pfuel's Gesundheit hatte schon im Spätherbst 1865 durch eine an sich leichte äußere Verletzung einen Stoß erlitten, den er in seinem hohen Alter doch nicht mehr zu verwinden vermocht hätte. Als er am Abend, wie es seine Gewohnheit war, allein seinen Weg zu irgend einem Besuch machte, wurde er von einem hinter ihm herlaufenden Manne so heftig angerannt, daß er stürzte und auf die rechte Hüfte fiel. Er stand zwar allein und ohne Hilfe wieder auf und ging auch allein nach Hause, aber empfand doch große Schmerzen auf dem kurzen Wege. Am andern Tage, als ich ihn sah, fand ich nicht bloß eine Quetschung der betreffenden

Muskeln, sondern zugleich eine heftige Erschütterung des Rückenmarks, die mir damals schon zu großen Besorgnissen Veranlassung gab. Die örtlichen Beschwerden verloren sich bald, auch die Zeichen der Rückenmarkserschütterung traten mehr und mehr zurück; aber in seiner ganzen Erscheinung, in seinem ganzen Wesen, körperlich und geistig, ließ sich nicht verkennen, daß seine Constitution bei dieser Gelegenheit sehr gelitten habe, und er an dem letzten Abschnitt seines Lebens angekommen sei. Er fing zu kränkeln an, bekam im Frühjahr 1866 eine Affection der Brustorgane, die, wenn auch langsam, doch gut wieder vorüberging, so daß er Mitte Juni nach Schönebeck zur Frau von Alvensleben abreiste. Auf seinen Wunsch besuchte ich ihn dort noch einmal Ende Juni, wo ich ihn zwar körperlich wohl, aber doch mit Todesgedanken beschäftigt fand. Er sagte mir, daß er die letzte Hand an sein Testament lege, seine Sachen ordnen wolle und den Aufenthalt in Schönebeck dazu benutze, weil er dort seinem alten Rechtsbeistand, dem Justizrath Silberschlag in Magdeburg, näher sei als in Berlin. Der auch für einen Greis oder vielleicht gerade für einen hochbetagten Greis besonders niederdrückende Gedanke an den baldigen Tod verhinderte ihn aber nicht, mit dem größten Interesse dem eben beginnenden Deutschen Kriege zu folgen. Sein Glaube an den Sieg Preußens stand, noch bevor der erste Kanonenschuß gefallen war, felsenfest, und er hoffte auch mit Sicherheit auf eine Neugestaltung Deutschlands. Freilich in der Ausdehnung, wie er sie erwartete, ist dieselbe erst durch den Krieg von 1870/71 herbeigeführt, und auch dann ist die innere Ausbildung nicht erreicht worden, die er damals schon als selbstverständlich für das Jahr 1866 voraussetzte. Erst im Herbst, Anfang October, sah ich ihn in Berlin wieder. Die drei Monate seit meiner letzten Unterredung mit ihm hatten ihn um mehr als ebenso viele Jahre älter gemacht. Er war zur letzten Stufe des Greisenalters gekommen. Aber nicht die natürliche Abwickelung des lange gesponnenen Lebensfadens war es, welche diese Veränderung herbeigeführt, — schwere Schläge des Schicksals hatten noch dazu gehört, die kräftige Natur zu brechen. Er hatte den ältesten Sohn in Böhmen im Kriege verloren. Nachdem ihn die Kugeln verschont hatten, und der Vater, erfreut über seine Leistungen und das glückliche Ergehen, alle Gefahr vorüber glaubte, hatte ihn die Cholera ergriffen und hinweggerafft. Diesen Tod ertrug er aber wie ein Mann, der Vieles erlebt, Schweres zu tragen gewohnt war, und der sich mit dem Tode in allen Formen abgefunden hatte. Einen ganz anderen Schmerz bereitete ihm die unglückliche Verwicklung des jüngeren Sohnes in eine, soviel ich weiß, nie vollständig aufgeklärte Geschichte, die zu einem scandalösen Proceß führte. Mit der äußersten Rücksichtslosigkeit war dem ehrwürdigen Greise die erste Nachricht von der Sache, wie er mir erzählte, in einem befreundeten Hause in Cöln mitgetheilt, und auch hier in Berlin hatte selbst ein nahe stehender Verwandter kein tröstendes Wort für den alten Mann, sondern nur harte Reden des Unmuths über den häßlichen Lärm, den die ganze Sache hervorrief. Er selbst machte einen Versuch, die Sache, wenn es anging, wenigstens der großen Oeffentlichkeit zu entziehen. Er hatte mir seine Absicht mitgetheilt, den Minister * * darum anzugehen. Ich sah wohl ein, wie schwer es ihm wurde, und wenn ich auch bei der voraussichtlichen Erfolglosigkeit seines Schrittes daran dachte, ihn davon abzuhalten, so

wurde es mir in der Unterhaltung doch ganz klar, daß seine letzte Hoffnung darauf beruhte, und er nicht zur Ruhe kommen würde, bis er diesen Schritt gethan hätte. Ich schlug ihm dann vor, schriftlich einzukommen; er lehnte das ab mit den seine eigene Hoffnungslosigkeit schon andeutenden Worten: „Eine abschlägliche Antwort gibt sich schriftlich gar zu leicht; man muß es den Leuten nicht allzu bequem machen.“ Ich erwartete ihn in seinem Hôtel bei seiner Rückkehr von der Ausfahrt. Als er aus dem Wagen stieg, sah ich sein Schicksal besiegelt. Er konnte sich kaum aufrecht erhalten. Der Portier und der Diener mußten den Greis mehr tragen und schieben; auf der Treppe mußte jedes Bein immer durch fremde Hilfe auf die nächste Stufe gesetzt werden. Sein Herz war gebrochen, und er wollte nicht länger leben.

In den nächsten Tagen erholte er sich körperlich etwas, aber geistig durchaus nicht. Er wollte Niemanden mehr sehen, mich ausgenommen; aber nicht als Arzt, sondern als Vertrauten, vor dem er sich nicht genirte, seinen ganzen Jammer zu zeigen. Seine schon in den letzten Jahren schwächer gewordenen Augen, deren Sehkraft besonders seit der durch den Fall herbeigeführten Erschütterung gelitten hatte, versagten ihm jetzt, selbst bei Unterstützung durch die schärfsten Gläser, beim Lesen der Briefe den Dienst. Er ließ sich vom Oberkellner, der sie brachte, den Abgangsort sagen; diejenigen, deren Abgangsort auf eine Mittheilung von dem Sohne oder über den Sohn deutete, legte er zurück, und ich las sie ihm vor, wenn ich zu ihm kam.

Sein Ende stand ihm nahe bevor, das fühlte er deutlich, und ein an und für sich sehr leichter Katarrh, der sich Ende October einstellte, bedingte in der That nur die Form, in der das Sterben eintrat. Wenn er von mir noch eine ärztliche Unterstützung annahm, so war es mehr eine Freundlichkeit gegen mich, als der Gedanke, daß sie ihm etwas helfen könne, oder der Wunsch, daß ihm geholfen werden möchte. Er verweigerte deshalb die Erlaubniß zu Consultationen, um die ich ihn bat und gestattete nur, daß ich meinen Freund Virchow einmal mitbrachte, als ich ihm bestimmt erklärte, daß ich es zu meiner eigenen Beruhigung wünsche.

Die letzten drei Tage befand er sich in Agonie. Doch war der Schlummerzustand immer noch durch eine bestimmte Frage zu durchbrechen, die er bis 3—4 Stunden vor seinem Tode verstand und beantwortete. Am Abend spät des 2. December fand ich die Kräfte sehr gesunken, aber kein Zeichen des unmittelbar bevorstehenden Todes. In der Nacht wurde ich gerufen und fand ihn sterbend. Eine Lungenlähmung war eingetreten. Er murmelte ab und zu schwer verständliche Worte. Einige deuteten auf den unglücklichen Sohn; aber nach und nach wurde er stiller, und eine halbe Stunde vor seinem letzten Athemzuge schien ihn sein Geist noch einmal auf das Schlachtfeld zurückzuführen, auf welchem er seinen ersten Ruhm erworben hat, auf das Schlachtfeld an der Göhrde: „Die Mecklenburger, wo bleiben sie? Die Mecklenburger müssen kommen!“

Er starb in meinem Arm. Am nächsten Morgen erschien der Sohn, dem ich von dem nahe bevorstehenden Ende des Vaters Nachricht gegeben hatte. Bei den Trauerfeierlichkeiten waren nur die nächsten Verwandten und Freunde, und als officielle nur die Vertreter der Stadt Berlin, eine von den Stadtverordneten

abgesandte Deputation, zugegen. Seinen Wünschen war diese Einfachheit gewiß entsprechend. Ob die Armee, in der er mit hohen Ehren gedient, ob das Land, dem er Dienste geleistet, deren Bedeutung und Größe keine Parteileidenschaft in Abrede stellen kann, in dieser Stunde unvertreten bleiben durften, das — ist eine andere Frage.

Mit ihm war ein edler, tapferer, hochbegabter und hochgebildeter Mann gestorben. Geboren auf der Grenze zweier Jahrhunderte, participirte er an beiden: der bewußte Träger großer überlieferter Ideen, welche zu realisiren die ungeheure Aufgabe der nachwachsenden Geschlechter war und ist. Mit der ganzen Arbeitskraft seines langen Lebens hat er sich der Verwirklichung dieser Ideen, besonders der Lösung der gewaltigen Probleme des nach Einheit und vernunftgemäßer Freiheit ringenden Staates in hervorragender Weise gewidmet. Seine Schwächen waren auch die seiner Zeit. Seine großen und edlen Eigenschaften aber, seine thatenlustige, opferfreudige Vaterlandsliebe, sein stolzer Sinn für die Freiheit, sein ewig reger Wissensdurst, — Eigenschaften, die erst durch sein warmes, theilnahmsvolles Herz und die große Energie seines Willens ihren besonders hohen Werth erhielten, — erhoben ihn weit über den Durchschnitt seiner Zeitgenossen.

Gustav Robert Kirchhoff.

Von

Robert von Helmholtz.

Am 20. October des eben verflossenen Jahres haben wir auf dem Matthäi-Kirchhofe zu Berlin von Gustav Kirchhoff Abschied genommen. Die Naturwissenschaft hat in ihm einen ihrer mächtigsten Förderer, Deutschland einen seiner schärfsten Denker, die Jugend den allverehrten glänzenden Lehrer verloren, seine Freunde aber betrauern einen Menschen, der im wahren Sinne zu den Guten gehört hat.

Wenn Kirchhoff's Werke seinen Namen auch für immer zu einem unvergeßlichen gemacht haben, und wo Physik gelehrt, auch seiner gedacht werden wird, so war er selbst doch von solcher Bescheidenheit und Einfachheit, daß seine Person gänzlich zurückgetreten ist hinter der Sache, der er sein Leben geweiht hat, und außer seinen Fachgenossen und denen, die das Glück hatten, ihm selbst näher zu treten, nur Wenige mehr wußten, als daß Gustav Kirchhoff der berühmte Entdecker der Spectralanalyse war. Möge daher einem seiner Schüler ein Versuch verziehen sein, den er selbst nie unternommen hätte, der ihm im Leben sogar peinlich gewesen wäre: ein Bild zu geben seiner Arbeit, nicht in der reinen, abstracten, von allem Irdischen entkleideten Gestalt, in der er sie schuf, sondern in Verbindung mit seinem persönlichen Leben und als Ergebniß seines eigensten Geistes.

Gustav Kirchhoff war Professor der mathematischen Physik. Ich stelle das voran, nicht weil es dasjenige Hauptfactum ist, welches im biographischen Lexikon zu oberst stehen würde, sondern weil die mathematische Physik eine Wissenschaft ist, welcher nur der dienen kann, der für sie geboren ist. Es gibt Berufe im Leben, es gibt Zweige der Wissenschaft, aus denen man nicht schließen kann, weß' Geistes sind, die ihnen angehören. Wer aber gewisse Gebiete abstracter Wissenschaft überhaupt betreten will, muß Fähigkeiten und Anlagen von einer ganz bestimmten Richtung und Natur besitzen, andernfalls wird er nicht einmal die Schwelle überschreiten.

Die reine Mathematik ist eine solche Wissenschaft. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß der kleinste Theil der Schüler für sie begabt ist. Schwerer ist zu sagen, auf welchen Potenzen des menschlichen Geistes sie beruht. Mathematik ist Logik, auf Raum- und Zahlgrößen angewendet. Sie braucht daher vornehmlich eine große Gabe der Abstraction und die Fähigkeit der inneren Anschauung von Größenverhältnissen. Jedenfalls ist schon darum, weil die „Technik" des rein logischen Denkens in so vorzüglichem Maße ausgebildet wird, die Auffassung, Beurtheilung und Darstellung der Dinge durch einen Mathematiker nothwendig eine eigenartige.

Der Naturforscher dagegen braucht noch eine etwas andere Gabe: die der Beobachtung. Jeder, dessen Thätigkeit auf Beobachtung beruht, gehört im weitesten Sinne zu den Naturforschern: der Arzt, der Reisende, der Sammler. Beobachten ist Bemerken und Sammeln des Bemerkten. Je nachdem aber das Princip des Sammelns nach höheren und höheren Merkmalen gewählt wird, nähert sich das Beobachten mehr und mehr dem Denken, das Sammeln dem Erklären, die Naturkunde der „exacten" Naturforschung. Ihre Jünger arbeiten nicht mehr allein mit der rein ästhetischen Gabe der Beobachtung, sondern auch mit der logischen des Schließens. Sie unterscheiden sich von den Mathematikern hauptsächlich noch dadurch, daß das Material ihres Denkens ein in der Außenwelt gegebenes ist, und sie das Talent haben müssen, es dort zu finden, während die Grundlagen der Mathematik anscheinend a priori gegebene sind. Die Mathematik ist aber darum das bequemste Hilfsmittel der exacten Naturwissenschaft, weil sie diejenige „Sprache" geworden ist, in welcher diese ihre Schlüsse am schnellsten und präcisesten ausdrücken kann. Darum wird die ganze Naturforschung mehr und mehr mathematisch: die Physik ist, nächst der Astronomie, am weitesten auf dieser Bahn vorgeschritten, die Chemie im Begriff, ihr zu folgen. Derjenige wird also heute im Allgemeinen der größte Physiker sein, welcher Beobachtungsgabe und logische Schärfe des Denkens in gleicher Weise besitzt, Experiment und Mathematik gleichmäßig beherrscht. Je nach dem Vorwalten des einen oder des andern, wird in diesem Wettstreite der Kräfte der Platz des einzelnen Forschers näher an den Naturbeobachtern oder an den Naturdenkern liegen. Beide sind unentbehrlich, das Seltenere ist das Letztere; denn es gibt immer noch mehr gute Beobachter als gute Denker. Gustav Kirchhoff gehört seiner Natur nach mehr zu den großen Denkern, und doch ist seine berühmteste und größte Entdeckung eine beobachtete. Schon darum ist er der größten Naturforscher einer, weil er „mathematischer Physiker" in diesem Sinne war.

Auch das Leben Kirchhoff's war das eines Denkers. Nicht hat er die Erde bereist und die Natur in dem glänzenden Kleid ihrer tausendfältigen Schöpfungen beobachtet, wie es Humboldt und Darwin thaten; nicht auch ist er durch die Schule des rein praktischen Lebens zur Theorie hindurchgedrungen, wie etwa Faraday oder Siemens. Auch nicht im Strudel der historischen und socialen Ereignisse seiner Zeit ist sein Leben verlaufen. Still in den äußerlich ruhigen, aber geistig um so regsameren Stätten der Wissenschaft, in den Hörsälen und Laboratorien einiger deutschen Universitäten hat er seine ganze Arbeit vollbracht.

Hierhin und in Gedankenkreise, die den Interessen des Tages fern liegen, muß ihm folgen, wer ihn kennen lernen will.

I.

Kirchhoff ist 1824 als Sohn eines Juristen in Königsberg geboren und in der „Stadt der reinen Vernunft" auch aufgewachsen. Laut Zeugniß des Kneiphöf'schen Gymnasiums wollte er sich der Mathematik widmen, welches Studium er auch unter Richelot's und des älteren Neumann Leitung wirklich begann. Dieser letztere, der — ursprünglich Mineraloge — allmälig einer der großen Mitbegründer der heutigen mathematischen Physik geworden ist, hat auf Kirchhoff bestimmenden Einfluß gehabt, so daß der Schüler sich ebenfalls der Physik zuwandte und auch im Speciellen das Gebäude des Lehrers weiter ausbauen half. Noch als Student schrieb Kirchhoff, 1845, eine vorzügliche selbständige Arbeit („Ueber den Durchgang eines elektrischen Stromes durch eine kreisförmige Platte"), in Folge deren er ein Stipendium für eine wissenschaftliche Reise nach Paris erhielt. Durch die Unruhen des Jahres 1848 wurde er jedoch in Berlin aufgehalten, blieb und habilitirte sich daselbst für mathematische Physik. Eigenthümlicher Weise ist das erste Colleg des Lehrers, der später Hunderte mit größter Regelmäßigkeit an sich fesselte, nicht zu Stande gekommen. Die mathematische Physik erschien eben damals noch als ein sehr abstractes, abgelegenes Gebiet. Im Jahre 1850 ging Kirchhoff schon als außerordentlicher Professor nach Breslau, 1854 als „Ordinarius der Physik" nach Heidelberg, hat also die sogenannte akademische Carriere in normalster Weise durchlaufen.

Die Blüthezeit seines Lebens waren die zwanzig Jahre, die Kirchhoff in Heidelberg gelebt und gelehrt hat. Sie fielen zugleich zusammen mit der Glanzepoche dieser schönsten der deutschen Universitäten, und Kirchhoff hat selbst ein großes Stück zur Erhöhung und Erhaltung ihres Rufes beigetragen.

Als nämlich Kirchhoff nach Heidelberg kam, nahm die dortige Universität durch den Ruhm ihrer juristischen und historischen Lehrer unbestritten den ersten Rang in Deutschland ein. A. v. Vangerow übte durch seine berühmten Vorlesungen über Pandekten eine unvergleichliche Anziehungskraft aus; daneben wirkten Männer wie Mittermaier, Renaud, Mohl; die Historiker Schlosser, Weber, Gervinus, Häusser sind weltbekannt. Durch sie wurde das Niveau nicht nur des wissenschaftlichen, sondern auch des gesellschaftlichen Lebens ein so hohes, daß Allen, die daran Theil genommen, jene Tage in unvergeßlicher Erinnerung geblieben sind. Um Häusser insbesondere hatte sich ein Kreis gebildet, der, ursprünglich aus politischen Zwecken erwachsen, die Stätte einer bezaubernden, heiteren Geselligkeit wurde. Von der Seite der Naturwissenschaften gehörte der Vorgänger Kirchhoff's, Jolly, der Anatom Henle, der Kliniker Pfeuffer dazu, und Bunsen, der 1852 schon als berühmter Mann nach Heidelberg kam, wurde eines der hervorragendsten Mitglieder.

Robert Bunsen, dessen Freundschaft mit Kirchhoff in der Geschichte der deutschen Wissenschaft ebenso epochemachend geworden ist, wie die zwischen Gauß und Weber, hatte Kirchhoff in Breslau kennen gelernt. Seinem Einfluß war es zu danken, daß dieser nun nach Heidelberg berufen wurde.

Im weiteren Publicum wußte man damals so gut wie nichts von Kirchhoff; seine Berliner und Breslauer Arbeiten waren als streng theoretische nur von Fachgenossen zu würdigen. Man war daher in Heidelberg erstaunt, als — von Bunsen warm empfohlen — ein zart gebauter, ungewöhnlich junger, sehr bescheiden, fast schüchtern auftretender, Norddeutscher kam. Sein feines, geistvolles Gespräch, sein liebenswürdiges, gegen Alle gleich höfliches und freundliches Wesen, und sein ausgesprochener Sinn für Humor und Witz, gewannen ihm aber bald die Herzen derer, die ihm als Menschen näher traten. Kirchhoff wurde daher ein allbeliebter Theilnehmer an den heiteren Zusammenkünften jenes Kreises der Häusserschen Freunde. Vor allem aber schloß er sich in jener ersten Heidelberger Zeit eng an Bunsen an. Bunsen war dreizehn Jahre älter als Kirchhoff: stark, breitschultrig, seinem Temperament nach lebhafter, unmittelbarer wirkend, eine Jedem sofort imponirende volle Natur. Die beiden Männer waren somit in äußeren Eigenschaften sehr verschieden von einander. Trotzdem ist Thatsache, daß Bunsen und Kirchhoff nicht nur gemeinsam ihre großen Werke vollendet, sondern auch als echte Freunde ihr tägliches Junggesellenleben fast völlig getheilt haben. Zusammen machten sie ihre Spaziergänge in der herrlichen Umgebung Heidelbergs; sie reisten zusammen in den Ferien, und zusammen konnte man sie oft Abends in dem kleinen Heidelberger Theater sitzen sehen, ein Vergnügen, für das besonders Kirchhoff von Jugend auf eine ausgeprägte Vorliebe besaß.

Das Zusammenleben mit Bunsen wurde selbst dadurch, daß Kirchhoff sich Ende der fünfziger Jahre mit der jungen und anmuthigen Tochter seines Königsberger Lehrers Richelot verheirathete, weniger unterbrochen, als es sonst wohl der Fall zu sein pflegt. Sind doch die Jahre 1859—1862 gerade diejenigen, in welchen die beiden Forscher, veranlaßt durch eine Bunsen'sche Untersuchung, ihre gemeinsame große Entdeckung der Spectralanalyse gemacht und ausgearbeitet haben.

Anfang der sechziger Jahre bezog Kirchhoff zugleich mit dem Vater des Verfassers den neuerrichteten „Friedrichsbau", das erste größere Institut Deutschlands, welches allein für naturwissenschaftliche Zwecke bestimmt war. Es war das ein äußeres Zeichen davon, daß sich der Schwerpunkt der Heidelberger Universität allmälig von der juristisch-historischen nach der philosophisch-naturwissenschaftlich-medicinischen Seite hin verschob. Der Philosoph Zeller, die Mathematiker Hesse, später Königsberger, der Chemiker Kopp, der Kliniker Friedreich, mein Vater als Physiologe waren berufen worden. Der Friedrichsbau wurde eine Art Nebenuniversität. In diesem Hause habe ich meine Kindheit verlebt; das Kirchhoff'sche Heim ist mir daher mit dem darunterliegenden der eigenen Eltern und dem ganzen Friedrichsbau zu einem Erinnerungsbilde verbunden. Große Hörsäle und Sammlungen mit räthselhaften „—ologischen" Namen, ausgestopfte Thiere, chemische und anatomische Gerüche, akustische Töne, dann Scharen von Studenten — darunter auch russische Studentinnen —, welche in regelmäßigen Zwischenpausen zum Aerger der Kinder die Corridore und Höfe überschwemmten, wenn sie zu den verschiedenen Vätern ins Colleg gingen, das sind so einige von den Eindrücken, die mir jene Zeit hinterlassen hat.

Kirchhoff hat dort sehr glückliche Jahre verlebt. Sein Name war durch die Entdeckung der Spectralanalyse schon berühmt, sein Laboratorium und seine Vorlesungen daher die gesuchtesten geworden. Mit seiner Gattin, seinen vier Kindern und seinen näheren Freunden führte er ein zufriedenes, gesellig heiter angeregtes Leben.

Leider aber endete dieser nach allen Seiten hin glückliche Zustand für Kirchhoff schon gegen Ende der sechziger Jahre. In Folge eines Falles auf der Treppe zog er sich ein Fußleiden zu, welches ihn zwang, lange Zeit sich nur im Rollstuhl oder an Krücken zu bewegen. Erst in Berlin erlangte er nach mehrfachen Rückfällen seine volle Gehfähigkeit wieder, aber ganz gesund ist er später eigentlich nur noch ausnahmsweise geworden. Zur selben Zeit verlor er seine Frau, und sein Familienleben fiel auseinander. Viele seiner Freunde, Häusser, Vangerow starben, andere, wie Zeller und mein Vater, wurden nach Berlin berufen. Aber persönliche Schicksalsfälle konnten wohl sein Leben, nicht seine Arbeit treffen. Seinen Beruf als Lehrer und Forscher hat er unter den schwersten Bedingungen und nach den bittersten Erfahrungen mit stoischer Pflichttreue und eiserner Consequenz durchgeführt. Seine Person und seine Wissenschaft sollten nichts mit einander gemein haben.

Später hat sich Kirchhoff noch einmal verheirathet mit Luise Brömmel, der damaligen Oberin der Universitäts-Augenklinik. Durch seine unverwüstlich heitere und liebenswürdige Natur ist auch diese zweite Ehe trotz seiner vielfachen Kränklichkeit eine sehr glückliche gewesen.

Im Jahre 1875 nahm Kirchhoff einen Ruf an die Akademie der Wissenschaften und die Universität von Berlin an, nachdem er es früher abgelehnt hatte, Director der zu erbauenden Sonnenwarte in Potsdam zu werden.

Ob das Berliner Leben für den Gelehrten im Allgemeinen ein Glück ist, möchte sehr zu bezweifeln sein. Der Lehrer gewinnt freilich ein größeres, reicheres Feld der Thätigkeit, dem Forscher jedoch wird um so mehr Zeit entzogen. Kirchhoff aber hat zum Theil in Folge seiner Kränklichkeit von dem Treiben der Hauptstadt wohl nicht viel empfunden. Er hat gearbeitet wie sonst; wie sonst ist durchschnittlich alljährlich ein Aufsatz von ihm in den Berichten der Akademie erschienen, und auch experimentelle Arbeiten hat er im Laboratorium seines Freundes G. Hansemann ausgeführt. Dieser war es, der nach der nunmehr dauernden Trennung von Bunsen Kirchhoff's Herzen als treuer Mitarbeiter und Freund am nächsten trat.

Kirchhoff's liebste, schönste und zugleich in ihrem Erfolg einzig dastehende Thätigkeit in Berlin war aber seine Vorlesung über mathematische Physik. Sein Vortrag fesselte jeden sofort durch die äußerliche Eleganz und Präcision der Darstellung. Kein Wort zu wenig, kein Wort zu viel; nie kam ein Irrthum, eine Unklarheit, ein Schwanken im Kleinsten vor. Bewundernswerth war auch die Eleganz der Rechnung — eine dem Laien schwer zu definirende Eigenschaft. Der ganze Stoff baute sich vor dem Zuhörer in Gestalt eines ungemein kunstvollen, classisch formvollendeten logischen Fachwerkes auf, in welchem jeder Theil sich streng aus dem andern ergab, so daß es einen geradezu ästhetischen Genuß gewährte, den Kirchhoff'schen Deductionen zu folgen. Demgemäß mußten Kirchhoff's Vorlesungen,

obgleich sie innerlich zu den schwierigsten gehörten, Jedem, auch dem Unbegabtesten, in sich verständlich sein, vorausgesetzt natürlich, daß er das Werkzeug, die mathematische Sprache kannte. Es konnte vorkommen und ist thatsächlich oft vorgekommen, daß einer das Gebotene nicht einzuordnen wußte, nicht begriff, warum und zu welchem Zwecke Kirchhoff gerade so und nicht anders deducirte; aber dem Gedankengange folgen, ihn nachdenken und richtig wiedergeben, mußte Jeder können. So paradox es klingt, wäre es daher nicht unmöglich, ohne Kirchhoff je eigentlich verstanden zu haben, seine Vorlesung nach der Niederschrift als vorzügliches Buch herauszugeben. In dieser Eigenschaft der Kirchhoff'schen Dialektik, der absoluten Klarheit und Geschlossenheit in sich, lag wohl ein großer Theil seines Erfolgs als Lehrer.

Neun Jahre hat Kirchhoff in Berlin seine Vorlesungen ununterbrochen halten können. Aber mehr und mehr konnten wir, seine Hörer, bemerken, welche Anstrengung sie ihm verursachten, und wie er den letzten Rest seiner Kräfte aufbieten mußte, um sich aufrecht zu halten. Nichtsdestoweniger war er nach wie vor auf die Secunde pünktlich, und nicht im Leisesten hat sich je der Charakter des Vortrags verändert. Endlich (1884) verboten ihm die Aerzte das Lesen; er hat diese seine liebste Beschäftigung zwar noch einmal vorübergehend aufgenommen. Indessen wurde es klar, daß es Nervenlähmungen seien, die seine Bewegungsfähigkeit hinderten, und Kirchhoff allmälig ganz an das Haus, an den Rollstuhl und die treue Pflege seiner Familie anwiesen.

Stets gleich heiter und freundlich konnte man ihn in den letzten zwei Jahren auf seinem Lehnstuhle sitzen sehen, mit regem Interesse allen Fragen folgend. Nie, nicht ein einziges Mal, ist eine Klage über seine Lippen gekommen, und doch muß er selbst sich seiner abnehmenden Kräfte bewußt gewesen sein. Der Tod, der ganz unerwartet und sanft während des Schlafes eintrat, hat ihn gerade noch rechtzeitig erlöst, um schlimmeren Lähmungen vorzubeugen.

In ihm ist das Vorbild eines echten deutschen Forschers dahingegangen. Die Wahrheit in ihrer reinsten Gestalt zu suchen und mit fast abstracter Selbstlosigkeit zum Ausdruck zu bringen, war die Religion und das Ziel seines Lebens. Die Wissenschaft wurde einzig und allein um ihrer selbst willen geliebt und gefördert, jedes noch so kleine Ausschmücken oder Hinausgehen über logisch Bewiesenes wäre ihm als Profanation, — Vermengung mit persönlichen Motiven oder gar Streben nach Ehren und Gewinn geradezu als verwerflich erschienen. Und wie in der Wissenschaft führte er auch im Leben das, was er als seine menschliche, bürgerliche oder amtliche Pflicht erkannt hatte, mit logischer Rigorosität, entkleidet von jedem persönlichen Beweggrund, durch. Aber die Erkenntniß des Guten allein macht den Menschen noch nicht zu einem Guten, auch noch nicht der Wille und die Macht, es auszuführen. Erst Kirchhoff's Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit, die, wenn auch nicht expansiv und eigentlich warm im Ausdruck ihrer Gefühle, doch um so echter und reiner waren, haben ihn zu dem treuen Freunde, dem selbstlosen Mitarbeiter, dem hilfsbereiten Lehrer, dem neidlos anerkennenden Beurtheiler fremden Verdienstes, kurz zu dem Menschen gemacht, den wir Alle in ihm liebten. Es liegt mir ein sehr hübsches Beispiel vor, wie er für Jeden, auch den niedrigsten seiner Mitmenschen, soweit er konnte, stets freund-

lich und hilfsbereit war. Ein armer Handwerker — viele würden ihn geisteskrank nennen — wendet sich brieflich an Kirchhoff um Aufklärung über „pessimistische Zweifel", die ihn quälen. „Davon kann mir aber weder Arzt noch Priester oder auch sonst ein materialistisch gesinnter Egoist helfen, sondern nur ein wahrhaftig wissenschaftlich Gebildeter, selbst Forscher und Denker, der sich nicht zu hoch dünkt, einem seiner Mitmenschen, der durch Geburt und Umstände nicht auf derselben Stufe steht wie er, opferfreudig seine Ueberzeugung rücksichtslos zu offenbaren..... Wenn man sagt, ich sei Arbeiter und hätte mich um solche Angelegenheiten nicht zu kümmern, so erwidere ich, daß nicht alle Menschen gleich sind, daß es in allen Menschenclassen Einzelne gibt, die nicht bloß leibliche, sondern auch geistige Bedürfnisse haben. Denn alle Wissenschaften, die wir können (!), sind auch nicht von den Gelehrten ausschließlich entwickelt" .... u. s. f. Mancher Andere hätte den Brief des Arbeiters einfach ad acta gelegt; Kirchhoff hat ihm aber eine, wie das Concept zeigt, genau überlegte Antwort geschrieben, u. a.: „Daß es solche Grenzen (der naturwissenschaftlichen Erkenntniß) gibt, muß ein gesunder Geist ertragen lernen, der Gelehrteste muß es so gut als der Arbeiter. Ich kann Ihnen daher nur rathen, daß Sie aufhören möchten, Unmögliches zu erstreben und mit dem Verstande Dinge begreifen zu wollen, die nicht begreiflich sind. Das erfordert freilich einen Kampf; einen ähnlichen Kampf haben aber viele Menschen aus den verschiedensten Berufskreisen zu bestehen. Die beste Hilfe bei demselben gewährt es, wenn man sich ernstlich bemüht, sich ganz der Arbeit hinzugeben, die einem zugefallen ist, und die Pflichten des Platzes zu erfüllen, auf den man gestellt ist." Ja, Kirchhoff selbst hat wahrlich die Pflichten des Platzes erfüllt, auf den er gestellt war. Er war wirklich „der hochedle Geist, frei von allem egoistischen Scheinwesen", den jener Arbeiter suchte. Wir aber können uns nur fragen, ob wir mehr die Größe des Geistes oder die des Willens bewundern sollen, die ihn so hoch hinweg hob über das, „was uns Alle bändigt, das Gemeine."

II.

Wir haben Gustav Kirchhoff zu schildern versucht, wie er uns Lebenden erschien, als Mensch, als Lehrer. Seine Werke, die ihn überdauern werden, wird in ihrem vollen Werthe erst die Nachwelt beurtheilen können. Uns, seinen Schülern, ziemt es nur, auch den nicht der Physik Angehörigen, soweit es möglich ist, zum Bewußtsein zu bringen, was Alles diese Wissenschaft ihm verdankt.

Unwillkürlich geschieht es in solchen Fällen, daß man das Hauptgewicht legt auf die praktischen Ergebnisse der Arbeiten, daß man die Folgerungen daraus anführt, welche etwa für die Technik, die Industrie von Einfluß waren. Bei den Kirchhoff'schen Arbeiten aber muß man sich hüten, in dieser Weise das Urtheil zu lenken, weil erstens der Hauptwerth vieler seiner Aufsätze nicht in den Folgen, sondern in der Methode liegt; zweitens eine solche Betrachtungsweise seinem eigenen Geist direct zuwiderlaufen würde. Kirchhoff selbst hat nie gefragt: „Wozu nützt dein Forschen?" Was er darstellen wollte, hat er dargestellt rein sachlich und so allgemein als möglich, ohne auf Neben-

zwecke je hinzuweisen. „Ich glaube das und das gefunden zu haben, und erlaube mir, im Folgenden den Beweis zu geben." So beginnt er seine meisten Aufsätze. Dem äußeren Umfang nach hinterläßt Kirchhoff weniger, als man vielleicht erwartet. In einem mäßig starken Bande sind gegen vierzig Aufsätze, die er in vierzig Jahren productiver Thätigkeit verfaßt hat, gesammelt. Außerdem hat er einen Bericht über seine „Untersuchungen über das Sonnenspectrum und die Spectra der chemischen Elemente", und einen Band „Vorlesungen" über Mechanik herausgegeben; letzteres wohl sein reifstes und vollendetstes Werk.

Welche immense Gedankenarbeit ist aber in der kürzesten Form zusammengedrängt! Kirchhoff's Stil ist eben, wie es sein Vortrag war, das Muster von knappster, klarster Diction, ein für sein Gebiet absolut classischer. Wie in Stein gehauen stehen die Worte da, jedes an seiner Stelle, keines, dessen genauester logischer Umfang nicht überlegt wäre; in wenigen Zeilen ist zusammgefaßt, worüber Andere Seiten schreiben würden; nur wenn vorhandene Worte ihm nicht präcise genug scheinen, umschreibt und definirt er, und zwar dann mit Vorliebe in mathematischer Ausdrucksweise. War er doch unter jenen der Erste, die danach gestrebt haben, aus der exacten Wissenschaft jede Unklarheit, jede subjective Beurtheilung oder gar jede Phrase zu entfernen. Der Einfluß solchen Strebens wird weit hinausgehen über die Grenze der engeren Wissenschaft.

Kirchhoff's populärstes Werk ist die Spectralanalyse. Sie hat in der That außerordentliche Folgen handgreiflichster Art gehabt, ist von größter Wichtigkeit für alle Zweige der Naturwissenschaft geworden, hat das Erstaunen und die Phantasie der Menschen erregt, wie selten eine Entdeckung, weil sie Einblick verschafft hat in Welten, die uns für immer verschlossen schienen. Sie ist deshalb die berühmteste Leistung Kirchhoff's geworden.

Aber so wunderbar ihre Ergebnisse auch sind, so scheint uns noch viel größer und bewundernswerther die wahrhaft meisterhafte Arbeit selbst, die ungemein scharfsinnige, zugleich geniale und fleißige Art, wie Kirchhoff aus der zufälligen Beobachtung allmälig ein allgemeines theoretisches Gesetz und daneben jene überraschenden Consequenzen gleich von vornherein mit voller Strenge und Sicherheit folgerte und bewies. Große Männer vor ihm hatten schon die Fäden dieser Entdeckung in der Hand gehabt, ohne sie entwirren zu können. Franzosen und Engländer machten und machen noch heute Prioritätsrechte geltend. Kirchhoff hat sie ruhig, aber entschieden zurückgewiesen. Alle hatten Etwas gesehen, geahnt, als möglich oder wahrscheinlich vermuthet — ohne daß es Kirchhoff übrigens damals wußte. Eine sichere Grundlage, einen strengen Beweis hatte Keiner geliefert; erst der Schärfe, Gründlichkeit und Ausdauer der deutschen Forscher war es vorbehalten, den glücklichen Einfall zum Range sicheren Wissens zu erheben.

Die Spectralanalyse im engeren Sinne, d. h. die „Analyse der chemischen Elemente durch Spectralbeobachtung" ist, wenn man überhaupt unterscheiden will, wohl Bunsen's Idee und Veranlassung zu verdanken. Zu den genialsten Arbeiten Bunsen's gehören gewisse sehr einfache physikalische Methoden der qualitativen chemischen Analyse, d. h. der Erkennung und Unterscheidung der chemischen Stoffe. Als charakteristischste Reaction dieser Art hatte er die Färbung von

nichtleuchtenden Flammen erkannt. Jedes chemische Element in geeigneter Weise in einer nichtleuchtenden Flamme, z. B. einer blaubrennenden Gasflamme, verflüchtigt oder verbrannt, verleiht dieser letzteren eine ganz bestimmte, nur ihm eigenthümliche Färbung. Wir würden also im Stande sein, jede Substanz an dem Lichte zu erkennen, welches ihr glühender Dampf aussendet, wenn unser Auge fähig wäre so zahllose Farbenunterschiede zu trennen, wie es Stoffe in der Natur gibt. Kirchhoff und Bunsen kamen aber dem Auge zu Hilfe, indem sie das Licht der Flammen durch ein Prisma in seine einzelnen Bestandtheile, seine einzelnen Farben zerlegten. Auf diese Weise entsteht das Spectrum des Flammenlichts. Der Regenbogen ist ein durch die Regentropfen entworfenes natürliches Spectrum des Sonnenlichtes. Aber dieses, wie überhaupt das Spectrum aller glühenden festen Körper, bietet einen ganz andern Anblick, als dasjenige der Flammen, d. h. glühender Gase. Jenes besteht aus den bekannten allmälig, „continuirlich" in einander übergehenden Farben, dieses aus lauter einzelnen hellen Linien, die getrennt von dunklen Zwischenräumen nicht nur ganz charakteristische Farben besitzen, sondern auch in ganz bestimmten, für jedes Element eigenthümlichen Lagen und Abständen zu einander stehen. Wie wir die Sternbilder nach der gegenseitigen Lage und verschiedenen Helligkeit der einzelnen Sterne erkennen, so unterscheiden wir das Spectrum des Eisens von dem des Kupfers an der gegenseitigen Entfernung und dem Farbencharakter seiner Linien. Ja, wir könnten die Farben ganz entbehren: es würde genügen, mit dem Maßstab abzumessen, wo die einzelnen Linien liegen, um aus Kirchhoff's und Bunsen's Tabellen zu erfahren, mit welchem Element wir es zu thun haben. Wunderbar ist es, aber wahr: ein total Farbenblinder könnte auf diese Weise mit absoluter Sicherheit erkennen, welche Farben eine Flamme aussendet! Der größte Vorzug einer naturwissenschaftlichen Methode, die Unabhängigkeit von subjectiver Beurtheilung, ist der Spectralanalyse durch ihre Entdecker gegeben worden. Die Hauptarbeit jedoch und das Hauptverdienst Kirchhoff's und Bunsen's war, den Beweis der Zuverlässigkeit der Methode geführt, d. h. bewiesen zu haben, daß die Lage der Linien wirklich nur abhängt von der chemischen Natur des lichtaussendenden glühenden Dampfes, nicht aber von seiner Temperatur, von mit ihm vermengten andern Stoffen, von der Natur der Flamme, in welcher er glühte, und anderen Nebenumständen. Dieser Beweis wurde sorgfältig und mit großer Mühe experimentell gegeben, und Bunsen konnte daher schon sehr früh die sichere Behauptung aussprechen, spectralanalytisch ein neues Element entdeckt zu haben, weil das Salz einer gewissen Mineralquelle unbekannte Linien zeigte. Heute ist die empfindlichste chemische Analyse die durch Spectralbeobachtung.

Und doch ist viel erstaunlicher, was auf Grund dieser mit Bunsen begründeten Methode von Kirchhoff weiter gefunden wurde. Kirchhoff ließ nämlich einst halb zufällig einen Sonnenstrahl zuerst durch eine mit Natrium gefärbte Flamme, dann durch ein Prisma gehen, so daß die Spectra der Sonne und der Flamme übereinander fielen. Es war zu erwarten, daß die bekannte gelbe Linie des Natriums sich hell vom Sonnenspectrum abheben würde; aber gerade das Gegentheil trat ein: genau an derselben Stelle, wo die helle Linie sich hätte zeigen müssen, erschien eine dunkle Linie. Kirchhoff war diese „Umkehrung der Natrium-

linie" sofort im höchsten Grade merkwürdig, und gleich vermuthete er, daß ein grundlegendes Gesetz dahinter stecken müsse. Die Thatsache selbst hatten, wie sich später herausstellte, schon Andere beobachtet, und zwar Männer berühmtesten Namens. Den Schatz von neuen Wahrheiten indessen, welcher darin verborgen lag, zu ahnen und zu heben, ist nur dem Genius Kirchhoff's gelungen. Am Tag nach jenem Experiment vermochte er bereits das beobachtete Phänomen herzuleiten und zu erklären aus einem viel allgemeineren Princip, welches merkwürdigerweise gar nicht der Optik, sondern der Wärmelehre angehört. Aus dem scheinbar ganz fernliegenden Satz, daß Wärme nur übergeht von einem Körper höherer Temperatur zu einem Körper niederer Temperatur und nicht umgekehrt, folgerte er durch rein logische Schlüsse die Thatsache der „Umkehrung der Natriumlinie". Das Zwischenglied der Schlußfolgerung bildet das berühmte „Kirchhoff'sche Gesetz über die Emission und Absorption der Körper für Licht und Wärme", welches aussagt, daß alle Körper gerade diejenigen Strahlen, diejenigen Farben vornehmlich absorbiren, die sie selbst aussenden, und daß das Verhältniß zwischen der absorbirten und der ausgesendeten Lichtmenge bei allen noch so verschiedenen Körpern ein und dasselbe ist. Der Aufsatz, worin dieses bewiesen wird, ist wohl der schönste, den Kirchhoff geschrieben hat, obgleich er am wenigsten Mathematik enthält. Die Geschichte dieses Gesetzes kann als mustergültig für die Arbeit eines Naturforschers gelten: das Gesetz ist streng gefolgert aus bekannten allgemeineren Sätzen; das Gesetz sagt selbst Neues aus; das Gesetz ergibt die verschiedensten speciellen Folgerungen, welche durch das Experiment bestätigt werden können. Wenigen wird es beschieden sein, solche Entdeckungen zu machen; aber Alle sollten sich ein Beispiel nehmen an dem Fleiß, der Folgerichtigkeit und Sorgfalt, und nicht am Wenigsten an der wahrhaft großen Bescheidenheit Kirchhoff's, mit der er seine Entdeckung der Berliner Akademie mittheilte: „Bei Gelegenheit einer von Bunsen und mir in Gemeinschaft ausgeführten Untersuchung über die Spectren farbiger Flammen, durch welche es uns möglich geworden ist, die qualitative Zusammensetzung complicirter Gemenge aus dem Anblick des Spectrums ihrer Löthrohrflamme zu erkennen, habe ich einige Beobachtungen gemacht, welche einen unerwarteten Aufschluß über den Ursprung der Fraunhofer'schen Linien geben und zu Schlüssen berechtigen, von diesen auf die stoffliche Beschaffenheit der Atmosphäre der Sonne und vielleicht auch der helleren Fixsterne." Diese Worte zeigen, daß Kirchhoff die überraschendste Anwendung seines Gesetzes sofort selbst gezogen hat. Die Fraunhofer'schen Linien, die er hier erwähnt, sind bekanntlich feine dunkle Streifen, welche das Sonnenspectrum schon an sich, d. h. ohne Zuhilfenahme einer Flamme, durchfurchen. Das Wesen dieser Linien war früher vollständig räthselhaft. Kirchhoff's eben beschriebenes Experiment zeigte aber, daß man durch eine Flamme gleichsam künstliche Fraunhofer'sche Linien hervorrufen könne. Der Schluß lag also nahe, daß die natürlichen Linien durch dieselbe Ursache hervorgerufen werden wie die künstlichen, daß sie „umgekehrte" Gasspectra seien, und daß das Licht des glühenden Sonnenkörpers irgendwo schon durch glühende Gase gegangen sein müsse, ehe es zur Erde gelangt. Es läßt sich aber noch mehr folgern. Wenn die künstlichen Linien mit Fraunhofer'schen zusammenfallen,

wie es Kirchhoff z. B. für die Linien des Eisens, des Natriums, des Nickels nachwies, so durfte man auf Grund der mit Bunsen gemachten Untersuchung schließen, daß diese chemischen Elemente auch in jenen supponirten glühenden Gasen enthalten seien. Die Thatsache, daß die Sonne aus einem glühenden festflüssigen Kern bestehe, der von einer Hülle leuchtender Dämpfe umgeben sei, und vor Allem, daß diese diejenigen irdischen Stoffe enthalten, deren Linienspectrum mit Fraunhofer'schen Linien zusammenfällt, diese Thatsache ergab sich mit „einer so großen Sicherheit", wie Kirchhoff sagt, „als sie bei den Naturwissenschaften überhaupt erreichbar ist".

Es ist charakteristisch für Kirchhoff, daß er diese Gewißheit zahlenmäßig berechnet hat. Es wäre doch immerhin eine Möglichkeit gewesen, daß z. B. die hellen Linien des Eisens nur zufällig mit Fraunhofer'schen übereinstimmten. Aber die Wahrscheinlichkeit hierfür ergab sich nur $= \frac{1}{1\,000\,000\,000\,000\,000\,000}$, d. h. so gut wie Null. „Es muß also eine Ursache geben, welche diese Coincidenzen bewirkt," sagt Kirchhoff: „Es läßt sich eine Ursache angeben, welche hierzu vollkommen geeignet ist; die beobachtete Thatsache erklärt sich, wenn die Lichtstrahlen, welche das Sonnenspectrum geben, durch Eisendämpfe gegangen sind und hier die Absorption erlitten haben, die Eisendämpfe ausüben müssen. Zugleich ist dieses die einzige angebbare Ursache jener Coincidenzen; ihre Annahme erscheint daher als eine nothwendige."

Hier sei eine Geschichte eingeschaltet, die Kirchhoff selbst gern erzählte. Es wurde die Frage erörtert, ob die Fraunhofer'schen Linien auch die Anwesenheit von Gold in der Sonne ergäben. Kirchhoff's Bankier bemerkte dazu: „Was nützt mich Gold in der Sonne, wenn ich es nicht herunterholen kann?" Kirchhoff erhielt in Folge seiner Entdeckung eine englische Medaille und deren Goldwerth. Als er diesen dem Bankier brachte, meinte er: „Sehen Sie, da habe ich doch Gold von der Sonne geholt."

Wie wir aber schon sagten, wäre es für Kirchhoff's eigene Beurtheilung der Wichtigkeit seines Gesetzes vollständig gleichgültig gewesen, ob sich daraus zufällig Etwas über die Natur der Sonne und Fixsterne ergab, oder ob dasselbe vorläufig nur theoretisches Interesse besaß. Es ist ungemein bezeichnend für ihn, daß er in seinen theoretischen Vorlesungen nicht mit einem Worte das ganze große durch eine Entdeckung erschlossene Gebiet erwähnt und es in der Sammlung seiner Aufsätze ganz an das Ende verlegt hat.

Die übrigen Aufsätze Kirchhoff's behandeln die verschiedensten Gegenstände aus der mathematischen Physik. Der Zahl nach die meisten liegen auf dem Gebiet der Elektricitätslehre. Eine Reihe derselben sind der Berechnung der Bahnen gewidmet, welche der elektrische Strom in verschieden geformten Körpern, oder in verzweigten Leitungsnetzen einschlägt. Auch hierüber gibt es ein „Kirchhoff'sches Gesetz", welches für die Beurtheilung der Stromvertheilung bei den complicirten elektrischen Leitungsanlagen unserer Tage von grundlegender Bedeutung ist. Eine zweite Serie beschäftigt sich mit der Vertheilung der ruhenden Elektricität und des Magnetismus. Es waren das zum Theil berühmte Aufgaben, an denen sich schon die größten seiner Vorgänger, wie Poisson, versucht hatten, ohne dieselben doch so vollständig bewältigen zu können wie Kirchhoff.

Er war ferner der Erste, welcher die sogenannte mechanische Wärmetheorie auf chemische Processe anwendete, und hat auch damit eine wichtige Brücke geschlagen zu der immer einheitlicheren Verbindung der verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft durch mechanische Principien. Die Grundlage der mechanischen Wärmetheorie, das Gesetz von „der Constanz der Arbeit," wie Kirchhoff es nennt, ist nach ihm „unzweifelhaft die wichtigste Erkenntniß, die in unserem Jahrhundert auf dem Gebiet der Naturwissenschaften gewonnen ist". (Rectoratsrede, Heidelberg 1865.)

Auch die bunten, mannigfachen und scheinbar complicirten Erscheinungen des Lichtes hat Kirchhoff in seiner Vorlesung über Optik aus den rein mechanischen Eigenschaften eines festen elastischen Körpers abgeleitet. Daß nämlich der Lichtäther ein solcher Körper sei, ist eine Hypothese, die zwar schon von Kirchhoff's Vorgängern aufgestellt, aber von ihm selbst in besonders strenger Weise durchgeführt worden ist. Und doch lassen sich nicht alle Erscheinungen durch diese Annahme erklären. Warum Kirchhoff trotzdem diese und nur diese Hypothese entwickelt und sich begnügt hat, am Schluß der Vorlesung anzuführen, was dagegen spreche, und so in den Augen der Schüler gleichsam das ganze Gebäude wieder einzureißen, das beruht auf seinen innersten Anschauungen über das Ziel und die Grenzen naturwissenschaftlicher Erkenntniß und Lehre.

Damals und in ähnlichen Fällen, gestehe ich, habe ich mir oft die Fragen vorgelegt: „Wozu? Warum eine Theorie entwickeln, die zu Widersprüchen mit der Erfahrung führt? Ist die Natur für Kirchhoff am Ende nur das größte und interessanteste Rechenexempel?"

Zur Beantwortung solcher Zweifel will ich zunächst seine eigenen Worte anführen, welche er 1865 in seiner Heidelberger Rectoratsrede „Ueber das Ziel der Naturwissenschaften" gesprochen hat. Hier sagt er: „Es gibt eine Wissenschaft, die Mechanik, deren Aufgabe es ist, die Bewegung von Körpern zu bestimmen, wenn die Ursachen, die diese bedingen, bekannt sind. . . . . Die Mechanik ist mit der Geometrie nahe verwandt; beide Wissenschaften sind Anwendungen der reinen Mathematik; die Sätze beider stehen in Bezug auf ihre Sicherheit genau auf gleicher Stufe; mit demselben Recht wie den geometrischen Sätzen ist auch den mechanischen absolute Gewißheit zuzusprechen." Und weiter: „Kennte man alle Kräfte der Natur und wüßte man, welches der Zustand der Materie in einem Zeitpunkte ist, so würde man ihren Zustand für jeden späteren Zeitpunkt durch die Mechanik ermitteln und ableiten können, wie die mannigfaltigen Naturerscheinungen einander folgen und begleiten. Das höchste Ziel, welches die Naturwissenschaften zu erstreben haben, ist die Verwirklichung der eben gemachten Voraussetzung, . . . also die Zurückführung aller Naturerscheinungen auf die Mechanik. Vollständig erreicht wird dieses Ziel der Naturwissenschaft niemals werden; aber schon die Thatsache, daß es als solches erkannt ist, bietet eine gewisse Befriedigung, und in der Annäherung an dasselbe liegt der höchste Genuß, den die Beschäftigung mit den Erscheinungen der Natur zu gewähren vermag."

Ferner muß ich die berühmt gewordenen Worte citiren, mit welchen Kirchhoff seine 1875 herausgegebene „Mechanik" beginnt: „Die Mechanik ist die

Wissenschaft von der Bewegung; als ihre Aufgabe bezeichnen wir: die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben." Der Unterschied zwischen der ersten und der letzten Definition der Mechanik ist beachtenswerth. Dort, damals und vor dem großen Publicum sprach Kirchhoff noch von „Ursachen" der Bewegung. Hier, jetzt und in dem streng mathematischen Buche kommt das Wort und der Begriff der „Ursache" nicht mehr vor. Die Natur-„Erklärung" wird aufgegeben, und nur eine möglichst einfache Natur-„Beschreibung" gesucht. Jene Eingangsworte der „Mechanik" und ihre Durchführung im Buche selbst sind der consequenteste, weitestgehende Ausdruck der Kirchhoff'schen Naturanschauung. Ueber die Möglichkeit der Erkennbarkeit der Dinge an sich macht sie keinerlei Hypothese oder Voraussetzung. Sie will nur in logisch gewisser Form die Erscheinungen abbilden. Logisch, d. h. a priori gewiß, sind nach Kant aber in Bezug auf die Sinnenwelt nur die Sätze der Geometrie und Mechanik, diese von jener sich nur dadurch unterscheidend, daß sie, außer den drei Dimensionen des Raumes, noch eine vierte, die der Zeit, und den Begriff der sich bewegenden Materie braucht. Mit diesen drei Grundbegriffen von Raum, Zeit und Materie sucht Kirchhoff in der Beschreibung der Erfahrungsthatsachen auszukommen, und geht insofern über seine Vorgänger hinaus, als er auch die für logische Grundanschauungen gehaltenen Begriffe von „Kraft" und „Masse" rein geometrisch schildert. „Kraft" stellt sich ihm zunächst dar als die Beschleunigung (die Aenderung der Geschwindigkeit), welche ein materielles Theilchen in der Zeiteinheit erfährt; die Kenntniß aller dieser „beschleunigenden Kräfte" in einem Zeitpunkt würde zur Beschreibung der Welt genügen; es hat sich aber erfahrungsgemäß herausgestellt, daß die Beschreibung an Einfachheit gewinnt, wenn man die Beschleunigungen noch multiplicirt mit „einer gewissen positiven Constante; diese Constante heißt die Masse „des bewegten Theilchens".

Ich habe diesen abstracten Gedankengang angeführt, weil er ungemein bezeichnend ist für Kirchhoff. Die Nothwendigkeit, Naturkräfte als etwas wirklich Seiendes aufzufassen, oder die Masse als etwas wirklich Constantes, sich selbst Gleichbleibendes anzusehen, erkennt er nicht an. Es ist lediglich Erfahrungsthatsache, daß die bisher beobachteten Bewegungen der Welt so verlaufen sind, daß sie anscheinend am Einfachsten durch jene Annahmen dargestellt werden. Wir könnten mechanische Systeme auf ganz anderen Grundlagen aufbauen, aber für die Einfachheit der Beschreibung der wirklichen Bewegungen wäre dadurch nichts gewonnen. Die Aufgabe der mathematischen Physik wäre also gelöst, wenn durch möglichst einfache Annahme über die Natur der Kräfte und Vertheilung der Massen die beobachteten Erscheinungen beschrieben werden. Unmöglich ist daran nichts, es läßt sich im Gegentheil beweisen, daß Alles, was Menschen in endlicher Zeit je beobachten können, mathematisch beschreibbar sein muß.

Auch der Laie, glaube ich, wird empfinden, daß in dem Kirchhoff'schen Programm Eines nicht ausgesprochen ist. Die „einfachste Beschreibung" vermag nicht die Ueberzeugung zu verschaffen, daß die Erscheinungen auch künftig noch nach ihr verlaufen müssen; ihre Gleichungen sind, mit anderen Worten, keine Gesetze. Es gibt einen von dem Kirchhoff'schen etwas verschiedenen Stand-

punkt: er sucht das *Gesetzmäßige* im Wechsel der Erscheinungen. Die Erfahrung lehrt, daß die Natur nach Gesetzen handelt; denn ohne Gesetze wäre überhaupt Erfahrung unmöglich. Erfahrung ist eben das Sammeln des Gleichartigen in verschiedenen Einzelwahrnehmungen. Daß Gesetze existiren, ist also eine beobachtete Thatsache und keine Hypothese. Wir empfinden dieselben in jedem Augenblick als wirksam und unabhängig von unserem Willen. Wir müssen ihnen also dieselbe Realität zuschreiben wie unserem Willen; sie stehen demselben gegenüber, Macht gegen Macht. Insofern bezeichnen wir sie als Kräfte, und ferner die Kräfte als „Ursachen" der Bewegungen, die also ebenso wirklich sind, wie diese selbst. Insofern dürfen wir auch die Natur für *begreifbar* halten. Was eine Kraft ist, wissen wir nicht, sondern können daher nur sagen, daß sie sich äußert, in der Beschleunigung, die sie der Masse ertheilt und kommen darum de facto über die Kirchhoff'sche Naturbeschreibung nicht hinaus. Im Resultat ist das Suchen nach dem „Gesetz" und das Streben nach „einfachster Beschreibung" dasselbe, verschieden höchstens in der Formulirung der Aufgabe und bisweilen vielleicht auch in dem Weg zu ihrer Lösung. Es folgt z. B. aus der Definition Kirchhoff's, daß es nicht nur aus pädagogischen, sondern auch aus philosophischen Gründen erlaubt sein muß, Hypothesen selbst dann noch zu gebrauchen, wenn sie zwar schon als nicht überall ausreichend erkannt, doch vorläufig noch die „einfachsten" sind. *Schließlich* wird uns freilich nur das als „einfach" erscheinen was auch logisch wahr ist.

Aus dem Vorigen ersieht man, wie nahe manchmal die *mathematische* Physik der *Metaphysik* getreten ist. Kirchhoff hat in der Erkenntnißtheorie der Empirik den schärfsten und folgerichtigsten Ausdruck gegeben und ist insofern an die Spitze der ganzen modernen Physik getreten.

Kirchhoff's Streben nach Klarheit und Wahrheit in Allem tritt auch in seinem philosophischen Standpunkt hervor und hat ihn die Definition seiner eigenen *Aufgabe* der Naturerforschung lieber zu eng fassen lassen, als daß er auch nur den Schein eines Glaubenssatzes, wie ihn die Gesetzmäßigkeit der Natur vielleicht enthält, darin hätte dulden wollen. Und doch hat er nicht nur als kritischer Denker die Natur analysirt. Seine größte Entdeckung zeigt, daß er auch das lebendige Schauen, das liebevolle Eingehen, den intuitiven Einblick in das Wirken der Naturkräfte besaß, ohne die ein wirklicher Naturforscher mit Erfolg nicht forschen kann. Wir wiederholen: Kirchhoff war der ersten Naturforscher einer, weil er mathematischer Physiker in diesem Sinne war.

Zwanzig Jahre Verfassungsleben in Oesterreich-Ungarn.

Von

Dr. **A. Neményi,**

Mitglied des ungarischen Abgeordnetenhauses.

Nicht ein Fremder ist gekommen, Oesterreich zu theilen, wie die Gehässigkeit oft verkündet hat. Den Niedergang des einheitlichen Oesterreichs, das Verhängniß auf den Schlachtfeldern und im Rathe Europa's haben die Staatsmänner des Absolutismus herbeigeführt. Den Weg der Regeneration aber hat kein Anderer mit solchem Gewissensernst gesucht und mit solcher Entschlossenheit verfolgt wie der Monarch, in dessen Person die Einheit des Reiches ihre Verkörperung fand. Ehe Beust, der Fremde, den Fuß auf österreichischen Boden setzte, waren die Grundzüge eines Ausgleiches mit Ungarn bereits erkennbar; seit dem Jahre 1861 sind darüber die Unterhandlungen ununterbrochen geführt worden. Die Unhaltbarkeit des absolutistischen Systems war längst vor dem Jahre 1866 offenkundig, und diese Erkenntniß führte zu den Auseinandersetzungen mit den volksthümlichen Gewalten Ungarns. In endlosen Conferenzen und Correspondenzen war um jede Zeile der achtundvierziger Gesetze um ein Mehr oder Weniger an Selbständigkeit für Ungarn gestritten worden; aber die Nothwendigkeit eines Ausgleiches stand fest, ehe der preußisch-italienische Feldzug Oesterreich auf die Wahlstatt rief. Von da ab gab es freilich nur noch Eine Lösung.

Wenige Stunden nach der Schlacht bei Königgrätz war Franz Deák nach Wien berufen worden. In einer denkwürdigen Unterredung, über deren Verlauf er einem seiner Angehörigen brieflich berichtet hat, befragte ihn der Monarch um seinen Rath. Der Rath Deák's konnte nicht zweifelhaft sein. Viele Jahre zuvor hatte er, im Widerspruche mit manchen seiner Freunde in Ungarn, die Meinung vertreten, es sei für die Monarchie das Vortheilhafteste, aus Deutschland zu scheiden. Auch dem Monarchen gegenüber rieth Deák das Gleiche. Weder die Dynastie noch das Reich werde an Kraft und Ansehen geringer werden, wenn die Position in Deutschland aufgegeben werde. Nach der erwähnten brieflichen Mittheilung hatte die Unterredung dann noch beiläufig den folgenden

Verlauf. Der Kaiser frug, ob er im Falle eines Rückzuges aus Deutschland auf Ungarn rechnen könne? — „Unbedingt," lautete die Antwort. — Welches die Zugeständnisse seien, die Ungarn befriedigen würden? begehrte der Kaiser zu wissen. — „Dieselben," erwiderte Deák, „wie vor einem Jahre." — „Und machen Sie sich anheischig, das durchzuführen?" — „Soweit menschliche Voraussicht reicht," antwortete Deák, „glaube ich versichern zu können, daß ein Ausgleich auf dieser Grundlage durch den Reichstag zur Annahme gelangen würde."

In dieser Unterredung wurde also über das Princip des Dualismus entschieden, und als Graf Beust kam, hatte er nur der Vollstrecker des Willens seines Monarchen zu sein. Daß er dabei mit Freimuth und aufrichtigem Wohlwollen verfuhr: das war sein Verdienst. Allein nicht bloß mit den officiellen, aller Welt sichtbaren Factoren mußte bei der vielverzweigten Umgestaltung gerechnet werden. Zahlreiche andere Hindernisse versperrten der Verständigung die Wege. Selbst unter den fürchterlichsten Schicksalsschlägen, welche ihr System zerschmettert hatten, konnten Diejenigen sich nicht zu einer vorurtheilslosen Beurtheilung der Sachlage erheben, welche auf österreichischer Seite vordem an dem Kampfe gegen das ungarische Staatsrecht theilgenommen hatten. In Ungarn hinwider bestand bei aller überschäumenden Hoffnungsfreudigkeit ein tiefgewurzeltes Mißtrauen, und unter den entgegengesetzten Gesichtspunkten, wie die in Wien ausschlaggebenden, bezweifelte man hier vielfach, daß dem Einvernehmen zwischen Krone und Land eine lange Dauer beschieden wäre. Der Fremde, der damals, etwa im Beginn des Jahres 1867, sich in den Pester aristokratischen Zirkeln nach dem ungarischen Ministerpräsidenten erkundigte, der erfuhr leicht, daß man über ihn im Allgemeinen die schmeichelhafteste Meinung hege. Wie auch nicht! Ein Mann von so ausgezeichneten Eigenschaften und so unabhängiger Lebensstellung, der ohne äußeren Zwang geraden Weges lossteuerte — um an den Galgen zu kommen! Denn daß ein ungarischer Ministerpräsident im Jahre 1867 genau so an den Galgen kommen müsse wie sein Vorgänger im Jahre 1848, das erschien den alten Herren der Aristokratie als eines Beweises gar nicht bedürftig. Wenn sie dem beklagenswerthen, aber tapferen Standesgenossen, der sich in solche Abenteuer stürzte, überhaupt einen Rath zu geben hatten, so war es der, er solle sich zum Mindesten des Besitzes der ungarischen Festungen versichern, um einen Vertheidigungsposten zu besitzen, wenn die voraussichtliche Revolution ausbräche.

Die Dinge haben sich nicht wiederholt wie im Jahre 1848, und das Wunder wurde Ereigniß, daß gleichzeitig ein Monarch und ein Volk aus den Lehren der Erfahrung profitirt haben. Nun sind es zwanzig Jahre geworden, seitdem der verfassungsmäßige Dualismus in Oesterreich-Ungarn besteht. Vor Kurzem ist der dritte Ausgleich für weitere zehn Jahre festgestellt worden. Die Feinde der bestehenden Ordnung sind zum großen Theile aus dem Leben geschieden, und eine neue Generation ist an ihre Stelle getreten. In Oesterreich werden die Stimmen immer seltener und immer unverständlicher, welche den Dualismus anfeinden, und in Ungarn, wo es im Jahre 1867 noch zwei ansehnliche Parteien gab, welche den Ausgleich ganz bekämpften oder ihn in den wesentlichsten Bestimmungen umgestalten wollten, sind die separatistischen Bestrebungen fast erloschen. Wäre nicht der Protectionismus dazwischen getreten, der an Stelle ihres obsolet

gewordenen politischen Inhaltes diesen Bestrebungen eine gemeinverständliche wirthschaftliche Begründung gab, man würde das Vorhandensein solcher Tendenzen kaum mehr merken. Die Parteien haben sich beruhigt, die Härten sind ausgeglichen, und jener unwahrscheinliche Mechanismus der gemeinsamen Berathungen, der ein wahres Fallnetz von Verlegenheiten zu enthalten schien, hat sich in der Praxis ganz erträglich bewährt. Heute thut derselbe bereits ohne Mühe seine Schuldigkeit.

Die reich bewegte Geschichte dieser Periode von zwanzig Jahren zu schreiben, kann an dieser Stelle nicht unternommen werden. Nicht die Thatsachen zu berichten, nur die gewonnenen Ergebnisse zu constatiren, liegt in unserer Absicht. Es soll in den folgenden Zeilen versucht werden, die besondere Gestaltung eines jeden der beiden Staaten: Ungarns und Oesterreichs zu zeigen und darzulegen, wie unter ihren Einwirkungen die internationale Politik der Gesammtmonarchie sich gestaltete. Es ergibt sich daraus vielleicht auch ein Schluß, wie weit die auf solcher Grundlage entstandene Staatenverbindung in geltender Stunde fähig sein dürfte, den Anforderungen der Zeit zu genügen.

I.

Wer die beiden Staaten der österreichisch-ungarischen Monarchie in ihrer derzeitigen Verfassung betrachtet, der kann nicht leicht zu einer einigermaßen richtigen Vorstellung über den Ausgangspunkt gelangen, auf dem jeder derselben sich vor zwanzig Jahren befand. Ungarn bietet heute das Bild eines einheitlichen und ziemlich stramm centralisirten Staatswesens, obgleich es dazu ursprünglich wohl die geringste Veranlagung aufwies. Selten hat ein Land einen so merkwürdigen Entwicklungsgang durchmachen müssen, einen Entwicklungsgang, der im Widerspruch zu allen vorhandenen Ueberlieferungen stand. Das, was man gemeinhin Staatsbewußtsein nennt, konnte sich bei den politisch herrschenden Classen Ungarns unmöglich ausbilden, da sie Jahrhunderte hindurch in ununterbrochener Opposition zur Staatsregierung gestanden hatten. Die Stände bildeten sich ein, öffentliche Freiheiten und die staatliche Selbständigkeit zu vertheidigen, während sie, genau so wie im übrigen Europa und noch etwas hartnäckiger als anderwärts, ihre eigenen Vorrechte und die Rechtlosigkeit der unteren Classen beschützten. Im Jahre 1848 verkünden dann tausend feurige Zungen die Erkenntniß, daß es im Staatsleben doch wohl auch Höheres gebe als das Standesinteresse. Aber ehe noch diese Meinung kräftigere Wurzel gefaßt hat, stellt sich auch schon die Fremdherrschaft ein, und mit ihr gewinnt der oppositionelle Instinct neuerdings ein bestimmtes Angriffsobject. Diese Periode ist nun am wenigsten geeignet, die Lücken des Gemeingeistes auszufüllen. Die österreichische Beamtenschaft, welche über ein Jahrzehnt hindurch die Geschäfte führt, besteht aus lauter Fremden — wie hätten diese vermocht, für den Staat Propaganda zu machen? Mit dem Beginn der freiheitlichen Aera treten überdies wieder die Comitate in ihre Rechte, und jeder dieser Verwaltungskörper gebärdet sich gleich einem Parlament von Gottes Gnaden, wie ihm denn auch so ziemlich die Befugnisse eines Provinzial-Landtages zustanden. Schon hier, im Bereich der homogenen Elemente, weist also Alles auf den Föderalismus hin. Und dieses sind noch die

im Grunde ungefährlichsten Erscheinungen! Unvergleichlich ernster sind die staatsrechtlichen Formationen, deren Mehrzahl auf legaler Grundlage ruht, und an welchen man nicht ohne Gefahr rütteln kann. Der Föderalismus mußte in Ungarn gar nicht mit künstlichen Mitteln hergestellt werden, er bestand durch seine eigenen Mittel und hatte lange Jahre hindurch das Herz der Nation ausgefüllt. Der Staat, der im Jahre 1867 seine Anerkennung erlangte, bestand eigentlich aus vier gesonderten Körpern: dem eigentlichen Ungarn, Siebenbürgen, Croatien und der Militärgrenze. Daraus ein einheitliches Gemeinwesen zu schaffen: das war die Aufgabe. Die Union mit Siebenbürgen war deren verhältnißmäßig leichtester, wenn auch nicht gefahrlosester Theil. Erheblich verwickelter lagen die Dinge in Croatien, dem Mittelpunkte der südslawischen Bewegung. Vor Abschluß des Ausgleiches mit Ungarn hatten die Croaten gehofft, daß mit ihnen auf demselben Fuße wie mit Ungarn würde verhandelt werden. Neben Ungarn und Oesterreich sollte ein südslawischer Staat erstehen, und es waren nicht immer Slawen, es war die ganze deutschsprechende Garde der Reaction, welche eine solche Schöpfung herbeiwünschte. Es bedurfte eines Entgegenkommens, welches bis an die äußerste Grenze ging und zuweilen über dieselbe hinaus, um die croatischen Wünsche im Rahmen des Dualismus zu befriedigen. Gleichwohl gelang es, auch auf diesem vulcanischen Boden die Zugehörigkeit zum ungarischen Staate ohne jede gewaltsame Erschütterung zu etabliren. Noch complicirter waren die Angelegenheiten der Militärgrenze. Einst war das eine organisirte Vendée gewesen, in welcher leidenschaftliche Ueberzeugungen, nationale Liebe und nationaler Haß noch durch die materiellen Interessen und durch die Lebensgewohnheiten der gesammten Bevölkerung verschärft wurden. Die militärischen Einrichtungen dieses Landstriches hatten nicht nur ihre politische Bedeutung, sie bildeten zugleich einen festgegliederten, wenn auch recht kümmerlichen wirthschaftlichen Organismus, der gesprengt werden mußte, ehe den bürgerlichen Gesetzen Einlaß gewährt wurde. Die Einverleibung der Militärgrenze, im Jahre 1871 begonnen, wurde erst im August des Jahres 1881 vollendet. Daß auf die Umgestaltung eines kleinen Territoriums ein volles Jahrzehnt verwendet wurde, daraus mag ermessen werden, mit welcher Behutsamkeit die Regierung operirte. Der ungarische Staat war also im Jahre 1867 nichts weniger als ein fertiges Gebilde. Wenige Personen im Auslande haben die beispiellos beschwerliche Arbeit dieser Organisation verfolgt, fast niemals ist dieselbe nach Gebühr gewürdigt worden. Sie bildet jedoch das vollgültigste Merkmal der Regierungsfähigkeit des ungarischen Stammes.

Und mit dem Gesagten ist bei weitem noch nicht Alles erschöpft. Dieses Gemeinwesen war wie ein gothischer Bau — in einer Periode des Verfalls. Das unermeßlich Kleine mußte sorgfältig gepflegt werden, und jedes Stück verlangte für sich eigene Arbeiter und eine besondere Arbeit. War das Verhältniß zu Oesterreich geregelt und hatte man sich im Innern über das Maß der zulässigen Provinzialautonomie mühsam geeinigt, so meldeten sich die Nationalitäten zum Wort. Von der italienischen Hafenstadt Fiume sprechen wir nur nebenher. Sowohl Croatien als Ungarn machten ihre Rechte auf dieselbe geltend, und der Streit ist bis auf den heutigen Tag noch nicht endgültig geschlichtet, so daß die Stadt auch gegenwärtig eine Ausnahmestellung genießt, in welcher sie übrigens

direct der ungarischen Regierung untersteht. Außer mit diesem kleinen italienischen Flecken hatte man mit Rumänen, Serben, Slovaken und Ruthenen zu rechnen, denen als einander verwandte und politisch geeinte Elemente nur Ungarn und Deutsche gegenüber standen. Die Gährung im Kreise einzelner Nationalitäten mußte um so tiefer gehen, als dieselbe fortwährend aus dem benachbarten und stammverwandten Auslande Nahrung erhielt. Ziemlich weit in den siebziger Jahren geschah es noch, daß in Bukarest Münzen circulirten, auf welchen der heutige König Karl als „Fürst aller Rumänen" figurirte. Auf einen Bericht des Wiener Auswärtigen Amtes verschwanden die in Frage stehenden Münzen zwar alsbald; aber dieser kleine Vorfall bildete eben nur ein Glied in einer langen Kette ähnlicher Ausschreitungen, die sich täglich und stündlich wiederholten, und die sehr häufig bei dem ununterbrochenen Verkehr zwischen den stammverwandten und territorial benachbarten Bevölkerungen Oesterreich-Ungarns und der Donau-Staaten auch gar nicht zu controliren waren. Vergegenwärtigt man sich diese Anfänge des ungarischen Staates, so gewinnt man zuverlässig die Ueberzeugung, daß dieselben nicht mit minderen Sorgen verbunden waren als die Regelung der Verhältnisse in Oesterreich. Gleichwohl zeigten sich in Ungarn niemals jene Velleitäten der Selbstverkleinerung, welche in Oesterreich vom ersten Tage ab thätig waren. Der führende Stamm kam auch nicht vorübergehend in die Lage, den Uebergang der Herrschaft in anderen Sphären zu erwägen, und darum hatte sich auch die Krone mit dieser Eventualität nicht zu beschäftigen.

Das stärkste Motiv seiner Festigung fand der ungarische Staat aber in der Stabilität seiner Regierungen. Rechnet man die kurze Zwischenzeit ab, vom Abgange des Grafen Andrássy bis zur Ernennung Tisza's, so hat es eine wirkliche Regierungskrise in Ungarn überhaupt nicht gegeben. Das erste ungarische Cabinet hatte allen Widerwärtigkeiten des Ueberganges Trotz zu bieten. Nur der an Hilfsmitteln so reiche Geist Andrássy's war vermögend, inmitten solcher Complicationen mit ungebrochenem Muth und voller Sicherheit zu wirken und Vertrauen zu erwecken. So sehr trug Graf Andrássy die gesammte Regierung der ersten Jahre auf seinen Schultern, daß nach seinem Abgange nicht nur das Cabinet, sondern auch die Partei sofort zerfiel, als wäre ihr die Seele ausgegangen. Die Regierung, welche mit so harten Anfängen zu ringen hatte, vermochte kaum an eine Reform der inneren Verwaltung zu denken. Noch weniger vermochten das die ephemeren Cabinete, welche ihr folgten. Das war die Aufgabe Koloman Tisza's, der nun seit mehr als elf Jahren die Macht in Händen hält. Die Thatsache allein, daß ein Regime so lange ununterbrochen andauert, sichert demselben vielfache Erfolge. Den einen Theil der Gegnerschaften überlebt es, den anderen besiegt es, und schließlich stellt sich ein Moment ein, da jede Opposition den Glauben an sich selbst aufgibt. Dieser Moment ist nicht dann gegeben, wenn die glänzendsten äußeren Errungenschaften sichtbar werden; nur die Zeit bringt denselben zur Reife, weil sie auch die Geduldigsten erschöpft. Jede politische Opposition ist am Beginn ihrer Laufbahn davon durchdrungen, daß die Regierung, welche sie bekämpft, nicht lange bestehen könne. Diese Ueberzeugung bildet das Band, wodurch ihre Anhänger zusammengehalten werden.

Es vergehen die ersten Jahre, und die Schwachen fallen ab; weitere Jahre, und die Schwankenden melden sich an; etliche Jahre verlaufen wieder, und die Beständigkeit der Beständigsten zerbröckelt. Weit rascher als bei den Führern und bei den Wissenden vollzieht sich der Abfall bei der unverantwortlichen Menge, welche am wenigsten geneigt ist, auf den Sieg der ewigen Gerechtigkeit zu harren.

Das ist der Proceß, der sich in Ungarn unter dem gegenwärtigen Regime vollzogen hat. In Croatien, welches bereits kurze Zeit nach dem Pact, den es mit Ungarn geschlossen hatte, der Schauplatz von fast eingestandenen revolutionären Intriguen war, herrscht zu dieser Stunde Ruhe. Nicht die Regierungsgewalt ist es gewesen, welche die radicale Opposition verdrängte, sondern die Wählerschaften selbst haben sie verleugnet. Wie in Prag, so gab es auch in Agram Leute, welche erklärten, keine Musik könnte ihnen gefälliger sein als der Klang des Hufschlages der Kosakenpferde auf dem Pflaster ihrer Stadt. Wohlan denn, diese Biedermänner, sie sind sämmtlich von der Oberfläche verschwunden, ganz abgesehen davon, daß der oberste panrussische Führer wegen gewöhnlicher Bauernfängerei dem Strafgerichte verfiel. Die Bewegung der ungarländischen Nationalitäten hat ebenfalls an Intensität viel eingebüßt. Die Serben, in deren Kreisen ehemals die Conspiration sowohl gegen Ungarn als gegen die Belgrader Machthaber gang und gebe gewesen, haben ihren Frieden mit der Regierung gemacht. Der meistgenannte der serbischen Agitatoren befindet sich in einem Irrenhause; die serbische radicale Presse ist nach und nach von den Lesern aufgegeben worden, und was von ihr noch übrig geblieben, das ist kaum nennenswerth, verglichen mit den Anfängen. Dem verwandt ist der Zustand bei den Rumänen. Jedenfalls hat die Zahl der Unzufriedenen bei ihnen erheblich abgenommen, seitdem das rumänische Königreich die Unterstützung der Irredenta einstellte. Nicht ohne wohlthätige Folgen ist auch die neueste Politik Rußlands im Orient in diesem Kreise geblieben. Selbst dem primitivsten Verständnisse ist beim Anblicke der Kraftleistungen der russischen Orientpolitik die Erkenntniß aufgedämmert, wessen die kleinen Völker in diesem Theile Europa's sich zu versehen hätten, wenn jemals der Panslawismus den Sieg erlangen sollte. Wäre es auch thöricht, in einem Staate, in welchem sechs Sprachen gangbar sind, von einer absoluten Einheit der Volkselemente zu sprechen, so ist doch sicher, daß die Autorität des ungarischen Staates in keiner der hier namhaft gemachten Beziehungen mehr bestritten wird. Ein solches Ergebniß ist um so höher zu achten, als dieser Theil Ungarns stets den Einwirkungen der orientalischen Wirren ausgesetzt ist, die seit Jahren nicht stille standen. Die auswärtige Politik der Monarchie reagirt hier an den empfindlichsten Punkten auf Ungarn. Und wieder könnte in diesem Bereich keine stärkere Bewegung sich geltend machen, ohne daß durch dieselbe zugleich auch zahlreiche Fäden der Orientpolitik berührt würden. Wir werden später noch diesen Gedanken zu erörtern haben. Schon ein flüchtiger Hinweis genügt jedoch, um zu erklären, daß die Postulate, welche Ungarn in der Orientpolitik vertritt, nicht das Ergebniß vorübergehender Aufwallungen sind, sondern daß dieselben kaum losgelöst werden können von den Fundamenten, auf welchen die Sicherheit des Landes beruht.

Der Staat, der politisch in solcher Weise organisirt wurde, hat auch in seinen inneren Machtmitteln außerordentlich zugenommen. In Verwaltung und Volkswirthschaft, im Unterrichts- und im Verkehrswesen, überall ist die Gewalt des Staates aufgerichtet oder erweitert worden. Keine einzige Kundgebung des geistigen oder wirthschaftlichen Lebens, welche nicht dem Staate unterstellt wäre. Seiner Expansion ist denn auch auf dem weiten Territorium Ungarns kaum irgendwo eine Schranke gesetzt. Aber ob diese Tendenz der Vermehrung staatlicher Befugnisse und Thätigkeiten auch herben Anfechtungen ausgesetzt sei in einheitlichen und fortgeschrittenen Ländern, wo der Staat hinübergreift in die Domäne der privaten Thätigkeit und die Gesellschaft einschränkt, wird man dieser Richtung doch ihr volles Recht zuerkennen in Ländern von der besonderen Art Ungarns. Hier sind alle die Bedingungen vereint, unter welchen ein solches System heilsam wirken kann, wenn es durch Männer gehandhabt wird, welche eine geklärte Vorstellung von ihrem Berufe und eine volle Hingabe an den Dienst des Staates besitzen. Da, wo auseinanderstrebende Nationalitäten zu gemeinsamer Thätigkeit zusammenzufassen sind, wo der Staat für sich Leben und Freiheit täglich neu erobern muß, und wo er, sozusagen, nur brach liegendes Land occupirt, da ist seine Ausbreitung die Bedingung des Fortschrittes und jeglichen Gedeihens. Der Staat hat Niemandem etwas genommen, da die Gesellschaft zu wenig thätig und reich ist, um alle Functionen des Gemeinwesens ausreichend und zweckentsprechend zu erfüllen. Das ist in Ungarn so wahr, daß der Staat, trotz seiner umfassenden Thätigkeit, das Gebiet noch nicht einmal gestreift hat, welches man als dasjenige der Socialreform bezeichnet, und auf welchem z. B. in Oesterreich bereits vielfache, wenn auch nicht immer gleichwerthige Resultate erzielt worden sind. Der ungarische Staat hatte zuvörderst seine unerläßlichsten Rechte zu gewinnen — erfolgte doch noch im Jahre 1867 die Rechtsprechung durch gewählte, nicht durch den Staat ernannte Richter. Die staatliche Justiz, die staatliche Schule waren die Anfänge der nothwendigen Eroberungen. Wie das Wirthschaftsleben fortschritt, ließ sich das Ausgreifen des Staates auch nach anderen Richtungen hin nicht mehr abweisen. Von 9300 Kilometer Eisenbahnen, welche das Land durchziehen, befinden sich 4300 Kilometer im Staatsbesitze, und eine wohlerwogene und kraftvolle Verkehrspolitik trachtet den Landwirth gegen die verheerenden Wirkungen der internationalen Handelspolitik einigermaßen zu schützen. Die in ganz Europa übliche Begleiterscheinung staatlicher Ausbreitung jedoch, die Zunahme des Socialismus, ist in Ungarn unbekannt. Das Land ist bis auf diese Stunde fast vollständig frei von socialistischen Einwirkungen geblieben. Seine gesellschaftliche Structur macht es freilich für solche Einwirkungen wenig empfänglich. Bei einer Bevölkerung von etwa sechzehn Millionen Seelen gibt es auch heute nicht weniger als 2 486 000 Besitzer von Grund und Boden, und der Bauer wird durch den Großgrundbesitzer nicht aufgesogen, sondern breitet sich erwiesenermaßen auf des Letzteren Kosten aus.

Höher als alle materiellen Errungenschaften des Landes ist endlich die moralische Position zu veranschlagen, welche es im Verlaufe von zwei Jahrzehnten erreicht hat. Es ist gelungen, die Kreise, welche im Jahre 1867 noch mit dem tiefsten Mißtrauen auf den Dualismus blickten, davon zu überzeugen, daß Ungarn

der eigentliche Träger der conservativen Politik im Dienste der Monarchie ist. Als hätte es, um das geflügelte Wort Goblet's zu gebrauchen, sich „ein neues Temperament angeschafft", ist Ungarn zur festen Burg der Einheit der Monarchie geworden, und alle Aspirationen, welche auf die politische Zerklüftung derselben ausgehen, zerschellen an seinem starken Willen. Soweit das Staatsleben in Betracht kommt, ist diesseits der Leitha das Programm des Ausgleichs vom Jahre 1867 in allen seinen Theilen erfüllt. Nicht im trotzigen Gegensatz zu der Gesammtmonarchie, sondern in vollster Uebereinstimmung mit ihrer Großmachtstellung hat sich allmälig nicht nur ein ungarischer Staat, sondern auch ein ungarisches Staatsbewußtsein gebildet. Schrittweise, aber aller Welt sichtbar, vollzog sich das Wachsthum des einen und des anderen. Ungeachtet mancher Ausschreitungen und grotesken Verirrungen, welche den Gang des öffentlichen Lebens zuweilen trüben und den Blick des Fremden am ehesten auf sich lenken mögen, ungeachtet des Abganges der Tradition, den die Satzungen der politischen Gesellschaft bisher nur unvollständig zu ersetzen vermocht haben, treten doch vielfach werthvolle Zeichen der inneren Festigung hervor. Kaum irgendwo in Europa functionirt der parlamentarische Apparat dermaßen glatt und regelrecht, wie hier. Was den Geist des Regimes angeht, so ist der herrschende Liberalismus sicherlich von der denkbar temperirtesten Art; aber es wäre geradezu einem Wunder gleichzuachten, wenn ein Land zweiten Ranges, das seine Impulse vielfach vom Auslande her empfangen hat, sich den Einwirkungen seiner ganzen Umgebung hätte entziehen können. Wer in Europa ein Staatswesen kennt, das eine solche Arbeit der Neugestaltung vollzog, ohne Rückfälle und Uebertreibungen, ohne jemals harte Gesetze anwenden und auf kostbare Ideale verzichten zu müssen: der allein hat das Recht, den Vorgang in Ungarn, wie derselbe hier in seinen äußersten Umrissen skizzirt worden ist, strenge zu beurtheilen.

Und nun wenden wir uns Oesterreich zu!

II.

Es war im Jahre 1868. Graf Beust verlebte die Tage seines höchsten Glanzes. In Oesterreich waren kaum die Flitterwochen der jungen Verfassung verrauscht; in den Gesprächen des Reichskanzlers aber, wie man damals in Wien den Minister des Aeußern noch gerne nannte, kehrte Ein Thema immer wieder: das war die Nothwendigkeit, die Heilsamkeit und die Durchführbarkeit einer Verständigung mit den österreichischen Slawen. Im Verkehr mit Oesterreichern fühlte sich Graf Beust einigermaßen beengt, wenn er diese Idee entwickelte; um so hartnäckiger kam er auf dieselbe zurück, wenn er sich in ungarischer Gesellschaft befand. Eines Tages aber hatte er zum Partner gerade einen Ungar von einigermaßen nervösem Wesen, und der klärte den Kanzler über die Sachlage recht höflich auf.

„Warum sollten wir nicht den Slawen die Hand losbinden?" meinte Graf Beust.

„Weil", erwiderte der Andere, „der erste Gebrauch, der von dieser losgebundenen Hand gemacht würde, eine colossale Ohrfeige wäre, und der dieselbe bekäme, das wären Sie."

Graf Beust verzichtete auf alle weiteren Auseinandersetzungen.

Ehre und Schonung sei dem Grabhügel, der sich über dem Sarge des Grafen Friedrich Ferdinand von Beust erhebt! Er schließt die Hülle eines Mannes ein, der Schätze von gewinnender Güte und aufrichtiger Liebenswürdigkeit, Schätze von Geist und Humor in sich barg, die ihm ein sympathisches Angedenken bei den meisten seiner Zeitgenossen sichern. Aber man thut der Pietät nicht Abbruch, wenn man der Wahrheit die Ehre gibt und constatirt, daß sein leichter Sinn ihn in keinem Momente seiner Laufbahn verließ, und daß sein Gedächtniß sich die Thatsachen zuweilen mit erstaunlicher Unabhängigkeit zurechtlegte. Das gilt vorzüglich von den Memoiren, die nach dem Grafen Beust zurückgeblieben sind, und es gilt von keinem Theile derselben in höherem Maße, als von demjenigen, der sich auf die inhaltschwere Episode Hohenwart bezieht. Wohl hat Graf Beust die politische Gemeingefährlichkeit des so benannten Versuches in zwölfter Stunde erkannt und muthig gegen denselben Stellung genommen. Allein er selbst ist es gewesen, der die Anregungen zu so gearteten Experimenten ausstreute, und es entsprach einem Gesetz der Folgerichtigkeit, daß er später da fiel, wo er gesündigt hatte, und daß der Widerstand gegen ein Unternehmen, das er mit herbeizuführen geholfen hatte, ihn endlich zu Falle brachte. Selbst der graziöse Stil des Grafen Beust vermag nicht ganz das Unbehagen zu verdecken, unter dem der Autor steht, während er diesen Theil seiner Denkwürdigkeiten schreibt. Gleichsam zu seiner Entschuldigung führt er an, er habe selbst gehört, wie Fürst Bismarck gelegentlich der Kaiserbegegnung in Salzburg im Jahre 1871 beim Abschiede auf dem Bahnhofe dem Grafen Hohenwart zurief: „Also bonne chance!“ Schon die geheimnißvoll vielsagende Art, wie Graf Beust diesen Zwischenfall berichtet, begründet die Vermuthung, daß ihm um jene Zeit nur noch ein Theil der Geschehnisse bekannt gegeben wurde. Es ist in eingeweihten Kreisen weder damals noch seither Geheimniß gewesen, daß Graf Hohenwart *im Auftrage seines Monarchen* den Fürsten Bismarck mit den Umgestaltungen, die sich vorbereiteten, bekannt machte. Fürst Bismarck seinerseits hielt die Antwort nicht geheim, welche er auf diese Eröffnungen ertheilt hatte. Vom deutschen Standpunkte aus, das war der Inhalt derselben, habe der Kanzler freilich nichts dagegen einzuwenden; seine Meinung aber sei die, daß das Experiment nicht durchgeführt werden könne. Immerhin möge man es versuchen, wenn daraus keine größere Gefahr entstehe. Auf diese Unterredung bezog sich offenbar jenes „bonne chance“, welches Graf Beust auf dem Salzburger Bahnhofe vernommen hatte. Die weiteren Stadien der Krise sind bisher noch nicht authentisch berichtet worden. Unseres Wissens jedoch sind, außer von dem Grafen Beust, noch von einem anderen, seither ebenfalls verschiedenen Theilnehmer der bezüglichen Berathungen sehr genaue Aufzeichnungen vorhanden, die vorläufig allerdings nicht an die Oeffentlichkeit gelangen werden. Auf Grund dieser guten Zeugenschaft aber vermögen wir zu sagen, daß die letzte Entscheidung über die Affaire Hohenwart *nicht* in jenem berühmten Kronrathe getroffen wurde, dessen Einzelheiten Graf Beust übrigens ungenau wiedergibt: das letzte Wort wurde vielmehr in einer Berathung gesprochen, an welcher, außer dem Monarchen, nur noch zwei Personen Theil nahmen, und Graf Beust gehörte *nicht* zu diesen Personen.

Wir haben das „Experiment Hohenwart" in den Vordergrund unserer Darstellung über Oesterreich gerückt, um darauf zu verweisen, daß die deutsche Verfassungspartei sich in Wahrheit niemals im ungetrübten Besitze der Macht befand. Sie hatte stets mit gegnerischen Potenzen zu rechnen, wie solche in Ungarn gar nicht an die Oberfläche zu gelangen vermochten. Wer die Geschichte dieser Partei durchgeht, wird dieselbe gewiß nicht von jeder Schuld freisprechen; aber um gerecht zu sein, muß man bekennen, daß sie weniger an ihren Fehlern zu Grunde gegangen ist, als an ihren Vorzügen; daß sie nicht so sehr litt unter ihren wenigen großen Verkehrtheiten, als unter ihren zahlreichen achtungswerthen Eigenschaften. An einem angeborenen Uebel laborirte die Verfassungspartei von der ersten Stunde ihres Bestandes ab: sie ist niemals eine wirkliche Regierungspartei gewesen. Sie hat weder die Vortheile einer solchen genossen noch deren Pflichten für sich als zwingend anerkannt. Wenn die Regierung überall in der Welt das Ergebniß von Compromissen ist, so gilt das hundertfach mehr als überall in Oesterreich. Die Verfassungspartei aber ist selten einem Compromiß zugänglich gewesen. Wenn die Frage vor ihr stand, ob ihre Herrschaft leiden sollte oder ein Princip, dann war ihre Antwort nie zweifelhaft. Sie stimmte unfehlbar für die Erhaltung des Princips. Welchen Werth der Besitz der Macht für eine nationale Partei hat, und daß in solchem Falle die Erhaltung der Macht an sich schon die Erfüllung einer Pflicht involviren kann: dessen ist sie sich niemals völlig bewußt geworden. Die Ausübung der Macht erschien ihr gleichsam wie die Erfüllung einer Mission, und ihre erste Besorgniß war darauf gerichtet, ob sie diese Mission auch wirklich nach allen Gesetzen einer höheren Moral ausübe. Die Verfassungspartei ist, um Alles mit einem Worte zu sagen, eine bürgerliche Regierung und eine bürgerliche Partei gewesen. Wohl zu merken, nicht eine Regierung und eine Partei der Bourgeoisie, denn die ist selbstsüchtiger und stolzer als irgend eine Aristokratie; sondern es kamen hier deutsch-österreichische Bürger zusammen, die unter der Herrschaft des Absolutismus grau geworden waren. Nichts ist leichter gewesen und nichts konnte selbstverständlicher sein, als daß man erklärte, der ungeschriebene Fundamentalartikel des Dualismus sei: die Herrschaft der Deutschen auf der einen, die Herrschaft der Ungarn auf der anderen Seite. Im Augenblicke, als beide Theile zur Regierung gelangten, waren sie trotzdem nicht gleichmäßig gestellt: in Ungarn befand sich die Gewalt in Händen von Leuten, die gewohnt und gewillt waren, zu regieren; in Oesterreich befand sie sich in Händen von Leuten, die gewohnt und gewillt waren, regiert zu werden. Alle späteren Schicksale der beiden Parteien erklären sich aus diesen cardinalen Unterschieden des Ursprungs und der Auffassung.

Ja, die Verfassungspartei ist an ihren Vorzügen zu Grunde gegangen. Man mag heute ihre ganze Geschichte durchgehen, und man wird finden, daß sie bis an die äußerste Grenze rücksichtslos gewesen ist, aber nur gegen ihre eigene Regierung, niemals gegen ihre Widersacher. Würde sie zu ihrer Erhaltung diejenigen Mittel angewendet haben, deren man sich bediente zu ihrer Beseitigung, sie würde vielleicht noch zu dieser Stunde im unangefochtenen Besitze der Macht sein. Es entspricht auch nicht ganz der Wahrheit, wenn vorgegeben wird, ihre Haltung in der bosnischen Frage habe sie zu Falle gebracht. Der Widerstand

gegen Bosnien allein wäre um so weniger genügend gewesen, die Partei zu stürzen, als derselbe Widerstand auch in Ungarn, und in weit ungestümeren Formen, sich kundgab. Die Erwerbung Bosniens hatte an den ausschlaggebenden Stellen der ungarischen Politik nicht einen einzigen Freund. Während die Occupation Bosniens im vollen Zuge war, warf der Finanzminister Koloman Széll, der in den Sphären der Krone wie im ungarischen Parlamente das wohlverdiente Ansehen eines Staatsmannes ersten Ranges genoß, sein Portefeuille hin. Die österreichische Regierung ihrerseits war für Bosnien nicht mehr eingenommen als ihre Partei. In Ungarn aber war die Majorität des Parlaments über den Gewinn der zwei slawischen Provinzen nicht weniger aufgebracht als die Opposition. Freilich hütete man sich in Budapest, die Dinge auf die Spitze zu treiben und die Regierung zu stürzen, während man das in Oesterreich ganz unbedenklich that. Der Widerstand gegen Bosnien aber war ein berechtigter und erfolgreicher. Würden um jene Zeit nicht Männer wie Széll im Rathe der Krone, und die Angehörigen der Verfassungspartei und der ungarischen Majorität in den Parlamenten mit unerbittlicher Energie vorgegangen sein — wer weiß, auf welche Bahnen die slawischen und die militärischen Einflüsse Österreich-Ungarn geführt hätten!

Selbst nach Bosnien wurde übrigens noch ein Versuch unternommen, die Verfassungspartei zur Regierung heranzuziehen, und erst als dieser Versuch scheiterte, wurde Graf Taaffe berufen. Aber das System, von dem Graf Taaffe heute das Ungemach erfährt, daß es nach ihm benannt wird, ist nicht geplant gewesen, es ist geworden. Eine Regierungspartei im eigentlichen Sinne dieses Wortes ist die jetzt herrschende Reichsrathsmajorität so wenig, wie es ihre Vorgängerin gewesen. Sie unterscheidet sich aber immerhin in allen wesentlichen Punkten von der Verfassungspartei. Von dem Verlangen, ihre Regierung mit den Gesetzen der Ethik in Einklang zu bringen, ist sie allerdings seltner heimgesucht worden; sie hat vielmehr ihren robusten politischen Erwerbssinn, und was sie begehrte, das waren allemal ganz positive Sachen zum Vortheile ihrer verschiedenen Stammesangehörigen. Bekam sie nicht Alles, was sie begehrte, so ließ sich eben mit ihr immer noch eine billige Verständigung erreichen. Wenn Jemand zehn Beamtenstellen fordert, und ihm fünf gewährt werden, so ist das ein Ausgleich, mit dem er sich bescheiden kann; wenn aber Jemand ein Princip fordert, ist es unmöglich, ihm die Hälfte davon zu bewilligen.

So sehr die Regierung aber auch auf die derzeitige Mehrheit des Reichsrathes angewiesen sei, sie wird sich niemals mit derselben völlig identificiren können. Es bleiben immer gewisse Grundsätze der Staatseinheit und der Erhaltung, auf welche keine Regierung, welchen Namen sie auch führe, verzichten kann. Und so oft das jetzige Cabinet die nothgedrungene und pflichtmäßige Vertheidigung dieser Grundsätze führte, hat sich die Opposition jedesmal als die eigentliche Staatspartei erwiesen. Gewiß ist es auch vollendeter Widersinn, daß diejenige parlamentarische Vereinigung, welche das zu Recht bestehende Grundgesetz vertheidigt, als die Opposition gelten soll, während diejenigen, die aus lauter wahrem Patriotismus den Staat in seine Atome zerlegen wollen, und ihm eine seiner Befugnisse nach der anderen unter den Füßen wegziehen, als die Stützen der Regierungsgewalt angesehen sein sollen.

Gleichwohl wäre es verfrüht, an eine Wandlung dieser Verhältnisse in naher Zeit zu glauben. Zu tief sind die Spuren, welche die letzten Jahre zurückgelassen haben, als daß sie ohne Weiteres verwischt werden könnten. Eine rasche Umkehr wäre, selbst wenn wir uns mitten im tiefsten Frieden befänden, nicht wahrscheinlich, und eine völlige Umkehr zu dem, was gewesen, erscheint fast unausführbar. Es sind nur drei Möglichkeiten denkbar, durch welche ein Systemwechsel herbeizuführen wäre: durch einen Umschwung bei den parlamentarischen Wahlen zu Gunsten der Deutschen, durch die Einsprache Ungarns und endlich durch Motive der auswärtigen Politik. Treten wir jedem einzelnen dieser Fälle näher.

Was die erste Eventualität betrifft, so kann dieselbe beiläufig als ausgeschlossen betrachtet werden. Das Wahlsystem Oesterreichs läßt größere Ueberraschungen kaum zu, und überdies werden ganze Gruppen der Bevölkerung immer nach nationalen und nicht nach politischen Motiven ihre Abstimmung einrichten. Der ehemalige Minister Lasser, der Oesterreich so genau kannte, wie kaum ein Zweiter, hatte den Satz aufgestellt: jede Regierung in Oesterreich könne die Majorität erlangen, keine aber werde die Zweidrittelmajorität erreichen. Die einfache Majorität, welche zur Führung der Geschäfte genügt, hat in der That noch jede Regierung gefunden; die Zweidrittelmajorität, deren man zu einer Verfassungsänderung bedürfte, haben die Deutschen bisher stets zu verhindern gewußt. Mehr als das würde ihnen wahrscheinlich auch in Zukunft nicht gelingen, es sei denn, daß die Regierung von vornherein zu dem Behufe eingerichtet würde, um ihnen die Majorität zu schaffen.

Was den zweiten Fall angeht, nämlich die Einsprache Ungarns, so liegt derselbe vorerst wohl in ziemlicher Ferne. Aus den verschiedensten Gründen. Der erste in der Reihe und der wichtigste ist jedenfalls der, daß keinem Staate der Monarchie das Recht zusteht, sich in die Regierung des anderen einzumengen. Würde Ungarn leichtfertig dergleichen unternehmen, so könnte demnächst wieder eine österreichische Regierung Aehnliches in Ungarn versuchen. Eine directe Einsprache könnte Ungarn nur dann zustehen, wenn in Oesterreich die Verfassung aufgehoben würde, da das Ausgleichsgesetz ausdrücklich stipulirt, daß in beiden Theilen des Reiches verfassungsmäßig regiert werden müsse. So sehr übrigens jeder ungarische Politiker von dem Gefühle der Solidarität mit den Deutschen durchdrungen sein mag, es sind die peinlichen Erfahrungen noch unvergessen, welche Ungarn mit der Verfassungspartei zu machen Gelegenheit hatte, so lange dieselbe sich in der Regierung befand. Als Graf Andrássy gegen das System Hohenwart in die Schranken trat, war die Deákistische Auslegung des Dualismus noch unversehrt; eben erst, während des Krieges vom Jahre 1870, hatte diese Auffassung sich bewährt, indem Deutsche und Ungarn vereint die Haltung der Monarchie bestimmten. Seither aber konnte das Gefühl der Interessengemeinschaft in Folge der Haltung der Verfassungspartei kaum aufkommen. Es war, als ob sie sich vorgesetzt hätte, Ungarn aus ihrem Lager zu vertreiben. Niemals wurden die zwischen den beiden Staaten schwebenden Fragen weniger bundesfreundlich behandelt, wie zur Zeit der Verfassungspartei. Im Verlaufe der Ausgleichsberathungen vom Jahre 1878 war die ungarische Regierung

dreimal gezwungen, ihre Demission zu geben, weil von österreichischer Seite niemals die Vereinbarungen eingehalten wurden, welche zuvor in Gegenwart des Monarchen festgestellt worden waren. So oft und so eindringlich betheuerten damals die österreichischen Cabinetsmitglieder, sie seien parlamentarisch ohnmächtig, daß die Krone schließlich an diese Ohnmacht wohl glauben mußte. So kam es, daß in dem Momente des Sturzes die Verfassungspartei in Ungarn auch nicht eine Stimme fand, welche in ihrem Mißgeschick den Fall des Bundesgenossen beklagt hätte. Die seitherige Weiterbildung des Systems in Oesterreich konnte freilich in Ungarn noch weniger Befriedigung wecken. Das ist so wahr, daß die eifrigsten Werbungen der Czechen in Ungarn fehlschlugen, so oft dieselben sich auch wiederholten. Herr Dr. Rieger selbst bemühte sich nach Pest; nach ihm versuchte man es mit den verschiedensten Methoden. Bald wurde eine Verbindung mit der Aristokratie, bald mit der Journalistik, bald wieder mit den commerciellen Körperschaften angestrebt; hatten Freundschaftsbetheuerungen nichts gefruchtet, so wurden Drohungen hervorgeholt. Vergebens! Die öffentliche Meinung lehnte es ab, mit den Czechen in Verbindung zu treten, und so unmündig war Niemand in Ungarn, zu glauben, die Sicherheit der Monarchie könne durch eine Verdrängung der Deutschen gewinnen. Allein von dieser wohlbegründeten Passivität bis zu einer thatsächlichen Parteinahme ist ein weiter Weg. Es muß hier endlich auch die Person des derzeitigen ungarischen Ministerpräsidenten in Betracht gezogen werden. Herr von Tisza ist nichts weniger als ein Stürmer; er ist gewohnt, ein Verhältniß bestehen zu lassen, solange dasselbe sich nicht unerträglich gestaltet. Dahin ist es aber noch nicht gekommen. Immer haben die Czechen sich gehütet, die Lehre von der slawischen Solidarität auf Ungarn auszudehnen. Wenn hie und da eine Stimme aus ihrer Mitte den ungarischen Slowaken freundlichen Rath ertheilte, oder den kroatischen Skandalmachern Courage zusprach, wurde diesen Indiscreten von den Prager Führern sofort Schweigen auferlegt. So hat man in Ungarn bisher kaum zu einer Abwehr Veranlassung gehabt.

Allein es gibt einen Punkt, an dem die Czechen leicht auf den Widerstand aller politischen Faktoren Ungarns stoßen könnten, und das ist die auswärtige Politik. Es ist bereits angedeutet worden, wie nahe die Probleme der Orientpolitik manche inneren Verhältnisse Ungarns berühren. Die Haltung der Czechen aber, so oft eines dieser Probleme sich anmeldete, hat die schlimmsten Befürchtungen noch übertroffen. Und an dieser Stelle ist ihre Haltung auch nicht ohne einige Bedeutung. Ob der czechische Löwe das Joch des deutschen Bündnisses willig oder unwillig trägt, das ist schließlich, in Anbetracht der vierzig Millionen Deutscher in seinem Rücken, eine Frage von alleruntergeordnetester Wichtigkeit. Nicht ohne ernstere Folgen dagegen ist die Haltung der österreichischen Slawen in den Angelegenheiten des Orients. Im Verlauf der letzten Jahre haben sich ihre turbulentesten Vertreter stets im Widerspruche zu der auswärtigen Politik der Monarchie befunden. War die officielle Politik den Serben günstig, so befanden sich die Czechen und ihr Anhang bestimmt im Lager der Bulgaren, und wandte man von Wien aus den bulgarischen Bestrebungen einiges Wohlwollen zu, so konnte es nicht fehlen, daß ein Theil der Czechen sofort die Bulgaren mit

Schmähungen überhäufte. Ohne Zweifel fehlte den Czechen alle Fähigkeit, den Gang der auswärtigen Politik irgend ungünstig zu beeinflussen. Von der Zustimmung des ungarischen Parlaments und der Oesterreichischen Deutschen getragen, war das auswärtige Amt in den Vertretungskörpern seiner Sache vollkommen sicher. Aber wieder offenbarte sich die beispiellose Erscheinung, daß in allen Fragen der Gesammtmonarchie die Regierung in Oesterreich gegen ihre eigenen Anhänger durch die Opposition unterstützt werden mußte.

Und damit wären wir bei dem dritten Punkte angelangt, den wir angeführt haben. Früher oder später dürfte das herrschende System in Oesterreich denn doch den Widerspruch der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten kaum umgehen können. Noch jeder Minister des Auswärtigen der neuen Aera hat diese Erfahrung gemacht. Graf Beust, von dessen ursprünglichen Schwärmereien für die Slawenbefreiung wir oben bereits einige Exempel vorgebracht haben, sah doch einen Tag kommen, da er im Namen der auswärtigen Politik die Czechen mit dem unvergessenen Worte „Reichspreisgebung" brandmarkte. Sein Nachfolger hatte bereits, ehe er auf dem Ballplatze einzog, mit Rücksicht auf die Politik der Gesammtmonarchie gegen das Experiment Hohenwart Protest erheben müssen. Es ist übrigens charakteristisch, daß, so lange Graf Andrássy an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten stand, ein ernster Versuch nicht einmal unternommen wurde, die österreichische Politik zu föderalisiren und zu slawisiren, und daß die Czechen selbst die stürmisch-bewegte Zeit des russisch-türkischen Krieges und des Berliner Congresses in Tugend und Gottesfurcht durchmachten. Ihre ersten vielversprechenden Manifestationen tragen ein späteres Datum. So wenig endlich dem Grafen Kalnoky irgend eine Voreingenommenheit gegen das Slawenthum nachzuweisen wäre, und so wenig auch über seine Stellung zu den Angelegenheiten der inneren Politik bisher verlautete, gleichgültig konnten ihn alle Manifestationen der Taaffe'schen Politik nicht lassen. Wenn der Minister des Aeußern selbst schwieg, so haben seine Organe in der Presse doch vernehmlich genug gesprochen, und man thut der Entschlossenheit des Grafen Kalnoky wohl nicht Unrecht, wenn man annimmt, es könne ein Moment eintreten, in dem selbst er sich dafür einsetzen müßte, daß der Slawismus in der inneren Verwaltung Oesterreichs wieder in vernünftige Grenzen zurückgedrängt werde.

Bei diesem latenten Widerspruch zwischen der auswärtigen Politik und der regierenden Partei in Oesterreich ist es natürlich, daß jeder Minister des Aeußern sein Augenmerk zuvörderst auf Ungarn gerichtet hat. So mäßig die Ingerenz der parlamentarischen Gewalten auf die Angelegenheiten der internationalen Politik sich auch gestaltete, so konnte sich doch kein Minister des Aeußern mit den leitenden Grundsätzen, welche die öffentliche Meinung verkündete, in offenen Widerspruch begeben. *Hier* war eine gebundene Marschroute zu befolgen und *so weit sie befolgt wurde*, theilen die ungarischen und deutschen Angehörigen der Volksvertretungen die Verantwortlichkeit für alles Geschehene mit dem Minister des Aeußern.

III.

Wenn das sprichwörtliche Glück Oesterreichs sich jemals an irgend einer Stelle offenbart hat, so geschah das darin, daß die orientalische Frage in ihr

entscheidendes Stadium trat zu einer Zeit, da Ungarn bereits in der Lage war, seinen Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten der Monarchie zur Geltung zu bringen. Die erste Großmacht unserer Zeit, das europäische Vorurtheil, hielt freilich von allem Anbeginn an dem Satze fest, daß Ungarn, einmal zur Macht gelangt, die Monarchie in den Krieg mit Rußland treiben müsse. Bis tief in die siebenziger Jahre hinein spukte in der gesammten europäischen Presse der einfältige Spaß von der „Rache für Világos", deren Erwartung jedem ungarischen Politiker den Schlaf rauben sollte. In Wahrheit hat man diese Erinnerung in der ungarischen Politik nie anders gepflegt, als in dem Sinne, in welchem ein Redner während des kurzen ungarischen Reichstages vom Jahre 1861 es andeutete: „Bei Világos ist eine zweifache Unabhängigkeit gefallen: die Unabhängigkeit Ungarns und die Unabhängigkeit Oesterreichs." Der Satz enthält in klassischer Kürze die Geschichte der österreichisch-russischen Beziehungen seit dem Jahre 1849. Wenn dieses Verhältniß erst während des Krimkrieges eclatant, in einer Oesterreich tief erniedrigenden Weise hervortrat, so bestand dasselbe doch bereits längst zuvor. Rußland stellte sich zu Oesterreich einmal wie der wohlwollende Protector[1]), ein anderes Mal wieder, wie der tödtliche Gegner — aber auf dem Fuße der Gleichheit befand es sich niemals. Das Ziel der österreichischen Politik mußte es sein, das Verhältniß gerade auf dieser Grundlage zu regeln. Graf Beust ist in solchem Sinne thätig gewesen, wenngleich nach seinen eigenen Aufzeichnungen er in Petersburg ebenso wenig Vertrauen fand, wie in Berlin. Schlechter konnten die Beziehungen der beiden Reiche kaum beschaffen sein, als das nach Beust's Abgange, im Jahre 1873, der Fall war. Denjenigen gegenüber, welche Ungarn die frevelhafte Kurzsichtigkeit zutrauten, die Monarchie in einen Krieg gegen Rußland zu treiben, darf es sich auch in diesem Augenblicke darauf berufen, daß ein ungarischer Staatsmann, daß Graf Julius Andrássy es gewesen ist, der die Besserung der Beziehungen zu Rußland herbeiführte. Wenn man erwartet hatte, mit dem Grafen Andrássy werde eine Politik der systematischen Gegnerschaft zu Rußland auf dem Ballplatze einziehen, so erfuhr man durch die Begegnung von Reichstadt und die Reise nach Petersburg rasch genug, wie irrthümlich diese Meinung gewesen. Daß der ungarische Staatsmann in Petersburg nicht gerade den Eindruck eines Friedenstörers zurückließ, dafür ist erst in den jüngsten Tagen ein gewiß unverfängliches Zeugniß veröffentlicht worden. Im Frühjahr 1875, als Fürst Gortschakow seine berühmte Rettungsaction zu Gunsten des Friedens im Allgemeinen und Frankreichs insbesondere, veranstaltete, wurde der eben in Petersburg angelangte General von Werder durch Kaiser Alexander II. empfangen. Ueber diese Audienz berichtet der deutsche Botschafter, Prinz Reuß, an den Fürsten Bismarck u. A. Folgendes:

„Das Gespräch ist auf Oesterreich gekommen, und der Kaiser hat geäußert, daß von dieser Seite nichts zu fürchten sei, besonders so lange Graf Andrássy, in den er das vollste Vertrauen setze, am Ruder bleibe, und Letzteres hoffe er zuversichtlich."

[1]) Hatten doch russische Diplomaten die Impertinenz, im Jahre 1828 zu schreiben, Kaiser Franz sei „en quelque sorte rétabli sur son trône par la magnanimité de l'empereur Alexandre."

Ein anderes Document, das seither zur Veröffentlichung gelangt ist, enthält Angaben in ganz gleichem Sinne. Der famose General Leflô meldet vom 6. Mai 1875, also etwa vierzehn Tage nach dem Berichte des Prinzen Reuß, an den Herzog Décazes, die Friedensaussichten hätten sich gebessert, Rußland sei „d'accord avec l'Autriche, sa plus intime alliée à l'heure qu'il est." Als ein so wenig ernsthafter Beurtheiler sich auch Leflô sonst erwiesen hat, soviel ist ihm sicherlich zuzuerkennen, daß seine Berichte den treuen Spiegel der am Petersburger Hofe herrschenden Stimmungen abgaben.

Alle diese Umstände sprechen dafür, daß man zu jener Zeit in Petersburg mit vollstem Vertrauen nach Wien blickte. *Acht Jahre nach Einführung des ungarischen Einflusses in die auswärtige Politik war somit zum ersten Male seit 1849 ein volles Einvernehmen zwischen der Monarchie und Rußland hergestellt.* Ein Einvernehmen auf Grund genauer Feststellung der beiderseitigen Interessen, und nicht auf Grund von sentimentalen Dankbarkeitsansprüchen und nebelhaften Aspirationen einer gemeinschaftlichen Reaction. Unabhängig von allen persönlichen Dispositionen konnte sich übrigens dieses Verhältniß der beiden Staaten ausbilden. So lange dasselbe von seinen natürlichen Voraussetzungen nicht entfernt wird, sei es durch eine frivole Leidenschaftlichkeit, sei es durch eine ebenso sträfliche Schwäche, wird es im Wesen allemal dasselbe sein. Stets ist der Intimität beider Staaten eine leicht erkennbare Grenze gezogen gewesen, welche Oesterreich-Ungarn nicht überschreiten durfte, ohne der Düpirte Rußlands zu sein. Man denke nur an das harte Urtheil Kaunitz' über die Schwäche, welche Joseph II. gegen die Kaiserin Katharina bekundete! Befindet sich jedoch Oesterreich-Ungarn auf seiner Hut, so gibt es Nichts, was nothwendiger Weise zu einem bewaffneten Zusammenstoß zwischen den beiden Reichen führen müßte. Selbst in Zeiten, wo das orientalische Problem dermaßen acut geworden ist, wie gegenwärtig, kann auf eine befriedigende Verständigung immer gezählt werden, vorausgesetzt, daß Oesterreich-Ungarn sich seiner Ziele bewußt ist und auch nicht den leisesten Zweifel darüber aufkommen läßt, daß es entschlossen sei, denselben Respect zu verschaffen.

Das war der Kern der Politik, welche dem Wiener Cabinet gestattete, die Beziehungen zu Rußland selbst während des Krieges vom Jahre 1877 heil zu erhalten, ohne etwas von den berechtigten Ansprüchen Oesterreich-Ungarns preiszugeben. Zweimal in diesem Jahrhundert hatte Oesterreich eine große Gelegenheit gehabt, entweder Rußland zu bekriegen oder sich dasselbe dauernd zu verpflichten. Das erste Mal während der Periode 1821—1828. Wohl erfaßte Metternich die Situation des Reiches vollkommen, und aus seinen nachgelassenen Papieren ist ersichtlich, wenn auch nicht, wie er einmal gegen Guizot von sich rühmte: „l'erreur n'a jamais approché de mon esprit" — so doch, daß sein Urtheil nie durch die russischen Vorspiegelungen getrübt wurde. Es ist jetzt bekannt, daß Metternich in officiellen Actenstücken gegen Rußland sehr verständliche Drohungen aussprach. Allein die Schwäche des Wiener Hofes verurtheilte die österreichische Politik zu einer Taktik der Zweideutigkeiten, welche es dahin brachte, daß am Ende der Verwicklungen die Unterstützung Oesterreichs ebenso wenig Gewicht mehr besaß, wie seine Gegnerschaft, und daß das Reich, mit den Westmächten

entzweit, von Rußland des schmählichsten Undankes geziehen, der Hauptverlustträger des Krieges wurde. Genau dieselbe Constellation wiederholt sich im Jahre 1854. Nochmals hatte Oesterreich alle Chancen für sich. Wollte es den Westmächten seine Mittel zur Verfügung stellen, so konnten diese gegen Rußland einen Stoß ins Herz führen, anstatt ihm auf weiten Umwegen unter fürchterlichen Opfern und ohne abschließende Siege zu begegnen. Auch diesmal wies Oesterreich dem Glücksfalle die Thüre und wieder in der unglücklichsten Art. Wenn es am russischen Hofe den glühendsten Haß erntete, so hatte es zugleich die Westmächte dermaßen entfremdet, daß in Paris beim Friedensschluß das geschlagene Rußland bereits an Frankreich eine bessere Stütze hatte, als der „diplomatische Verbündete" Oesterreich, und daß die Sieger und die Besiegten von gestern miteinander wetteiferten, Italien in seinen Ansprüchen zu ermuthigen[1]). Sollte Oesterreich-Ungarn im Jahre 1877 zum dritten Male denselben Fehler begehen? Die Lage war freilich nicht ganz dieselbe mehr, sie war für die Monarchie eine weit fatalere geworden. Wäre im Jahre 1877 eine zur Action bereite Gruppe der Westmächte vorhanden gewesen, das Wiener Cabinet hätte vielleicht nicht gezögert, sich ihr anzuschließen. Aber so lagen die Dinge nicht. England, dem noch im Jahre 1874 von Wien aus eine vorgängige Verständigung über alle auftauchenden Fragen angeboten wurde, hatte, wie bekannt, auf diesen Vorschlag ausweichend geantwortet. Frankreich kam nicht in Betracht, am wenigsten gegen Rußland, durch welches es soeben erst gerettet worden zu sein glaubte. In Deutschland war trotz alle Dem, was vorhergegangen, die thurmhohe Freundschaft mit Rußland noch immer ungebrochen, und schwerlich wäre es klug gewesen, den Fürsten Bismarck in jenem Augenblicke vor die Nothwendigkeit zu stellen, zwischen Petersburg und Wien zu wählen. In Italien übte die Irredenta ihren Terrorismus, dem keine Regierung sich zu entziehen vermochte; im Orient endlich rüsteten die ungeduldigen Erben der Türkei, und sie waren bereit, Jedem in die Ferse zu fallen, der den Versuch machen wollte, sie in der Ausführung ihrer Vorsätze zu behindern. Oesterreich-Ungarn hatte also nicht die Wahl, sich mit Rußland oder einer anderen Staatengruppe zu verständigen. Die Staatengruppe, auf deren werkthätige Unterstützung in einem Kampfe gegen Rußland zu rechnen gewesen wäre, existirte eben nicht. Selbst in diesem gefahrvollen Momente genügten die eigenen Mittel Oesterreich-Ungarns, getragen von der vollen Loyalität und der unverkennbaren Entschlossenheit seiner Regierung, damit der Kriegsfall weder hüben noch drüben auch nur in Erwägung komme. Wenn es möglich gewesen ist, zu einer Zeit, da der nationale Eifer in Rußland mit allen Mitteln aufs höchste entflammt worden war, und die russischen Truppen hart vor den Thoren Konstantinopels standen, feste Beziehungen zwischen den beiden Regierungen herzustellen, so ist die Voraussetzung begründet, daß ein Verhältniß ohne überschwengliche Freundschaft, aber auch ohne permanente Kriegsgefahr immer auf jener Basis zu erreichen sein wird, welche sich im Jahre 1877 im Dienste des Friedens und der Würde der Monarchie bewährt hat.

---

[1]) Man lese diesbezüglich die Briefe Cavour's bei Charles de Mazade in dessen 1877 bei E. Plon in Paris erschienenem Buche über den italienischen Staatsmann.

Jedes Jahr, das inzwischen vergangen — und nicht zum wenigsten das laufende, in dem der Krieg mit Rußland von Amtswegen als eine unmittelbare Gefahr geschildert worden ist — hat die damals befolgte Politik neuerdings gerechtfertigt. Wohl fühlte die Monarchie sich nicht gehalten, die russischen Scharen von der Türkei abzulenken und sie nach Galizien zu ziehen; sie gab jedoch von allem Anbeginn ab Rußland genau die Grenze zu erkennen, an welcher angelangt, es Oesterreich-Ungarn zur Abwehr zwingen würde. So wenig war die Politik der Wiener Regierung den Einflüsterungen des Hasses gegen Rußland zugänglich, daß unter allen Wechselfällen des Krieges, und so groß auch zuweilen die Verlockung sein mochte, in eine Abrechnung einzutreten, der Gedanke an eine Verletzung des gegebenen Wortes an maßgebender Stelle nie auftauchte. So unverbrüchlich aber Oesterreich-Ungarn an den Vereinbarungen hielt, es forderte von Rußland, daß dasselbe den übernommenen Verpflichtungen ebenso stricte Folge leiste. Wenn diese Haltung dem Wiener Cabinet zeitweilig schwere Opfer auferlegte, so muß auch gestanden werden, daß die Dinge für Rußland nicht immer bequem eingerichtet waren. Es gab beispielsweise Momente während des Krieges, in welchen es für die russische Heeresleitung von außerordentlichem Vortheil gewesen wäre, in Serbien einen Stützpunkt nehmen zu können. Die Wiener Regierung glaubte jedoch keine, auch nicht eine vorübergehende Besetzung Serbiens zugeben zu können, und nicht ein einziger russischer Soldat hat den Timok überschritten. Der russischen Regierung war ferner die Auffassung Oesterreich-Ungarns über eine Besetzung Konstantinopels bekannt, und wie man weiß, hatte Kaiser Alexander II. diesbezüglich auch sehr bündige Zusagen in London und in Wien abgeben lassen. Nach dem Berliner Congresse, als das Thema von der Undankbarkeit Deutschlands anfing in Rußland Gegenstand aller politischen Erörterungen zu werden, erwiderte ein dem deutschen Reichskanzler nahe stehendes Blatt auf die Recriminationen der panslawistischen Organe: die Russen hätten im Jahre 1878 Konstantinopel zu besetzen unterlassen und dennoch den Vertrag von San-Stefano in einer Weise abgeschlossen, die nur durchführbar war, wenn im Besitze Konstantinopels und der Meerenge Rußland einem Kriege mit England in Ruhe entgegensehen konnte. Petersburger Journale schlugen aus dieser journalistischen Enunciation reiches Capital, es wurde behauptet, der Hinweis, daß Rußland seiner Vortheile verlustig ging, als es Konstantinopel nicht besetzte, werfe ein ganz neues Licht auf den russisch-türkischen Krieg und rechtfertige jene Partei, welche den triumphalen Einzug in Konstantinopel gefordert hatte.

Dieselben Blätter gaben sich den Anschein, zu glauben, als hätte die inspirirte deutsche Aeußerung Rußland eine Unterlassung vorgeworfen. Wir aber glauben, daß mit derselben nur angedeutet werden sollte, *Rußland hätte sich gar nicht in der Lage befunden, in Konstantinopel einzurücken.* Und das nicht bloß im Hinblick auf England. Ließ Oesterreich-Ungarn in jenem Augenblicke marschiren, so war die Aufreibung der im Orient stehenden Heere die unausbleibliche Folge davon. Die russischen Generale hatten sich darüber keineswegs getäuscht. So stark war bei ihnen das Gefühl der Beängstigung darüber, was hinter ihrem Rücken vorging, daß bei einer Gelegenheit, als in Siebenbürgen eine Handvoll exaltirter junger Leute einen kleinen Putsch arran-

giren wollte, um die russische Verpflegungslinie zu beunruhigen, aus dem siegreichen Hauptquartier mehrfach dringliche Ersuchen nach Wien gelangten, ein so gefährliches Unternehmen zu hindern. Das „gefährliche Unternehmen" war ein solches, welches durch den ungarischen Minister des Innern an einem einzigen Tage unterdrückt werden konnte.

Unbeirrt durch die stets kritische Lage der russischen Armee ließ das Wiener Cabinet während dieser ganzen Periode die weitestgehende Rücksichtnahme auf Rußland walten. Man kennt die vielfachen englischen Demonstrationen, welche den Schutz Konstantinopels bezwecken sollten. Oesterreich-Ungarn hielt sich von allen diesen Actionen ferne. In zwölfter Stunde endlich, im Februar 1878, wurde berichtet, die englische Regierung beantrage eine Art Verwarnung an Rußland zu richten, es habe sich vor dem Einmarsch in Konstantinopel zu hüten. Die Wiener Regierung lehnte ohne Zaudern ihre Betheiligung auch an diesem Schritte ab, und vermied selbst den Anschein, als hielte sie die Regierung des Czaren eines Wortbruches fähig. Während der russischen Siege, wie während der russischen Mißerfolge fühlte Graf Andrássy die Interessen Oesterreich-Ungarns durch die vorgängigen klaren Abmachungen ausreichend geschützt, und in der That haben jene Ereignisse allesammt bewiesen, daß eine entschiedene Auseinandersetzung dem Frieden zwischen den beiden Großmächten nur förderlich sein kann.

Alles das sind Thatsachen, die sich bei bengalischer Beleuchtung, man möchte sagen, vor einem Parterre von Millionen europäischer Zeitungsleser abspielten. Nebenher bemerkt, sind diese Thatsachen nicht gerade geeignet, den damaligen österreichisch-ungarischen Minister des Aeußern für die Rolle zu prädestiniren, welche ihm heutzutage, zuweilen auch in ernsten deutschen Blättern, zugeschrieben wird, als wäre er der Mann, der um jeden Preis Krieg gegen Rußland führen wollte. Wohl liegt die Einwendung nahe, daß die Wiener Regierung im Verfolg der hier gekennzeichneten Politik sich wiederholt im schärfsten Gegensatze zu den Kundgebungen der öffentlichen Meinung Ungarns bewegte. Allein diese Einwendung streift nur die Oberfläche der Ereignisse. In Wahrheit war der Gedanke, der das Land bewegte und der selbstverständlich unter den Aufregungen des Tages nicht immer die genaueste Fassung fand, ein durchaus conservativer. Als Parlament und Presse in Ungarn sich zuerst gegen eine mit Rußland gemeinsame Orientaction zur Wehre setzten, als Parlament und Presse den Besorgnissen Angesichts der russischen Waffen in Rumänien, in Bulgarien und in der Türkei stürmisch Worte liehen, als Parlament und Presse in Ungarn endlich die Erwerbung Bosniens und der Herzegowina von sich wiesen — was bedeutete das anders, als die Ablehnung eines jeden Gedankens der Eroberung, die Ungarn in eine Rivalität, und damit in einen Conflikt mit Rußland bringen konnte? Daraus ergab sich das Verlangen, es möge Rußland gehindert werden, seine Macht an Stelle derjenigen der Türkei zu setzen. Freilich meinte man damals noch, und zwar nicht nur in Ungarn, sondern überall in Europa, Rußland mit einbegriffen, es gebe dazu kein anderes Mittel, als die Erhaltung der türkischen Herrschaft. So wenig entsprach jedoch der Türkenenthusiasmus in Ungarn einem tieferen Gefühle, daß von dem Augenblicke ab, da es offenbar wurde, daß die orientalischen Völker fähig seien, die Emancipation von dem Drucke des Pan-

slawismus anzustreben, die ungarische Politik sich sofort zu dem Programm der unabhängigen Balkanstaaten bekannte. Durfte nach alle Dem noch behauptet werden, Ungarn treibe dem Kriege zu? Wenn man ein Land kriegerischer Gelüste zeihen dürfte, weil es den Schutz seiner Grenzen begehrt, so könnte man in diesem Augenblicke unter diesem Titel auch Belgien oder Schweden unter die kriegerischen Staaten einreihen. Oder, um ein ganz nahe liegendes zu nehmen, würde etwa Rußland eine großpolnische Bewegung an seiner Grenze ohne Mißtrauen betrachten? Genau diesem Falle aber ist es vergleichbar, wenn Ungarn die Aufrichtung des russischen Einflusses in seiner nächsten Nachbarschaft nicht dulden zu dürfen vermeint. Nicht nebelhaften Aspirationen folgend, hatte das Land somit seine Stellung in der Orientpolitik gewählt. Würde es so gethan haben, es hätte sich nimmer jene vollkommene Uebereinstimmung in allen Schichten der öffentlichen Meinung Ungarns während der verschiedensten Umstände erreichen lassen. Wenn man in irgend einem Momente der jüngsten Jahre tausend, durch das Loos gewählte ungarische Steuerzahler der verschiedensten Bildungs- und Lebensstellung um ihre Meinung befragt hätte, es ist sehr wahrscheinlich, daß 950 Stimmen sich auf dasselbe Losungswort der Orientpolitik vereinigt hätten. Solcher Gleichmäßigkeit der Ueberzeugungen müssen doch wohl dauernde Interessen zu Grunde liegen. Und so ist es in der That. Die Leitmotive der ungarischen Orientpolitik sind so offenkundig, daß es fast der Selbstverleugnung bedarf, um dieselben immer wieder zu betonen. Die Orientpolitik ist für Ungarn nicht eine Sache von eitlem Prestige oder von nationaler Herrschsucht, sie reducirt sich ganz einfach auf Fragen der staatlichen Existenz. Wäre es gestattet, daß an der Grenze Ungarns der Panslawismus sich häuslich niederlasse, so würden seine trüben Fluthen bald auch nach Ungarn hinüberschlagen und was stünde dann noch so hoch, daß es von ihnen nicht erreicht werden könnte? Alles, woran die Sicherheit der Monarchie hängt, die Summe ihrer positiven und ihrer idealen Interessen wäre gefährdet, wenn die panslawistische Revolution an welcher Stelle des Orients immer Fuß fassen dürfte. Fast unbegreiflich scheint es, daß solche banale Wahrheiten selbst in angesehenen Organen der deutschen Presse noch immer in Abrede gestellt werden. Doch mag Jedermann dessen gewiß sein: man kann in Verträgen und durch Bündnisse die Selbständigkeit und die Großmachtstellung Oesterreich-Ungarns hundert Mal garantiren, sie wird immer eine Chimäre sein, wenn sie den Panslawismus in ihrer Nähe dulden müßte. Darum würde sie sich mit allen Kräften gegen solche Duldung auflehnen, ob sie das auch ohne Verträge und ohne Bündnisse zu thun hätte. Stets wird das Programm der unabhängigen Balkanstaaten dasjenige sein, welches Oesterreich-Ungarn und seinen Verbündeten die größte Enthaltsamkeit in den Angelegenheiten des Orients gestattet. Dieses Programm ist ein magyarisches genannt worden, und es verdient diesen Namen insofern, als nur das Vorwiegen des ungarischen Einflusses demselben den Sieg im Rathe der Monarchie zu sichern vermag; als nur das Vorwiegen des ungarischen Einflusses der Monarchie Vertrauen wecken kann, wenn sie verkündet, daß sie im Orient keinerlei selbstsüchtigen Zielen nachgehe. Wäre ein slawisches Oesterreich berufen gewesen, unter diesen Zeitläuften im Orient aufzutreten, es würde wahrscheinlich auf eine Theilung eingegangen sein oder hätte

sich in eine Rivalität mit Rußland darüber begeben, wem die Würde einer slawischen Vormacht zufalle. Damit wäre der russische Krieg unausweichlich geworden.

Indem Ungarn für ein anderes Programm eintrat, hat es die einzige mögliche Friedenspolitik verfolgt. Wie absurd es ist, wenn Ungarn bezichtigt wird, es hätte jemals specifisch magyarische Interessen vertreten, selbst auf die Gefahr hin, einen Weltkrieg zu entzünden, dafür spricht endlich noch der Umstand, daß seine Politik allemal Hand in Hand ging mit derjenigen der österreichischen Deutschen. Im Westen und im Osten hatten Ungarn und Deutsche ihre klar erkennbaren und fest umschriebenen Absichten verfolgt; im Westen verlangten sie das Einvernehmen mit allen Mächten des Friedens, und im Osten trachteten sie die Keime einer jeden gewaltthätigen Umwälzung zu beseitigen.

Über dieses Programm selbst sind in Oesterreich-Ungarn die Ansichten zwischen den officiellen Kreisen und der öffentlichen Meinung seit Jahr und Tag nicht mehr auseinandergegangen. Es handelte sich lediglich um die Methode der Ausführung. Die Erfahrung der jüngsten Zeit aber hat deutlich genug gezeigt, daß die wirkliche Friedenspolitik, unter den gegebenen Verhältnissen, nur diejenige sein kann, welche entschlossen ihre Ziele bekennt und als Wahrspruch über ihr Programm schreibt: „gare à celui qui y touche".

IV.

Nach einem der folgenreichsten Feldzüge der neuen Zeit ist die gegenwärtige staatsrechtliche Form der österreichisch-ungarischen Monarchie erstanden, und jetzt, da das damalige Uebereinkommen durch den dritten Ausgleich neuerdings sanctionirt worden ist, befinden wir uns vielleicht an der Schwelle schwerer kriegerischen Entscheidungen. Die gesammte Thätigkeit des Staates ist seit zwanzig Jahren darauf gerichtet gewesen, seine Wehrhaftigkeit zu sichern nach allen Richtungen hin. Das Urtheil über das System wird somit zumeist davon abhängig sein, wie es dieser Aufgabe gerecht geworden ist. Endgültig wird dasselbe erst auf den Schlachtfeldern gesprochen werden; zu dieser Stunde vermögen wir nur alle Anzeichen zu sammeln, welche eine begründete Meinung über die Lage zulassen. Da wird es denn unmöglich sein, die Fortschritte der Monarchie in Abrede zu stellen, sei es, daß man sie mit den anderen europäischen Großstaaten vergleiche, sei es, daß man ihre gegenwärtigen Geschicke neben jene des alten Oesterreichs hält. Die unsterbliche Frage Oesterreichs, die der Nationalitäten, ist wohl auch zu dieser Stunde noch permanent auf der Tagesordnung; aber was bedeuten diese Schwierigkeiten, verglichen mit den Convulsionen, von welchen der größte Theil Europas heimgesucht wird. Wer möchte, um nur auf das Nächstliegende zu verweisen, die zumeist recht harmlosen Zänkereien in Oesterreich-Ungarn auch nur entfernt mit den unheimlichen Vorgängen vergleichen, welche Rußland in allen seinen Theilen unterwühlen? Was bedeutet die Agitation der Nationalitäten in Oesterreich-Ungarn gegen die grundstürzenden Bestrebungen, die in Frankreich bei hellichtem Tage verkündet werden, gegen die Schreckensherrschaft der Irländer, oder auch nur gegen das Walten des revolutionären Geistes in Italien? Es ist eine

geistreiche Albernheit gewesen, als Giskra behauptete, die sociale Frage bleibe bei Bodenbach stehen; aber bis auf den heutigen Tag ist es wahr geblieben, daß die sociale Frage diesseits Bodenbach lange nicht so acut ist, wie jenseits der deutschen Grenze. Gewiß ist in unseren Tagen der innere Zusammenhalt Oesterreich-Ungarns kein geringerer, als der in irgend einem dieser Staaten.

Ist es ferner nöthig, die Stellung der österreichisch-ungarischen Monarchie mit derjenigen zu vergleichen, welche das vielgerühmte alte, einige Oesterreich in der Welt einnahm? Zur Zeit seiner höchsten Machtfülle, selbst zu den Zeiten Metternich's, ist Oesterreich nicht vermögend gewesen, in den europäischen Entscheidungen jenes Gewicht auszuüben, wie in unseren Tagen. Es besitzt heute die frischeste Actualität, wenn man liest, wie Gentz nach dem Frieden von Adrianopel, im October 1829, schreibt, die Russen hätten ohne jede Gefahr für sich die Cession der Donau-Fürstenthümer und Bulgariens bis an den Balkan fordern können, weder die Pforte noch irgend eine andere Macht hätte sie daran hindern können[1]). Im Jahre 1887 genügt aber das Wort Oesterreich-Ungarns, um Rußland von einer Occupation Bulgariens zurückzuhalten, für welche es, wie der officielle Ausdruck lautet, „sein edelstes Blut vergossen hat". Alles ist inzwischen in unserem Welttheile anders geworden; das europäische Staatensystem ist von Grund aus umgestaltet, aber die Monarchie hat in diesem neuen Staatensystem einen hervorragenderen Platz inne, als in dem alten. Wie eine Gesellschaft sich fortwährend in auf- und absteigender Bewegung befindet, so sieht auch die europäische Staatengesellschaft in gewissen Zeiträumen die Herrschaft von einer Gruppe auf die andere übergehen. Wenn wir heute die Mächte betrachten, welche noch zur Zeit des Krimkrieges an der Spitze Europas marschirten — was ist aus ihnen geworden? Da ist vor Allem England, ohne dessen Einwilligung man damals glaubte, daß in Europa kein Schuß abgefeuert werden dürfe. Es befindet sich auf dem besten Wege, ein zweites Holland zu werden. Da ist Frankreich, das seit dem Jahre 1870 in europäischen Angelegenheiten eine erste Rolle niemals auch nur begehrt hat. Da ist endlich Rußland, dessen gesammtes Mißgeschick daher stammt, daß es sich bis auf den heutigen Tag nicht damit hat abfinden können, anzuerkennen, was in Europa an neuen Verhältnissen entstanden ist. Wie die russischen Politiker heute über die Undankbarkeit Deutschlands, die Undankbarkeit Oesterreichs, die Undankbarkeit der christlichen Völker des Orients jammern — gemahnt das nicht an die Klage des verknöcherten Aristokraten, daß die Bürgerlichen die Frechheit haben, nicht nur Fabriken, sondern auch veritable Schlösser zu bauen, zu kaufen und zu besitzen, gerade als hätten sie dieselben seit hundert Jahren in der Familie! Alle die Fehler der russischen Diplomatie sind auf diese eine Quelle zurückzuführen. Sie hat noch immer nicht begriffen, daß die „nouvelles couches" ins europäische Concert eingetreten sind, und daß mit ihnen gerechnet werden muß. Aus der Reihe der alten Großstaaten ist es Oesterreich-Ungarn ganz allein gewesen, das mit der neuen Ordnung der Dinge in Europa nicht nur seinen

[1]) Zur Geschichte der orientalischen Frage. Briefe aus dem Nachlasse Friedrichs von Gentz. Wien, W. Braumüller. 1877.

Frieden gemacht hat, sondern das dieselbe auch für seine Sicherheit und für sein Ansehen zu verwerthen verstand. Keiner der alten Großstaaten hat dieses Talent bekundet.

Man vergleiche nur die Stellung Oesterreich-Ungarns auf dem Berliner Congresse vom Jahre 1878 mit derjenigen, welche das ungetheilte Oesterreich noch im Jahre 1854 auf der Pariser Conferenz inne hatte. Als in Paris der Vertreter des kleinen Sardiniens zugelassen wurde, geschah es, damit Cavour Gelegenheit habe, wie man damals sagte: „einen Schuß abzufeuern an Oesterreichs Ohr vorüber," und man weiß, daß Cavour nicht der Mann gewesen ist, von einer solchen Freiheit einen andern als den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Auf dem Berliner Congresse dagegen finden sich die kleinen Staaten des Orients nur ein, um aus der Hand Oesterreich-Ungarns Schutz und Begünstigung zu empfangen.

Es gibt für den Beobachter zeitgenössischer Ereignisse kaum eine lehrreichere Lectüre, als die der Meinungen aller Politiker in Oesterreich und Ungarn über die orientalische Frage in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Von Metternich angefangen, der unter den Dirigenten der europäischen Bewegung stand, bis zu den ungarischen Oppositionspolitikern, die daheim in grollender Abgeschiedenheit ihr Leben verbrachten und vor deren Augen nicht einmal ein Zipfel der auswärtigen Politik gelüftet wurde, ist so ziemlich Alles einer Meinung. Wie Metternich, so glauben auch die ungarischen Politiker daran, die orientalische Frage könne sich nur durch ein Gottesgericht, unter Blitz und Donner entladen, und daß an jenem Tage alle lebendigen Kräfte des Orients und alle Triebe der Staatenbildung Oesterreich zum Verderben und Rußland zum Vortheil dienen müßten. Jeder verkündet das in seiner Weise. Die ungarischen Politiker unter tausend Recriminationen gegen die Wiener Regierung; Metternich, indem er sich über die Unverläßlichkeit Preußens und Englands entrüstet; der Hof endlich, indem er aus alle dem den Schluß zieht, man müsse den Czar im Orient gewähren lassen, damit er, als Entgelt dafür, Oesterreich einige Freiheiten in Italien gestatte. Alle diese Erwartungen sind getäuscht worden. Unseren Tagen scheint es beschieden zu sein, die Lösung der orientalischen Frage zu schauen; aber die Sache Oesterreich-Ungarns ist nicht diejenige, die seine eigenen Angehörigen ihm ehedem zugeschrieben haben. Zum ersten Male in diesem Jahrhundert erscheint die Monarchie als der Schutzherr der freiheitsliebenden Völker gegen die Unterdrückung; zum erstenmale ist sie der Repräsentant nicht des verfallenden Alten, sondern jener Aspirationen, denen die Zukunft gehört.

Und weiter: verlohnt es sich erst besonders nachzuweisen, wie schwach der Zusammenhalt der Theile Oesterreichs gewesen zur Zeit, als es scheinbar einen völlig einheitlichen Staat bildete? Noch heute versuchen die Ruinen des Absolutismus, welche sich und ihr System überlebt haben, zuweilen das Oesterreich jener Zeit als einen kraftstrotzenden Organismus zu schildern, dem es an keinem Attribut der Größe gebrach. In Wahrheit wissen wir, daß der Absolutismus, um sein klägliches Dasein fortzufristen, gezwungen war, selbst die Kräfte der Decomposition zu wecken und zu pflegen. Da man die Volksstämme nicht gelten lassen wollte, die gleich Deutschen und Ungarn zu allen Zeiten die Träger des

freiheitlichen Gedankens waren, suchte man nach glorreichen Nationalitäten, denen die einträgliche Dienstbarkeit lieb war, und die niemals von der Sehnsucht nach politischen Freiheiten beunruhigt wurden. Nicht einen einzigen Fall hat es in jenem alten Oesterreich gegeben, in dem die Völker der Monarchie sämmtlich mit solcher Bereitwilligkeit schwere Opfer für die Erhaltung des Staates gebracht hätten, wie im Verlaufe dieser letzten Jahre. Seitdem die auswärtige Situation ihre jetzige Gestalt annahm, sind den Völkern Oesterreich-Ungarns Opfer zugemuthet worden, welche weit über ihre Kräfte hinausgehen; die verschiedensten Einflüsse haben sich geltend gemacht, um die Forderungen zu erhöhen, welche Oesterreich-Ungarn an seine Angehörigen stellen mußte: die *gegnerischen*, wie die *freundschaftlichen* Einflüsse. Trotz alledem ist es niemals nöthig gewesen, auf eine der Volksvertretungen einen Zwang auszuüben. So wie die Staatsregierung sich auf die Sicherheit der Monarchie berief, war jede Einrede verschwunden. Man hatte nicht nöthig, mit geharnischten Drohungen oder mit geheimnißvollen Andeutungen die Parlamente zu bezwingen, und die Regierungen anderer Staaten, die stolz auf ihre Einheit sind, mochten zuweilen mit einem Gefühle des Neides auf jenes Oesterreich-Ungarn blicken, von dem Gortschakoff gehöhnt hatte, es sei kein Reich, nur eine Regierung, von dem der österreichische Pessimismus geklagt hatte, es mache einen „Staat auf Kündigung" und von dem die böswillige Oberflächlichkeit noch heute in Europa verkündet, es wäre morsch und gebrechlich.

* * *

So sind diese zwei Jahrzehnte vergangen, und so ist das dritte Jahrzehnt des österreichisch-ungarischen Verfassungslebens angebrochen. Es ist, als hätte das Geschick selbst jedem dieser Zeitabschnitte seine Aufgabe zugewiesen. In der ersten Periode vollzieht sich unter harter Arbeit die Befestigung der eben geschaffenen Institutionen. Damals ist auch der öffentliche Geist in Bezug auf die Fragen der auswärtigen Politik noch überaus schwankend. Aber schon am Beginn der siebziger Jahre festigen sich die Anschauungen, allmälig schafft sich der Staat die Mittel zur Vollstreckung seiner Ziele. Die Monarchie schreitet durch großartige europäische Complicationen hindurch zu Bündnissen vor, und Niemand macht ihr fortan den Rang in der ersten Reihe der Großmächte streitig. Heute, da wir ins dritte Jahrzehnt der neuen Aera eintreten, ist es, als vernähmen wir den ehernen Schritt weltgestaltender Ereignisse, und als sollten die geschlossenen Bündnisse sich nunmehr zu erproben haben. Wäre Oesterreich-Ungarn gezwungen, jetzt in einen Krieg einzutreten, in unserem ganzen Welttheile würde Niemand daran zweifeln, daß es als die Vormacht der europäischen Civilisation ins Feld zieht. Wenn dem so ist, dürfen wir sagen, daß die Jahrzehnte der Verfassungsmäßigkeit Oesterreich-Ungarn zum Segen geworden sind. Sie haben der Monarchie einen langen Frieden erhalten und sie zugleich tüchtiger als jemals gestaltet, einem Kriege ins Antlitz zu schauen.

Budapest, im December 1887.

Die Argonauten von North Liberty.

Erzählung
von
Bret Harte.

Erstes Capitel.

Die Glocke der zweiten Presbyterianer-Kirche von North Liberty hatte gerade zu läuten aufgehört. North Liberty, Connecticut, niemals, an keinem Tag, eine heitere Stadt, war immer noch ungemüthlicher und trostloser am siebenten, wenn die Sabbathsonne, nachdem sie vergeblich versucht hatte, ein Lächeln freundlicher Erwiderung den herabgelassenen Gardinen und halbgeschlossenen Läden der finsteren Wohnungen und den ebenso verschlossenen und harten Kirchengängergesichtern der Leute zu entlocken, zuletzt mit einem bleichen Blicke starren Erstaunens gesunken war. An diesem frostigen Märzabend des Jahres 1850 hatte jener Blick sich zu einem feurigen Sonnenuntergang entzündet und eine zornige Nacht folgte, welche Schloßen und Hagel den Andächtigen wüthend ins Gesicht spie und sie ihren Weg zur Kirche, Schritt vor Schritt, mit gebeugten Häuptern und trotzig zusammengepreßten Lippen erkämpfen ließ, bis sie die abwehrenden Portale des Gotteshauses mit der Spitze ihres Regenschirmes nehmen zu wollen schienen.

Innerhalb des heiligen, aber reizlosen Gebäudes erreichte die Strenge der Stunde und der Gelegenheit ihre Höhe. Die zitternden Gasflämmchen erleuchteten das kalte Weiß der nackten Mauern und die hohle, muschelgleiche Ausdehnung farbloser Leere hinter dem Altar. Das Frösteln der Verzweiflung und hoffnungslosen Entsagung war in der Luft, ungemildert durch irgend einen Strahl des dichtgeschlossenen Ofens, der nur eine lauwarme Ausdünstung nasser Kleider und billiger Regenschirme hervorzubringen schien. Auch verlieh die Anwesenheit der Andächtigen selbst dem traurigen Raum kein Leben. In die weißen Kirchstühle vertheilt wie dunkle, ungestalte und bedeutungslose Flecke, streng von einander abgesondert, schienen sie nur die Oede der Kirche und die Kahlheit aller Dinge noch fühlbarer zu machen.

Die trockene, monotone Weise der Glocke hatte den Klängen einer Baßgeige Platz gemacht, welche offenbar auf die Tonart des Ostwindes draußen gestimmt

worden war, und der rauhen Klage eines neuen Harmoniums, welches die beschränkte Aussicht auf Erreichung sanfteren Wohllauts in seinem irdischen Tabernakel zu bejammern schien, und dann begann der Gesang. Hier und dort schwebte und rang sich eine menschliche Stimme über dem engen Text und der eintönigen Cadenz mit einem Schrei persönlichen Sehnens empor, wurde jedoch übertönt von der trübseligen, schritthaltenden Genauigkeit des formellen Gesanges der Anderen. Dies und der gedämpfte Lärm, mit welchem der Küster den Ofen scharrte, brachte die Temperatur noch mehr herunter. Es folgte eine Predigt, in welcher, übereinstimmend mit allem Vorangegangenen, der scharfe Ostwind der Doctrin für keines der geschorenen Lämmer in dieser traurigen Hürde gemildert war. Ein Funke menschlichen und alltäglichen Interesses ward für einen Augenblick erweckt durch die Collecte und die gleichzeitige Bewegung zögernder Hände nach den Taschen; aber die Münzen fielen auf die tuchbedeckten Teller mit einem dumpfen Gepolter wie Erdschollen auf einen Sarg, und die Trübseligkeit kehrte wieder. Dann kam eine andere Hymne und eine verlängerte Wehklage des Harmoniums, bei welcher geheimnißvollen Andeutung die Gemeinde sich erhob und langsam nach dem Seitenflügel abzumarschiren begann. Einen Augenblick lang mischten sie sich untereinander; man sah die schweigende Berührung feuchter wollener und kalter schwarzer Handschuhe, vernahm den geflüsterten Austausch von Namen mit dem Zusatz von „Bruder" oder „Schwester" und einen gänzlichen Mangel von brüderlicher Herzlichkeit, und dann zerstreute sich die Versammlung allmälig.

Die Wenigen, welche gewartet, bis der Geistliche Hut, Ueberrock und Ueberschuhe genommen, und ihn dann bis zur Thür begleitet hatten, waren schon hinausgegangen; der Küster löschte die flackernden Gaslichter eins nach dem anderen aus, als das kalte und strenge Schweigen durch einen Laut unterbrochen ward — das nicht mißzuverstehende Echo eines Kusses menschlicher Leidenschaft.

Als der von Schauder ergriffene Beamte sich zornig umwandte, glitt die Gestalt eines Mannes aus dem Schatten der Treppe unter dem Orgelboden und verschwand durch die offene Thür. Ehe der Küster folgen konnte, schlüpfte eine weibliche Gestalt aus derselben Thür, wandte sich, mit einem hastigen Blick auf den Vorangeeilten, in die entgegengesetzte Richtung und war in der Dunkelheit verloren. Bis der von diesem Scandal ganz entsetzte Wächter das Portal erreicht hatte, waren die Beiden in dem bewegten Meere rechts und links von ihm schwankender Regenschirme bereits untergetaucht, und Verfolgung und Erkennung hoffnungslos.

Zweites Capitel.

Die männliche Gestalt indessen, nachdem sie sich bis zur Ecke des Häuserblocks den Betgenossen angeschlossen hatte, blieb unter einem Laternenpfahl stehen, wie in Ungewißheit, wohin sich wenden; in Wahrheit aber, um einen forschenden Blick nach den zerstreuten Regenschirmen zu werfen, die sich nun in der entgegengesetzten Richtung fast verloren hatten. So stand er noch, ausschauend und offenbar schwankend, ob er seine Schritte nicht zurücklenken solle, als ein Pferd

und eilends die Seitenstraße herabjagendes Wägelchen an ihm vorbeikamen. Mit einem raschen Blick hatte er augenscheinlich den darin Sitzenden erkannt, und über den Kerbstein tretend, rief er in einem kurzen und gebieterischen Tone:

„Ned!"

Der Angerufene hielt augenblicklich still, lehnte sich aus dem kleinen Wagen und entgegnete mit erstaunter Stimme:

„Dick Demoreſt! Wahrhaftig! Du bist es! Wart', und ich werde dichter heran fahren."

„Nein, bleibe wo Du bist."

Der Sprechende näherte sich dem Wagen, sprang hinein, befestigte das Schoßleder wieder und ließ, indem er die Zügel aus seines Gefährten Hand nahm, das Pferd weiter laufen. Die Handlung war die eines Mannes, der an das Befehlen gewöhnt ist; und die einzige Anerkennung, die er der Eignerschaft des Anderen zu Theil werden ließ, war die Frage:

„Wohin wolltest Du?"

„Nach Haus, zu Joan," erwiderte der Andere. „Ich bin grade von Warnesboro Station herübergekommen. Aber was, in aller Welt, hast Du hier zu thun?"

Ohne die Frage zu beantworten, wandte sich Demoreſt mit demselben halb gutmüthigen, halb humoristischen Ausdruck von Ueberlegenheit an seinen Gefährten. „Laß Dein Weib warten und mach' eine Fahrt mit mir. Ich habe mit Dir zu reden. Sie wird eben so erfreut sein, Dich eine Stunde später zu sehen, und es ist ihre Schuld, wenn ich jetzt nicht mit Dir nach Hause kommen kann."

„Ich weiß es," erwiderte sein Gefährte, in einem Tone halb ärgerlicher Entschuldigung. „Sie hält noch an dem alten Vertrag, den wir bei unserer Verheirathung machten, daß sie nicht verpflichtet sein solle, meine früheren weltlichen Freunde zu empfangen. Und sieh hier, Dick, ich dachte, ich würd' es ihr, wenigstens was Dich betrifft, ausreden; aber Prediger Thomas hat all' die alten Geschichten über Dich wieder aufgestört — Du weißt, die Affaire mit der Wittwe von Fall River und den Abbruch des Verlöbnisses mit Garry Spofferth — und über Deine Passion für Wettrennen . . . und nun, weißt Du, ist sie mehr abgeneigt als je, Deine Bekanntschaft zu machen."

„Das ist keine schlechte Sorte von Pferd, die Du da hast," sagte Demoreſt, welcher die Unterhaltung gewöhnlich ohne Rücksicht auf die von Anderen berührten Gegenstände führte. „Woher hast Du das bekommen? Es ist noch gut für einen tüchtigen Galopp die Chaussee hinunter und über die Brücke. Wir wollen's machen, und ich bringe Dich binnen einer halben Stunde sicher heim zu Mrs. Blandford."

Blandford verstand sich wenig auf Pferde; doch gleich allen Menschen war er für dieses seiner Kenntniß gezollte Compliment nicht unempfindlich. Er gab sich in die Hand seines Gefährten, wie er dies immer gethan, und Demoreſt trieb das Pferd in rascher Gangart die Straße hinab, bis sie die Lichter hinter sich gelassen hatten und auf der dunklen Chaussee waren. Die Schloßen rasselten gegen das Verdeck und Schoßleder des Einspänners, Stöße heftigen Windes füllten das kleine Fuhrwerk und schienen es zurückhalten zu wollen. Aber

Demoreſt achtete nicht darauf. Blandford ſteckte ſeine Hände in die Taſche, um ſie zu wärmen, und zog ſeine Schultern zuſammen, wie in verdrießlicher Ergebung. Aber trotz der Thatſache, daß er müde, halb erfroren und ungeduldig war, ſeine Frau zu ſehen, empfand er doch eine heimliche Genugthuung, ſich den Launen dieſes alten Freundes ſeiner Knabenzeit zu fügen. Denn, bei alle dem wußte Dick Demoreſt, was er wollte, und er hatte durch ſeinen ſelbſtherrlichen Willen ihn niemals irre geleitet. Man konnte mit Sicherheit Dick ſeinen eigenen Weg gehen laſſen. Es war freilich, im Allgemeinen, Dick's eigner Weg — aber er machte Andere glauben, daß es der ihre auch ſei oder ſein würde, wenn ſie den Willen und die Klugheit gehabt hätten, ihn zu finden. Beruhigt blickte Blandford zu dem ſchönen entſchloſſenen Profil des Mannes empor, welcher ſelbſtſüchtig Beſitz von ihm ergriffen hatte. Manche Frau hatte ſchon in ähnlicher Weiſe zu ihm aufgeblickt.

„Was meinſt Du," ſagte Demoreſt, „wenn Du Deiner Gemahlin erzähltest, daß ich mir vorgenommen, mich zu beſſern — würde dann die Sache nicht anders werden? Sie würde mich in die Kirche bringen wollen — ‚wieder ein Sünder gebeſſert' — und wie's weiter heißt, nicht wahr?"

„Nein," erwiderte Blandford ernſt. „Joan iſt keineswegs ſo furchtbar ſtreng, Dick. Was ſie gegen Dich hat, iſt der allgemein verbreitete Ruf Deiner freien Lebensweiſe und die . . . nun, Du kennſt Dich ſelber, Dick, die iſt nicht gerade ſo beſchaffen, daß ſie einer in ſtrengen Grundſätzen erzogenen Frau gefallen kann. Hält ſie doch ſogar mich für Einen, der im Geiſte noch nicht wiedergeboren iſt und — je nun, es kann im Geſchäfte nicht immer hergehen wie in einer brüderlichen Verſammlung. Aber denkſt Du wirklich daran, Dich zu beſſern?" fuhr er fort, indem er einen Blick aus ſeines Genoſſen Auge zu erhaſchen ſuchte.

„Vielleicht. Es kommt darauf an. Doch — ich kenne eine Frau —"

„Was? Noch eine? Und das nennſt Du, Dich beſſern?" unterbrach ihn Blandford, jedoch nicht ohne eine gewiſſe Neugier in ſeinem Benehmen.

„Ja; deshalb gerade denk' ich daran. Denn dieſe Frau iſt nicht genau gleich allen anderen — wenigſtens nicht, ſo viel ich weiß."

„Das heißt, Du weißt nichts von ihr."

„Wart', und ich werde Dir erzählen." Er zog die Zügel feſt an, um den Lauf des Pferdes zu beſchleunigen und, indem er ſich halb zu ſeinem Genoſſen wandte, ohne jedoch die Augen aus dem Dunkel vor ſich zu bewegen, ſprach er raſch in den Pauſen des Sturmes: „Ich habe ſie nur ein halb Dutzend Mal geſehen. Traf ſie zuerſt in dem Zug 6 Uhr 50 Minuten von Boſton, letzten Herbſt; ſie ſaß dicht neben mir, mit Tüchern und Schleiern ganz bedeckt; ſah ſie nicht zweimal an. Sie ſprach zuerſt — Art von halb keckem, halb furchtſamen Ton. Wurde dann zutraulicher und ließ ſich mehr gehen, weißt Du, und ich ſah, ſie war jung und nicht übel. Dachte, ſie müſſe ein Schulmädchen ſein, auf Ferien, aber noch ein bischen neu. Unerfahren, weißt Du, aber vollkommen im Stande, für ſich zu ſorgen, bei Gott, und wiewohl ſie ausſah und ſich benahm, als ob ſie niemals in ihrem Leben mit einem Fremden geſprochen habe, doch gar nicht verlegen über das, was ich ihr ſagte. Ermuthigte mich vielmehr und lachte — ſolch ein hübſches, kleines, wunderliches Lachen, als ob auch Lachen nicht in ihrer

Gewohnheit liege, und sie nicht recht wisse, wie sie es anfangen solle. Nun, es endete damit, daß sie aus dem einen Ende des Wagens schlüpfte, als wir ankamen, während ich auf der anderen nach einem Cab für sie ausblickte." Er hielt an, um nach einem heftigeren Windstoß wieder zu sich zu kommen. „Ich ... ich glaubte, sie habe sich einen Scherz mit mir erlaubt und wollte nicht weiter an die Sache denken, trotzdem sie, stelle Dir vor, mir versprochen hatte, mich einen Monat später, zu derselben Zeit an demselben Orte zu treffen. Als der Tag kam, war ich zufällig wieder in Boston und ging nach dem Bahnhof. Weiß nicht, warum ich ging, denn ich dachte keinen Augenblick, daß sie ihr Wort halten werde. Zuerst konnte ich sie in dem Zug nicht finden, aber nachdem wir abgefahren waren, kam sie von irgend einem Sitz aus der Ecke hervor, hübscher als je, und hielt mir ihre Hand entgegen." Er holte tief Athem. „Du kannst Dein Leben darauf verwetten, Ned, ich ließ die kleine Hand während des Restes der Reise nicht aus der meinen."

Seine Leidenschaft, oder was dafür gelten mochte, schien ihre Wärme dem Fahrzeug mitzutheilen und brachte selbst die erstarrten Pulse des Mannes neben ihm in Bewegung.

„Und wer und was war sie?"

„Konnt' es nicht ausfindig machen, weiß es heute noch nicht. Denn das Erste, was sie mich versprechen ließ, war: ihr nicht zu folgen, nicht nach ihrem Namen zu forschen. Dafür verhieß sie mir, mich auf einem anderen Zuge bei Hartford zu treffen. Sie that es, und wieder und wieder, aber immer nur in einem abgehenden und ankommenden Zug auf ungefähr eine Stunde. Dann aber verfehlte sie eine Verabredung. Ich war wie vernichtet, sag' ich Dir, und schwor, da sie ihr Wort nicht gehalten, daß ich auch das meine nicht halten werde, und begann ihr nachzustellen. Mitten darin sah ich sie zufällig — einerlei wo; ich folgte ihr nach — doch das kann Dir auch gleichgültig sein. Genug, ich sah sie wieder — und, nun, Ned, so groß ist der Einfluß dieses Mädchens über mich, daß sie mir, bei Gott, dasselbe Versprechen wieder abnahm."

Blandford, ein wenig enttäuscht bei seines Freundes eigenmächtiger Unterdrückung gewisser, nicht unwesentlicher Punkte, zuckte die Achseln.

„Wenn das Deine ganze Geschichte ist," sprach er, „so muß ich sagen, daß ich keine Aussicht der Besserung darin erblicke. Es ist wiederum das alte Lied, nur daß augenscheinlich Du diesmal das Opfer bist. Sie ist eine listige Creatur, welche Dich vollkommen in ihrer Macht haben wird, wenn sie's nicht schon hat."

„Du weißt nicht, wovon Du sprichst, Ned, und thätest besser, es zu lassen," entgegnete Dick in heitrer Ueberlegenheit. „Ich sage Dir, das ist die Sorte von Mädchen, mit der ich mich, wenn ich kann, verheirathen und einen Hausstand gründen werde. Du kannst Dir das merken, alter Knabe, wenn Du willst."

„Dann seh' ich wahrhaftig nicht ein, warum Du gerade mit mir darüber sprechen mußt. Und wenn Du glaubst, daß solch' eine Geschichte bei Joan auch nur einen Augenblick für einen Beweis Deiner Besserung gelten könnte, so hast Du Dich vollständig geirrt, Dick. War das etwa Dein Gedanke?"

„Ja — und ich kann Dich versichern, Du bist wieder auf dem falschen Wege, Ned. Du verstehst Dich nicht auf die Frauen. Du wirst thun, was ich

Dir sage — hörst Du? Komme mir nicht dazwischen mit Deinen eigenen querköpfigen Meinungen über das, was andere Leute denken werden, und ich übernehme die Gefahr, Mrs. Blandford um ihren guten Rath zu bitten. Deine Frau versteht von diesen Dingen mehr als Du, Ned. Sage ihr nur, ich wolle das Mädchen heirathen, und sie solle mir helfen — daß es Ernst sei diesmal, und Du wirst sehen, wie rasch wir sie herumkriegen. Das ist Alles, was ich von Dir wünsche. Willst Du, oder willst Du nicht?"

Mit einem Ausdruck zweifelnder Ueberlegung und einem Argwohn hinsichtlich der besonderen Stärke von dieses Mannes zureichender Einsicht, stimmte Blandford bei, mit der Mentalreservation, fürcht' ich, seiner Frau die Geschichte in seiner eigenen Weise zu erzählen. Er war überrascht, als sein Freund das Pferd plötzlich scharf anzog und es, nach kurzem Stillstand, rückwärts zu lenken, die Räder des Wagens zu hemmen und dann geschickt, in der tiefen Finsterniß, Fuhrwerk und Pferd in der genau entgegengesetzten Richtung zu wenden begann.

„Gehen wir denn nicht über die Brücke?" fragte Blandford.

Demoreſt machte eine gebieterische Gebärde des Schweigens. Das tobende Brausen und Branden geschwollener und rascher Wasser kam aus der Dunkelheit hinter ihnen. „Es ist irgendwo wieder ein Dammbruch gewesen, und ich denke, die Brücke hat Alles, was sie vermag, heute Nacht zu thun, um sich außer Wasser zu halten, ohne uns noch hinüberzutragen. Wenigstens, da ich versprach, Dich innerhalb einer Stunde vor Deiner Gemahlin Thür abzusetzen, habe ich nicht Lust, es zu versuchen." Als das Pferd nun leichter ging mit dem Wind im Rücken, legte Demoreſt, das bisherige Gespräch plötzlich abbrechend, seine Hand mit einer Art barscher Leutseligkeit auf seines Genossen Kniee und sagte, als ob die Stunde für gesellige und vertrauliche Begrüßung erst eben jetzt gekommen sei: „Nun, Neddy, alter Junge, wie geht es Dir?"

„So, so," erwiderte Blandford, zweifelhaft. „Du weißt," begann er auseinandersetzend, „in meinem Geschäfte gibt es eine starke Concurrenz, und erst diesen Morgen habe ich gesagt —"

Aber entweder war Demoreſt mit den Ausführungen seines Freundes schon bekannt, oder er hielt den Gegenstand für erschöpft; denn ohne ihm die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, fragte er wieder, ganz aus dem Stegreif:

„Warum gehst Du nicht nach Californien? Hier ist Alles ausgespielt. Das ist das Land für einen jungen Mann wie Du, der das Leben just anfängt und keinen Anhang hat. Wenn ich frei und in meinen Familienangelegenheiten geordnet wäre wie Du, so würde ich morgen gehen."

In Demoreſt's Manier war eine solch' geheime Bestimmtheit, daß Blandford, welcher seit zwei Jahren verheirathet war und in der benachbarten Stadt ein solides und recht einträgliches Fabrikgeschäft betrieb, wirklich einen Augenblick glaubte, daß er für abenteuerliche Speculation viel mehr geeignet sei als der unstet umherirrende Mann von starken Antrieben und Freuden neben ihm. Er brachte es indessen zu Stande, zögernd zu stammeln:

„Aber Joan ist da . . . sie . ."

„Unsinn! Laß sie bei ihrer Mutter bleiben. Du verkaufst Deinen Antheil am Geschäft, steckst das Geld in eine Waarenladung und packst sie und Dich in

das erste Schiff aus Boston — und da bist Du! Du bist volle zwei Jahre jetzt verheirathet, und eine kleine Trennung, bis Du da draußen ein Geschäft eingerichtet hast, wird keinem von Euch Schaden thun."

Blandford, welcher sein Weib sehr liebte, war jedoch nicht darüber erhaben, die Schuld einer etwa störend dazwischen tretenden Neigung ihr zuzutheilen. „Du kennst Joan nicht," erwiderte er. „Sie würde nimmermehr in eine Trennung willigen, und wär's auch nur auf kurze Zeit."

„Versuch' es mit ihr. Sie ist eine vernünftige Frau — ein gut Theil mehr als Du. Ned, Du verstehst Dich nicht auf die Frauen. Das ist, was ich Dir schon einmal gesagt habe."

Es bedurfte aller zärtlichen Erinnerungen Blandford's an die conservativen Gewohnheiten seiner Frau, ihre puritanische Tüchtigkeit, häuslich religiösen Sinn und starke Familienanhänglichkeit, um Demorest's überzeugender Sicherheit zu widerstehen. Er lächelte jedoch mit einem gewissen Wohlgefallen, indem er sich gleichfalls des vorigen Herbstes entsann, als die ersten Nachrichten von der Entdeckung des Californischen Goldes nach North Liberty gedrungen waren, und er gegen seine Frau die Meinung geäußert hatte, das werde für Demorest's abenteuerliche Thatkraft eine gute Ableitung sein. Sie hatte die Bemerkung mit schlecht verhohlener Befriedigung aufgenommen und hinzugefügt, wenn dieser Auszug zum Mammon die Gemeinde von den Gottlosen und Unbußfertigen säubere, so sei das ein neuer Beweis von Gottes geheimnißvoller Führung.

Mit dem tobenden Wind im Rücken, dauerte es nicht lange, bis der kleine Wagen abermals über das Kieselpflaster der Stadt rasselte. Nach der Anweisung seines Freundes, lenkte Demorest, welcher die Zügel noch immer hielt, ungestüm in eine Seitengasse mit ansehnlichen Häusern. Ein oder zwei Fußgänger blickten auf.

„Nicht so rasch, Dick."

„Warum nicht? Ich will Dich an Deine Thür bringen, wie sich's gebührt."

„Ja, — aber es ist Sonntag. Das ist mein Haus, das an der Ecke."

Sie hielten vor einem viereckigen Ziegelhaus mit zwei Stockwerken, einer gleichfalls viereckigen hölzernen Pforte, gestützt von zwei einfachen, hölzernen Säulen und einer runden, leeren Höhlung über der Thür, offenbar von derselben architektonischen Ordnung wie die Kirche. Kein Winkel und kein Vorsprung war an dem Haus, um die Gewalt des Windes zu brechen, der über seine glatte, eisige Oberfläche fegte, noch war irgend ein Anzeichen von Licht oder Wärme hinter seinen sechs geschlossenen Fenstern.

„Es scheint Niemand zu Hause zu sein," sagte Demorest kurz. „Komm' mit mir in das Hôtel."

„Joan sitzt Sonntags im Hinterzimmer," erklärte der Gemahl.

„Soll ich nach der Scheune herumfahren und das Pferd und den Wagen dort lassen, während Du ins Haus gehst?" fragte Demorest in guter Laune und zeigte nach der Stallthür.

„Nein, danke Dir," entgegnete Blandford; „sie ist verschlossen, und ich muß sie von der anderen Seite öffnen, wenn ich eingetreten bin. Laß das Pferd nur

so lange stehen. Ich denke, ich muß Dir jetzt gute Nacht sagen," fügte er mit halb beschämtem Bewußtsein des wenig einladenden Aeußern des Hauses und seiner eignen Ungastlichkeit hinzu. Demoreſt streckte seine Hand aus, drückte die seines Freundes stark und kräftig und schritt die Straße hinab.

Blandford band sein dampfendes Pferd an einen schloßenbedeckten Aufsteigeblock mit einem leisen Seufzer ungeduldigen Mitleids gegen das Pferd und sich selbst, und öffnete, nachdem er in seiner Tasche den Schlüssel gesucht, die Hausthür. Ein Anblick wohlgeordneter Dunkelheit, mit schattenhaften, gestellartigen Gegenständen an den Wänden und einem Geruch fröstelnder Anständigkeit, wie bei einem feuchten, aber respectablen Leichenbegängniß, grüßte ihn beim Eintritt. Ein schwaches Licht, gleich einer kalten Morgendämmerung, brach durch die Glasscheiben einer Thür, die zur Küche führte. Blandford blieb in dieser halben Finsterniß zögernd stehen. Sollte er erst zu seiner Frau in das Hinterzimmer oder sacht durch die Küche gehen, das Hinterthor öffnen und sein schwitzendes Thier barmherzig in den Stall bringen? In der Ueberlegung, daß eine sofortige eheliche Begrüßung, während sein Pferd auf der Straße dem wüthenden Sturme noch ausgesetzt, nothwendiger Weise nur von kurzer Dauer sein könne, schloß er ein Compromiß mit sich selber, ging rasch durch die Küche in den Hof, öffnete das Thor und zog Pferd und Wagen unter den Schuppen, wo sie eine spätere und gründlichere Besorgung erwarten sollten. Indem er durch die Hinterthür wieder zurückkehrte, durchbebte ihn für einen Augenblick die leise Hoffnung, daß sein Weib ihn gehört haben und auf dem Flur erwarten möchte; doch er erinnerte sich, daß es Sonntag und sie wahrscheinlich mit einer religiösen Lectüre oder Andachtsübung beschäftigt sei. Befangen öffnete er die Hinterzimmerthür, und mit einer Empfindung, als ob er etwas Unrechtes begehe, trat er ein.

Sie saß ruhig in der Mitte des Zimmers, an einem großen, runden, hell beleuchteten Tisch, der im Uebrigen leer und kahl war, bis auf eine verhängte Lampe und ein großes, schwarzes und vergoldetes offenes Buch. Ein einziges Gemälde an der entgegengesetzten Wand — das Porträt eines ältlichen Herrn, steif und aufrecht über einem ähnlichen Buche, das er wie ein unveräußerliches Gut in seiner starren Hand hielt, als ob er die Nachwelt herausfordern wolle, es ihm zu nehmen — schien eine nicht unpassende Gesellschaft zu bieten. Doch der grünliche Schein des Lichtschirms fiel auf ein junges und hübsches Gesicht, trotz der Farbe, die er darauf verbreitete; und die Hand, welche ihre niedrige weiße, von einfach gescheiteltem, vollem, braunen Haar umrahmte Stirn stützte, war schlank und die Hand einer Dame. Trotz ihres schlichten, glanzlosen seidenen Kleides, trotz der schweren und düsteren Pferdehaar- und Mahagonimöbeln, von welchen ihre Gestalt sich abhob, war eine Atmosphäre sauberer Anmuth und spröder Eleganz in dem Zimmer. Ihre Erscheinung als Priesterin dieses strenggläubigen Tempels ward durch die dichte Verhüllung ihres Armes, ihr rosiges Ohr und den kleinen Marocco-Pantoffel, der etwas weiter unten, auf der geschnitzten Löwenklaue am Fuße des Tisches sichtbar ward, noch mehr bezeichnet. Und der vollendet gerundete, aber sanft athmende Busen, der auf die Ecken des offnen Erbauungsbuches vor ihr gepreßt war, schien sich triumphirend über dem strengen Inhalt der Schrift zu behaupten.

Wenigstens dachte ihr Gemahl und Liebhaber so, als er sich ihr zärtlich näherte. Sie kam seinem ersten Kuß auf die Stirn entgegen, der zweite, ein bittender, der sich auf eine angenommene Wirksamkeit des ersten stützte, fiel auf einen lichten Haarringel an ihrem Nacken. Sie erhob ihre schlanken Hände, ergriff ihn fest beim Handgelenk und sagte, ihn leicht bei Seite schiebend:

„Bist Du da, Edward?"

„Ich fuhr von Warnesboro fort, um heut Abend hier zu sein, da ich am Dienstag in die Stadt zurückkehren muß. Ich dachte, ich würde dann ein wenig länger bei Dir sein können, Joan," sagte er, indem er um sich blickte und zuletzt zögernd einen augenscheinlich widerstrebenden Stuhl von seinem gewohnten Platz am Fenster zog. Die Erinnerung, daß er jemals gewagt, sich auf einen Stuhl mit ihr zu setzen, schien ihm nun ganz unglaubwürdig.

„Wenn es nicht anders zu machen war, als daß Du am Sonntag reisen mußtest, Edward, so würde ich lieber gesehen haben, Du hättest bis Montag gewartet," sagte sie mit langsamer Bestimmtheit.

„Aber — ich — ich dachte, ich würde zeitig genug für den Gottesdienst ankommen," sagte er schwachmüthig.

„Und statt dessen bist Du durch die Stadt gefahren, vermuth' ich, wo Jeder Dich gesehen haben und über Dich sprechen wird. Aber," fügte sie hinzu, ihre dunklen Augen plötzlich zu ihm erhebend, „wo bist Du denn sonst noch gewesen? Der Zug kommt nach Warnesboro um sechs, und es ist von da nur eine halbe Stunde. Was hast Du während all' der Zeit gethan, Edward?"

Der Augenblick war kaum sehr günstig, um Demoreſt's Namen einzuführen, und Blandford würde es gerne vermieden haben. Aber er dachte, daß er gesehen worden sei und war von Natur wahrheitsliebend. „Ich traf Dick Demoreſt in der Nähe der Kirche, und da er mir Etwas zu erzählen hatte, fuhren wir die Chaussee eine Strecke weit hinunter, so daß wir außerhalb der Stadt waren, Du weißt, Joan — und — und"

Er hielt inne. Ihr Antlitz hatte die erschreckende und aufreizende Ruhe jener sehr vortrefflichen Leute angenommen, welche selbst nie zornig werden, aber Andere dadurch zur äußersten Wuth treiben können, daß sie einen undurchdringlichen Schleier zwischen ihren eignen Gefühlen und denen ihrer Gegner fallen lassen. „Ich werde Dir Alles erzählen, sobald ich das Pferd in den Stall gebracht habe," sagte er eilig, froh, zu entkommen, bis der Schleier wieder emporgezogen sein würde. „Der Knecht ist vermuthlich aus."

„Ich hoffe, daß er in der Kirche war; aber Du, Edward, solltest nicht zögern, für das arme, stumme Thier zu sorgen, welches zu Deinem und Mr. Demoreſt's Sonntagsvergnügen gedient hat."

Blandford wartete eine weitere Ermahnung nicht ab. Als die Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte, ging Mrs. Blandford zum Kaminsims, auf welchem eine grimme allegorische Uhr die Stunden und Minuten der Menschen mit einer Sense niedermähte, und befragte sie mit einem leichten Zusammenziehen ihrer hübschen Augenbrauen. Dann versank sie in ein zerstreutes Sinnen, indem sie vor dem offenen Buch auf dem Mitteltische stehen blieb. Dann verschloß sie es mit einem Schnapper und legte es genau auf die Mitte eines schwarzen Eck-

schrankes, nahm die verhängte Lampe in die Hand und stieg langsam mit derselben die Treppe zu ihrem Schlafzimmer empor, in welchem man ihre leichten Schritte sich hin- und herbewegen hörte. Nach wenigen Augenblicken kam sie wieder herunter und blieb ein Weilchen mit der Lampe, von welcher sie den Schirm fortgenommen hatte, in der Halle stehen, wie um zu lauschen und auf die Rückkehr ihres Gemahls zu warten. In diesem günstigen Lichte gesehen, hatten ihre Wangen eine zarte Färbung angenommen, und ihre dunklen Augen schimmerten sanft. Dann die Lampe wieder auf genau denselben Platz setzend, wie zuvor, ging sie nach dem Eckschrank wegen des Buches, brachte es auf den Tisch zurück, schlug es an der Stelle auf, an welche sie ihr Zeichen gelegt, und mit ihren Händen im Schoß und ihren Augen auf dem Blatt, begann sie ein kleines Stück Papier in winzige Theilchen zu zerreißen. Als sie dasselbe bis auf die kleinsten Fragmente gebracht hatte, raffte sie die Schnitzel aus ihrem Schoß auf, und sammelte sie wieder in der rosigen Höhlung ihrer Hand, indem sie auf dem mit äußerster Sorgfalt gefegten Teppich niederkniete, um mit einer vogelartigen Bewegung ihres Daumens und Zeigefingers hier und dort noch ein Atom aufzupicken, das ihr entgangen sein mochte. Dann warf sie Alles in eine Alabastervase, die auf der Etagère stand und das Aussehen einer Graburne hatte. Hierauf kehrte sie zu ihrem früheren Sitz zurück und mit den zusammengefügten Händen im Schoß, verharrte sie in dieser Stellung, ihre Schultern ein wenig zusammengezogen und vorwärts geneigt, bis ihr Gemahl wiederkam.

„Ich habe das Feuer im Schlafzimmer angemacht, damit Du Deine Kleider wechseln kannst," sagte sie, als er eintrat; dann der Liebkosung, welche diese eheliche Fürsorge hervorrief, dadurch ausweichend, daß sie sich noch zurückhaltender über ihr Buch beugte, fügte sie hinzu: „Geh' gleich. Du wirst hier Alles feucht machen."

Er kehrte bald in Pantoffeln und Hausrock zurück, fand aber dieselbe Schwierigkeit, sich seiner Gattin vertraulich zu nähern. Dem Zimmer fehlte jeder gesellige Mittelpunkt, um es sich behaglich zu machen; der Kamin, mit einem eisernen Zierrath geschlossen, gleich einer Denktafel über todter Asche, war in seinen Functionen durch einen luftdichten Apparat ersetzt, der, in einem Winkel angebracht, seine Wärme aus zweiter Hand vom Eßzimmer empfing und keine Anziehung bot; das Sopha an der Wand war unbeweglich und wehrte mehr ab, als daß es einlud. Es blieb ihm nichts übrig, als einen Stuhl an den Tisch zu schieben, dessen Krümmung es seiner Frau erleichtern zu wollen schien, sich jeder Vertraulichkeit seinerseits zu entziehen.

„Demorest hat mir sehr dringend gerathen, nach Californien zu gehen; aber, natürlich, ich sprach von Dir," sagte er, indem er seine Hand in seines Weibes Schoß stahl und Besitz von ihren Fingern ergriff.

Mrs. Blandford machte ihre Finger langsam aus seiner Hand los und legte sie auf das offene Buch vor ihr. „Beabsichtigt dieser Mann Dich zu begleiten?" fragte sie kühl.

„Nein, das nicht; er ist von anderen Dingen in Anspruch genommen, über welche ich mit Dir reden sollte. Er ist —"

„Denn," fuhr Mrs. Blandford in derselben gemessenen Weise fort, „wenn er

seine eigne schlechte Gesellschaft seinem Rathe nicht hinzufügt, so ist das der beste, den er noch jemals gegeben hat. Er hätte wohl einen anderen Tag als den Sonntag wählen können, um darüber zu sprechen; aber wir dürfen weder die Mittel noch die Stunde verachten, wenn die Wahrheit kommt. Vater wünschte, daß ich einen passenden Augenblick benutzen solle, um Dich darauf vorzubereiten, es ernstlich zu überlegen; und ich hatte gedacht, morgen mit Dir zu reden. Er meint, es sei ein sehr vernünftiger Plan. Sogar der Gemeindeälteste Truesdail —"

„Nachdem er seinen Vorrath schadhafter Zuckerkessel zu Grubenzwecken verkauft hat, ist bekehrt," fiel Blandford ein, durch seines Weibes plötzliche Zustimmung und eine plötzliche Erinnerung an Demoreſt's Vorhersage gereizt. „Du hast Deine Meinung seit letztem Herbst geändert, Joan; da konntest Du den Gedanken nicht ertragen, daß ich Dich verließe," fügte er vorwurfsvoll hinzu.

„Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Du Dich dem Pöbel gesetzloser und sündhafter Männer zugesellen solltest, welche nur nach einem Vorwand suchen, ihre Frauen und Familien zu verlassen. Was meine eigenen Gefühle betrifft, Edward, so habe ich sie niemals zwischen Dir und Dem stehen lassen, was ich als das Beste für unser Heim und Deine christliche Wohlfahrt erkannt. Wiewohl ich keine Ursache habe, den Einfluß zu bewundern, welchen dieser Mann, Demoreſt, immer noch auf Dich ausübt, so bin ich doch bereit, wie Du hörst, mich in das zu fügen, was er Dir zu Deinem Besten räth. Du wirst schwerlich *mir* weltliche oder selbstsüchtige Beweggründe vorwerfen."

Blandford fühlte aufs Empfindlichste die Wahrheit dieser Worte. Für den Augenblick würde er sie gern gegen eine weniger logische und selbstsüchtigere Neigung vertauscht haben; aber er bedachte, daß er dieses gottesfürchtige Mädchen gerade wegen der Sicherheit einer Neigung geheirathet hatte, die keiner Versuchung der Welt und nicht einmal der eigenen Schwachheit ausgesetzt war, wie es nur zu oft der Fall gewesen bei den flatterhaften Frauenzimmern, die er in Demoreſt's Gesellschaft gesehen. Es geschah daher mehr aus einer, diese unterscheidende Eigenschaft seiner Frau zurückrufenden Empfindung, als aus Loyalität gegen seinen Freund, daß er sich plötzlich entschloß, ihr des Letzteren thörichtes Abenteuer anzuvertrauen.

„Ich weiß es, Liebe," sagte er, sich vertheidigend; „wir wollen morgen darüber sprechen, und vielleicht läßt es sich so einrichten, daß Du mit mir gehst. Aber, um auf Demoreſt zurückzukommen, so glaube ich, Du bist gegen *ihn* nicht ganz gerecht. Er achtet wirklich Dein Gefühl für das, was Recht und Unrecht ist, mehr als Du Dir einbildest. Ich vermuthe sogar, daß er mich heut Abend nur veranlassen wollte, Dich für einen höchst merkwürdigen Liebeshandel zu interessiren, der ihn gegenwärtig beschäftigt. Ich meine, Joan," fügte er hastig hinzu, als er den Ausdruck stummer Abwehr wieder über ihr Gesicht kommen sah, „ich meine, Joan — das heißt, weißt Du, so weit ich urtheilen kann — es ist diesmal Ernst. Er beabsichtigt, sich zu bessern; und zwar, weil er in heftiger Liebe für ein junges Frauenzimmer entbrannt ist, welches er nur ein halb Dutzendmal, in langen Zwischenräumen gesehen hat, welchem er zuerst in einem Eisenbahnzug begegnet, und dessen Namen und Wohnort er nicht einmal kennt."

Ein ominöses Schweigen herrschte, so tief, daß das Ticken der allegorischen Uhr wie eine finstere Mahnung klang. „Und nun," sagte Mrs. Blandford mit einer harten, trockenen Stimme, die ihr bestürzter Ehemann kaum wiederkannte, „will er Dein Weib beschimpfen, indem er sie in sein schamloses Vertrauen zieht."

„Beim Himmel — Joan, nein! Du verstehst nicht. Schlimmstenfalls handelt es sich um irgend ein tugendhaftes, aber albernes Schulmädchen, welches, wiewohl sie nur eine unschuldige Liebelei mit ihm beabsichtigt, diesen Mann wahr und wahrhaft verliebt gemacht hat. Ja, Joan, es ist eine Thatsache. Ich kenne Dick Demorest, und wenn jemals ein Mann verliebt war, so ist er es."

„Du willst also sagen, daß dieser Mann — ein völlig Fremder für mich — den ich nicht kennen würde, wenn ich ihm auf der Straße begegnete — von mir erwartet, daß — daß —" Sie hielt inne. Blandford traute kaum seinen Sinnen. Thränen waren in ihren Augen — und sie weinte niemals; ihre Stimme zitterte — und sie hatte stets ihre Bewegungen beherrscht.

Er benutzte diesen seltsamen, aber günstigen Umstand. Er legte seinen Arm um ihre Schultern. Sie versuchte, sich ihm zu entwinden, aber mit einer scheuen, schüchternen Bewegung, die etwas Mädchenhaftes hatte, ganz ungleich ihrer harten, moralischen Bestimmtheit. „Ja, Joan," wiederholte er lachend, „wessen Schuld ist es? Nicht *seine*, bedenk' das. Und ich glaube fest, er meint, Du könnest ihm gut rathen."

„Aber er hat mich nie gesehen," fuhr sie fort, mit einem nervösen, kurzen Lachen; „und wahrscheinlich hält er mich für eine alte Gorgo — wie — wie — Schwester Jemima Skerret."

Blandford lächelte mit der Wohlgefälligkeit weitreichender männlicher Einsicht. Ah, der schlaue Gesell, der Demorest, hatte Recht! Joan, die theure Joan war doch auch nur ein Weib!

„Alsdann wird er um so angenehmer überrascht sein," erwiderte er lustig; „und Du wirst es auch sein, Joan. Denn Dick ist kein übler Mann; die Frauen haben ihn gern. Es ist wahr," fuhr er fort, höchlich amüsirt von dem ihm ganz neuen, aber vollkommen natürlichen Kopfschütteln, mit welchem Mrs. Blandford diese Behauptung aufnahm.

„Ich glaube, er ist mir irgendwo gezeigt worden," sagte sie nachdenklich; „er ist ein großer, dunkler, liederlich aussehender Mensch."

„Nichts dergleichen," lachte ihr Gemahl. „Er ist mittelgroß und so blond wie Dein Vetter Joe, nur daß er einen langen, gelben Schnurrbart hat und eine rasche, abgebrochene Art zu sprechen. Er hat in seinem Aeußern durchaus nichts Phantastisches; Du würdest ihn für einen unternehmenden Geschäftsmann oder einen Doctor halten, wenn Du ihn nicht kennst. Du siehst also, mein correctes Weib ist ein wenig, nur ein wenig, voreingenommen gewesen."

Abermals zog er sie sanft rückwärts und seinem Sitze näher, und abermals hielt sie sein Handgelenk fest mit ihren schmalen Händen und entschlüpfte geschickt seiner Umarmung, indem sie sich vom Stuhl erhob und ihm den Rücken wandte. „Ich weiß nicht, warum ich nicht voreingenommen sein sollte durch Etwas, was Du selber mir erzählt hast," versetzte sie, schlug das Predigtbuch heftig zu und stellte es an seinen früheren Platz auf dem Schrank. „Es ist wahrscheinlich

wieder eines von den scandalösen Stücken seiner Kunst, mit der er wehrlosen und gutgläubigen Frauen nachstellt, und er, ohne Zweifel, geht nach Boston und lacht Dich aus, daß Du die Geschichte ernst genommen hast, ganz bereit, sie Jedem, der sie hören will, aufs Neue zu erzählen und sich des doppelten Betruges zu rühmen." Ihre Stimme hatte jetzt etwas Rauhes, was er nie zuvor an ihr bemerkt; aber da er die menschliche Ursache zu erkennen glaubte, war das weit entfernt, sein Mißfallen zu erregen.

„Wieder gefehlt, Joan; er ist hier im Independence-Hôtel geblieben, um mich morgen zu sehen," erwiderte er heiter. „Und ich glaube, er meint es so ernst, daß ich darauf schwören möchte, kein Andrer außer Dir und mir und ihm wird diese Geschichte jemals erfahren. Nein, es ist etwas Wirkliches diesmal; er ist sterbensverliebt, und Deine Pflicht als Christin ist, ihm zu helfen."

Mrs. Blandford stand noch immer vor dem Schrank und ordnete einige Sächelchen, welche verschoben worden waren, als sie das Buch hinaufstellte. „Aber," sprach sie plötzlich, „Du erzählst mir ja nicht, was Mutter zu sagen hatte. Denn da Du früher nach Hause kamest, als Du erwartet, hattest Du Zeit, dort vorzugehen — nur vier Thüren von hier."

„Freilich — nein, Joan," erwiderte Blandford, einigermaßen unbehaglich. „Du siehst, ich traf zuerst Dick und dann — dann eilte ich hierher zu Dir — und — und — ich vergaß es ganz und gar. Es thut mir sehr leid," fügte er niedergeschlagen hinzu.

„Und mir noch mehr," gab sie zurück mit ihrer vorigen kalten moralischen Schärfe; „denn sie wird jetzt wahrscheinlich schon wissen, Edward, weswegen Du Deinen gewöhnlichen Sonntagsbesuch versäumt hast, und in was für einer Gesellschaft Du warst."

„Aber ich kann meine Stiefeln wieder anziehen und für einen Augenblick hinüberlaufen," warf er zweifelnd ein, „wenn Du es für nöthig hältst. Es wird mich keine Minute kosten."

„Nein," sagte sie bestimmt, „es ist jetzt so spät, daß Dein Besuch nur zeigen würde, er sei durch einen zweiten Gedanken veranlaßt. Ich werde selbst gehen — es wird für uns Beide sein."

„Soll ich Dich aber nicht bis zur Thüre bringen? Es ist finster und böses Wetter," schlug Blandford eifrig vor.

„Nein," erwiderte sie entschieden; „bleib', wo Du bist, und wenn Ezekiel und Bridget nach Hause kommen, schick' sie zu Bett. Ich habe in der Küche Alles schon besorgt. Wart' auch Du nicht auf mich."

Sie verließ das Zimmer und kehrte nach wenigen Augenblicken zurück, vom Kopf bis zu den Füßen in einen ungeheueren Plaid gehüllt. Ein weißer wollener Umhang, über ihr braunes Haar geworfen und zweimal um ihren Hals geschlungen, verbarg ihr Gesicht beinahe ganz. Als sie ihren Mann verlassen und den dunklen Flur erreicht hatte, zog sie aus den Falten ihres Shawls einen dicken blauen Schleier hervor, mit welchem sie ihr Antlitz vollständig bedeckte. Ihr eigener Mann würde sie nicht erkannt haben, wie sie nun die Hausthür öffnete und in die Nacht hinausblickte.

Das Haupt gegen den schneidenden Wind gebeugt, schritt sie rasch die Straße

hinab und blieb für einen Moment an der Thüre des vierten Hauses stehen. Dann, mit einem flüchtigen Blick auf das Haus, welches sie verlassen und mit einem anderen auf die geschlossenen Fenster dessen, vor welchem sie stand, nahm sie ihre Kleider mit der Hand zusammen und eilte von beiden fort, nicht eher Halt machend, als bis sie die Thüre des Independence-Hôtels erreicht hatte.

Drittes Capitel.

Mrs. Blandford trat kühn durch die Seitenthür ein. Zum Glück für sie war die Strenge des Sonntags auch hier sichtbar; die Schenkstube war geschlossen, und die müßigen Menschen, die sich sonst im Gang umhertrieben, waren abwesend. Ohne sich der Gefahr auszusetzen, daß durch Erkundigung beim Geschäftsführer ihre Stimme sich verrathe, schlüpfte sie, noch immer in ihren Schleier gehüllt, am Büreau vorüber und stieg die schmale Treppe hinauf. Einen Augenblick zögerte sie vor dem Gastzimmer und blickte zweifelnd den halberleuchteten Corridor hinab. Der Zufall war ihr günstig; die Thür eines Fremdenzimmers öffnete sich und Richard Demorest in Ueberrock und Hut trat heraus.

Mit einer raschen und nervösen Handbewegung bat sie ihn, sich zu nähern. Er kam gelassen, mit vergnüglicher Neugier, die sich aber plötzlich in das äußerste Erstaunen umwandelte, als sie eilig den Schleier hob, ihn wieder fallen ließ, sich wandte und die Treppe hinunter glitt, nach der Straße hinaus. Er folgte ihr rasch, holte sie jedoch nicht eher ein als an der Ecke, wo sie ihren Schritt verlangsamte, damit er an ihre Seite komme.

„Lulu," sagte er ungestüm, „sind Sie's?"

„Kein Wort hier," entgegnete sie athemlos; „folgen Sie mir in einiger Entfernung."

Sie eilte wieder vorwärts, in der Richtung ihres eigenen Hauses. Er folgte ihr auf einen Zwischenraum, der es ihm möglich machte, ihre schwach erkennbare Figur im Auge zu behalten, bis sie drei Straßen gekreuzt hatte und fast am Ende des nächsten Blocks die Stufen eines Hauses hinanstieg, nicht weit von dem, vor welchem er sich erinnerte, Blandford verlassen zu haben. Als er sie erreicht, hatte sie eben die Thüre mit einem Hauptschlüssel geöffnet und erwartete ihn. Mit einer Gebärde des Schweigens nahm sie seine Hand in ihre kalten Finger und indem sie ihn sacht durch den dunklen Flur und Gang leitete, trat sie in die Küche. Hier steckte sie ein Licht an, drehte sich um und stand nun vor ihm. Er bemerkte, daß die Fensterläden geschlossen waren und die Küche während der Nacht offenbar nicht mehr betreten werden würde.

Als sie den Schleier von ihrem Gesicht entfernte, machte er eine Bewegung, wie wenn er ihre Hand wieder ergreifen wolle, doch sie entzog sie ihm.

„Sie haben mich zu diesem Schritte gezwungen," sagte sie hastig, „und es ist vielleicht unser Beider Verderben. Warum haben Sie mich verrathen?"

„Sie verrathen, Lulu — guter Gott, was meinen Sie damit?"

Sie blickte ihm voll ins Auge und sagte dann langsam: „Wollen Sie wirklich behaupten, daß Sie Niemandem von unseren Begegnungen erzählt haben?"

„Nur Einem — meinem alten Freunde Blandford, welcher — Ah, ja — ich begreife nun. Sie sind Nachbarn. Er hat mich verrathen. Dies Haus ist —"

„Das meines Vaters," erwiderte sie keck.

Das momentane Unbehagen wich aus Demoreſt's entschlossenem Gesicht. Sein altes Selbstbewußtsein kehrte zurück. „Gut," sagte er mit einem freimüthigen Lachen, „das genügt mir. Oeffnen Sie die Thüre dort und führen Sie mich zu ihm. Ich schäme mich über nichts, was ich gethan habe, mein Mädchen, noch brauchen Sie es. Ich will Ihrem Vater sagen, daß mein wahrer Name Dick Demoreſt sei, wie ich es Ihnen längst gesagt haben sollte; daß ich Sie heirathen will, ehrlich und redlich, und daß er die Bedingungen machen soll. Ich bin kein Vagabund und kein Dieb, Lulu, wenn ich Sie gleichwohl nur heimlich getroffen habe. Kommen Sie, Theure, lassen Sie uns ein Ende machen. Kommen Sie —"

Aber sie hatte sich ihm entgegengeworfen und ihre Hand auf seine Lippen gelegt. „Still! Sind Sie toll? Hören Sie mich, ich werde Ihnen sagen — bitte — o nein, Sie dürfen nicht!" Er hatte ihre Hände mit Küssen bedeckt und zog ihr Gesicht an das seine — „Nein, nicht wieder! Es war nicht recht damals, es ist ungeheuerlich jetzt. Ich beschwöre Sie, wenn Sie mich lieben, halten Sie ein."

Er gab sie frei. Sie sank in einen Stuhl neben dem Küchentisch und vergrub ihr erregtes Gesicht in den Händen.

Bewegungslos stand er einen Augenblick vor ihr. „Lulu, wenn das Ihr Name ist," sagte er langsam, aber sanft, „sagen Sie mir nun Alles. Seien Sie offen gegen mich und vertrauen Sie mir. Wenn uns irgend Etwas im Wege steht, lassen Sie mich wissen, was es ist, und ich werde es überwinden. Wenn es das ist, daß ich Ned Blandford davon erzählt, so beunruhigen Sie sich nicht; er ist ein so treuer Mensch, als jemals einer geathmet, und ich war ein Narr, auch nur daran zu denken, daß er uns wissentlich verrathen. Seine Frau, ja, die ist eine von den Frommen und Heiligen — aber nein, auch sie könnte solch' eine verwünschte Heuchlerin und Bigotte nicht sein, um dies zu thun!"

„Still, um Gotteswillen still," rief sie, indem sie mit leidenschaftlichem Flüstern sich auf ihren Füßen hob und ihn krampfhaft an den Aufschlägen seines Ueberrockes faßte. „Kein Wort mehr, oder ich werde mich tödten. Hören Sie! Wissen Sie, weswegen ich Sie hierher gebracht? Weswegen ich mein — dies Haus verlassen und Sie aus Ihrem Hôtel geschleppt habe? Nun, um Ihnen zu sagen, daß Sie mich, daß Sie diesen Ort verlassen müssen — verlassen Sie dieses Haus und diese Stadt sofort, noch diese Nacht! Und geben Sie es auf, sie oder mich je wiederzusehen. Sie haben gesagt, daß wir ein Ende machen müssen. Es ist beendet und so, wie es beendet werden konnte und mußte. Und wenn Sie jene Thür zu einem anderen Zwecke öffnen, als um zu gehen, und wenn Sie noch einmal versuchen, mich — mich zu berühren, so werde ich etwas Verzweifeltes thun. So, nun wissen Sie's!"

Sie wehrte ihn abermals ab und schritt zurück, seltsam schön in den gelösten Fesseln ihrer lang unterdrückten menschlichen Bewegung. Es war, als ob die von der Leidenschaft zerrissenen Kleider der Priesterin endlich das Weib in ihr

enthüllt hätten, blendend und siegreich. Demorest war bezaubert und erschreckt.

„Dann lieben Sie mich nicht," sagte er mit einem gezwungenen Lächeln, „und Alles war eine Comödie."

„Sie lieben?" wiederholte sie. — „Sie lieben," fuhr sie fort, indem sie das Haupt mit den braunen Haaren über ihre niederhängenden Arme und die gefalteten Hände beugte. „Was sonst hat mich denn so weit gebracht? O," sagte sie plötzlich, indem sie ihn wieder an seinen beiden Armen ergriff und mit einer halb spröden, halb leidenschaftlichen Gebärde von sich fern hielt; „warum haben Sie die Dinge nicht gelassen wie sie waren? Warum konnten wir uns nicht mehr in der alten Weise treffen, wie wir uns getroffen haben, als ich so thöricht und so glücklich war? Warum mußten Sie den einzigen Traum zerstören, an welchem ich hing? Warum ließen Sie mir nicht jene wenigen Tage meines elenden Daseins, an welchen ich schwach, thöricht, eitel, aber nicht das unglückliche Weib war, das ich jetzt bin? Sie waren zufrieden, neben mir zu sitzen und mit mir zu plaudern. Sie achteten mein Geheimniß, meine Zurückhaltung. Mein Gott, mein Gott! Wie ich Sie deswegen liebte, so glaubte ich, daß auch Sie mich lieben würden. Warum haben Sie Ihr Wort gebrochen und sind mir hierher gefolgt? Sie sagen mir, daß ich Sie nicht liebe; und ich, die ich Ihnen am ersten Tage, da wir uns trafen, geglaubt habe, sage Ihnen, nun, da wir scheiden müssen, daß jener Tag, erschreckt wie ich war und närrisch wie ich war, dennoch der erste gewesen ist, an welchem ich gelebt und gefühlt habe, wie andere Frauen leben und fühlen. Wenn ich mich hierauf vor Ihnen verbarg, so geschah es, weil ich auch meinem vorigen Selbst entronnen war. Verstehen Sie mich nicht? Konnten Sie mir nicht trauen, wie ich Ihnen getraut habe?"

„Ich brach mein Wort erst, als Sie auch das Ihre gebrochen hatten. Als Sie mir nicht mehr begegnen wollten, folgte ich Ihnen hierher, weil ich Sie liebte."

„Und darum müssen Sie mich nun verlassen," sagte sie, sich seinen ausgestreckten Armen wiederum entwindend. „Fragen Sie mich nicht warum, aber gehen Sie — ich flehe Sie an! Sie müssen diese Stadt heut' Nacht verlassen; morgen wird es zu spät sein."

Er warf einen forschenden Blick um sich, wie wenn er einen Grund für dieses Geheimniß suchen wolle. Aber er sah nur die sabbathlich geschlossenen Schränke, das kalte weiße Porcellangeschirr auf der Anrichte und den flackernden Schein der Kerze an dem halbgeöffneten Glasfenster über der Thür. „Wie Sie wünschen," sagte er mit ruhiger Traurigkeit. „Ich werde gehen und die Stadt noch heute verlassen, aber —" seine Stimme nahm ihren alten gebieterischen Ton an — „dies wird hier nicht enden, Lulu. Ein anderer Tag wird kommen, und ich werde Sie zu erringen wissen, trotz alledem."

Sie blickte auf ihn mit einem seltsamen Licht in ihren Augen. „Gott weiß es!"

„Und Sie wollen dann offen gegen mich sein und mir Alles sagen?"

„Ja, ja — ein anderes Mal. Aber nun, entfernen Sie sich." Sie hatte die Kerze ausgelöscht, drehte den Griff der Thür geräuschlos und hielt sie offen.

Ein schwacher Lichtschein stahl sich durch den Gang. Sie zog sich hastig zurück. „Sie haben die Hausthür offen gelassen," sagte sie mit dem Ausdruck des Schreckens.

„Ich glaubte, Sie hätten sie hinter mir geschlossen," erwiderte er rasch. „Gute Nacht." Er zog sie an sich, und sie widerstand schwach. Für einen Augenblick hielten sie sich leidenschaftlich umschlungen. Dann verschwand der Lichtschimmer plötzlich, und mit dumpfem Knarren fiel die Hausthür zu.

Verzweifelt stürzte sie sich in den Gang und den Flur, zog Demorest an der Hand mit sich, öffnete die Thür wieder und stieß ihn hinaus. Draußen die Straße war still und leer. „Geh!" flüsterte sie noch einmal, und Demorest stieg die Stufen hinab und verschwand. Im selben Augenblick ließ sich von der Treppenlandung oben eine Stimme vernehmen.

„Wer ist da?"

„Ich bin's, Mutter!"

„Dacht' ich mir's doch. Es sieht Edward ganz ähnlich, Dich herzubringen und dann in dieser Weise davonzuschleichen."

Mrs. Blandford fühlte sich erleichtert. Demorest's Flucht war für ihres Mannes Gewohnheit, bei solchen Visiten sich aus dem Staube zu machen, genommen worden. Da sie vorher wußte, daß ihre Mutter den Gegenstand nicht weiter berühren würde, erwiderte sie nichts, sondern stieg langsam die dunkle Treppe hinan und blieb bei der Mutter, bis es Elf schlug. Als sie heimkehrte, war sie erstaunt, in der Küche noch Licht brennen zu sehen und von ihrem Hausknecht Ezekiel erwartet zu werden, der sie in einem näselnden Tone religiöser und praktischer Mißbilligung anredete: „Schade, daß Sie nicht früher zu Haus waren, Madame, in Anbetracht der Dinge, die in angeblich christlichen Häusern nach der Versammlung am Sonntag vorgehen."

„Was hat sich denn ereignet, Ezekiel?" sagte Mrs. Blandford, welche die strenge Bestimmtheit ihres Wesens wiedergewonnen hatte.

„Nun, hier kommt ein gänzlich Fremder und frägt nach Squire Blandford. Und als ich ihm erwidere, der sei nicht zu Haus —"

„Nicht zu Haus?" unterbrach ihn Mrs. Blandford leicht erschreckend. „Ich verließ ihn doch hier."

„Mag sein; aber die Leute scheinen heutzutage wenig darnach zu fragen, ob sie den Sabbath brechen oder nicht, lärmen in der Stadt umher, während und nach den Gebetsstunden und — er ist wieder ausgegangen."

„Fahr fort," sagte Mrs. Blandford kurz.

„Gut, der Fremde sagt: „Zeig mir den Weg nach dem Stall, sagt er, und ohne auch nur die Antwort abzuwarten, macht er sich auf und über den Flur, durch die Küche nach dem Hof, als ob er Friedensrichter wäre; und als er da ist, sagt er: Hol' sein Pferd heraus und spann' an, und mach rasch, sonst soll Dich — — und sage Ned Blandford, daß Dick Demorest sich genöthigt sieht, die Stadt heute Nacht zu verlassen, und da in dieser ganzen Stadt nicht einer von den verd— puritanischen Schrägröcken[1]) ist, der mir in der Sonntagnacht ein

[1]) Quäker.

Pferd zur Miethe geben würde, so kann er leicht errathen, daß er mir das seine leihen muß. Und bevor ich auch nur ein Wort sagen konnte, spannt er das Pferd an und fährt aus dem Hof hinaus, indem er zugleich dieses Zweiundeinhalb-Dollarstück hinter sich wirft, als ob ich ein Virginia-Sclave und er John C. Calhoun[1]) in eigener Person wäre. Ich würd's ihm heimgezahlt haben, wenn heute nicht Sonntag wäre, und ich die Störung gefürchtet hätte."

„Mr. Demoreſt ist weltlich, aber einer von Edward's alten Freunden," sagte Mrs. Blandford, mit einem schwachen Leuchten ihrer Augen; „und er würde sich nicht geweigert haben, ihm bei dieser Fahrt behülflich zu sein, welche vielleicht eine Sache des Erbarmens oder der Nothwendigkeit ist. Behalte das Geld, als Geschenk, nicht als Lohn. Und geh' zu Bett. Ich werde Mr. Blandford erwarten."

Sie ging hinaus und die Treppe hinauf in ihr Schlafzimmer, unterwegs eine Pause machend, um in die leere Wohnstube zu blicken und die Lampe vom Tisch zu nehmen. Sie bemerkte, daß ihr Mann offenbar die Kleider gewechselt und einen schwereren Ueberrock aus dem Schrank genommen hatte. Nachdem sie ihre eigenen Umhüllungen abgelegt, stieg sie wieder in das Wohnzimmer hinab, holte den Band mit Predigten, gab ihm und der Lampe den alten Platz und nahm, die Augen zerstreut auf das Blatt geheftet, ihre frühere Stellung ein. Jede Spur des leidenschaftlichen, halb wahnsinnigen Weibes in der Küche, vier Häuser von hier, war verschwunden; man würde kaum geglaubt haben, daß sie sich auch nur von dem Stuhle bewegt hätte, auf welchem sie, zwei Stunden zuvor, ihren Gemahl so förmlich empfangen hatte. Und dennoch dachte sie an das, was zwischen ihr und Demoreſt vorgegangen war.

Seine rasche und entschiedene Erfüllung ihrer Bitte, wie sie sich in dieser letzten kühnen und charakteristischen Handlung gezeigt, beruhigte sie, nicht ohne sie zugleich ein wenig zu reizen. Aber mehr als Alles empfand sie das Walten des mächtigen Geschicks, welches ihr ermöglicht, ihn unbemerkt in das Haus ihrer Mutter zu führen, welches sie beschützt, während sie dort waren, und ein gefährliches Begegnen in ihrem eigenen Hause verhütet hatte. Es gab ihr eine unerklärliche Sicherheit, welche der Lehre ihrer Jugend, der Vorherbestimmung, entstammte. Mit geheimem Frohlocken dachte sie darüber nach, daß ihr Entschluß, vor ihm zu fliehen und ihr absichtlich gebrochenes Wort die Mittel gewesen waren, ihn hierher zu führen; daß Umstände, nicht verwerflich an sich selber, sie Schritt vor Schritt so weit gebracht, und daß sogar ihr Mann und ihre Mutter ihr bei dieser verhängnißvollen Steigerung geholfen hatten. Wenn Edward seine weltliche Freundschaft nicht aufrecht erhalten, und sie nicht in ihrer eigenen eingeschränkt und gehemmt worden wäre, wenn sie je die Freiheit anderer Mädchen gekannt hätte — alles Dies würde dann nicht geschehen sein. Sie war erwählt, um mit ihrem Mann und Demoreſt die Folgen ihrer Gottlosigkeit zu theilen. Sie war nicht länger frei; was nützten ihre Entschlüsse? Demoreſt's stürmischer Hoffnung hatte sie mit dem Ausruf: „Gott weiß es!" geantwortet.

[1]) Der berühmte Verfechter der Südstaaten, welcher der Amerikanischen Union bei seinem Tode (1850) den Bürgerkrieg gewissermaßen als seine politische Erbschaft hinterließ.

Was konnte sie mehr sagen? Ihre schmalen rothen Lippen wurden weiß und preßten sich zusammen; das Gesicht starr und die Augen hohl, so glich sie dem Genius der Ascese, wie sie dasaß und finster eine dogmatische Erklärung ihrer gesetzlosen und unerlaubten Leidenschaft formulirte.

Der Wind draußen war zum Sturm angewachsen und füllte selbst den grabähnlich geschlossenen Kamin mit dumpfem Rumor und unheimlichem Stöhnen. Zu Zeiten schien die Wärmröhre in der Ecke sich wie mit einer verhaltenen Bewegung auszudehnen. Seltsame Luftströme fuhren durch den leeren Raum, wie der Vorüberflug ungesehener Geister, und sie bildete sich sogar ein, sie vernehme Geflüster an dem Fenster. Dies veranlaßte sie, aufzustehen und es zu öffnen; das Schloßenwetter hatte einem trocknen, federartigen Schnee Platz gemacht, welcher durch die Ritzen der Läden drang; ein schwacher Widerschein von den bereits weißen Lattenzäunen flimmerte in den Scheiben. Sie schloß das Fenster rasch, mit einem leichten Kälteschauer. Wo war Demorest in diesem Sturm? Und ihr Gemahl? — was hielt ihn noch fern? Es war zwölf Uhr; er war selten so lange ausgeblieben. Während der ersten halben Stunde ihres Nachdenkens war seine Abwesenheit eine Erleichterung für sie gewesen; sie hatte sich sogar gedacht, daß er Demorest in der Stadt getroffen habe und ward nicht beunruhigt dadurch; denn sie wußte, daß Letzterer nun jede weitere vertrauliche Mittheilung unterlassen und jedes Zurückkommen darauf abschneiden würde. Warum aber war Edward nicht heimgekehrt? Der furchtbare Gedanke, daß sich irgend Etwas ereignet, und daß sie Beide zusammen hierher kommen möchten, bemächtigte sich ihrer und machte sie zittern. Doch nein — Demorest, der seine Maßregeln mit solcher Entschiedenheit bereits getroffen hatte, konnte sich durch nichts mehr zum Aufschub bewegen lassen. Da ihre einzige Gefahr in Demorest's Gegenwart lag, verursachte Blandford's Abwesenheit ihr mehr ein nicht zu erklärendes Unbehagen, als wirkliche Besorgniß.

Mit dem Verlöschen des Feuers im Speisezimmer, welches die Röhre wärmte, war es kalt in der Stube geworden. Sie wollte zu Bett gehen. Bevor sie jedoch das Zimmer verließ, brachte sie noch Alles in Ordnung, mit dem sonderbaren Eindruck, daß es das letzte Mal unter den gegenwärtig obwaltenden Verhältnissen sei; und nachdem sie die Lampe auf den Tisch im Flur gestellt, begab sie sich hinauf, entkleidete sich, sagte ihre Gebete und legte sich nieder. Sie schlief ein und träumte von Demorest.

Viertes Capitel.

Als Edward Blandford sich allein fand, nachdem seine Gemahlin es übernommen hatte, die von ihm versäumte Sohnespflicht in ihrem Elternhaus zu erfüllen, machte er sich doch einen leisen Vorwurf. Er konnte nicht leugnen, daß er heut nicht zum ersten Mal den sterilen Sonntagsabenden seiner Schwiegermutter ausgewichen, oder daß er selbst zu anderen Zeiten nicht in völligem Einklang mit der kalten und farblosen Heiligkeit der Familie war. Aber damals, er erinnerte sich's wohl, als er aus der knospenden Mädchenschar von North Liberty diese reine, duftlose Blüthe sich erlas, da hatte er die Entbehrungen,

welche deren Umgebung ihm auferlegte, mit ein Gefühl der Sicherheit ertragen, indem er die Atmosphäre einathmete, in welcher sie erwuchs, und die Lauterkeit ihres Ursprungs kannte. Es lag auch ein eigener Reiz darin, mit menschlicher Leidenschaft in diese Abgeschlossenheit einzudringen; der erste Händedruck, während sie beim Familiengebet neben einander knieten, hatte den Geschmack eines verbotenen Vergnügens, ohne doch Sünde zu sein, und der erste Kuß, den er ihr, mit den Köpfen über der Familienbibel, gegeben, hatte ihn gänzlich berauscht in dieser dünnen Luft. Indem er diese Blüthe in sein eigenes Haus verpflanzte, mit der zärtlichen Hoffnung, daß sie die Wärme und Farbe seiner eigenen Leidenschaft annehmen werde, hatte er kein Interesse mehr an dem Hause, das er hinter sich gelassen. Als er jedoch fand, daß der elterliche Einfluß über jede Erwartung stark blieb, daß das junge Weib, anstatt seinen Wünschen sich anzupassen, vielmehr die Strenge ihres jugendlichen Heims in den neuen kleinen Haushalt eingeführt hatte, da fühlte er eine Anwandlung von Kälte und Enttäuschung. Aber er konnte nicht umhin, sich auch zu erinnern, daß seine eigene Knabenzeit in einer Umgebung verbracht worden war, die der ihrigen gleich, mit Ausnahme der Aufrichtigkeit und tiefen Ueberzeugung. Sein Vater hatte erkannt, welchen Geschäftswerth es habe, wenn er sich der religiösen Tyrannei der respectablen, wohlhabenden Gemeinde füge, und war ein bewußter Heuchler und beliebter Bürger geworden. Er selber hatte unter diesem Einfluß gestanden, und es war nicht zum Wenigsten das Bewußtsein davon, welches ihn zu ihr hingezogen hatte, wie zu etwas Echtem und Wirklichem. Jetzt, zum ersten Mal fiel es ihm ein, indem er auf dies, aus dem Compromiß zwischen ihnen entstandene ungemüthliche, künstliche Heimwesen blickte, wie natürlich es sei, daß sie den Ernst und die Wahrheit in ihrer Mutter Haus vorzöge. Hatte sie den Betrug entdeckt und verachtete sie ihren Gemahl deswegen?

Dies waren Fragen, welche noch einen anderen anklagenden Zweifel in ihm aufsteigen ließen, wiewohl sie, ohne daß er es wußte, in Wirklichkeit nur die Folge jenes Zweifels waren. Immer wieder mußte er des sonderbaren Interesses gedenken, welches sie an Demoreſt's Liebeshandel genommen, und an die völlig unerwartete Bewegung, welche sie dabei gezeigt. Er hatte sie niemals so bezaubernd eigensinnig und weiblich gesehen. Hatte er sich nicht eines gründlichen Fehlers schuldig gemacht, indem er ihr nicht hinreichend Gelegenheit zu solch' unschuldiger Bewegung bot — indem er sie nicht in eine Welt von weiteren Sympathien und Erfahrungen hinausführte? Was für ein Haus — wenn nöthig in einer anderen Stadt — fern von diesen einzwängenden Vorurtheilen, hätten sie haben, auf welch' freundschaftlichem Fuß mit Dick und seinen weltlichen Bekannten stehen können — wie viel unschuldige Vergnügungen, Theater, Concerte, Gesellschaften! Sie würde vielleicht Einwand dagegen erhoben haben. Hatte er sie ihr aber jemals ernstlich vorgeschlagen? Nein! Wenn sie nicht gewollt, dann wäre noch immer Zeit zu dem gegenwärtigen Abkommen gewesen; sie würde wenigstens sein Opfer — und seine Freunde respectirt und verstanden haben.

Sogar das künstlich Gemachte seiner Häuslichkeit hatte sich ihm niemals zuvor so sichtbar aufgedrängt. Jetzt, wo sie nicht in diesem Zimmer war, zeigte es nicht einmal eine Spur davon, daß es von ihr, geschweige denn, daß es von

ihm bewohnt werde. Weshalb hatte er diese greulichen Pferdehaar-Möbeln gekauft? Um sie an die alten kleinstädtischen Erbstücke in ihres Vaters Wohnzimmer zu erinnern. Erinnerten sie seine Frau daran? Die steife und starre Kahlheit dieser Wände war nach den Begriffen des Anstandes im Empfangszimmer seines eigenen Vaters hergestellt — in welches dieser übrigens niemals trat, außer wenn er Besuch von Geistlichen bekam. Es hatte seine jugendliche Seele schaudern gemacht — warum hatte er es hier verewigt?

Er konnte diese Fragen nur damit beantworten, daß er mißmuthig im Hause umherwanderte und es bedauerte, nicht mit seiner Frau gegangen zu sein. Nach einem vergeblichen Versuch, gesellige Beziehungen zu der Wärmröhre dadurch herzustellen, daß er seine Füße darauf setzte — nach einem ebenso erfolglosen Bemühen, aus dem aufs Gerathewohl aufgeschlagenen Predigtbuch Unterhaltung zu ziehen, sah er auf die Uhr und entschloß sich plötzlich, seine Frau abzuholen. Es würde ihm die alten Zeiten zurückrufen, wo er sie aus der Kirche heimzubegleiten pflegte, um, nachdem die Eltern sich zurückgezogen, eine selige halbe Stunde zu verbringen. Mit welch' einer Mischung von Furcht und kindischer Neugier nahm sie seine gleicherweise schüchternen Liebkosungen an! Ja, er wollte gehen und sie holen, und er wollte sie leise daran erinnern, während sie noch dort waren. Von diesem Gedanken erfüllt, zog er einen großen, schweren Biberrock an, auf dessen langhaarigem Aermel ihre kleine Hand so oft geruht hatte, wenn sie zusammen vom Gottesdienst kamen; und er wählte sogar den grauen Shawl, welchen sie für ihn in den alten Tagen des Brautstandes gestrickt hatte. Derselbe lag in der halboffenen Schublade, aus welcher sie nicht lange vorher ihren verhüllenden Schleier genommen hatte.

Draußen blies es noch in starken, eigensinnigen Stößen, und als er die Hausthür öffnete, schnob ihm der eisige Sturm entgegen, wie wenn er ihn zurückstoßen wolle. Als er sich endlich Bahn gebrochen in die Straße, schlug ein Gegenwind die Thür so heftig und plötzlich hinter ihm zu, wie wenn er ihn für immer aus seinem eigenen Hause vertrieben habe.

Er erreichte rasch das vierte Haus und lief ebenso rasch die Stufen zu demselben hinan; seine Hand berührte schon den Glockenzug, als er plötzlich den Hausschlüssel seiner Frau noch in dem Schloß stecken sah. Sie hatte denselben offenbar vergessen. Hier war eine Gelegenheit, die sonst so achtsame kleine Frau ein wenig zu necken. Er steckte den Schlüssel in seine Tasche und betrat sacht den dunklen, ihm aber völlig vertrauten Hausflur. Er gelangte zur Treppe, ohne zu stolpern und begann sie leise hinanzusteigen. Auf halbem Weg hörte er den Klang einer erregten Stimme, welche die seines Weibes war und dann noch eine, welche ihn erstarren machte. Er ging hastig zwei Stufen weiter, welche ihn bis zur Höhe des halboffenen Küchenfensters brachten. Ein Licht brannte auf dem Küchentisch; er konnte Alles sehen, was sich in dem Raum zutrug; er konnte deutlich jedes Wort hören, das gesprochen ward.

Er gab keinen Schrei, nicht einen Laut von sich; er zitterte nicht einmal. Er blieb so starr und regungslos, die steifgewordenen Finger um das Treppengeländer geschlossen, daß, als er versuchte, sich zu bewegen, alles Leben und Alles, was das Leben ihm möglich gemacht, für immer erstorben schien. Es war keine

Täuschung der Sinne, kein Spiel seiner Einbildung; er sah Alles mit einer entsetzlichen Klarheit der Wahrnehmung. Durch irgend welche teuflische Augenblicksphotographie seines Gehirns fixirten sich kleine Züge, Bewegungen, Eigenthümlichkeiten der Gebärde, des Ausdrucks und der Haltung, die er bei seinem Weibe nie zuvor bemerkt, unauslöschlich in seinem Bewußtsein. Er sah die Farben des Ueberrocks, den sein Freund trug, den röthlichen Schimmer, den er im braunen Haar seiner Frau bis jetzt nicht wahrgenommen — in jenem äußersten Moment fiel es ihm plötzlich auf, wie sehr sie ihrer Mutter gleiche, und furchtbarer als Alles erschien ihm eine namenlose sympathetische Aehnlichkeit, welche das schuldige Paar in Haltung und Bewegung mit einander hatte, wie von einer unheiligen Verwandtschaft jenseits seiner Erkenntniß. Er wußte nicht, wie lange er da stand ohne Athem, ohne Ueberlegung, ohne einen einzigen zusammenhängenden Gedanken. Er sah sie plötzlich ihre Hand auf den Thürgriff legen. Er wußte, daß sie im nächsten Augenblick dicht an ihm vorbeikommen würden. Er machte eine krampfhafte Anstrengung, sich zu bewegen, mit einem innerlichen Schrei zu Gott, daß er ihm helfe, und es gelang ihm, die Handflächen gegen die Wand vorgestreckt, die Treppe hinabzuschwanken, und ohne Besinnung weiter durch den Flur zur Hausthür. Bis jetzt hatte er nur einen Gedanken fassen können — vor ihnen zu fliehen; denn es schien ihm, daß ihr Zusammenstoß den Untergang Beider, dieses Hauses, alles Dessen, was ihm nahe war, bedeuten — eine Katastrophe, welche blindlings seine ganze sichtbare Welt zertrümmern werde. Er hatte die Thür in dem Augenblicke erreicht, wo der Griff der Küchenthür gedreht ward. Er gerieth mechanisch hinter die offene Thür, die ihn verbarg, während sie zugleich das grausame Licht auf die Umarmung der Beiden fallen ließ. Die Thür entglitt seinen kraftlosen Fingern und schlug zu mit dumpfem Krach. Noch in den Winkel gekauert, vernahm er das rasche Nahen eilender Tritte in der Dunkelheit, sah die Thür sich öffnen und Demoreſt hinausgleiten, sah sie noch einmal hinter ihm herblicken, und sich und ihn in die völlige Nacht des Flurs hüllen. Ihr Gewand berührte ihn fast; er empfand den Duft ihrer Kleider und die leichte Bewegung der Luft, als sie sich nach der Treppe zurückzog; er hörte, wie die Thür oben aufgeschlossen ward, vernahm die Stimme ihrer Mutter von der Treppenbrüstung, seines Weibes Antwort, das langsame Verhallen ihrer Schritte auf den Stufen und über seinem Haupt, das Schließen der Thür — und dann war Alles wieder ruhig. Immer noch in gebückter Haltung, tastete er nach dem Griff der Thür, öffnete sie und taumelte im nächsten Augenblick gleich einem Trunkenen die Stufen nieder, auf die Straße.

Es war gut für ihn, daß ein heftiger Anfall von Wind und Schloßen ihn wild erfaßte, sein stockendes Blut in Fluß und seine Gedanken wieder in Bewegung setzte. Er hatte sich instinctiv seinem eigenen Hause zugewandt; die erste Regung seines wieder erwachenden Willens trieb ihn wüthend an demselben vorüber und in eine Seitenstraße hinein. Unaufhaltsam schritt er vorwärts, um der Beobachtung zu entgehen und irgend eine Einsamkeit für seine wiederkehrenden Gedanken zu finden. Fast ehe er es wußte, war er im freien Feld.

Das Verlangen der Rache hatte er keinen Augenblick gefühlt. Weder physisch noch moralisch war er ein Feigling; aber so wenig er die rein animalische Wuth

bei bestrittenem animalischen Besitz kannte, welche die Welt als Zeichen gekränkter Empfindung anzusehen beliebt hat, ebensowenig hatte North Liberty das Sittengesetz angenommen, daß ein Kugelwechsel den Wandel der Neigung auszugleichen vermöge. Tödten — was war da zu tödten? Alles, wofür er je zu leben begehrt, war nicht mehr. Mit der Liebe, die in ihm, in ihnen, todt zu seinen Füßen, was galt es ihm, ob diese zwei hohlen Existenzen sich fortbewegten und ihm vorübergingen, oder ihre Leere sonstwo mischten! Nur aus dem Wege sollten sie fortan ihm bleiben!

Denn in seiner ersten fieberischen Gedankenflucht, der Reaction seines betäubten Willens und des peitschenden Schloßenwetters, glaubte er, daß Demorest ebenso verrätherisch gehandelt habe wie sein Weib. Er rief sich sein plötzliches und unerwartetes Erscheinen vor ein paar Stunden ins Gedächtniß zurück, sein Eindringen in den Wagen, seine geheimnißvollen Geständnisse, seine Versicherung, daß Joan sein Geheimniß günstig aufnehmen und dem Ausflug nach Californien zustimmen werde. Was hatte dies Alles bedeutet, wenn nicht, daß Demorest ihn, den Gemahl gebraucht habe, um seine Intrigue zu unterstützen und ihr die Nachricht von seiner Anwesenheit in der Stadt zu überbringen? Und diese Kühnheit, diese Sicherheit, das Gewagte dieses Spiels war so ganz gleich Demorest! Während nur gewisse Vorgänge der schuldvollen Begegnung, der er eben beigewohnt, sich seinem Geist eingeprägt hatten, erinnerte er sich nun mit fürchterlicher Deutlichkeit alles dessen, was vorangegangen war. Es hing mit der Störung und ungleichmäßigen Steigerung seiner Fähigkeiten zusammen, daß er mehr hierbei, bei seines Weibes früherem Betrug und offenbaren Heuchelei, als bei dem wirklichen Beweis ihrer Treulosigkeit verweilte, deren Zeuge er gewesen. Die Bestätigung der Thatsache war ihm wichtiger als die Thatsache selbst. Er verstand nun die Kälte, die Unnahbarkeit, die scheinbar wachsende Abneigung gegen Demorest, ihre Reisen nach Boston und Hartford, um ihre Verwandten zu besuchen, ihre Gleichgültigkeit, wenn er selber abwesend war; nicht ein Vorfall, nicht ein charakteristischer Zug ihres ehelichen Lebens, der mit ihrer Schuld und Hinterlist nicht im Einklang gewesen wäre. Er ging sogar in ihre Mädchenzeit zurück; wie konnte er wissen, ob all' dies nicht die natürliche Folge von heimlichen Verirrungen ihrer Schuljahre war! Die bittere Erleuchtung, die seiner einfachen, gutmüthigen Natur aufgedrängt worden war, hatte ihn verwirrt und geblendet. Von maßloser Leichtgläubigkeit ging er zu ebenso maßlosem Zweifel über.

Er machte plötzlich Halt vor dem Rauschen eines Wassers. Indem er dem unermüdlichen Fluge seiner Gedanken durch Sturm und Finsterniß gefolgt, war er, ohne zu wissen wie, an das Ufer des geschwollenen Flusses gekommen, vor dessen gefährdeter Brücke Demorest diesen Abend umgekehrt. Wenige Schritte weiter, und er würde hineingestürzt sein. Er ging näher und blickte mit unbestimmter Neugier in die ziehenden Wellen. War er mit irgend einer deutlichen Absicht hierhergekommen? Der Gedanke ernüchterte ihn, ohne ihn zu erschrecken. Diese Lösung war immer noch möglich und mußte kühleren Bluts überlegt werden.

Er wandte sich um und begann zurückzugehen. Auf dem Hinweg hatte er

die Elemente Schritt vor Schritt bekämpfen müssen; nun schienen sie Besitz von ihm ergriffen zu haben und trieben ihn. Aber wohin? und an welches Ziel? Er dachte nur an die Vergangenheit. Er war gewandert, er wußte nicht wie lange, ohne an etwas Anderes zu denken. Nun mußte die Zukunft erwogen werden. Was war zu thun?

Er hatte von solchen Fällen früher gehört; er hatte von ihnen in den Zeitungen gelesen und sie mit vorübergehendem Interesse besprochen. Aber es handelte sich dabei immer nur um weltlich gesinnte, sündhafte Menschen, um liederliche Männer, deren Charakter er nicht begreifen konnte, um thörichte, eitle, frivole und verworfene Frauen, denen er niemals auch nur begegnet war. Aber Joan — o Gott! Es war das erste Mal seit seinem stummen Gebet auf der Treppe, daß der Name Gottes sich seinen Lippen entrang — zugleich mit dem Namen seines Weibes und seinen ersten Thränen! Aber der Wind wehte den einen fort und trocknete die anderen auf seinen heißen Wangen.

Es hatte aufgehört zu regnen, und der Wind, der noch immer stark ging, hatte sich mehr nach Norden gedreht und war bitterkalt. Blandford konnte fühlen, wie die Chaussee hart wurde unter seinen Füßen. Als er das Pflaster der Vorstadt erreichte, war er genöthigt, die Mitte der Straße zu nehmen, um das verrätherische Glatteis zu vermeiden, welches sich auf den breiten Wegen zu bilden begann. Aber diese Unbarmherzigkeit des Wetters im Verein mit der gewohnten Einsamkeit des Sonntags hatte die Straßen öde gemacht. Wiewohl er nur ganz langsam vorwärts kam, begegnete er doch keinem menschlichen Wesen und konnte seinen verwirrten Gedanken ungestört nachhängen. Als er dahinging zwischen den Reihen kalter, farbloser Häuser, aus denen alles Licht und Leben verschwunden war, schien es ihm, als ob ihre Bewohner todt seien, wie seine Liebe, oder ihren zerstörten Heimstätten entflohen seien, wie er. Warum sollte er bleiben? Und welche Pflicht hatte er noch als Mensch oder Christ? Sein Auge fiel auf die häßliche Façade einer Kirche, an der er vorüberging — es war *ihre* Kirche. Er stieß ein bitteres Lachen aus und schritt weiter.

Bei einem der Windstöße meinte er einen bekannten Laut zu hören — das Rasseln von Wagenrädern auf dem gefrorenen Boden. Oder war es nur das phantastische Echo eines Gedankens, der gerade jetzt in ihm aufstieg? Wenn der Klang wirklich war, so kam er von der Straße, die mit der seinigen parallel lief. Wer konnte um diese Zeit dort noch fahren? Welcher andere Wagen außer dem seinigen würde sich noch gefunden haben, diesen christlichen Sabbath zu entweihen? Ein unwiderstehlicher Drang trieb ihn, seinen Schritt zu beschleunigen und sich um die Ecke zu wenden in dem Moment, wo Richard Demoreſt bei dem Independence-Hôtel vorfuhr, von seinem Wägelchen sprang, die Zügel über den Bock warf und im Hôtel verschwand.

Blandford stand still; aber nur einen Augenblick. Er war eine Stunde lang umhergewandert, ziellos, hoffnungslos, ohne zusammenhängende Idee oder deutliche Vorstellung; ohne Möglichkeit, seiner betäubenden Qual zu entfliehen, ohne — so fürchtete er — die Kraft, zu begreifen oder den Willen, auszuführen. Und kaum, daß die Thüre sich hinter Demoreſt geschlossen, so hatte er seinen Plan gefaßt und ins Werk gesetzt. Er kreuzte die Straße rasch, stieg in seinen

Wagen, nahm Zügel und Peitsche und jagte im nächsten Augenblick die Straße hinunter, in der Richtung der Chaussee von Warnesboro. So plötzlich war alles dies geschehen, daß, als der erstaunte Portier des Hôtels auf die Straße stürzte, Pferd und Wagen von der Finsterniß bereits verhüllt waren.

Es begann zu schneien. So leicht zuerst, daß es dem Ohr wie ein vorüberziehendes Flüstern erschien, oder sich anfühlte, wie das Schwirren eines unsichtbaren Insects auf der Wange oder der sanfte Schlag von ungesehenen Fingern auf der Schulter. Aber als der Portier von seiner hoffnungslosen Jagd hinter dem „Ausreißer" zurückkehrte, da kam er aus einer dichten Wolke wirbelnder Flocken, geblendet und ganz weiß. Eine eilige Berathung mit dem Wirthe fand statt, bei welcher Demorest seine gewohnte Energie und einige Banknoten zeigte, und nach einem Blick auf die Uhr, welche das nahende Ende des puritanischen Sonntags verkündete, willigte der Wirth zuletzt ein. Ueberdies dämpfte der stetig fallende Schnee den Hufschlag, und nicht lange, so war des Wirthes geräuschloser Schlitten vor der Thür und Demorest abgereist.

Es schneite die ganze Nacht, mit heftigen Windstößen, welche in den Kaminen von North Liberty stöhnten und den sonntäglichen Schlaf seiner würdigen Bürger sichtlich beunruhigten; mit tiefen lautlosen Pausen, welche, nicht weniger beängstigend, einen fleckenlosen Mantel gnädigen Vergessens über ihre Fußspuren breiteten, gleichviel ob sie den rechten Weg oder in die Irre gingen; und als der Morgen über einer Welt von Wochentagsarbeit anbrach, war sie, so weit ihre Augen reichen konnten, wie mit einer reinen und unbeschriebenen Tafel bedeckt, auf welcher sie die Erinnerungen ihres Lebens neu verzeichnen mochten. Nahe den Trümmern der zerbrochenen Brücke auf der Chaussee von Warnesboro lag ein umgestürzter Wagen mitten zwischen den Balken und Sparren, welche der Fluß schweigend nach der See trieb, und ein Pferd mit den Resten zerrissenen und eisbedeckten Sattelzeugs stand vor Edward Blandford's Stallthür. Aber zu einer weiteren Nachricht über das Schicksal seines Eigenthümers erwachte North Liberty niemals wieder.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Die Berliner Theater.

Berlin, 9. Januar 1888.

Fast möchte man nach einem Rückblick auf die letzten Jahre behaupten, daß die Schaulust des Publikums, seine Theilnahme an theatralischen Vorgängen, Dingen und Persönlichkeiten in einem umgekehrten Verhältniß zu der Triebkraft der dramatischen Kunst stehe, daß die Production um so geringer, je größer das allgemeine Interesse am Theater sei. Seit dem Beginn unseres Jahrzehnts nimmt die Zahl der Berliner Theater stetig zu, wie die der Gasthöfe, genau im Verhältniß zu dem Wachsthum der Einwohner und dem Zufluß der Fremden. An den meisten Sonntagen im Herbst und Winter vermögen die Theater, deren Zahl, je nachdem man den Begriff Theater im engeren oder weiteren Sinne faßt, zwischen 19 und 23 schwankt, nicht entfernt die den Eintritt Verlangenden zu befriedigen, sondern müssen Viele zurückweisen. Daher die immer wieder auftretenden Pläne und Gerüchte von neuen Theatergründungen. Das Jahr, das eben begonnen hat, verspricht uns ihrer zwei: das Lessing-Theater, an dessen Spitze Oskar Blumenthal stehen wird, und das zu einem Volkstheater im großen Stil umgewandelte Walhalla-Theater, dessen Leitung Ludwig Barnay übernommen hat. Dem Zudrang der Berliner nach den Stätten der theatralischen Unterhaltung entspricht die Lebhaftigkeit, mit der in der Presse und in weiten Kreisen des Publicums Theaterfragen, Theaterreformen, die Zukunft der deutschen Bühne, die Möglichkeit ihrer Umgestaltung in das Volksthümliche und Socialdemokratische erörtert werden. Auch nach dieser theoretischen Richtung hin entwickelt sich Berlin mehr und mehr zu der entscheidenden Theaterstadt der Deutschen: äußerlich, in Bezug auf die Zahl der Theater und ihrer Besucher wie auf die Mannigfaltigkeit des theatralischen Vergnügens hat es Wien längst überflügelt. Als Theaterstadt lebt Wien ausschließlich von seinem Burgtheater, zur Hälfte von dessen Trefflichkeit, zur Hälfte aber auch schon von dessen früherem Ruhm, Berlin dagegen von der unmittelbaren Gegenwart, von dem Wetteifer, dem Neid und der Beweglichkeit einer Reihe von Theatern, in unbegrenzten Zukunftsaussichten.

Diesen Zuständen und der Stimmung der Geister gegenüber fällt der Niedergang und die Geringfügigkeit der dramatischen Dichtung, sowohl ihrem Umfang wie ihrem Inhalte nach um so schwerer und bedenklicher ins Gewicht. Denn auch der Einwand, daß die Theater, zu Vergnügungsanstalten herabgesunken und immer einseitiger nach dieser Hinsicht ausgebildet, der idealen Kunst keine Förderung gewähren könnten, hält vor dem Schillerpreise nicht Stand. Die zur Ertheilung des Preises eingesetzte Commission hat bei ihren bisherigen Beschlüssen seit 1859 keineswegs die erfolgreichsten Theaterstücke berücksichtigt, sondern dieselben, wie überhaupt, mit einziger Ausnahme der Bauernschauspiele Anzengruber's, alle bürgerlichen Dramen von dem Wettkampf ausgeschlossen; die Preise, die sie an Hebbel's „Nibelungen", an Lindner's „Brutus und Collatinus", an Nissen's „Agnes von Meranien", an Wildenbruch's „Harold", an Wilbrandt's „Gracchus der Volkstribun" ertheilt; die Werke, die sie in Berücksichtigung

gezogen, Freytag's „Fabier", Kruse's „Gräfin", Geibel's „Sophonisbe", was von den Debatten im Schoß der Preisrichter allmälig verlautet, mag es auch durch Wiedererzählung übertrieben sein — Alles steht dem wirklichen Theaterbedürfniß und dem Durchschnittsgeschmack so fern, neigt sich so entschieden dem Lesedrama zu, daß die idealistische Dramatik dadurch einen mächtigen Trieb und Sporn erfahren muß. Dennoch hat die Commission im Jahre 1887 keinen Preis ertheilt. Der Ehrgeiz, mit einem Schlage ein berühmter Dichter zu werden, erweist sich zur Belebung der Production ebenso unmächtig wie die Anfrage der Theaterdirectoren nach brauchbaren Stücken. Nach einem gewissen muthigen Anlauf pflegen unsere modernen Theaterschriftsteller mißvergnügt und enttäuscht aus der Rennbahn zu scheiden; sie sind des Spiels, des Kampfes und der Arbeit überdrüssig geworden. Paul Lindau, Hugo Lubliner, Wilbrandt und Wildenbruch sind seit 1872 erfolgreiche Dramatiker; jeder von ihnen hat mehr als einen Siegesabend zu verzeichnen, und nun vergleiche man die geringe Zahl ihrer Theaterstücke mit denen Scribe's und Sardou's, Raupach's oder Benedix's. Auf Jahre verstummen sie ganz. Zweifellos beeinträchtigt die Form der modernen Theaterkritik, der unmittelbar nach der ersten Vorstellung gefällte Wahrspruch der Zeitungen, die oft rücksichtslose Behandlung aufstrebender Talente durch die Theaterleiter die Schaffensfreudigkeit; aber annähernd waren diese Uebelstände stets vorhanden, und dem wahren und willenskräftigen Dichter würden sie heute so wenig wie früher auf die Dauer Schaden zufügen können, käme nicht ein anderes Moment hinzu, ihren nachtheiligen Einfluß zu verstärken: die Empfindung, daß der Inhalt der Zeit sich nicht mehr wie in Schiller's Tagen und in dem Jahrzehnt von 1837 bis 1848 in der dramatischen Kunst verkörpern und ausdrücken läßt, und daß die deutsche Bühne, wie sie nun einmal durch Gesetz und Sitte, durch ihre Lenker wie durch ihr Publicum geworden ist, keine ernsthafte oder satirische Behandlung der Zeitfragen gestattet. Das Parlament, die religiöse Frage, Antisemitismus und Ultramontanismus, die Sozialdemokratie, das Soll und Haben der Ehe — es ist klar, daß alle diese Dinge, die den Inhalt unseres öffentlichen Lebens und des politischen Gesprächs ausmachen, von der deutschen Bühne ausgeschlossen sind. Der Geschmack und die Meinung der überwältigenden Mehrzahl der Theaterbesucher würden solche Erörterungen, Conflicte, die aus diesen Gegensätzen sich entwickeln, Figuren, die sie in typischer Gestaltung vertreten, gar nicht auf den Brettern dulden. In Frankreich genießt die Bühne durch das Herkommen und die eigenthümliche Zusammensetzung des Publicums, in dem das junge unverheirathete Mädchen keinen nennenswerthen Factor spielt, eine ungleich größere Freiheit als bei uns; aber dennoch genügt auch sie bekanntlich nicht, um den Dramatisirungen der Zola'schen Romane einen festen Platz darauf zu sichern. Die dramatische Kunst in ihrer Gesammtheit — Dichtung, Inscenirung und Darstellung als ein untrennbares Ganze betrachtet — ist so sehr conventioneller Art, so durchaus auf den Schein der Wirklichkeit, die Illusion und die Idealität gegründet, daß der Realismus sich in ihren Formen wie in der Noth und Qual einer Zwangsjacke fühlt. Die Beschreibung, die ihm immer und überall die Hauptsache ist; die charakteristischen Züge, in deren Erfindung, Sammlung und Verdichtung seine Stärke liegt; die Breite seiner Entwicklungen, durch die er den langsamen Verlauf der Wochen, Monate und Jahre nachahmen will, werden auf der Bühne zu ebenso vielen Hindernissen, Nachtheilen und Verzögerungen, denn hier gilt einzig die Schlagfertigkeit, die Fabel, die große Linie. Schon die dramatische Form setzt so, wenn wir auch von dem etwaigen „naturalistischen" Inhalt der Stücke ganz absehen wollten, dem realistischen Dichter eine außerordentliche Schwierigkeit entgegen, deren Ueberwindung nur einem Genie gelingen würde. Aber in Deutschland fehlen dem Realismus nicht allein die Genies, sondern auch die schöpferische Kraft und die Vielseitigkeit der Begabung. Von ihm kann man keine Erneuerung unserer Bühne erwarten, und doch fühlt man auf der andern Seite, das Publicum sowohl wie die Dichter, daß die hergebrachten Stoffe, die ewigen Sigfriede und Brunhilden ebenso sehr wie die ewigen Commerzienräthe und altklugen Backfische sich überlebt haben. Die Verstimmungen, die den Einzelnen

von der Bühne zurückschrecken, würden bald überwunden sein, wenn nicht die dunkle Empfindung, daß für unsere Epoche das Drama nicht die Blüthe und der Gipfelpunkt der Dichtkunst sei, und daß die Bühne ihren Cultureinfluß an die Presse verloren habe, das Gewicht derselben verdoppelte.

Das Schauspielhaus, von dem man mit Recht unter solchen Umständen eine kräftige Förderung der künstlerischen Production gegenüber der dramatischen Fabrikarbeit erwarten sollte, befindet sich in einem schwierigen Uebergange, der ihm jede Initiative beinahe unmöglich macht. Der neue General-Intendant, der Graf Hochberg, ist noch nicht Herr dieses gewaltigen und verwickelten Mechanismus; der Wunsch, die Versäumnisse der früheren Leitung, namentlich in der Ausstattung und Einrichtung der classischen Dramen, wo möglich im Sturmschritt wieder einzuholen, drängt die Rücksicht auf die moderne Dichtung zurück; das Repertoire wechselt zwischen seichten Lustspielen und den vier oder fünf „neu eingerichteten" Dramen: Wallenstein, Emilia Galotti, Othello, Wintermärchen, Egmont eintönig hin und her. Um den Zusammenhang mit den früheren Zuständen ganz zu lösen, ist an die Stelle des Hrn. Directors Deetz, der am 1. October des vergangenen Jahres von seinem Amte zurücktrat, Herr Director Anton Anno berufen worden, der einige Jahre mit Sachkenntniß und Geschick das Residenz-Theater geleitet hat. Diese Wahl hat die allgemeinste Zustimmung gefunden, und jede Aufführung bestätigt durch die Frische ihres Zusammenspiels und ihre angemessene und glückliche Inscenirung den wohlthätigen Einfluß des fähigen und trefflichen Mannes. Aber auch er ist im Schauspielhause ein Neuling; er kennt die Künstler und Künstlerinnen erst obenhin und hat bei der Annahme und Auswahl der Neuigkeiten, bei der Besetzung der Rollen schwerlich jene dictatorische Gewalt, die auf dem Theater allein Etwas ausrichten kann. Wie viel und wie Arges ist gegen die Leitung Botho von Hülsen's gesagt worden, und schon jetzt erkennt man, bei den Schwankungen und Irrungen der neuen, daß seine Gerechtigkeit, sein sicheres, wenn auch zuweilen beschränktes Urtheil, seine Bestimmtheit dem Ganzen nach außen wie nach innen eine feste und vornehme Geschlossenheit verlieh. Außer den Neu-Inscenirungen Othello's, Egmont's und des calderonischen Schauspiels „Das Leben ein Traum", in denen leider die Pracht der Decorationen und der Costüme nicht die Mißgriffe in der Besetzung einiger Hauptrollen gut machen konnte, hat uns das Schauspielhaus in den letzten drei Monaten nur vier, künstlerisch gleich unbedeutende Neuigkeiten geboten: Sonnabend den 15. October 1887 ein Lustspiel in 4 Acten von Heinrich Heinemann: „Auf glatter Bahn" — Donnerstag den 24. November ein Drama in 3 Acten von Ivar Svenson: „Der Seestern" und ein Lustspiel in 1 Act von Julius Rosen: „Mama's Augen" — Sonnabend den 31. December einen Schwank in 4 Acten von Otto Girndt: „Die Maus". Heinrich Heinemann hat sich vor drei Jahren durch sein Lustspiel „Der Schriftstellertag" einige deutsche Bühnen erobert; der unmittelbar aus der Gegenwart gegriffene Stoff, das Geschick, mit dem der Verfasser Selbsterlebtes und Selbstgeschautes darzustellen verstanden, empfahlen ihn der Kritik. Sein neues Stück hat die Erwartungen, zu denen der erste Wurf berechtigen durfte, doch nur nach der Seite der theatralischen Jongleurgeschicklichkeit befriedigt, im Hinblick auf die Kunst ist es uns Plan, Gedanke, Charakteristik schuldig geblieben. Als Schauspieler kennt Heinemann alle Theaterschablonen, allerlei „Abgänge" und wirksame Theaterkniffe und Griffe und schüttet, wie Bosco Blumensträuße, so Lustiges, Scherzhaftes und Ueberraschendes aus dem Aermel. Stockt ihm die Handlung oder der Dialog, gleich läßt er eine neue Figur, einmal sogar drei auf einmal, in die Scene hineinschneien oder den Drachen eines tollen Einfalles steigen. Weder seine Fabeln noch seine Gestalten darf man auf Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit ansehen: es sind Theaterpuppen und Theatergeschichten, die außerhalb der Bühnenatmosphäre nicht zu leben vermögen. Eine junge Ehe droht gleich am Hochzeitstage auseinanderzugehen, weil die junge Frau in unpassendster Weise mit einem Husarenrittmeister kokettirt und der Gatte in einem Skandalprozesse zum Zeugen berufen wird; ein Student und ein Mädchen, die sich auf der Eisbahn

kennen gelernt, haben Mühe sich zu verloben; eine andere Verlobung geräth ins Schwanken, weil der Baron von Knorr plötzlich seinen Sohn Egbert „zu gut" für die Heirath mit einer bürgerlichen Stadtrathstochter findet. Nach einem zureichenden Grunde für ihre Handlungen und Wandlungen Marionetten zu fragen, würde widersinnig sein, und so läßt sich denn das Publicum in seiner Harmlosigkeit und Simpelei den bunten Wirrwarr eine Weile gefallen. In dieselbe Gattung der Puppenspiele und der Situationskomik gehört Otto Girndt's Schwank, in dem ein verwechselter Brief den ganzen Unsinn in Bewegung setzt. Hier ist alles Seifenblase, nur ein Narr könnte irgend Etwas festhalten wollen Das Erfreuliche und Reizvolle an den Eingebungen des „höheren Blödsinnes", eine überschäumende Laune, eine phantastische Erfindung, suche man jedoch ebenso wenig: die platteste Alltäglichkeit, die gemeinste Dürftigkeit der Dinge und der Figuren herrscht vor. Aus der Gegenüberstellung der Wirklichkeit, die den Rahmen und den Hintergrund des Spiels bildet, und der Tollheit in den Handlungen und Reden der Figuren ließe sich gewiß ein künstlerischer Contrast gewinnen, aber die Verfasser der modernen „Schwänke" sind zu klug, um sich an ein solches Unternehmen zu wagen; nur keine Tiefe, nur keine Absicht! rufen sie, und das Publicum klatscht Beifall. Was in der „Maus" noch an die Wirklichkeit und das Leben erinnert, sind die übermüthigen, unternehmungslustigen, schnippischen Mädchen, die, eben aus dem Backfischalter getreten, unter dem Schein, als hätten sie nur Flausen im Kopf, eine ernsthafte Jagd nach einem Heirathscandidaten anstellen. Aber auch diese Theresa's, Wera's und Gisela's sind längst keine Originale mehr. Otto Girndt schreibt sich in ihnen selbst ab und führt uns nur die Enkelinnen seiner Heldinnen aus „Y. 1" vor: dem ersten Lustspiel, das von ihm am 5. December 1865 im Schauspielhause gespielt wurde. Wie schade, daß sich dies frische und findige Talent so gar nicht vertieft und durch die Beobachtung des Lebens gekräftigt und bereichert hat! Man sollte meinen, daß es Girndt bei seiner beweglichen Phantasie und seiner nie versagenden harmlosen Fröhlichkeit nicht schwer fallen könnte, der Wirklichkeit gefällige und interessante Seiten abzugewinnen und, statt Marionetten am Drahte tanzen zu lassen, Charaktere zu schildern. Für den kritischen Zuschauer verstärkt sich der unbehagliche Eindruck solcher Possen noch durch den Raum, in dem sie zur Darstellung gelangen: Heinemann's Lustspiel und Girndt's Schwank gehören auf die Bühne des Wallner-Theaters, nicht in das Schauspielhaus; dort erfüllen sie ihren Zweck, hier rauben sie besseren Pflanzen Luft und Licht und verflachen den Geschmack des Publicums, dem die Denkfaulheit im Theatersaal schon zur süßen Gewohnheit geworden ist, noch mehr. Wenn ein Theater in Berlin, so hat das Schauspielhaus die Pflicht, die Tradition, daß die Bühne eine Stätte der Bildung und der Kunst sei, in allen Wandlungen der Zeiten und der Moden, der Meinungen und der Vorurtheile, aufrecht zu erhalten.

Trotz seiner unwahrscheinlichen Handlung und der Geschraubtheit seiner Sprache verdient das Drama „Der Seestern" in höherem Maße, als die beiden Stücke von Heinemann und Girndt, eine literarische Berücksichtigung. In der Steigerung der einen und der andern Scene, in dem glücklichen Wurf des ersten Actes verräth sich ein Talent, das der Aufmunterung nicht unwerth ist: hinter dem schwedisch klingenden Namen Ivar Svenson verbirgt sich ein deutscher Verfasser, Graf Philipp Eulenburg, einer unserer jüngeren Diplomaten. Wie die meisten Erstlingsarbeiten ist auch sein Drama mehr eine dramatisirte Novelle, als eine dramatisch bewegte Handlung. Der Conflict liegt vor dem Stück, und die Lösung vollzieht sich hinter der Scene durch den immer bereiten Zufall eines Unwetters, der hier, da das Stück in einem Seebade in der Nähe von Kopenhagen spielt, als Sturm auf dem Meere auftritt; Erzählungen vermitteln den Zuschauern das Verständniß dessen, was sich abenteuerlich vor ihnen abspielt. Noch vor fünf Jahren war die junge Gräfin Sigrid die Tochter eines schwedischen Fischers, sie hat aber ihr Talent entdeckt, ist eine hervorragende Malerin geworden, Landschafterin selbstverständlich, und von dem jungen Grafen Axel Oernskiöld geheirathet worden. Wenn wir der Baronesse Ebba Ekeberg glauben wollen,

hat der Graf sie geliebt, ehe er Sigrid kennen lernte, und jetzt Alles von ihrer Eifersucht zu fürchten. Dennoch duldet er sie in seinem Hause und warnt nicht einmal seine Gattin vor der listigen Schlange. Die Gelegenheit sich zu rächen, findet sich bald für die Baronin; in ihrer Harmlosigkeit erzählt Sigrid der Freundin ihre Jugendgeschichte, in der ein junger Seemann, der Sohn eines Nachbars, Arvid Erikson, eine Hauptrolle spielt. Aus dem Meere hat der Jüngling ihr eine Nelke geholt und sie seinen Seestern genannt, dann ist er nach Amerika gegangen und hat sich dort, wie er es sich vorgenommen, als Ingenieur einen Namen und ein Vermögen erworben. Nun hat Ebba die Geschichte und in der nächsten Scene auch den Helden: Erikson ist zurückgekehrt, um die Braut heimzuführen. Sein Zorn ist grenzenlos, als er erfährt, daß die angebetete Sigrid sich inzwischen mit dem Grafen vermählt hat. Durch die schauerliche Schilderung eines Seesturms — es ist eine Art Einlage, eine Romanze in Prosa für den Schauspieler — versetzt er die arme, kleine Frau, die seinem Ungestüm weder durch Würde noch durch Kälte zu begegnen weiß, in tödtlichen Schreck; über die Herausforderung des Grafen lacht er und bricht wie ein echter Berserker bei Nacht in das Haus, um Sigrid zu entführen. Da endlich gewinnt es diese über sich, ihm zu sagen, daß sie ihn nicht liebt, und er am besten thäte, bei Seite zu gehen. Erikson, der schon die Wandlung von einem nüchternen Yankee zu einem Tollhäusler zwischen dem ersten und zweiten Act durchgemacht hat, braucht jetzt natürlich nicht mehr so viel Zeit zu einer abermaligen Verwandlung; im Handumdrehen wird der Berserker zum Seladon, er nimmt Abschied von Sigrid und springt am Strande in das bereitliegende Segelboot. Die Wellen sind mitleidig genug, es im nächsten Augenblick zu verschlingen. Das Ganze ist eine wunderliche Verquickung von Erinnerungen aus schwedischen und norwegischen Novellen und französischen Ehebruchsdramen; da aber ein deutscher Theaterschriftsteller nicht den Muth hat, einen rechtschaffenen Ehebruch zur Grundlage seines Stückes zu machen, so bleibt nothwendig seine Fabel seicht, schillernd, unklar, und seine Figuren schwanken unschlüssig hinüber und herüber. In den Erzählungen und Schilderungen ergeht sich die anmuthende lyrische Begabung des Verfassers fein und behaglich, hier und dort offenbart sich auch ein gewisser dramatischer Zug, wären nur die Charaktere glaubhaft oder in ihrer Uebertreibung und Verzerrung wenigstens sich selber treu. Man kann sich kaum zu der Annahme entschließen, daß ein Mann solche unmöglichen Männer, wie diesen blöden, einfältigen Grafen und den verrückten Ingenieur gezeichnet hat.

Wie das Schauspielhaus hat auch das Deutsche Theater seine Haupttrümpfe in der Einrichtung und Darstellung classischer Dramen ausgespielt; seine Zugstücke sind diesmal „Götz von Berlichingen“ und der erste Theil des „Faust“ gewesen. Nicht alle Rollen in den figurenreichen Dichtungen sind gleichmäßig gut besetzt, in manchen Scenen könnte das Zusammenspiel noch feiner abgestimmt werden, aber das Ganze gibt sich würdig, angemessen und wirkungsvoll. Ich habe schon einmal darauf hingewiesen, welchen Schaden diese einseitige Pflege des Classischen der modernen Production zufügt. Der classische Baum beansprucht einen so breiten Raum, daß keine bedeutendere moderne Dichterkraft neben ihm zu rechtem Gedeihen und fröhlicher Entwicklung kommen kann. Unter seinen Zweigen blühen dem Unkraut gleich Schwank, Posse und Pantomime am üppigsten, kaum daß die Sittencomödie noch ihren bescheidenen Platz zu behaupten vermag. Und nicht nur für die Dichtkunst, auch für die Schauspielkunst erweist sich dieser Cultus Shakespeare's, Schiller's, Lessing's und Goethe's mehr gefährlich, als nützlich. Statt die Phantasie der Schauspieler durch neue Aufgaben zu reizen und zu beflügeln, weisen sie die classischen Rollen auf die Nachahmung hin; die Arbeit nach berühmten Mustern muß hier überwiegen, die eigene Erfindung sich mit kleinen Zügen und Zuthaten begnügen. So verlernen sie, bei dem beständigen Spiel nach der Schablone, die Fähigkeit, selbstschöpferisch einen Charakter zu gestalten und verfallen auch bei der Darstellung moderner Figuren in ein allgemeines Schema des Backfisches, der Weltdame, des Commerzienrathes und des Witzboldes, das jeder feineren Originalität entbehrt. Neben Faust und Götz hat das Theater drei Neuigkeiten aufgeführt: am

Sonnabend den 8. October ein Drama in 3 Aufzügen und einem Vorspiel, aus dem Spanischen des José Echegaray: „Galeotto", das Paul Lindau für die deutsche Bühne bearbeitet hat — am Montag den 14. November ein Schauspiel in 4 Aufzügen von Friedrich Spielhagen: „Die Philosophin" und am Montag den 19. December ein Lustspiel in 4 Aufzügen von Max Bernstein: „Flecken in der Sonne."

Das interessanteste von diesen drei Stücken, das sich auch in der Gunst des Publicums durch drei Monate dauerhaft erhalten hat, ist das spanische Drama „Galeotto": interessant als die Schöpfung eines in Deutschland noch wenig bekannten Dramatikers, dem seine Landsleute einen hervorragenden Platz unter ihren Theaterdichtern geben, interessant durch die Idee, die ihm zu Grunde liegt, und durch die lebendige, wenn auch für unsern Geschmack etwas gewaltsame Durchführung des kühnen Gedankens. Der echten spanischen Dramatik steht José Echegaray zweifellos durch seine an historische Sagen und Ereignisse sich anlehnenden Schauspiele, im Stil der alten Bühne, mit einem leichten Anklang an Victor Hugo, näher als durch seinen „Galeotto", ein Thesenstück, das seinen inneren wie äußeren Zusammenhang mit der französischen Sittencomödie, im Besondern mit den Dramen Alexander Dumas', nicht verleugnen kann. Aber gerade der Mangel an spanischem Erdgeruch und nationaler Beschränktheit in diesem Schauspiel bringt es uns näher; mit Recht betont Paul Lindau das rein Menschliche darin, das von Zeit und Ort absieht, die allgemeinen Kulturmomente und Anschauungen, die sich darin wirksam erweisen. Den Titel entnimmt das Stück aus einem Verse Dante's, wo Francesca das Buch von der Liebe Lancelot's zu der schönen Königin Ginevra, das sie und Paolo zur Schuld verführte, „Galeotto" nennt — „ein Kuppler war das Buch und der's geschrieben." So, phantasirt und grübelt ein junger Poet Ernesto, der behaglich und sorglos im Hause eines väterlichen Freundes in Madrid lebt, gibt es auch jetzt einen großen Galeotto, einen Kuppler über allen Kupplern: das geschwätzige, verleumdungssüchtige, immer Böses witternde Publicum, das tausendköpfige und doch ungreifbare „Man sagt"; er will ein Drama daraus machen, wie dies „Man" durch die beständige Wiederholung des Gerüchts, der Vermuthung, der Möglichkeit, eine Frau und einen Mann, die sich nicht lieben, in die Leidenschaft und die Schuld hineintreibt, wie Unschuldige durch das öffentliche Gerede in der That schuldig werden. Er selbst fühlt leider, daß sein Talent für die Lösung dieser Aufgabe zu schwach ist: da übernimmt das Leben die Dichtung; was er und Donna Julia erfahren und erleiden, beweist seine These. Sein väterlicher Freund nämlich, Don Manuel, ein reicher Kaufherr, hat in schon vorgerückterem Alter eine junge Frau geheirathet und nimmt nun den einzigen Sohn eines Geschäftsfreundes, dem er vielfach verpflichtet gewesen, in sein Haus auf. Ueberall sieht man fortan die Drei zusammen, in den Gesellschaften und Theatern, auf der Promenade, im Hause; die Verwunderung und das Geschwätz des Publicums darüber sind begreiflich, um so mehr, da sie jeden Tag neue Nahrung erhalten. An die Geschwisterliebe zwischen Julia und Ernesto will Niemand glauben, am wenigsten die Verwandten Manuel's, sein Bruder Severo, dessen Gattin Mercedes, sein Neffe Miguel. Dies unliebenswürdige Dreiblatt plaudert, warnt, hetzt so lange, bis Ernesto das Haus Manuel's verläßt und der Argwohn, die Eifersucht sich in Manuel's Herzen festsetzen. Eine abenteuerliche Verwicklung der Zufälle, die ganz aus dem Realismus der ersten Scenen heraus in die Romantik der Melodramen fallen, verstärkt den Schein der Schuld gegenüber Julia und Ernesto: er hat in einem Kaffeehause mit einem Gecken, der sich ein loses Wort über sie erlaubt hat, einen Streit gehabt, ihm eine Ohrfeige gegeben, eine Herausforderung ist die Folge gewesen; Don Manuel hört kaum davon, so beleidigt er selbst thätlich jenen Mann und wird in dem Zweikampf unmittelbar darauf auf den Tod verwundet. Das Duell hat über der Wohnung Ernesto's auf einem Fechtboden stattgefunden; man will den Verwundeten in Ernesto's Schlafkammer betten, aber in diese Kammer hat sich Julia bei dem Nahen der Leute geflüchtet. Auch zu ihr ist nämlich die Kunde von dem bevorstehenden Duell gedrungen, und sie ist zu

Ernesto geeilt, um es zu verhindern. So sehr zeugt der Augenschein gegen Beide, daß der sterbende Don Manuel ihnen ihren Ehebruch und seinen Fluch ins Gesicht schleudert und dem früher so geliebten Ernesto mit einem Backenstreich das Brandmal der Schande aufdrückt. Von ihren Verwandten aus dem Hause gestoßen, steht Julia hülflos, verlassen, ehrlos da, und Ernesto nimmt sie als sein Weib in die Arme, weil es der große Galeotto so haben wollte. Das Ausgeklügelte der Handlung, die nicht das Natürliche darstellen, sondern nur den Beweis der These führen will, springt in einer solchen kurzen Analyse schärfer und härter, als bei der Vorstellung hervor, wo das Publicum dem Bann der leidenschaftlichen, sich in athemloser Hast drängenden Vorfälle, dem Eindruck des Geschauten und der Illusion durch die Kunst der Schauspieler erliegt. Das Ergreifende der Scenen, die lebendige, immer dem Ziele zustrebende Bewegung des Ganzen, die halbe Wahrheit der aufgestellten Behauptung tragen einander und helfen über manche Kluft hinweg. Wir nehmen eben an, daß alle Personen am Fieber leiden und im Fieberwahnsinn auch das Unglaublichste thun. Aber nicht „Galeotto" — das merken wir doch — sondern die unbegreiflich schiefe Lage, in der drei verständige, nach der Meinung des Dichters gute und edle Menschen ohne jede tiefere Nöthigung ausharren: eine Lage, die sie nicht nur dem Verdacht der griesgrämigen, mißgünstigen Verwandten, sondern auch dem des wohlwollenden und arglosen Publicums aussetzt, führt ihren Fall und ihre Schuld herbei. Nicht „Galeotto" redet ihnen eine ehebrecherische Liebe ein: sie brennt heimlich in ihren Herzen, und „Galeotto" verkündigt nur, daß sie da ist. Denn welche verständige, nicht von der Leidenschaft verblendete Frau wird zur Nachtzeit allein ihren jugendlichen Hausgenossen in seinem Zimmer aufsuchen; welche Frau, die sich unschuldig und tadellos weiß und fühlt, vor einem unerwarteten Besuche in seine Schlafkammer flüchten, um nicht bei ihm gesehen zu werden? Um seine These zu beweisen, hätte der Dichter uns zwei Menschen zeigen müssen, die durch das Geschwätz und die Verleumdung der Gesellschaft aus einem völlig harmlosen Verhältniß und einer durchaus unschuldigen Neigung aufgeschreckt werden, denen es gerade durch die Gesellschaft unmöglich gemacht wird, sich zu trennen, während in seinem Stück nichts Ernesto hindert, mit dem nächsten Eilzug von Madrid nach Paris zu fahren, um seine literarischen Studien fortzusetzen, und die aus der Ahnungslosigkeit ihres Wesens, das sich keiner Schuld bewußt ist, dem Verhängniß verfallen. Allein diese Einwände macht die Kritik, nachdem der Vorhang zum letzten Male gefallen ist; so lange die Leidenschaft der Helden auf der Bühne auf uns einstürmt, die Ereignisse blitzschnell einander folgen, das Unheimliche, das von vornherein über der Scene brütet, sich immer drohender verdichtet, sind wir willige und hingerissene Zuschauer, denen, bei der Unwahrscheinlichkeit des Ganzen, der herbe und schonungslose Realismus des einzelnen Vorgangs um so stärker imponirt.

Gegenüber diesem stofflichen Reiz und der melodramatischen Wirkung hatte Friedrich Spielhagen's Schauspiel „Die Philosophin" eine schon durch den bloßen Contrast verlorene Stellung. Mehr noch bei der Kritik, die dem realistischen Zuge der Zeit auch auf der Bühne das Wort redet, als bei dem Publicum. Spielhagen's Schauspiel ist ein Seelengemälde: der Kampf zwischen der Liebe und den „unüberwindlichen Mächten" der Geburt, des Vorurtheils in der Seele eines Mädchens soll dargestellt und zum Austrag gebracht werden. Die schöne, kluge und reiche Friederike von Heideck liebt den Oberverwalter ihrer Güter, Hubert Römer, den Spielgenossen ihrer Kindertage: er ist der Sohn des Pfarrers und der Liebling ihres verstorbenen Vaters. Bis zu ihrem vierundzwanzigsten Jahre hat das Testament ihres Vaters ihre etwaige Heirath hinausgeschoben, dann soll sie sich, wenn ihr Herz nicht widerspricht, mit ihrem Vetter, dem Grafen Oscar, vermählen, damit die Güter der Heideck's wo möglich in einer Hand bleiben. Um sich aus dem Zwiespalt zwischen ihrer Neigung, die sie sich nicht eingestehen will, und der kindlichen Pietät gegen den Wunsch und Willen ihres Vaters auf die Höhe der Weisheit und Ruhe zu retten, treibt sie philosophische Studien und heißt bald bei ihrer Umgebung und ihrer Verwandtschaft, die sie halb anstaunt, halb den Kopf über sie schüttelt, die Philosophin. Der Inhalt

des Schauspiels, die Wandlungen in dem Herzen Friederikens, der Conflict zwischen Liebe und Stolz, der Gegensatz zu ihren vornehmen Vettern und Muhmen auf der einen und zu Hubert Römer auf der andern Seite, der sich bei dem Bewußtsein seiner Pflicht und bei dem Selbstgefühl seiner Würde auch nicht durch die Leidenschaft aus seiner strengen Zurückhaltung drängen lassen will, kann nicht in großen Effecten, in tragischen Scenen dargestellt werden; er bedingt, da ein glücklicher Ausgang als der natürliche sowohl durch die äußere Unabhängigkeit, wie durch den Hochsinn der beiden Hauptspieler gegeben ist, mehr eine sinnreiche, als eine bewegte und spannende Handlung, mehr eine Entwicklung und Klarlegung von Gemüthszuständen, als eine Verwicklung der Zufälle. Wenn die Kritik freundlicher und verständnißinniger auf die Absicht des Dichters eingegangen wäre, hätte sie die Feinheit, mit der die einzelnen Momente der Handlung: der Empfang der Gäste, das Gartenfest, die Commissionssitzung, im Hinblick auf die Gemüthsstimmung Friederikens, ihre Unruhe, ihre jähen Umschläge, ersonnen sind, nicht verkennen können. Ein lustiges Possenspiel oder ein packendes Drama war aus dem Stoffe, wie er Spielhagen vorschwebte, nicht zu machen, und für die Gefühle hochgestimmter Menschen, die sich mit sentimentalischer Beredtsamkeit aussprechen, statt immer den kürzesten und den dürftigsten Ausdruck zu wählen, deren Wesen nun einmal der Handgreiflichkeit des Realismus widerstrebt, hat das Theaterpublicum, wie es ist, keine Geduld und die Kritik keine Achtung. Brüchige Menschen und Verhältnisse sind der eigentliche Stoff der modernen Sittencomödie, Tugend und Edelmuth dürfen nur als Contrast wirken, aber niemals den Vordergrund einnehmen wollen.

Max Bernstein's Lustspiel „Flecken in der Sonne" gehört zu jenen kindlichen Verwechslungsstücken, die ich oben charakterisirt habe: in dem Augenblick, wo sich eine der auftretenden Marionetten darauf besinnt, daß sie doch eigentlich einen verständigen Menschen darstellen soll, hat der Spaß sein Ende erreicht. Als die Comtesse Anna Lankow in dem Bernstein'schen Lustspiel ihr Incognito als „Frau Müller" aufgibt, ist Alles in der schönsten Ordnung; der Freiherr von Hohenstein hat nichts dagegen einzuwenden, daß sein Neffe die schöne Gräfin heirathet und das Duell zwischen diesem Neffen und dem Assessor Mertens ist gegenstandslos geworden. Warum eine Comtesse sich für eine Frau Müller ausgibt, weiß ich nicht, und die Motivirung des Dichters, um unbehelligter in einem kleinen Badeort leben zu können, der in der Nähe ihrer Güter liegt, leuchtet mir erst recht nicht ein. Daß nun diese Frau Müller für die durchgegangene Frau eines Fabrikanten Hinze gehalten wird, könnte für die gerechte Strafe ihrer Lüge gelten, wenn der Irrthum zu diesem Zwecke benützt würde. Aber er dient nur zu zweideutigen Späßen und zum Beweis für die Trottelhaftigkeit eines alten Diplomaten — der einzigen Figur übrigens, in der ein Ansatz zur Charakteristik, zur Ausprägung einer eigenartigen Persönlichkeit steckt.

Auch unter der Leitung seines neuen Directors, Sigmund Lautenburg's, fährt das Residenz-Theater fort, seine Specialität, die fremdländische Dramatik, zu pflegen. Diesmal nicht bloß die Dichtung, sondern auch die Schauspielkunst. Von Montag den 5. December an haben Mr. Charles Wyndham und Miß Moore mit anerkennenswerthem Talente in deutscher Sprache eine Reihe von Vorstellungen gegeben. Im Verein mit den Schauspielern des Residenz-Theaters führten sie die bekannte ältere englische Comödie „David Garrick" auf, die auf der deutschen Bühne in einer kürzeren und gefälligeren französischen Bearbeitung: „Doctor Robin" heimisch ist. Das englische Original stellt sich als eine Mischung von Rührstück und grobkörniger Posse dar, und diese Gegensätze kamen in dem Spiel des Mr. Wyndham zum lebendigsten Ausdruck. Mr. Wyndham ist ein Schauspieler in der Art Friedrich Haase's, zuerst und zuletzt ein Gentleman auf der Bühne. Die drei Erscheinungsformen des Helden: den vornehmen, ritterlichen Mann, den Trunkenbold, den er spielt, um die Liebe der schwärmerischen Ada in Abneigung zu verwandeln, und den sentimentalen Liebhaber weiß er ebenso vortrefflich innerlich zusammenzuhalten wie im Einzelnen mit einer Fülle feiner und origineller Züge auszustatten. Ein Heldenschauspieler ist

er nicht; auch wenn man von der Schwierigkeit absieht, die ihm unsere Sprache bereitet, erkannte man in dem leidenschaftlichen Ausbruch des letzten Actes die Grenzen seiner Kunst: zum Theil hat sie ihm schon sein Organ gesetzt. Es fehlt ihm der hohe Schwung, die pathetische Gebärde, der Kothurnschritt, von dem Gustav Freytag in seinen „Erinnerungen" bei Gelegenheit einer Cour der Königin Victoria im Schlosse zu Coburg erzählt. „Als die Königin an der Hand des Herzogs in den Saal trat, in welchem eine große geladene Gesellschaft der Fürsten harrte, ließ der Herzog nach dem Eintritt die Hand der hohen Dame los, und diese glitt in einem eigenthümlichen marschähnlichen Pas den ganzen Saal entlang bis zum oberen Ende, wo sie ihre Rundverbeugung mit einer vornehmen Grazie machte, um die sie jede Künstlerin beneiden konnte. Mich machte das Chassiren der Königin nachdenklich. Denn genau denselben Schritt, nur gröber, hatten englische Schauspieler Phelps und Ira Aldrigde bei ihren Besuchen in Deutschland ausgeführt, so oft sie in Shakespeare'schen Stücken aus den Seitencoulissen kamen und in dieselben zurückgingen. Was uns seltsam erschien, war also alte Ueberlieferung, vielleicht noch aus der Zeit der Königin Elisabeth, die man bei Hofe wie auf der Bühne bewahrt hatte, und es war offenbar die alte Form des feierlichen Heldenschrittes." Mr. Wyndham ist in allem Wesentlichen ein moderner hervorragender Charakterspieler; seine Partnerin dagegen, Miß Moore, die das Deutsche allerliebst, wenn auch mit fremdartiger Betonung, sprach, müßte eine entzückende Darstellerin der Perdita und der Miranda, der Ophelia und der Cordelia sein; gleich natürlich, bestrickend und rührend versteht sie zu lachen und zu weinen.

Von den drei französischen Comödien, die das Residenz-Theater brachte: am Sonnabend den 10. September „Gräfin Sarah", Schauspiel in 5 Acten von George Ohnet — am Dienstag den 8. November „Unter Curatel", Schwank in 3 Acten von Jules Moineaux und Alexandre Bisson — am Freitag den 23. December „Francillon", Schauspiel in 3 Acten von Alexandre Dumas, in einer guten Uebersetzung von Paul Lindau, ist die letztere die keckste und die originellste. Auch wo er uns nicht ergreift, rührt oder überrascht, hat uns Dumas immer etwas Geistreiches zu sagen, ein Problem vorzuführen, eine Frage — meinetwegen auch nur ein Vorurtheil des Sittengesetzes zu erörtern. Daß durch diese Neigung, die Bühne zu einer Vorschule für Moral und Lebensphilosophie zu machen, die Lebendigkeit der Handlung und die individuelle Wahrheit der Charaktere beeinflußt wird, zeigen die jüngsten Dramen des früher so schlagfertigen, so unmittelbar aus der Wirklichkeit heraus schaffenden Dichters: Prinzessin Georg, Denise, Francillon, die als Kunstwerke und nun gar in der theatralischen Wirkung sich mit der Cameliendame, Demi-Monde, Monsieur Alphonse nicht vergleichen lassen, wie vielseitig und schillernd, verwegen und zugespitzt ihr Dialog auch ist. Die Figuren sind für Dumas nicht mehr zum Handeln, sondern zum Reden da; sie sollen uns nicht eine Geschichte vorführen, sondern die Gliederung eines Lehrsatzes darstellen; sie spielen nicht um Sein oder Nichtsein, um Glück oder Unglück, sie spielen nur Schach und zwar eine Parthie ohne Entscheidung. Darf eine anständige, verheirathete Frau die schmähliche Untreue ihres Mannes mit gleicher Untreue vergelten? Wenn sie es darf, soll sie es? Wenn sie es soll, wie kann sie es? Dies ist der Inhalt des Schauspiels „Francillon". Was sich der naive Zuschauer sagt, daß ein solches Problem von den Betheiligten niemals abstract gestellt worden ist, sondern daß die Untreue des Gatten und die etwaige Rache der Gattin, wie vordem so in alle Ewigkeit, Temperamentssache bleiben, und weder von einer bewußten Absicht noch von einer verständigen Ueberlegung, sondern von unberechenbaren Umständen und physischen Einflüssen abhängen wird, tritt gar nicht in die Vorstellung des Dichters. Nach zweijähriger Ehe, nach der Geburt eines Kindes, fühlt sich die junge Frau Francine von Riverolles von ihrem Gatten vernachlässigt, fühlt es um so tiefer, je verliebter sie noch in ihren Gatten ist. Lucien hat überdies die Thorheit begangen, sie in seine Liebesabenteuer einzuweihen, und der Ton, der in seinem Hause, zwischen ihm, seinen Freunden und seiner Gattin herrscht, ist durchaus Demi-Monde. Aber vielleicht gibt uns Dumas darin nur ein getreues Abbild einer gewissen Schicht der

Pariser Gesellschaft. Francillon weiß also, daß ihr Mann eine Geliebte hat, ahnt, daß ein Fräulein Rosalie, die Lucien schon vor seiner Verheirathung gekannt, ihre bevorzugte Nebenbuhlerin ist, und schwört ihrem treulosen Gatten, als er sie trotz ihrer Bitte, bei ihr zu bleiben, verläßt, sich zu rächen. Sie hält auch Wort; unmittelbar nach ihm, geht sie spät Abends aus dem Hause, wartet in einem Miethswagen vor seinem Club, folgt ihm nach dem Opernhausball, sitzt ihm gegenüber, hört und sieht, daß er mit Fräulein Rosalie nach einem Restaurant fährt, ergreift den Arm des ersten besten jungen Mannes, der ihr in der Vorhalle des Opernhauses begegnet, läßt sich von ihm nach demselben Restaurant führen, soupirt neben dem Cabinet, in dem ihr Gatte tafelt, bezahlt das Souper, zum großen Erstaunen ihres Begleiters, und kommt eine Viertelstunde nach ihrem Manne wieder im Hause an. Am nächsten Morgen erzählt sie Lucien und einem seiner Freunde ihr Abenteuer; er will ihr anfänglich nicht glauben, aber ihre Beweise zerstören seinen Unglauben. Er schickt nach einem Advocaten; sie depeschirt ihrer Mutter, daß sie sich zu ihr nach Nizza begeben werde. Die Freundin, die Bekannten, Lucien's Vater reden umsonst zum Guten; Keiner glaubt im Ernst an die Schuld Francillon's, allein Niemand vermag ihre Behauptung zu widerlegen; um so weniger, da ihr Begleiter in dem Büreauvorsteher jenes Advocaten entdeckt wird, den Lucien zu sich berufen hat. Herr Pinguet erscheint, seinen Principal, der verhindert ist, zu vertreten, und läßt sich, unter dem Vorwande, daß es sich um eine Wette handle, sein Geheimniß entreißen: als Gentleman theilt er sein Abenteuer mit, so weit er es kann, ohne der Ehre der Dame, die er nicht kennt, deren Gesicht, da sie maskirt war, er nicht gesehen, auch nur von ferne nahe zu treten. Während Lucien und sein Freund Stanislaus unter dem Gewicht dieser Aussage noch hin und her über Francillon's Schuld oder Unschuld reden, ruft die listige Freundin mit geheuchelten Thränen, Schreck und Unwillen der eintretenden Francillon zu: „So ist es wahr! Du bist seine Geliebte, er hat es uns gesagt!" „So hat er gelogen," bricht Francillon in heftigster Entrüstung aus; Lucien stürzt ihr zu Füßen, und der Vorhang fällt. Dem Unwahrscheinlichen des Vorganges entspricht die Unklarheit des Zweckes, den Francillon mit ihrem kindischen Streich verfolgt. Eine beabsichtigte, aber nicht ausgeführte Untreue setzt bei einem leidenschaftlichen, vorurtheilslosen Weibe, wie uns der Dichter seine Heldin schildert, eine Tugendsimpelei ohne Gleichen voraus. Wie ihr Gatte, ein so großer Gimpel er ist, nach einer kürzeren oder längeren Versöhnungscomödie in den Armen Rosalie's über seine Frau lachen wird, die eine Untreue begehen will, aber nicht begehen kann. „Ach!" seufzt Voltaire's Agnes Sorel einmal, „man kann nicht immer eine anständige Frau bleiben!" so müßte Francillon am Ende mit einem Stoßseufzer ausrufen: „es ist so schwer, Rosalie Michon nachzuahmen!" Das Possenmotiv des Schauspiels bricht durch all' den feierlichen Ernst, der bald an einen Professor der Moral, bald an den Untersuchungsrichter erinnert, hervor und hält bei den gewagtesten Wendungen des Gesprächs den Zuschauer in Zweifel, ob er sich darüber entrüsten oder gute Miene zu dem kecken Spiel machen soll, das der Dichter mit ihm treibt. Meint es Dumas mit seinen ausgeklügelten Problemen, mit seinen am Schreibtisch ersonnenen Thesen und Paradoxen ernsthaft oder spielt er mit ihnen nur, wie der Jongleur mit den Glaskugeln, die er in die Luft wirft und wieder auffängt? Welch' ein Tausendkünstler ist er doch! Zwei Stunden und darüber blendet er uns mit dem bloßen Reflex einer Thatsache, die gar nicht vorhanden, er spiegelt uns den Schein einer Handlung vor, die im letzten Grunde nur eine Erörterung ist; er spannt uns mit Ausbrüchen der Leidenschaft, die nichts als dialektische Spitzfindigkeiten sind, und führt uns eine Reihe Figuren vor, die Menschen täuschend ähnlich sehen und doch nur die verschiedenen Seiten des Satzes und des Gegensatzes vertreten. Unter ihnen gibt es sogar eine reizende Mädchengestalt, Lucien's Schwester Annette, klug, sanft und natürlich, die in ihren Reden und ihrem Benehmen, ihren Zukunftshoffnungen und ihrer zarten, von jedem leidenschaftlichen Hauch freien Neigung zu einem älteren, vierzigjährigen Manne die Idealvorstellung des Dichters von der Ehe verkörpert. Man schreibt bei uns Broschüren über die Herrschaft der Franzosen auf unserer Bühne,

man empört sich in teutonischer Grobheit über Französelei — aber man vergleiche doch einmal die deutschen bürgerlichen Schauspiele mit einer solchen französischen Comödie. Niemand vertheidigt das Bedenkliche, Niemand verkennt das Unnatürliche und Geschraubte eines Stückes, wie „Francillon"; billig gesteht man die Langweiligkeit mancher Stellen ein — aber man bewundert diese glänzende Technik, diese Fülle und Mannigfaltigkeit des Dialogs, diese Kühnheit in der Behandlung von Fragen, die Alle interessiren. Statt zu predigen und zu eifern, lernt an dieser Kunst, wie man Comödien schreibt, und wenn ihr es in diesem Kunsthandwerk bis zum Gesellen gebracht habt, dann versucht eure Dramen mit edlerem Inhalt zu erfüllen, als es Dumas oder Augier, Sardou oder Feuillet vermocht.

George Ohnet's Schauspiel „Gräfin Sarah" ist eine Dramatisirung seines bekannten Romans. An Originalität steht es hinter „Serge Panine", an Liebenswürdigkeit hinter dem „Hüttenmeister" zurück. Die feineren Züge des Romans müssen auf der Bühne, namentlich im vierten Acte, allerlei grellen und peinigenden Effecten weichen; man begreift nicht, durch welchen Zauber Sarah O'Donnor den alten General Canalhailles an sich zu fesseln weiß. Was im Roman geschickt vorbereitet und psychologisch begründet wird, überrascht uns im Drama, als wäre es aus der Pistole eines Taschenspielers geschossen. Selbst die einzige wahrhaft dramatische Scene des Ganzen — im dritten Act, als Sarah in der Nacht mit Pierre Severac zusammentrifft, von Blanche belauscht und von ihrem Gatten überrascht wird — leidet bei der Darstellung an einer gewissen Oede und Dürftigkeit des Dialogs; es fehlt Ohnet eben die Schlagkraft des Dramatikers. Im letzten Acte müssen die Decoration und der Beleuchtungseffect die Zuschauer elegisch und für den ganz außerhalb der dramatischen Verwicklung liegenden Selbstmord Sarah's empfänglich stimmen. — „Unter Curatel" ist eine derbe ausgelassene Posse, in der ein sittenstrenger Notar Pagevin von einer seiner Mündel genasführt wird. Um ihrer maßlosen Verschwendung ein Ende zu machen, lassen ihr Vater und ihr Gatte die lustige Frau Pauline Thomery unter Curatel stellen; Doctor Pagevin, der nicht nur von Natur ein Moralist ist, sondern auch von einer eifersüchtigen Frau behütet wird, übernimmt die Verwaltung ihres Vermögens. Die Tollheiten, zu denen Frau Pauline ihren Curator verleitet und die in einer Reise nach Trouville gipfeln, bilden den Inhalt des Stückes. Gewiß, es sind Caricaturen, die vor uns tanzen; was sie treiben und thun, ist unsinnig, was sie sagen, nicht immer sauber und reinlich, aber wie viel feiner, witziger und glaubhafter ist doch das Ganze als die deutschen Schwänke „Auf glatter Bahn" und „Die Maus" im Schauspielhause, oder Julius Rosen's „Haben" im Wallner-Theater! Wie traurig, daß der Aufschwung unserer politischen Thätigkeit und Macht, die Steigerung unseres materiellen Wohlstandes und unserer nationalen Arbeit mit dem Niedergang unserer dramatischen Dichtung zusammenfällt!

Kar. Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Die friedliche Wendung, welche die internationalen Beziehungen der europäischen Staaten mit dem Beginne des neuen Jahres erfreulicherweise genommen haben, wurde von unserem Kaiser in dem Antwortschreiben angedeutet, das er am 4. Januar an den Magistrat zu Berlin aus Anlaß der Glückwunschadresse desselben richtete. Bürgt die geschichtliche Entwicklung Deutschlands seit dem von Napoleon III. heraufbeschworenen Kriege in vollem Maße dafür, daß Kaiser Wilhelm und sein erster Rathgeber sich vor Allem die Erhaltung des europäischen Friedens angelegen sein lassen, so konnte die Ueberzeugung, daß Deutschland auch fernerhin seiner versöhnlichen Mission treu bleiben will, durch die jüngsten Vorgänge nur verstärkt werden. „Ich gebe mich vertrauensvoll der Hoffnung hin," äußerte der Kaiser, „daß unter dem Schutze dauernden Friedens, welchen Gott unserem Vaterlande erhalten wolle, in Folge der auf wirthschaftlichem und socialem Gebiete getroffenen gesetzlichen Maßnahmen die Wohlfahrt der Nation sich ferner kräftig entwickeln und daß durch eine billig angemessene Vermittelung der in den gesellschaftlichen Classen bestehenden Verschiedenheiten eine ausgleichende Zufriedenheit gefördert werde." Durfte Kaiser Wilhelm die Gestaltung der politischen Verhältnisse in hoffnungsvoller Weise ins Auge fassen, so dauert andrerseits die Sorge wegen der Krankheit unseres Kronprinzen fort. Wie allgemein aber auch die Theilnahme für denselben sein mag, würde doch der Jubel, mit welchem ganz Deutschland ihn nach seiner vollen Genesung zu empfangen bereit ist, sicherlich noch alle Erwartungen übertreffen.

Während unser Kronprinz in San Remo von neuem die liebevolle, treue Gesinnung schätzen lernt, mit der ihm auch die Italiener ergeben sind, zeigte sich aus Anlaß des fünfzigjährigen Priesterjubiläums Leo's XIII., welche tiefe Kluft noch immer die Anhänger des Vaticans von dem italienischen Königthum trennt. Der Papst hatte volle Ursache, die ihm übermittelten Glückwünsche und Ehrengeschenke als eine seiner bisherigen Friedensliebe gezollte Anerkennung zu betrachten. Allerdings überschätzten die ultramontanen Organe diese sympathischen Kundgebungen, wenn sie ihnen eine politische Bedeutung beimaßen. Vielmehr galten alle jene Glückwünsche, insofern sie von Souveränen ausgingen, nur dem Oberhaupte der katholischen Kirche, so daß es eine völlige Entstellung der Wirklichkeit ist, wenn die am 4. September 1870 endgültig gelöste römische Frage in diesem Zusammenhange in den klerikalen Organen wieder auftaucht. Die Parteigänger des Vaticans haben es sich denn auch selbst zuzuschreiben, daß die italienische Regierung sogleich kurzen Proceß machte, als der Bürgermeister von Rom, Herzog Torlonia, versuchte, auf eigene Faust Politik im Sinne der Nachgibigkeit gegenüber dem Papstthume zu treiben. „Roma intangibile!" — so lautete der männliche Ausspruch des Königs Humbert, während Leo XIII. wie sein Vorgänger keine Gelegenheit vorübergehen läßt, ohne seine angeblichen Ansprüche auf den Besitz der

Hauptstadt Italiens zu betonen. Hätte der Herzog Torlonia als Privatmann dem Papste seine Glückwünsche ausgesprochen, so würde es vielleicht seltsam berührt haben, daß er trotz seiner Anhänglichkeit für den Vatican den Vertrauensposten als Bürgermeister von Rom übernahm; allein die italienische Regierung wäre nicht berechtigt gewesen, einzuschreiten, wie sie es behufs Wahrung ihres Ansehens und ihrer Würde thun mußte, als jener ohne jeden Auftrag den Cardinalvicar ersuchte, dem Papste die Glückwünsche des römischen Gemeinderathes zu übermitteln. Daß die Mehrheit dieser überwiegend aus Klerikalen zusammengesetzten Körperschaft nachträglich den Schritt des Bürgermeisters billigte, ändert nichts an seinem eigenmächtigen Verhalten. Andrerseits hat Crispi durch die unverzüglich von ihm in Uebereinstimmung mit dem gesammten Cabinet beschlossene Absetzung des Herzogs Torlonia bewiesen, daß die Klerikalen nicht mehr auf die Lässigkeit der Regierung zählen dürfen. Aus dieser Energie werden sicherlich die Anhänger des italienischen Königthums auch den Antrieb schöpfen, in Zukunft nicht mehr wie bisher bei den Wahlen für den römischen Gemeinderath nahezu in Unthätigkeit zu verharren und den Gegnern das Feld zu räumen. Von welchen Gesinnungen gegenwärtig die bisher vom Herzog Torlonia geleitete Municipalvertretung beseelt ist, erhellt unter anderem aus der Weigerung, das längst geplante Denkmal Giordano Bruno's auf dem Campo de' Fiori zu Rom, demjenigen Platze errichten zu lassen, woselbst der berühmte Philosoph am 17. Februar 1600 als Märtyrer seiner Ueberzeugung den Feuertod erlitt. In der Erwägung, daß ein Denkmal Giordano Bruno's auf diesem Platze die Empfindlichkeit der Anhänger des Vaticans verletzen könnte, lehnte der römische Gemeinderath bisher seine Zustimmung ab. Die sentimentale Auffassung der kryptoklerikalen Mitglieder des Municipalrathes ist um so mehr verfehlt, als die jeder Aufklärung feindliche Gesinnung, deren Opfer neben vielen anderen Giordano Bruno und Galileo Galilei wurden, heute noch fortwirkt. Die Italiener haben alle Ursache, dies nicht aus den Augen zu verlieren, da sie andernfalls schlimmeren Ueberraschungen ausgesetzt werden, sobald erst für die politischen Wahlen die bisherige Losung: nè elettori nè eletti, durch welche die Anhänger des Vaticans von der Ausübung des Stimmrechtes ferngehalten wurden, beseitigt wird. Verlautet doch bereits, daß der nunmehr abgesetzte Herzog Torlonia bei den nächsten Wahlen für die Deputirtenkammer als Candidat aufgestellt werden und die Unterstützung der „codini" finden könnte.

Wenn es noch einer weiteren Rechtfertigung der von der italienischen Regierung gegen den Herzog Torlonia angeordneten Maßregel bedurft hätte, so hat sich Leo XIII. selbst dieser Aufgabe unterzogen, indem er am 3. Januar an eine Anzahl italienischer Pilger seine Ansprache richtete. Wie diese, so legt auch die päpstliche Encyclica an die bayerischen Bischöfe Zeugniß dafür ab, daß im Vatican Diejenigen, welche stets bereit sind, den Kampf gegen die Staatsgewalt aufzunehmen, nach wie vor eine einflußreiche Partei bilden. Ohne daß eine bestimmte Veranlassung für eine solche Kundgebung angeführt wurde, werden ganz allgemeine Wünsche der römischen Curie hervorgehoben, unter denen die Machtstellung der katholischen Kirche in der Schule besonders betont wird. Da es an jedem stichhaltigen Grunde fehlt, weshalb gerade jetzt den bayerischen Bischöfen derartige Verhaltungsmaßregeln ertheilt worden, ist die keineswegs unwahrscheinliche Vermuthung aufgetaucht, daß das gute Einvernehmen, welches in Bayern zwischen dem Prinzregenten und dem Ministerium Lutz besteht, durchaus nicht nach dem Geschmacke der Unversöhnlichen ist. Allerdings haben die letzteren im Hinblick auf die bewährte Loyalität des Prinzregenten Luitpold wenig Aussicht auf Erfolg.

Während die „Unversöhnlichen" des Vaticans den Kampf gegen die Staatsgewalt in Italien selbst und außerhalb aufzunehmen bereit sind, rüsten sich auch in Frankreich die allerdings unter einem ganz anderen Panier vereinigten „Intransigenten" für ihren Ansturm gegen die Staatsgewalt. Obgleich die verschiedenen Parteigruppen der Linken bei der im Congresse von Versailles vollzogenen Wahl des neuen Präsidenten der Republik zuletzt geschlossen für Carnot stimmten, herrscht doch bereits Unzufriedenheit mit dem Nachfolger Jules Grévy's. Man wird kaum bei der Annahme fehl-

gehen, daß Clémenceau und Genossen sowie die Ultraradicalen ihren Antheil an der Beute erhofft hatten, so daß das Ministerium Tirard eine Enttäuschung für sie bedeutete. Es ließ sich daher von Anfang an vorhersehen, daß nach dem verfassungsmäßig am zweiten Dienstag des Januars stattfindenden Beginne der ordentlichen parlamentarischen Session der Feldzug gegen die Regierung von neuem eröffnet werden würde. Inzwischen sind die Republikaner freilich durch den Ausfall der jüngsten Ergänzungswahlen für den Senat belehrt worden, daß die republikanische Strömung im Lande wesentlich nachgelassen hat. Mögen immerhin die Parteigruppen der Linken im Ganzen nur drei Mandate eingebüßt haben, so wird doch durch das für die Monarchisten relativ günstige Verhältniß der im Ganzen abgegebenen Stimmen erhärtet, daß in Folge der skandalösen Vorgänge, welche den unfreiwilligen Rücktritt Jules Grévy's begleiteten, die öffentliche Meinung in Frankreich mit einem gewissen Mißtrauen gegen die bestehenden Einrichtungen erfüllt worden ist. Der neue Präsident der Republik gilt allerdings als ein so makelloser Charakter, daß von ihm erwartet werden darf, er werde dem Systeme der Bestechung, wo er dasselbe auch finden mag, von Grund aus ein Ende bereiten. Es entsteht jedoch die Frage, ob er im Stande sein werde, die parlamentarischen Schwierigkeiten zu überwinden. Die Kammerauflösung, welche Carnot nach der Verfassung in Uebereinstimmung mit dem Senate anordnen kann, ist ein gefährliches Experiment. Errangen die Monarchisten bereits bei den letzten allgemeinen Wahlen beinahe 200 Mandate, so sind die jüngsten Vorgänge nicht geeignet, den Einfluß der Rechten zu lähmen; vielmehr zeigten gerade die Senatswahlen — im Ganzen fanden 82 statt, von denen 61 zu Gunsten der Republikaner, 21 zu Gunsten der Conservativen ausfielen — daß die Aussichten der Orléanisten und Imperialisten noch bessere geworden sind. Wenn darauf hingewiesen wird, daß die Senatswahlen nicht wie die Abgeordnetenwahlen auf der Grundlage des allgemeinen Stimmrechtes erfolgen, so gestattet doch auch das Ergebniß vom 5. Januar einen für die Republikaner weniger günstigen Rückschluß auf die innerhalb der französischen Bevölkerung herrschende Stimmung. Wähler für den Senat sind nämlich in jedem Département außer den Deputirten desselben sowie den Mitgliedern des Generalrathes und der Arrondissementsräthe die Delegirten der einzelnen Gemeinden. Diese Delegirten bilden die überwiegende Mehrheit der Wähler für den Senat und repräsentiren in gewissem Maße die öffentliche Meinung im Lande. Blieben nun die Candidaten der Rechten in Bezug auf die Gesammtzahl der erhaltenen Stimmen nicht allzuweit hinter den Republikanern zurück, so vermindern sich auch die Aussichten für den günstigen Erfolg der durch eine Kammerauflösung herbeigeführten allgemeinen Wahlen.

Freilich sind es allem Anscheine nach zumeist die Radicalen, welche in Frankreich an Einfluß verloren haben. Das Verhalten des Generals Boulanger, die von dessen Gesinnungsgenossen in Paris aus Anlaß der jüngsten Regierungskrisis in Scene gesetzten Straßentumulte, sowie die offenen Drohungen der ultraradicalen Presse mit dem Bürgerkriege waren nur geeignet, das Mißtrauen gegen diese Partei zu verstärken. Es wäre daher nicht ausgeschlossen, daß das Land sich bei Neuwahlen, abgesehen von den großen Städten, von den Radicalen abwendet. Nur besteht dann die Gefahr, daß die letzteren wiederum sich nicht bereit finden lassen, für die gemäßigteren republikanischen Candidaten zu stimmen, so daß die Monarchisten den hauptsächlichen Nutzen aus der Zersplitterung der Parteigruppen der Linken ziehen würden. Carnot wird daher zeigen müssen, daß er nicht bloß als politischer Charakter Vertrauen verdient, sondern auch als Staatsmann der ihm gestellten schwierigen Aufgabe gewachsen ist. Beim Neujahrsempfange des diplomatischen Corps äußerte sich der Präsident der französischen Republik in durchaus friedlichem Sinne, indem er dem lebhaften Wunsche Ausdruck gab, daß jede Besorgniß schwinden und dem Vertrauen weichen möge, damit die Völker in diesem Jahre sich in voller Sicherheit der Entwicklung ihrer moralischen und materiellen Wohlfahrt widmen können. Deshalb darf auch gehofft werden, daß der diplomatische Zwischenfall in Florenz — es handelt sich um den Eingriff eines italienischen Friedensrichters in eine französische Consulatsangelegenheit — eine versöhnliche Lösung finden wird.

Das phantastische russisch-französische Offensiv- und Defensivbündniß erscheint um so mehr in die Ferne gerückt, als die für das Jahr 1889 geplante Pariser Weltausstellung nur Schaden leiden kann, falls Frankreich kriegerische Anwandlungen zur Schau tragen sollte. Ueberdies zeigte die Veröffentlichung der dem Zaren in die Hand gespielten gefälschten Aktenstücke, daß Kaiser Alexander III. die Freimüthigkeit, mit welcher ihm Fürst Bismarck bei der Berliner Zusammenkunft begegnete, mit einem Akte des Vertrauens erwiderte, indem er nicht nur jene auf die bulgarische Angelegenheit bezüglichen Schriftstücke der deutschen Regierung mittheilte, sondern auch die Publikation gestattete. Mit Recht ist hervorgehoben worden, daß diese angeblichen Aktenstücke hergestellt worden sind, um die Aufrichtigkeit der deutschen Politik zu verdächtigen; wäre doch der Zweifel an der Ehrlichkeit der letzteren in der That berechtigt gewesen, falls solche Dokumente auf Wahrheit beruhten, da die deutsche Regierung das Unternehmen des Prinzen Ferdinand von Koburg in Bulgarien von Anfang an und zu jeder Zeit als ein den bestehenden Verträgen zuwiderlaufendes angesehen hat und noch ansieht und sich in diesem Sinne allen Cabinetten, besonders aber dem russischen gegenüber amtlich ausgesprochen hat. In der Mittheilung, welche der „Deutsche Reichs-Anzeiger" dem französischen Wortlaute der gefälschten Aktenstücke vorangehen läßt, wird zu Gunsten der Auffassung des Zaren angeführt, daß, wenn diese Documente, namentlich das dem deutschen Botschafter in Wien zugeschriebene, echt und die Andeutungen in den erfundenen Briefen in der Wahrheit begründet gewesen wären, der amtlichen deutschen Politik der Vorwurf der Zweideutigkeit hätte gemacht werden können. Man kann daher nur der Schlußfolgerung zustimmen, daß die Schriftstücke von bisher unermittelten Personen zu dem Zweck, Mißtrauen zwischen europäischen Mächten hervorzurufen, ohne jede thatsächliche Grundlage erfunden und zusammengestellt worden sind. Ueberraschen muß allerdings die Leichtgläubigkeit, mit welcher der Inhalt dieser „Aktenstücke" für echt gehalten werden konnte. Nicht nur Berufsdiplomaten, sondern jeder einigermaßen mit den deutschen Verhältnissen vertraute Beurtheiler mußte sogleich beim ersten Blick den angeblichen Brief des deutschen Botschafters in Wien an den Prinzen Ferdinand als eine plumpe Fälschung erkennen, wenn daselbst angedeutet wird, daß die deutsche Regierung „für den Bedarf ihrer allgemeinen Politik, durch die ihr in Bulgarien zur Verfügung stehenden legitimen Mittel das Unternehmen, vom bulgarischen Thron in Gemäßheit der Interessen des europäischen Friedens und der deutschen Politik Besitz zu ergreifen, officiös aufmuntern und fördern könnte." Es wäre eine leichte Aufgabe, zahllose Unwahrscheinlichkeiten und innere Widersprüche in den phantastischen Aktenstücken nachzuweisen; allein dies erscheint völlig überflüssig, da der Zar selbst nunmehr von der Fälschung überzeugt ist. Von größerem Interesse wäre die Feststellung der Urheberschaft jener Documente; erscheint es doch wichtig genug, diejenigen zu brandmarken, welche aus irgend einem Sonderinteresse nicht davor zurückschrecken, einen ernsthaften europäischen Conflict heraufzubeschwören. Bisher ist es nicht gelungen, den Schleier zu lüften. Wollte man nach dem Satze: Is fecit cui prodest Schlüsse ziehen, so bietet sich eine ganze Auswahl von Personen und Parteien dar, die ein Interesse an internationalen Verwickelungen hätten. Auch wurde versucht, gemäß der Vorschrift: Cherchez la femme! den Schuldigen auf die Spur zu kommen. Nicht ausgeschlossen ist ferner, daß „berufsmäßige" Aktenfälscher die Situation richtig zu erfassen glaubten, indem sie die bulgarische Angelegenheit als Operationsfeld wählten. Der Zar selbst, welcher das Räthsel zu lösen vermöchte, hat anscheinend Ursache, den Wünschen, die sich in der öffentlichen Meinung kundgeben, nicht zu entsprechen. Thatsächlich ist in jüngster Zeit eine erfreuliche Beruhigung erfolgt, ein Zustand, der durch das etwas ironisch gefärbte Wort gekennzeichnet wurde: „Mit Beginn des neuen Jahres ist der Friede plötzlich ausgebrochen." Mag es immerhin in der Presse hier und da noch ein wenig wetterleuchten, so überwiegt doch bei weitem die an dieser Stelle nie verleugnete Anschauung, daß Deutschland im Hinblick auf seine Machtstellung den europäischen Frieden um so eher zu erhalten im Stande sein werde, als das mit

Oesterreich-Ungarn und Italien abgeschlossene Bündniß jede Friedensstörung bis zu einem gewissen Maße ausschließt. Die italienische Politik ist in dieser Beziehung vollständig klar; bezweckt doch die Expedition in Ost-Afrika lediglich die volle Genugthuung für die bei Dogali verletzte Ehre der italienischen Waffen. Andererseits würde auch Oesterreich-Ungarn sicherlich nur dann zum Schwerte greifen, wenn es seine Lebensinteressen ernstlich bedroht sähe. Daß die russischen Truppen, deren Zusammenziehung an der galizischen Grenze Besorgnisse hervorrief, stark genug wären, österreichisches Gebiet zu überziehen, wird in allen ernsthaften militärischen und politischen Kreisen für durchaus unwahrscheinlich erachtet; dagegen werden insbesondere in Ungarn die russischen Pläne in Bezug auf Bulgarien mit größtem Mißtrauen erörtert. Der jüngst zurückgewiesene Putsch in der bulgarischen Hafenstadt Burgas wird denn auch in dem Sinne gedeutet, als ob zunächst die Stimmung der bulgarischen Bevölkerung auf die Probe hätte gestellt werden sollen. Ist doch sogar davon die Rede, daß Rußland in Bulgarien selbst allem Streite ein Ende zu machen versuchen könnte; nur würde ein Handstreich auf dem Seewege, wobei rumänisches Gebiet nicht verletzt würde, vor allem voraussetzen, daß Oesterreich-Ungarn sich dann ruhig verhält. So wird die russische Regierung schließlich sich doch nicht der Nothwendigkeit entziehen können, positive Vorschläge zur Lösung der bulgarischen Frage zu machen, zumal es nunmehr von der guten Absicht Deutschlands, bei dieser Lösung im friedlichen Sinne mitzuwirken, überzeugt sein muß. Fürst Bismarck war stets bemüht, dem Berliner Vertrage, bei dessen Abschließung er in hervorragender Weise betheiligt war, nicht bloß dem strengen Wortlaute, sondern auch dem Geiste nach volle Anerkennung zu verschaffen. Er verhehlt sich deshalb nicht, daß Rußland ein Aequivalent für die in Bulgarien gebrachten großen Opfer beanspruchen darf. Nur ist vor allem nothwendig, daß die russische Regierung ihre Vorschläge macht, die, wenn sie irgendwie annehmbar sind, auf ihren Wunsch vom Fürsten Bismarck unzweifelhaft empfohlen werden würden. Daß Prinz Ferdinand von Koburg in keiner Weise auf die Sympathien der deutschen Regierung zählen darf, ist eine Thatsache, die selbst von den Panslavisten nicht mehr im Ernste bestritten werden kann.

Wenn von Seiten Deutschlands wiederholt betont worden ist, daß es in Bulgarien keinerlei Interessen zu wahren hat, so wäre Fürst Bismarck schon aus diesem Grunde an erster Stelle berufen, den Vermittler zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn zu spielen, falls ersteres ihn darum ersuchen sollte. Die maßvolle Sprache hervorragender österreichischen Organe gestattet überdies den Schluß, daß, wie die „Neue Freie Presse" hervorhebt, „bei allseitigem Willen, den Frieden zu erhalten, an der Möglichkeit zu einem auch Rußland befriedigenden Ergebnisse im Wege der Unterhandlung zu gelangen, nicht gezweifelt werden kann." Nachdem die Gefahr einer ernsthaften kriegerischen Verwickelung nach den Erörterungen der österreichischen Organe mehr in den Hintergrund gedrängt ist, erregen die von tschechischer Seite geplanten Verhandlungen mit den deutsch-böhmischen Abgeordneten behufs Herbeiführung eines Ausgleiches allgemeines Interesse. Die Tschechen empfinden selbst das Unhaltbare des gegenwärtigen Zustandes, welcher den deutsch-böhmischen Abgeordneten nicht gestattet, an den Arbeiten des Landtages theilzunehmen. Der Oberstlandmarschall Fürst Georg Lobkowitz und Dr. Rieger richteten deshalb schon vor einiger Zeit an den bewährten Führer der deutsch-böhmischen Abgeordneten, Dr. Schmeykal, die Aufforderung, zugleich mit seinen Collegen auf Verhandlungen über eine Verständigung sowie über die Bedingungen ihres Wiedereintrittes in den Landtag einzugehen. Da Schmeykal zunächst eine ausweichende Erklärung abgab, erachtete Fürst Lobkowitz es für geboten, eine neue Aufforderung behufs der Anknüpfung außerparlamentarischer Verhandlungen auf Grund der zunächst vorgeschlagenen Punkte ergehen zu lassen, mit der Maßgabe, daß es freistehen soll, andere Punkte hinzuzufügen. Der Oberstlandmarschall ersuchte dann auch den Club der böhmischen Abgeordneten, seine Vertrauensmänner zu designiren, an deren Spitze sich Dr. Rieger befindet, während der Club der böhmischen Großgrundbesitzer den Fürsten Karl Schwarzenberg, die Grafen Richard Clam-Martinitz

und Franz Thun sowie den Fürsten Windischgrätz zu Vertrauensmännern ernannte, so daß nur noch den deutsch-böhmischen Abgeordneten obliegen würde, ihre Wahl zu vollziehen, falls sie bereit sind, sich auf zwanglose Verhandlungen zum Zwecke der Verständigung einzulassen. Obgleich sich zunächst nicht absehen läßt, ob und in welcher Weise es gelingen würde, eine Verständigung zwischen den Deutschen und Tschechen herbeizuführen, erscheint doch bemerkenswerth, daß Schmeykal bei einem Festbanket, welches nach der am 6. Januar vollzogenen Eröffnung des neuen deutschen Theaters in Prag stattfand, sich keineswegs unbedingt ablehnend verhielt. In einer mit großem Beifalle aufgenommenen Ansprache betonte der Führer der deutsch-böhmischen Abgeordneten: „Nicht zu Trotz und Unerbittlichkeit neigt der Sinn des deutschen Volkes, und wie wir mit unserem Scheiden aus dem Landtage die ernste Absicht verbanden, zum nationalen Frieden im Lande zu gelangen, sind wir von dieser Absicht nach wie vor erfüllt. Nur soll von uns nicht gefordert werden, auf das zu verzichten, was unserem Volke als Voraussetzung seines nationalen Bestandes gilt, und darf der gesuchte Friede für uns nicht der Friede eines Kirchhofes sein, auf welchem unser nationales Sein und Wesen zu Grabe gebracht wird."

Da Deutsche und Tschechen in Böhmen zusammenleben müssen, darf man es nur billigen, daß Schmeykal einen Vergleich nicht unbedingt von der Hand weist; mit vollem Rechte beharren jedoch die Deutschen darauf, daß ihre unveräußerlichen nationalen Rechte vor Allem erfüllt werden. Ueberdies mußten die Deutschen in Böhmen, die allezeit auf die Sympathien im „Reiche" zählen dürfen, so häufig die Treulosigkeit der Tschechen erfahren, daß es begreiflich erscheint, wenn sie jetzt oder später nur mit äußerster Vorsicht sich auf „Vergleichsverhandlungen" einlassen, die möglicherweise dazu dienen ollen, eine in Wirklichkeit gar nicht bestehende versöhnliche Gesinnung der gegenwärtig herrschenden Partei zur Schau zu tragen. Ist es uns Deutschen im Reiche nicht möglich, den Stammesgenossen in Oesterreich in wirksamer Weise beizustehen, so gereicht es uns jedenfalls zur vollen Genugthuung, wenn deutscher Geist und deutsche Gesittung sich auch außerhalb unserer Grenzen bewähren. Zeigte sich doch bei der Eröffnung des neuen deutschen Theaters in Prag wiederum, über welche Machtmittel die Deutschen in Böhmen verfügen, um für ihre gute Sache erfolgreich zu kämpfen. Möchten sie in diesem Kampfe niemals erlahmen, damit ihnen der Sieg gewiß bleibe! Mit Fug wies deshalb Schmeykal in seiner vortrefflichen Ansprache darauf hin, daß die Deutschen Böhmens sich der durch gemeinsames Schaffen erworbenen neuen Stätte der Kunst erhobenen Gefühles freuen, jedoch nicht vergessen dürften, wie sie die schwerere Arbeit noch zu vollbringen hätten: „das Erworbene nun auch zu erhalten — zu erhalten nicht bloß als Bauwerk von Stein und Holz und Eisen, sondern vor Allem als Heimwesen echter, wahrer Kunst, geweiht dem Zwecke der Bildung und Veredelung unseres Volkes und der Erhebung seines nationalen Bewußtseins an den großen Meisterwerken seiner Dichter, als nationales Kunstinstitut in des Wortes reinster, edelster Bedeutung." Auf Lessing wies das zur Eröffnung des neuen deutschen Theaters in Prag gedichtete Festspiel hin, welchem die Aufführung von „Minna von Barnhelm" folgte. Einen besseren Vorkämpfer für ihre gute nationale Sache als unseren Lessing konnten die Deutschen in Böhmen nicht finden; streitbar, sobald ihre unveräußerlichen Rechte in Betracht kommen, duldsam, wenn es der Befreiung der Geister gilt, werden unsere Stammesgenossen in Oesterreich wie der von ihnen zum Schutzpatron gewählte Dichter im Kampfe gegen fremden Uebermuth den Sieg davontragen.

Literarische Rundschau.

Güßfeldt's Andes-Reise.

Reise in den Andes von Chile und Argentinien von Paul Güßfeldt. Mit einer Uebersichtskarte und zwei Spezialkarten. Berlin, Gebrüder Paetel. 1888.

Wir haben nicht nöthig, unsere Leser an die „Reise in den Andes" von Paul Güßfeldt zu erinnern, deren einzelne Abschnitte, von October 1884 bis April 1885, zu den vornehmsten Zierden dieser Zeitschrift gehörten. Aufs Neue bewunderte man in ihnen den kühnen Forscher und den feinen Stilisten, der ebenso wie der Natur, auch der Sprache ihre Geheimnisse abzulauschen weiß; den energischen Reisenden und Ersteiger der Hochgebirge, der die Schrecken der einsamen Gletscherwelt nicht nur zu bändigen, sondern als Berichterstatter auch in wunderbarer Deutlichkeit wiederzugeben vermag; den Mann der Wissenschaft, mit Einem Wort, der, nachdem er sein Material mühsam gewonnen, die vielleicht größere Mühe nicht scheut, es künstlerisch zu gestalten. Er hat die große Natur selbst reden gemacht, indem er jedem ihrer noch so leisen Accente das rechte Wort, den adäquaten Ausdruck lieh. Diese Kraft, Unmittelbarkeit und Frische der Darstellung hat für das Publicum etwas geradezu Bezauberndes gehabt und ihr auch die Herzen Derjenigen gewonnen, welche sich sonst um Schilderungen der zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Reisen nicht eben viel zu kümmern pflegen.

Aber allerdings hat diese Reise einen eminent wissenschaftlichen Zweck gehabt, und er steht sogar in erster Linie, wie jetzt sichtbar wird, wo die Aufsätze der „Rundschau" zu einem stattlichen Band erweitert sind, in welchem, neben der Reisebeschreibung, deren eigentliche Resultate vorliegen. Wir werden, indem wir auf dies bedeutende Werk, dem in der modernen Literatur verwandter Richtung sich so leicht kein zweites an die Seite stellen dürfte, hier näher eingehen, wohl manches, den Lesern dieser Zeitschrift bereits Bekanntes noch einmal streifen müssen; aber auch ihnen wird das Buch, wenn sie es zur Hand nehmen wollen, als ein neues, völlig in sich abgerundetes Ganzes erscheinen, welches den Anspruch, für ein „Stück Selbstbiographie" zu gelten, rechtfertigt.

Der Verfasser wünscht in der Vorrede, daß sein Buch — ehe die directen Resultate seiner Reise in einem geographischen Handbuche „beigesetzt" werden — den Kreis Derjenigen interessiren möge, welche mit ihm die Ansicht theilen, daß „der ethische Werth einer Arbeit nicht in ihren handgreiflichen Errungenschaften liegt, sondern in der Vervollkommnung, welche das Individuum durch eben diese Arbeit erfährt . . . . daß Idealismus, gepaart mit Entsagung, doch glücklicher macht als Gut und Ehren."

Durch fast dreißigjährige Uebung hat Güßfeldt es zu einem erstaunlichen Grade physischer und geistiger Stärke gebracht und fast Unglaubliches geleistet. Dieses „Angeborene und Unveräußerliche der Neigungen und Kräfte" trieb ihn an, auch einen Theil der Andes zu besuchen und den höchsten Gipfel derselben zu besteigen. — In

der Einleitung bespricht er in großen Zügen die Schwierigkeiten, die gewaltigen Eindrücke des Hochgebirges zu fixiren, eine derartige Forschungsreise zu schildern und die nicht minder große, sich nach einer solchen wieder in die heimathlichen Verhältnisse zu finden, nicht zum Sonderlinge zu werden.

Bevor Güßfeldt seine Wanderung mit uns beginnt, behandelt er die Gliederung der Andes nach Erstreckung und Höhe und den verschiedenen Einfluß der Temperatur (je nach Breitegraden) auf die verschiedenen geologischen Formationen, welche die vielfach getheilten und durch Querzüge und Hochebenen verbundenen Ketten der Andes zeigen; und hierbei wird constatirt, daß eigentlich erst ein kleiner Theil dieses gewaltigen Gebirgszuges wissenschaftlich durchforscht sei, nämlich die Andes von Ecuador durch Reiß und Stübel. Im Gegensatze zu vielen jüngeren Reisenden läßt Güßfeldt den Leistungen A. v. Humboldt's volle Gerechtigkeit angedeihen und erklärt, daß nur locale Beschränkung auf einem gut umschränkten Abschnitte der Cordilleren und längere ernste Arbeit auf solchen Gebieten bessere Resultate liefern, d. h. zu einer genauen Kenntniß dieses riesigen Gebirges führen können. Um hierzu einen Beitrag zu liefern, entschloß sich Güßfeldt, die Andes zwischen dem 32 und 35° südl. Br. zu durchforschen. Leider konnte er dieser Aufgabe nur einen Sommer widmen; aber der Gewinn für die Wissenschaft ist darum nicht minder beträchtlich.

Am 15. October 1882 landete Güßfeldt in Valparaiso, und die erste Expedition galt dem am Ende des Cachapualthales belegenen Cypressenthale und der dasselbe gegen das Hochgebirge abschließenden Eiscascade (Gletscher). Das Gebiet hinter derselben war bisher völlig unbekannt gewesen. Güßfeldt bestieg mit seinen Begleitern die linke Felswand zur Seite des Gletschers und entdeckte einen ungeheueren Firnkessel, zusammenfließende Gletscher, eine — wie die späteren Beobachtungen und Erfahrungen zeigten — überaus seltene Bildung in den chileno-argentinischen Andes. Diesen riesigen Gletscher nannte Güßfeldt „Adagletscher". Die Beschaffenheit des Firngebietes war der der Alpen sehr ähnlich.

Die zweite Expedition, vom 1. bis 24. Januar 1883, ging durch das Leñathal über die Cordillere nach Argentinien und von dort über den Maipopaß zurück (nach Besteigung des Maipovulcanes) im Thale des Maipoflusses. Am 19. Januar erreichte Güßfeldt den Gipfel des bisher nie erstiegenen Maipovulcanes (5313 Meter). Die dritte Expedition ging durch das Aconcaguathal nach der Nordseite des Aconcagua, welcher selbst von zahlreichen und hohen Bergen umgeben ist und ganz auf der atlantischen Seite des Gebirges liegt. Die Besteigung bot von der Nordseite weniger Schwierigkeiten als man erwartet hatte, der Gipfel, von einem 4967 Meter hoch belegenen Schneefelde ansteigend, war fast schneefrei. Zwei Versuche wurden zur Erreichung des Gipfels gemacht, beide Male mußte unser Reisender etwa 400 Meter unterhalb desselben umkehren, da Schneestürme losbrachen.

Die geographischen Ergebnisse der Reise sind in den beiden Karten des Aconcagua- und Maipogebietes niedergelegt. Zu denselben ist fast nur das durch die Güßfeldt'schen Aufnahmen gewonnene Material benutzt worden; die außerhalb seiner Route gelegenen Gebiete sind meist weiß gelassen, da die vorhandenen Karten nur so weit Vertrauen verdienen, als sie die chilenischen Tiefebenen und die Westabhänge der Andes darstellen. Der Verfasser sagt über diese Karten: „Die meinigen schämen sich ihrer Dürftigkeit nicht, sie repräsentiren die decente, auf sich selbst gestellte Armuth." Er vergißt aber beizufügen, daß das Wenige, was seine Karten liefern, fast sämmtlich neu ist; daß wir die erste, allerdings noch sehr lückenhafte Karte der centralen chileno-argentinischen Andes, mit Festlegung und Höhenbestimmung zahlreicher wichtiger Punkte, ihm verdanken. — Herr L. von der Vecht, der Zeichner der Karten, deren Ausführung in jeder Beziehung vorzüglich ist, hat nur an wenigen Stellen älteres Material von Pissis und Brackebusch nach kritischer Sichtung benutzt.

Der großen Ausgabe des Werkes sind zwanzig vorzügliche Photographien beigegeben, welche, besonders durch die klare, präcise Erläuterung derselben im Anhange des Werkes, das Verständniß für die Beschreibung der Gebirgsformationen und Land-

schaften, mit denen sich der Text beschäftigt, wesentlich erleichtern. — Nicht nur die Formen der Gebirge schildert Güßfeldt in solcher Weise, sondern auch dem Vegetationscharakter der verschiedenen Höhen und Gebirge widmet er seine Aufmerksamkeit und verräth dabei bedeutende botanische und pflanzengeographische Kenntnisse. Er brachte eine Sammlung von 170 Pflanzenarten von seiner Reise zurück, welche Professor Dr. P. Ascherson bestimmte. Im Anhange des Buches gibt Güßfeldt neben anderen rein wissenschaftlichen Ergebnissen seiner Reise, wie astronomischen Ortsbestimmungen, Höhen- und Distanzmessungen, auch das Resultat dieser Arbeit Ascherson's. — Endlich schenkte unser Reisender auch der Fauna des von ihm bereisten Gebietes einige Aufmerksamkeit und vermehrt unsere Kenntniß derselben durch mehrere interessante Angaben über die Verbreitung gewisser Thiere. Den Condor, den man als allgemein in den Andes verbreitet annimmt, hat Güßfeldt nicht gesehen.

Im letzten Capitel seines Buches theilt er diejenigen Abschnitte seines der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften erstatteten Berichtes mit, welche das Thatsächliche aus dem Reisewerke recapituliren.

Dieser Bericht kann durch seine präcise, rein wissenschaftliche und doch verständliche Sprache als Muster gelten. Er ist frei von aller Ruhmredigkeit und deutet die großen Strapazen, welche der Reisende erduldet, und die großen Ergebnisse, die er erzielt, in bescheidenster Weise an. Er führt nur an, daß wegen des fortwährenden Sturmes der Gebrauch eines Zeltes fast unmöglich gemacht wurde und daß nahezu sechzig Bivaks, zum Theil in Höhen von 3000 bis 5300 Meter, ohne Zelt durchgemacht werden mußten. Ueber den Bau des von ihm besuchten Theiles der Andes sagt Güßfeldt: „Unser Gebiet würde in einer schematischen Zeichnung durch zwei Parallelketten charakterisirt werden, denen auf der Seite des Stillen Oceans eine Küstencordillere vorgelagert ist. Die westliche Kette trägt die Wasserscheide des Pacifischen und Atlantischen Meeres, die östliche Kette wird an mehreren Stellen von den Wasserläufen durchbrochen, welche in der Mulde zwischen beiden Ketten entspringen. Der Bau dieser Mulde ist möglicher Weise einfach, und wenn er erst völlig entziffert sein wird, mit vielleicht wenigen Strichen zu zeichnen. Aber dem Auge des Reisenden, den kein Kartenbild unterstützt, erscheinen bei dem ersten Besuch die Verhältnisse sehr complicirt. Denn ein klar ausgesprochenes Hochthal zwischen beiden Ketten existirt nicht; nur streckenweise kann eine Längsthalbildung zwischen ihnen verfolgt werden; im Uebrigen setzen die aufgeworfenen Querriegel immer wieder Joche an die Stelle der Thalsohle."

Diese etwa vierzig deutsche Meilen lange und im Mittel 3000 Meter hohe Mulde empfiehlt Güßfeldt zur genauen Durchforschung, hält aber die Hülfe europäischer Führer hierbei für nothwendig. Die westliche Hauptcordillere sendet nach der Küste zu vielfach verzweigte, ein Alpenland bildende Seitenketten aus. Diese Wasserscheide überschritt Güßfeldt an vier Stellen (Pässen) in 4107, 3473, 3750 und 3565 Meter Höhe. Die Kammlinie der Cordillere zwischen diesen Pässen steigt zu 6000 Meter und darüber auf, und zwar sind die höchsten Gebirgszüge Abzweigungen der Westcordillere. Die Steilheit der mauerartigen Gebirgswände macht die Besteigung vieler Gipfel unmöglich und verhindert oft im Vereine mit dem heftigen Winde die Ansammlung von Schnee in den höchsten Lagen.

Das Schlußwort, in welchem Güßfeldt seine Ansichten über Werth und Ausführung von Forschungsreisen niederlegt, verdient besonderer Beachtung empfohlen zu werden; denn abgesehen von dem Schatze vieljähriger Erfahrungen und erprobter Rathschläge, den es enthält, zeigt es uns an des Reisenden eigenem Beispiel, daß es kaum eine härtere, gewiß aber keine lohnendere, den Charakter gleichmäßiger nach allen Seiten bildende Schule geben kann, als ein solches Unternehmen. Wir begreifen es daher, wenn Güßfeldt sagt, daß er sein Buch in erster Linie für die Jugend geschrieben habe; was aber keineswegs ausschließt, daß jeder gebildete Mann und jede gebildete Frau die Lectüre desselben als einen edlen Genuß und einen wahrhaften Gewinn betrachten wird. H. P.

oβ. **Die Versuchung des Pescara.** Novelle von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, H. Haessel. 1887.

Wir haben das Erscheinen der Erzählung, welche unsern Lesern bestens bekannt ist, hier nur kurz anzuzeigen; eine eigentliche Kritik beabsichtigen wir um so weniger, als wir die gesammte dichterische Thätigkeit Conrad Ferdinand Meyer's in nächster Zeit einmal zusammenfassend charakterisiren möchten. Unter seinen Novellen ist der vorliegenden am meisten der „Heilige" verwandt; hier wie dort ist es der Glanz einer Läuterung und Verklärung, der den Dichter anzieht, und einen machtvollen Charakter führt er vor, der unter den herannahenden Schatten des Todes in milder Größe siegreich erstrahlt. Ob Pescara der Versuchung zum Verrath, welche an ihn heranschleicht mit umklammernden Armen, widerstehen würde, auch wenn die Gewißheit des Sterbens an unheilbarer Wunde ihn nicht besäße, — darüber gibt uns der Dichter mit guter Absicht keine volle Sicherheit; denn seine Intention ist nicht, einen idealen Helden voll vager Tugenden zu zeichnen, sondern darzustellen, wie im Widerstreit der Pflichten, gedrängt von Feind und Freund und dem geliebten Weibe, das Schicksal selbst, das über Pescara hängt, den tragischen Conflict ihm lösen hilft; wie der gute Genius Tod „den Sturm um seine Ruder bändigt" und ihn groß und rein aus einer ruchlosen Welt scheiden läßt. Aus der Erzählung spricht ein starkes ethisches Empfinden, dem aber die Kraft dichterischer Anschauung und Darstellung stets zur Seite bleibt; die farbige Bestimmtheit der Charakterzeichnung, wie sie in den Figuren des Buffone-Morone und des Verräthers Connetable waltet, ist bewunderungswürdig; und eine bis aufs Letzte gefeilte, eigene Sprache vollendet den Eindruck einer völlig originellen, dichterischen Schöpfung.

ϱ **E. Teza**, Traduzioni. Ulrico Hoepli. Milano. 1888.

In reizender Ausstattung bringt das vorliegende Miniaturbändchen eine Reihe wohlgelungener Uebertragungen aus dem Englischen (Burns, Longfellow, Tennyson), dem Russischen (Puschkin), dem Ungarischen (Petöfi), vornehmlich aber dem Deutschen. Wenn es bisher als ein Mangel der italienischen Bildung galt, daß sie von modernen Cultureinflüssen wenig in sich aufnahm und assimilirte, so bemerkt man jetzt mit Vergnügen, wie die Generation der Jüngeren, diejenige, welche die geistige Kraft der Gegenwart repräsentirt und den politischen Bestand der Zukunft verbürgt, aus dieser unfruchtbaren Vereinsamung herausstrebt und durch Anerkenntniß des Fremden sich und die Nation bereichert. Auch hier erscheint mit der nationalen Wiedergeburt das Productionsvermögen auf allen Gebieten gesteigert; eine neue Literatur ist heraufgeblüht, und ein belebender Austausch hat begonnen. Daß der staatlichen Annäherung Italiens an Deutschland die literarische zur Seite gehen soll, kann von uns nicht freudig genug begrüßt werden, die wir es von Anfang an zu einer unserer Aufgaben gemacht haben, diese Bewegung nach Kräften zu fördern und unsere Landsleute dafür zu interessiren. Herr Teza hat die von ihm aus Goethe's „Hermann und Dorothea" und Heine's Liedern ausgewählten Stücke mit Geschmack und anerkennenswerther Sprachbeherrschung übersetzt. Aber er ist dabei nicht stehen geblieben: wir erhalten von ihm Uebertragungen aus dem Plattdeutschen von Klaus Groth, aus dem Mittelhochdeutschen von Walther von der Vogelweide und sogar aus unserer ältesten Zeit, nämlich aus dem Hildebrandslied. Dieses, in der That, kann zu den übrigen Wunderdingen unsrer Zeit gerechnet werden: ein italienischer Dichter, der Müllenhoff's und Scherer's „Denkmäler deutscher Poesie und Prosa" studirt hat! Wir beglückwünschen ihn dazu und empfehlen sein zierliches Büchlein den weiten Kreisen Derer, denen es, wie uns, Freude machen wird, den deutschen Gedanken in der lieblichen Sprache Italiens wiederzufinden.

Dieselbe große Mailänder Buchhandlung, die, mit ihren Filialen in Neapel und Pisa, sich kein geringes Verdienst um die Hebung und Erleichterung dieses internationalen literarischen Verkehrs erwirbt, beschenkt uns gleichzeitig mit einer Uebersetzung von Conrad Ferdinand Meyer's „Hochzeit des Mönchs":

Le nozze del Monaco. Novella illustrata da artisti fiorentini, versione dal tedesco di P. Valabrega. Ulrico Hoepli, Milano. 1888.

Die einleitenden Seiten über den Dichter zeigen, wie genau auch Herr Valabrega mit unsrer Literatur vertraut ist, während andrerseits, in seiner vortrefflichen Uebersetzung, das Idiomatische von Meyer's Werk, der Geist der italienischen Renaissance deutlich und unmittelbar zur Erscheinung kommt. Die Gestalten dieser Dichtung den heimathlichen Boden gleichsam wieder betreten zu sehen, hat etwas Rührendes, was den natürlichen Zauber derselben erhöht. Die hier und dort in den Text eingefügten kleinen Zeichnungen florentinischer Künstler, eine Landschaft, ein Köpfchen, eine Scene, sind fein und geistvoll.

φ **Autour du Concile.** Souvenirs et croquis d'un artiste à Rome. Ce qui se passe au concile. — types et cérémonies. — Le Vatican intime — Rome capitale. Par Charles Yriarte. 90 Illustrations de Detaille, Godefroy-Durond, Lix, Bocourt de Liphart, Yriarte, Wallet. Eaux-fortes d'après Heilbuth. Paris. J. Rothschild, Éditeur. 1887.

Das Ereigniß von 1870 hat eine fast unübersehbare Literatur hervorgerufen. Sie war weder heiter noch erheiternd, wenn man etwa die „neusten Briefe der Dunkelmänner" mit ihrem köstlichen Latein ausnimmt. Herr Yriarte, der durch seine kunstgeschichtlichen Promenaden weithin bekannt ist, bereichert diese Concilsliteratur mit einem anmuthenden Werkchen, das demjenigen, welcher sich mit den Erzeugnissen der Herren Cecconi, Hergenröther, Friedrich, Ollivier e tutti quanti zu befassen hat, ein erfreuliches Intermezzo auf seinem unerquicklichen Wege bietet. Yriarte und seine Mitarbeiter schildern uns in Wort und Schrift den römischen Hof und das Rom, welches seit dem September 1870 ange-

fangen hat, zu verschwinden und welches noch aus eigener Anschauung gekannt zu haben jedem Liebhaber antiquarischer Dinge ein köstlicher Schatz ist. Wer dies Stück Mittelalter und Barocco nicht mehr selbst geschaut, wird das überaus glänzend ausgestattete Büchlein nicht übersehen dürfen; wir Anderen, die damals mit den Geistern der Vergangenheit in dem päpstlichen Rom zusammenlebten, blicken mit seltsamen Gedanken, halb mit Behagen, halb mit Trübsal, auf jene Blätter und fragen uns vielleicht hier und da mit Staunen, ob wir wirklich Zeitgenossen all' dieser Dinge gewesen sind. *yo.* **Donatello und seine Werke.** Festrede, gehalten im Künstlerverein zu Florenz am Abend des 16. Mai 1887 von P. Villari. Aus dem Italienischen übersetzt von H. N. — D. A. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 1887.

Donatello's Jubiläum hat in Deutschland einen merklichen Widerhall hervorgerufen. Daran ist erstens Schuld die wirkliche Bedeutung des Mannes, zweitens die nicht unerhebliche Ueberschätzung, der seine Werke gerade jetzt anheimgefallen sind, und drittens, was auch zuerst hätte genannt werden können, das wachsende Interesse des deutschen Publicums an Dingen, welche das italienische angehen. So haben sich denn zwei anonyme Uebersetzer daran gemacht, Villari's Rede deutsch wiederzugeben, und ihre Arbeit ziemlich post festum doch noch zum Drucke befördert. Wissenschaftlich Neues zu bringen, konnte des Redners Absicht nicht sein: in solchen Fällen ist geboten, das, was alle Welt weiß und empfindet, einem freundlich gesinnten Auditorium recht fließend zu wiederholen. Dieser Aufgabe gerecht zu werden, versteht Niemand so gut als der Italiener. Der sinnliche Genuß des Redens und Redenhörens, wie er in Italien noch lebendig ist, bringt hier Wirkungen hervor, wie wir sie im Norden nur bei musikalischen Productionen kennen lernen. Eleganz der geistigen Wendung, Liebenswürdigkeit der Gesinnung und Wohlklang des Accentes vereinigen sich in solchen Fällen zu einem unbeschreiblichen Zusammenklange. Villari ist bekannt als guter Redner bei öffentlichen Gelegenheiten, und auch in diesem Vortrage wird er sich bewährt haben. Die Uebersetzer haben das Ihrige zu thun versucht, ihn uns zu vermitteln.

μχ **Ithaka** von Alexander Freiherrn von Warsberg. Mit Aquarelldrucken von Ludw. H. Fischer. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1887.

Warsberg's „Ithaka" (nebst einem Theile von Kephalonia) erscheint hier als Separatabdruck aus seinen „Odysseelandschaften" mit einem Gewande angethan, worin es alle uns bekannten Reiseschriften über Griechenland weitaus überstrahlt. Wir waren stets der Ansicht, daß gerade das Aquarell mit seinen leichten, durchsichtigen Tönen jene spiegelnden Meeresflächen und stillen Buchten, jene graugelben, doch auch von mannigfachen Lichtreflexen und leichter Vegetation angehauchten Bergindividuen, vor allem die zarten Linien der Fernsichten griechischer Landschaft, vortrefflich auszudrücken geeignet ist. Daneben beleben charakteristische Vignetten den Text und vermehren die Lust, dem begeisterten Verfasser durch Meeresstraßen und Gebirgspässe, zu Häfen, Gartenlandschaften, Ruinen und Felsenwildnissen nachzustreben und seinen Phantasien zu lauschen. — Baron von Warsberg ist ein liebenswürdiger Dilettant des Classicismus mit den Neigungen des Sportsman und Aristokraten. Europamüde, fühlt er sich auf Ithaka als König, fern von der modernen Civilisation, die ihm als „Demoralisirung", „Verbürgerlichung" gilt. Die Luft der griechischen Gestade ist ihm unverfälschter Lebensathem. Er ist aufrichtiger Homer- oder richtiger Odysseeenthusiast, weniger als Archäolog, wie Schliemann, wie als Landschafter und Poet. Diesem verzeiht man es, wenn auch er mit gläubig unkritischem Gemüthe die Schweineställe des Eumaios, die Grotte der Nymphen, den Garten des Laërtes, den Palast des Odysseus aufsucht. Die innere, dichterische Wahrheit, welche er hier in der Wirklichkeit nachempfindet, bleibt doch unverlorener Gewinn und Genuß. Der Verfasser erscheint als gründlicher Kenner, als feiner Beobachter der großen und kleinen Natur. Die meisten Schilderungen sind von schlagender Charakteristik und unter den Gedankenarabesken findet sich, neben einzelnem Barocken und Empfindelnden, öfter noch manch tiefes und schönes Wort.

μχ **Meyer's Reisebücher. Türkei und Griechenland, untere Donauländer und Kleinasien.** Zweite Auflage. Mit 9 Karten, 27 Plänen und Grundrissen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1888.

Das verflossene Decennium wird unzweifelhaft auch späteren Geschlechtern als Beginn einer neuen Epoche unserer Bekanntschaft mit dem Orient, namentlich Griechenland, gelten. Die Forschungen und Entdeckungen gingen voran, wir erinnern nur an Olympia, Mykenai, Tiryns, Troja, Pergamon. Der Strom der Reisenden ist bald nachgefolgt; letzten Winter z. B. vermochten ihn die geräumigen Gasthöfe Athens zeitweilig kaum zu fassen.

Anfangs der 80er Jahre erschienen die ersten deutschen Reisehandbücher von Meyer und Baedeker; sie waren bald vergriffen und für beide mußte seit 1886 eine Neubearbeitung vorgenommen werden, deren eine uns bereits vorliegt. Wir halten es für praktisch, daß darin die Türkei mit Griechenland verbunden auftritt, wie ja auch der Fremde sich in den seltneren Fällen auf das letztere beschränken wird. Daß wir von Konstantinopel bis zu den unteren Donauländern und Budapest geleitet werden, hat Ref. noch im Herbste als große Annehmlichkeit erprobt. Ueber die ausgewählten Routen dürfte Derjenige, welcher nicht spezielle Zwecke verbindet, auch in Griechenland kaum hinausgehen. Für Athen wollen wir noch bemerken, daß unser Handbuch bereits Zeugniß gibt von der endgültigen und würdigen Reorganisation der Kunstsammlungen. Soviel wir wissen, sind die betreffenden Abschnitte im letzten Winter von einem jüngeren Archäologen bearbeitet worden und bieten somit die Gewähr einer vollkommen zuverlässigen Führung. Das Werk ist reichhaltig mit Karten und Plänen

ausgestattet und kann somit in jeder Hinsicht als trefflich empfohlen werden.

μχ **Dalmatia,** the Quarnero and Istria, with Cettinge in Montenegro and the Island of Grado, by T. G. Jackson. III. voll. Oxford, At the Clarendon Press. 1887.

Das höchst stattlich auftretende Werk ist die Frucht dreier Expeditionen, welche der Verfasser, Architekt zu Oxford, von seiner Gattin begleitet, in den Jahren 1882, 1884 und 1885 nach Dalmatien, dem dalmatinischen Archipel und Istrien (nebst Abstechern nach Montenegro, sowie nach Aquileja und der Lagunneninsel Grado) unternommen hat. Während die römischen Alterthümer dieser Landstriche, die diokletianischen Bauten bei Spalato, die Denkmäler von Pola u. s. w. schon im 17. und 18. Jahrhundert bekannt zu werden anfingen (durch Wheler, R. Adam, Stuart), hat die hochentwickelte mittelalterliche Kunst derselben erst in neuester Zeit, namentlich durch Eitelberger in Wien, theilweise Berücksichtigung erfahren. Herr Jackson bietet nun zum ersten Male ein vollständiges, überraschend reichhaltiges Repertorium der baulichen Ueberreste mit Hinzunahme des inschriftlichen Materiales und der Kleinkunst. Die eingehenden Beschreibungen werden durch 66 Tafeln und 131 Holzschnitte, meist Originalaufnahmen, illustrirt. Zahlreiche Denkmäler, vorzugsweise auf den Inseln, sind für die Kunstwissenschaft gewissermaßen erst neu entdeckt worden. Rom und Venedig haben nach einander gerade diesem Küstengebiete ein unveränderliches Gepräge aufgedrückt. Daneben bleiben auch ungarische Einwirkungen auf die Kunst in Dalmatien zu beachten. Sehr dankenswerth sind die historischen Excurse, welche der Verfasser den Beschreibungen der Landschaften, sowie jeder einzelnen Stadt vorausgeschickt hat. Er verarbeitete dazu ein sehr zerstreutes, schwer zugängliches, vielfach nur an Ort und Stelle handschriftlich aufbewahrtes Quellenmaterial. Die Naturschilderungen sind verlockend; dem Charakter und der Gastfreundschaft der Bewohner wird ein vorzügliches Zeugniß ausgestellt. Bisher haben diese Gegenden fast nur englische Schriftsteller gefunden und ihre Werke (selbst das des Prof. Eitelberger) einen Leserkreis fast nur in England. Hoffentlich gelingt es dem vorliegenden Werke, auch in Deutschland und Oesterreich das Interesse zu erwecken, welches dieselben mit ihrer auf der gesammten Balkanhalbinsel einzigartigen Cultur in hohem Grade verdienen.

γο. **Herder's sämmtliche Werke.** Herausgegeben von Bernhard Suphan. Dreizehnter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1887.

Dieser Band bringt endlich die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", das Buch, dessen hundertjähriges Jubiläum in unserer erinnerungsfestfeierseligen Zeit vor drei Jahren hätte begangen werden können. Ein literarisches Denkmal deutscher geistiger Arbeit, das jedem Jahrhundert, welches sich dieses Besitzes erinnern will, zum Stolz gereichen wird. Nirgends bricht Herder's Größe so hervor wie in dieser Arbeit, die er in seinem vierzigsten Jahre abschloß. Sie ist das schönste Zeichen seines gemeinschaftlichen Fortschreitens mit Goethe, den wir bei vielen dieser Gedanken als Schutzgeist zu denken haben. Wenige Jahre weiter, und es theilen sich ihre Wege. Bei Herder beginnen die selbstverzehrenden Tage nun, in denen die Sonne nicht mehr so warm wie früher schien und ihm die Dinge nicht mehr so fruchtbringend und freundlich in die Seele malte.

Die „Ideen" muß man gelesen, nicht bloß über sie gelesen haben. Sie begründeten die ideale Beobachtungsstation, von der aus so Viele nach Herder unsere Erde als Stern unter anderen Gestirnen ansehen lernten. Dieses Buch machte bei uns das Gefühl populär und verständlich, das, zwischen Bescheidenheit und Bewußtsein von Größe in richtiger Mitte liegend, den Erscheinungen der Natur (was wir heute unter diesem Worte begreifen) gegenüber uns erfüllen soll.

Die „Ideen", in dieser neuesten Gestalt neu auftauchend, zeigen recht, was Suphan für Herder geleistet hat. Er hat Herder's Gestalt in die Literaturgeschichte, innerhalb deren sie fast nur noch eine mythische Geltung besaß, lebendig wieder eingeführt. Haym's Buch empfängt jetzt erst, wo die Werke Herder's wieder gelesen werden können, seine volle Wirkung. Man möchte die „Ideen" recensiren, als kämen sie heute frisch heraus. Man möchte auf ihren reichen Inhalt, auf die begeisterte und begeisternde Sprache, auf die Klarheit der Gedanken hinweisen. Zwei Denksprüche hat Herder auf den Titel des Buches, und der ersten Seite gegenüber drucken lassen. Auf den Titel eine Stelle des Persius:

— Quem te Deus esse
Jussit et humana qua parte locatus es in re
Disce —

(Wie du bist, Gottes Befehl zufolge, und welche Stelle dir im Gemeinwesen der Menschen angewiesen sei, das lerne.)

Persius pflegt für dergleichen Anmahnungen ethischer Art sonst nicht eben citirt zu werden. Wir knüpfen die Bemerkung daran, daß uns erlaubt scheint, vom innern sittlichen Halt der aufeinander folgenden Jahrhunderte des römischen Kaiserreiches eine vortheilhaftere Anschauung zu hegen, als sie gemeinhin verbreitet ist.

Das zweite Motto ist Plinius entnommen, den man heute ebenfalls oberflächlicher zu nehmen pflegt, als er vielleicht verdient.

Quid non miraculo est, cum primum in notitiam venit? Quam multa fieri non posse, priusquam sint facta, judicantur! Naturae vero rerum vis atque majestas in omnibus momentis fide caret, si quis modo partes ejus ac non totam complectatur animo.

(Manches wird uns in dem Augenblicke, so wir es zum ersten Male beobachten, wunderbar und unglaublich erscheinen; bei Manchem, ehe es geschah, unmöglich, daß es geschähe. Die Kraft und Majestät der schaffenden Natur muß aus der Gesammtheit dessen erkannt werden, was sie umfaßt; wer nur am Einzelnen haftet, versteht sie nicht.)

Diesen Römern stand klar vor Augen, daß ohne den Hinblick auf eine Totalität der natürlichen Erscheinungen der richtige Maßstab für

das Einzelne nicht zu gewinnen sei. Und diese Totalität, als eine Idee außer aller Erfahrung liegend und dennoch unentbehrlich, trug Plinius vielleicht nicht viel anders in den Gedanken als wir heute, trotz der unendlichen Fortschritte, die die Naturwissenschaften gemacht haben. Herder's Buch enthält, was die Einzelheiten anlangt, mancherlei Irrthümer, die mittelmäßige Schulgelehrsamkeit heute corrigiren kann. Dem Ganzen aber schaden diese Mängel nichts. Die Gesammtheit seiner Anschauungen war kein Resultat mechanischer Anhäufung von Kenntnissen, sondern entsprang innerer Verwandtschaft mit dem Inbegriffe dessen, was wir Menschen die irdischen und göttlichen Dinge nennen. Dieselben Probleme, die uns heute zum Theil beängstigen, zum Theil erheben, erfüllten auch ihn, und die Art, wie er die uns umgebende Masse des Gewußten und Nichtgewußten zu ordnen bestrebt war, darf uns mit der gleichen Ehrfurcht vor ihm erfüllen, mit der sie seine Zeiten erfüllt hat.

Gegen den Schluß der Vorrede sagt er: „In den meisten Stücken zeigt mein Buch, daß man jetzt noch keine Philosophie der menschlichen Geschichte schreiben könne, daß man sie aber vielleicht am Ende unseres Jahrhunderts oder Jahrtausends schreiben werde." Die, welche das Ende unseres Jahrtausends erleben, dürften sich einst vielleicht ebenso bescheiden vernehmen lassen. „Herders Ideen habe ich nur durchlesen," schreibt Goethe aus Rom, wo er den zweiten Theil empfing, „und mich des Buches außerordentlich gefreut. Der Schluß ist herrlich, wahr und erquicklich, und er wird, wie das Buch selbst, erst mit der Zeit, vielleicht unter fremden Namen den Menschen wohlthun. Je mehr diese Vorstellungsart Verbreitung gewinnt, je glücklicher wird der nachdenkliche Mensch werden."

Goethe hatte recht gesehen: Schon sind eine Menge Herder'scher Gedankenreihen unter fremdem Namen, oder ganz ohne Namen, bei uns im Flusse.

Goethe behandelt das Buch hier als trete es ihm zum ersten Male entgegen, da er es doch in allen Stadien kannte. Suphan's Mittheilungen aus den vorbereitenden Manuskripten zeigen am besten, wieviel Arbeit dazu gehörte, Herder's Anfangs schwere und ungefüge Gedankenmassen leicht und locker zu machen. Bei Manchem hatte Goethe früher erklärt (vgl. S. 448, Anm. 1), „daß füglich kein Wort davon stehen bleiben könnte". Allerdings finden sich hier Gedankenreihen von höchst revolutionärer Art, bei denen der Zusammenhang mit der Gesinnung, aus der Rousseau's Contrat social geflossen war, hervortritt. —

Zugleich mit diesem 13. Bande ist der 16. herausgekommen — (die Bände erscheinen bekanntlich außer der Ordnung, und es sind im Ganzen bis jetzt 23 heraus), — der die „Zerstreuten Blätter" und die „Kleinen Schriften" enthält, außerdem die Schrift „Gott" vom Jahre 1787. Ueber diese sei nur citirt, was wiederum Goethe aus Rom schreibt: „Man nimmt dieses Büchlein wie andre, für Speise, da es eigentlich die Schüssel ist. Wer nichts hineinzulegen hat, findet sie leer."

Im gleichen Bande sind auch Herder's Vorschläge für Stiftung einer „Deutschen Akademie" abgedruckt, auf die wir bei der heutigen Neigung, sich mit diesem Gedanken wieder zu beschäftigen, hinweisen. Die Deutsche Akademie sollte nach den Provinzen des Reiches überall gleichzeitig unter einem Präsidenten constituirt werden und sich in großen Gesammtsitzungen zeitweise vereinigen. Und zwar sollte dieser Versammlungsort „mitten in Deutschland" sein, an einem Orte, der, „nebst den Bequemlichkeiten des Aufenthaltes auch den Vortheil habe, daß er unter den Einflüssen keines Hofes stehe." (S. 613). Die „historischen Acten" dieser Akademie wollen als ein „Jahrbuch des Deutschen Nationalgeistes" gedruckt werden, ꝛc. Der Plan liegt bis in die Einzelheiten ausgearbeitet vor.

εσ. **Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke.** Vornehmlich nach dem literarischen Nachlaß und ungedruckten Briefen der Dichterin. Von Hermann Hüffer. Mit drei bildlichen Beilagen. Gotha, F. A. Perthes. 1887.

Abseits vom literarischen Markt hat sich Annettens poetische Welt ausgebreitet. Ein gealterter und beruhigter Abkömmling der Geniezeit war ihr erster Berather. Ein blinder Philosoph zu Münster wurde ihr Vertrauter. In die freien Bildungssphären Goethe's ist sie nicht eingegangen. Später hatte sie ein halbmütterliches Verhältniß zu dem liebenswürdigen, aber oberflächlichen Levin Schücking, doch alles Literatenthum blieb ihr unsympathisch. Ihre herbe Weiblichkeit wehrte in streitbaren Strophen die thränenseligen wie die emancipirten Schriftstellerinnen ab. Früh durch Haxthausens und Grimms auf die romantischen Bewegungen hingewiesen, bekannte sie sich trotz vieler starker Verbindungsfäden nicht zur Romantik, in deren Nachgeschichte der Literaturhistoriker ihre Dichtung doch einreihen wird. Der größte Poet der neukatholischen Romantik, Brentano, ist dieser katholischen Poetin fremd geblieben. Sie hat Märchen aufgelesen und Volksliedern gelauscht, Provinzbräuchen nachgespürt und kleine Alterthümer gesammelt, aber die mittelalterliche Welt des Schwager Laßberg und seiner Germanisten nie begriffen. Einem gläubigen Adelsgeschlecht der rothen Erde entsprossen, dichtete sie gern auf religiöser Spur und ergoß die Sehnsucht und Sorge ihres Gemüths ohne dogmatische Beschwerung und Beschränkung, aber zu kritischen Zeiten mit muthiger Bekenntnißfreude, in „Geistliche Lieder". Sie kennt die pietistischen Molltöne einer Luise Hensel nicht, aber sie hat mehr behaglich als erbaulich in „Des alten Pfarrers Woche" ein katholisches Seitenstück zu Voß geliefert. Westfälische Landskraft erfüllt ihre von vagerer Schilderung zu kraftvoller Kriegsgeschichte fortschreitende Verspik, ihre meisterhafte Novelle „Die Judenbuche", ihre Aufsätze über Paderborn und Münsterland und „Bei uns zu Lande auf dem Lande", ihre Balladen, ihre Naturbilder. Sie weiß, daß sie „nur im Naturgetreuen, durch Poesie veredelt", etwas leisten kann. Auf der Haide ist sie daheim, das kleine Leben der Gräser und Thierlein hat sie liebevoll er-

schaut. Die ganzen Schauer des Moors haben sie nebelnd umfangen. Nochmals, man verkenne neben dem Einflusse Scott's und der Seeschule nicht den vielleicht unbewußten, jedenfalls sehr starken Einfluß der deutschen Romantik: frühe Wendung zum Rittergedicht, Streifzüge auf romanisches und orientalisches Gebiet, historische Stoffe aus älteren Jahrhunderten, Kirchliches, gespenstische Balladen, „ein düstres Lied, das schaudernd sich dem kranken Haupt entwand", Vorliebe für Nachtseiten der Natur, Tieck'sche Virtuosität in schauriger Belebung der Natur, grauenhafte Stimmungen, Ahnungen und Träume — man könnte lange so fortfahren, ohne das Erlebte aus der Heimath der „Vorkieker" und Moorsagen und „mein ganzes liebes Zusammenleben mit mir selbst unter blauem Himmel und Waldesgrün" zu vergessen. Die Sprache der Liebe hat ihre Muse nie gelernt, und Seelenkämpfe mancher, auch religiöser Art hat Annette, in Briefen so freimüthig, doch nicht in klare Worte gefaßt. Ihr fehlt Vieles, was wir bei dichtenden Frauen zunächst suchen, sowohl Vorzüge als Mängel. Die herbe Eigenart dieser auch dem freundlichen Humor wie der pathetischen Rügedichtung nicht fremden Poesie machte den Wunsch nach näherem Einblick in die Lebensschicksale der seltenen Frau doppelt rege. Annette hat einen eigenen Stil, dem nur zeitweise fremde Flocken angeweht sind und der bei großem Sprachreichthum Stereotypes, Dunkelheit, schwere Prägung, Ueberladung, ja auch Geschmacklosigkeit und Unrichtigkeit nicht immer vermeidet, wie glücklich er oft im einfachen deckenden Ausdruck ist. Auch hier westfälische Farbe. Was sie am Bodensee dichtete, zeigt sie meist dem nährenden Dichterboden entrückt. Ihre kurzsichtigen Augen wußten daheim unübertrefflich Bescheid; das große Alpentheater konnte sie aber nicht in klaren Umrissen festhalten, so daß Annette das Hochgebirge im „Hospiz" noch ohne Autopsie wesenhafter vergegenwärtigte als in den nahe beim Säntis geschaffenen Gedichten. Doch ist ihr nicht im Münsterland, sondern in schwäbischer Erde die letzte Stätte bereitet worden.

Mit dem unsern Lesern bekannten wohlbelohnten Eifer und einer unbeirrbaren Kenntniß, die von alter landsmannschaftlicher Liebe durchwärmt ist, hat Hüser ein Lebensbild Annettens entworfen, das sich in saubersten Ausführung von einem reichen Hintergrunde der Landschaft, der Familien- und Freundschaftsgeschichte abhebt. Gedichte und Leben werden in wechselseitiger Erhellung gezeigt. Vielleicht bieten einige Partieen mehr Materialien als Darstellung, aber eine Fülle von Briefen macht uns die Dichterin am vertrautesten. Biographische und textkritische Forschung hat sich gerade im letzten Jahrzehnt emsig mit Annette beschäftigt, und eine vierbändige Ausgabe von W. Kreiten (Münster und Paderborn, Schöningh) ist eben mit werthvollen Beigaben erschienen; sie bedürfte einer besonderen Würdigung. Niemand aber hat sich um Annettens Andenken so gewichtige Verdienste erworben wie Hüser.

ϱ. **Das Buch der Jugend.** Ein Jahrbuch der Unterhaltung und Belehrung für unsere Knaben mit Beiträgen von Dr. G. Diercks, J. Dufresne ꝛc. Mit über 300 Text- und vielen Farbendruckbildern. II. Stuttgart, K. Thienemann's Verlag, Gebrüder Hoffmann.

Man kann zum Lobe dieses stattlichen, reich illustrirten Bandes vielleicht nichts Besseres sagen, als daß ihn auch Erwachsene mit Vergnügen durchblättern werden, obgleich er den Gesichts- und Interessenkreis der Knabenwelt nirgends überschreitet. Aus dem Aufsatz über die Weltsprache, Volapük z. B. wird ein Jeder, auch wenn er den Schuljahren weit entrückt ist, Belehrung schöpfen. Ein gesunder Geist, solch' einer, der unsere Knaben zu kräftigen Jünglingen erziehen und dereinst tüchtige Männer aus ihnen werden sehen möchte, weht durch diese Blätter, welche in verständiger Wahl und beständigem Wechsel Erzählungen, Geschichtliches und Culturgeschichtliches, Physikalisches, Mittheilungen aus dem Thier- und Pflanzenreich, Anleitung zu Handfertigkeiten, Sammlungen und Spielen sowohl im Freien als im Zimmer bringen. Einen besseren Kameraden könnte man einem Knaben schwerlich geben, und wir glauben wohl, daß dieses Jahrbuch unter unsrer Jugend sich rasch einbürgern wird.

ϱ **Karl Müldner von Mülnheim.** Ein hessisches Zeit- und Lebensbild von Wilhelm Rogge-Ludwig. Kassel, Georg H. Wigand. 1885.

Ein interessanter, wenn auch nicht besonders erfreulicher Beitrag zur Geschichte des Kurfürstlichen Hauses, seiner mannigfachen inneren Zerwürfnisse und daraus hervorgehenden oder durch sie verschärften Conflicte mit dem Land unter Wilhelm II., dessen Generaladjutant der Held des vorliegenden Schriftchens ist. Aus bürgerlichem Stand, ein erprobter Militär und durchaus achtungswerther Charakter, genoß er des höchsten Vertrauens seines Herrn, auf dessen Entschlüsse, namentlich in der Verfassungsangelegenheit von 1830, er einen heilsamen Einfluß ausübte, bis freilich auch er an dem letzten Grund alles Uebels: dem Verhältniß des Kurfürsten mit der Gräfin Reichenbach, geb. Ortlepp aus Berlin, scheiterte. Später unter dem letzten Kurfürsten und dem liberalen Ministerium von 1848 noch einmal reactivirt, trat er 1850, vor dem seit Hassenflug's Wiederberufung drohenden Verfassungsstreit, endgültig zurück und schloß hochbetagt, aber friedlich sein vielbewegtes Leben 1863 in Marburg. Man wird die Biographie dieses Ehrenmannes, der sich unter den schwierigsten Verhältnissen behauptet, nicht ohne Theilnahme lesen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Amyntor. — Eine heilige Familie. Roman von Gerhard von Amyntor. Dritte Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

Balleygnier. — Les Rogimbot. Par Mme. Noémi Balleygnier. Paris, Maison Quantin. 1887.

Bibliothek der Gesamt-Litteratur des In- und Auslandes. 156/160. Halle, Otto Hendel. 1888.

Brückner. — Die Aerzte in Russland bis zum Jahre 1880. Ein Beitrag zur Geschichte der Europäisirung Russlands von A. Brückner. St. Petersburg, H. Schmidtzdorff (K. Hammerschmidt). 1887.

Bulthaupt. — Vier Novellen von Heinrich Bulthaupt. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1887.

Carnoy. — Hans Mertens par Henry Carnoy. Paris. Maison Quantin. 1887.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausgeg. von Franz v. Holtzendorff. Neue Folge. Zweiter Jahrg. Heft 10: Augendtypen. Ein ernstes Wort im Plaudertone für Eltern und Erzieher. Von P. Jende. Hamburg, J. F. Richter. 1887.

Die christliche Welt. — Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten. Erster Jahrgang. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1887.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. — 4. Jahrgang. Bd. 9/10: Zita von Hector Marlot. Stuttgart, J. Engelhorn.

Gedankenlese aus Shakespeare's dramatischen Werken. Zusammengestellt und ausgewählt von G. Mühry. Hameln, Th. Fuendeling.

Geffcken. — Politische Federzeichnungen von F. H. Geffcken. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1888.

Goethe. — Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgeg. von B. J. Schröer. Zweiter Theil. Zweite durchaus revidirte Auflage. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1888.

Gottschick. — Luther's Anschauungen vom christlichen Gottesdienst und seine thatsächliche Reform desselben von Johannes Gottschick. Freiburg i. Br., J. F. B. Mohr. 1887.

Heinrich Heine's sämmtliche Werke. Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und Verzeichnissen sämmtlicher Lesarten. III. Band. Von Dr. Ernst Elster. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Hermann. — Sokrates. Ein Trauerspiel von Ernst Hermann. Mannheim, J. Bensheimer's Verlag. 1888.

Hüttmann. — Wilde Rosen. Vorträge und lyrische Gedichte von Wilhelm Hüttmann. Leipzig, Reinhold Werther.

Im Kampfe um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. Freiburg i. Br., J. F. B. Mohr. 1888.

Kunst u. Gewerbe. Zeitschrift zur Förderung deutscher Kunst-Industrie. Herausgegeben vom Bayrischen Gewerbemuseum zu Nürnberg. Redigirt von Dr. J. Stockbauer. XXI. Jahrgang. Nürnberg, Verlagsanstalt des Bayr. Gewerbemuseums (C. Schrag).

Langen. — Des Menschen Herz. Gedichte von Siegfried Martin Langen. Berlin, J. Zenker's Verlag. 1888.

Lassar. — Ueber Volks- und Arbeiter-Bäder von Dr. med. Oscar Lassar. Mainz, Karl Walhau's Druckerei. 1887.

Lemcke. — Der deutsche Kaisertraum und der Kyffhäuser. Von Paul Lemcke. Magdeburg, Verlag der Faber'schen Buchdruckerei. 1888.

Les vingt-huit jours de Suzanne par Tante Jane. Paris, Maison Quantin. 1887.

Lilieneron. — Unter flatternden Fahnen. Militärische und andere Erzählungen von Detlev Freiherr von Lilieneron. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

Litterarische Volkshefte. 4: Dumas, Sardou und die jetzige Franzosenherrschaft auf der deutschen Bühne von Heinrich Bulthaupt. Berlin, Richard Eckstein Nachf. (Hammer u. Runge).

Marriot. — Der geistliche Tod. Roman von Emil Marriot. Zweite Auflage. Berlin, F. & P. Lehmann. 1888.

Maupassant. — Pierre et Jean. Par Guy de Maupassant. Deuxième édition. Paris, Paul Ollendorff. 1888.

Mietzke. — Ut minen ollen Fründ Muse sine Huslihrertid. In plattdütsche Mundort von Ernst Mietzke. Berlin, Otto Dreyer.

Moleschott. — Zur Feier der Wissenschaft. Rede gehalten bei Wiedereröffnung der Universität zu Rom am 3. November 1887 von Jac. Moleschott. Gießen, Emil Roth. 1888.

Oliphant. — The makers of Venice, Doges, conquerors, painters and men of letters. By Mrs. Oliphant. London, Macmillan & Co. 1887.

Parri. — Vittorio Amadeo II. et Eugenio di Savoia nelle guerre della successione spagnuola. Studio storico con documenti inediti. Del Ettore Parri. Milano, Ulrico Hoepli. 1888.

Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde. IV. Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert bearbeitet von Konstantin Höhlbaum. II. Band. Leipzig, Alphons Dürr. 1887.

Rogers. — A history of agriculture and prices in England. From the year after the Oxford parliament (1259) to the commencement of the continental war (1793). Compiled entirely from original and contemporaneous records by James E. Thorold Rogers. Vol. V./VI. Oxford, At the Clarendon Press. 1887.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. Neue Folge. Zweite Serie. Heft 17: Hannibal's Zug über die Alpen. Vortrag von Dr. F. Buchheister. Heft 18: Ueber die Disposition verschiedener Menschenrassen gegenüber den Infectionskrankheiten und über Acclimatisation. Vortrag von Hans Büchner. Hamburg, J. F. Richter. 1887.

Schulpe. — Fremdländische Blumen. Eine Sammlung mustergültiger metrischer Uebersetzungen von modernen Autoren. Gesammelt und geordnet von Georg von Schulpe. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

Schwizer-Tüfisch. — Gesammelt und herausgegeben von Prof. O. Sutermeister. Hft. 40/41. Luzern und Aargau. Zürich, Orell Füßli & Comp.

Seidel. — Naturfänger. Von Heinrich Seidel. Mit 110 Originalzeichnungen von H. Giacomelli. Leipzig, B. Elischer. 1888.

Stranz. — Ein Theater-Conflict. Mitgetheilt von Ferdinand von Stranz. Berlin, J. Zenker's Verlag. 1887.

Universal-Bibliothek. — 2333/2335: Uli der Knecht von Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius). In der ursprünglichen Gestalt mit Worterklärungen herausgegeben und eingeleitet von Ferdinand Vetter. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Verona-Gentile. — Nora. Romanzo di Anna Verona-Gentile. Milano, A. Brigola & Co.

Vieweger. — Das Einheitsgymnasium als psychologisches Problem behandelt, zugleich eine Lösung der Ueberbürdungsfrage auf psychologischer Grundlage von L. Vieweger. Danzig, L. Saunier's Commissions-Verlag. 1887.

Walcker. — Handbuch der Nationalökonomie. Von Dr. Karl Walker. 6 Bde. Zweite verb. Auflage. Leipzig, Rossberg'sche Buchhandlung. 1888.

Wald-Zedtwitz. — Der Fluch von Braneck. Roman von E. von Wald-Zedtwitz. 3 Bde. Berlin, Otto Janke.

Weber. — Aerztinnen für Frauenkrankheiten. Eine ethische und sanitäre Nothwendigkeit. Von Mathilde Weber. Tübingen, Franz Fues. 1888.

Witt-Doy. — Les cœurs aimants. Par Mme. de Witt et Mlle. S. Doy. Paris, Maison Quantin. 1887.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Band XIII. Hft. 3: Die literarischen Strömungen der neuesten Zeit, insbesondere die sogenannten „Jungdeutschen". Von Dr. G. Oertel. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1887.

Der Empfang aller Neuigkeiten, welche der Redaction der „Deutschen Rundschau" unverlangt zugehen, wird in vorstehendem Verzeichniß bestätigt. Irgend eine Garantie der Besprechung kann die Redaction ebenso wenig übernehmen wie eine Verpflichtung der Rücksendung.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Erwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Fremdes Blut.

Erzählung

von

Wilhelm Berger.

Olinde war Lehrerin geworden. Nicht aus Neigung, noch weniger aus innerem Beruf. In leidlichen Verhältnissen aufgewachsen, bis sie vierzehn Jahre alt war, verlor sie rasch nacheinander beide Eltern, und fiel, da deren Nachlaß sich als überschuldet auswies, engherzigen Anverwandten zur Last, die darauf drangen, das Mädchen solle so bald als möglich ihr eigenes Brot verdienen. Um dem Loose der Dienstbarkeit zu entgehen, vor welchem Olinde eine instinctive Scheu hatte, faßte sie den Entschluß, sich für das Lehrfach auszubilden, und nach harten Kämpfen gelang es ihr, die nöthigen Mittel von ihren Verwandten bewilligt zu erhalten. Obgleich nur mäßig begabt, vermochte sie doch, da sie mehr als gewöhnlichen Fleiß aufwandte, nach drei Jahren ihr Examen abzulegen. Und bald darauf erhielt sie auch eine Anstellung in einer großen Stadt in der Nähe der Nordsee.

Nun genoß sie ein Einkommen, das zur Befriedigung ihrer bescheidenen Bedürfnisse mehr als hinreichte, und war, was sie sich immer sehnlichst gewünscht hatte, in ihrem Privatleben vollständig ihre eigene Herrin. Sie war glücklich, und glaubte eine Stellung errungen zu haben, in welcher ihr für allezeit die Zufriedenheit sicher wäre.

In der That verliefen ihr die ersten Jahre in ihrem Berufe so rasch wie angenehm. Das schmächtige, in der Entwicklung zurückgebliebene Mädchen blühte auf und wurde mit ihrem guten, offenen Gesicht und den klugen, ernsten Augen darin eine angenehme Erscheinung. Auch ihr natürlicher Frohsinn brach wieder durch, und die ihr angeborene Gabe, sich in Menschen und Verhältnisse zu schicken, erwarb ihr eine Menge von Freundinnen.

Mit der Zeit jedoch, da ihr Leben jahrein jahraus nach derselben Schablone verlief, wurde Olinde von einem leichten Mißmuth ergriffen, wenn sie sich vorstellte, daß sie keine Abwechselung zu erwarten habe. Nicht als ob sie begonnen hätte, Wünsche zu nähren, deren Erfüllung außer ihr selbst lag; dazu war sie zu

verständig. Ueberhaupt wußte sie nicht eigentlich, was sie nun anders haben wollte; sie empfand nur einen dunklen, unbestimmten Widerwillen gegen die Einförmigkeit ihres unwiderruflichen Lebensschicksals.

Während Olinde, nunmehr zweiundzwanzig Jahre alt, sich in dieser Gemüthsverfassung befand, kehrte, nach langem Aufenthalte in Westindien, wo er sich ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, Gebert Ommen in seine Vaterstadt zurück — eben jene Stadt, in welcher Olinde lebte. Ommen wollte sich in seiner Heimath niederlassen, um in Behaglichkeit zu genießen, was ihm dieselbe an Annehmlichkeiten des Lebens bot. Der etwa Vierzigjährige verschloß sich der Erkenntniß nicht, daß er in der Sonne der Tropen vorzeitig gealtert hatte; ein ruhiger Zustand mit stillen Freuden schien ihm derjenige zu sein, in dem er hoffen durfte, dem Leben noch eine Reihe von Jahren abzugewinnen. Er suchte eine Frau — als Gesellschafterin, als Pflegerin. Der reiche, verwöhnte Mann forderte zunächst von seiner künftigen Frau, daß sie keinen Familienanhang habe, damit einerseits sie gänzlich auf ihn angewiesen sei, andererseits er nicht in die Nothwendigkeit versetzt werden könne, seiner Bequemlichkeitsliebe um fremder Leute willen Zwang anthun zu müssen. Sodann mußte die Gesuchte heiteren Temperamentes, anspruchslos und opferwillig sein, so daß er sich im Verkehr mit ihr weder ärgerte noch langweilte und er ihr zumuthen durfte, sich gänzlich nach seinen Lebensgewohnheiten zu richten.

Mit Olinde zufällig bekannt geworden, schien ihm dieselbe alle Eigenschaften zu besitzen, die eine Gefährtin nach seinem Sinne haben mußte, und nach kurzer Zeit machte er ihr den Antrag, ihn zu heirathen.

Olinde hatte von Ommen's Charakter und Eigenschaften eine vortheilhafte Meinung gewonnen. Der, wenn auch ältliche, doch ansehnliche Mann, der sich durch nichts in seiner neutralen Gemüthsstimmung stören ließ und im Gespräch über die Angelegenheiten des täglichen Lebens einen leicht ironischen Ton anschlug, als ob dieselben ebensoviele Nichtigkeiten seien — dieser Mann imponirte ihr, die in ihm zum ersten Male ein Mitglied der wohlsituirten Classe näher kennen lernte. Er war von feinen Sitten, stets höflich und zuvorkommend, tolerant in seinen Ansichten, mäßig in seinen Ansprüchen — Grund genug für Olinde, um anzunehmen, daß sie an seiner Seite angenehme Tage verleben werde.

Indessen gab sich Olinde keiner Täuschung über das Maß von Zuneigung hin, welches sie von Ommen zu erwarten hatte. Er hatte nicht von Liebe zu ihr gesprochen; keine Spur von Leidenschaft war in seinen wohlgesetzten, vorsichtig abgewogenen Worten gewesen. Seine ruhige Neigung schien ihr sicher, darüber hinaus nichts. Und da noch einige Ueberbleibsel von Jugendschwärmerei in ihr haften geblieben waren, so zauderte sie, auf den Handel einzugehen, der ihr angeboten wurde.

Obgleich unzufrieden mit ihren gegenwärtigen Verhältnissen und lebhaft angezogen von der Stellung, die ihr Ommen bot, würde sie ihm dennoch wahrscheinlich nicht ihr Jawort gegeben haben, wenn er nicht im Verlaufe seiner Werbung ihr die Eröffnung gemacht hätte, daß er in Westindien bereits einmal verheirathet gewesen sei und aus dieser Verbindung einen vierjährigen Knaben besitze, der bei seinen Verwandten mütterlicherseits aufwachse.

Der Gedanke an die Zukunft dieses gewissermaßen vaterlosen Kindes bewog Olinde zu dem Entschlusse, Ommen ihre Hand zu reichen. Sie verhehlte ihm das Motiv nicht, welches den Ausschlag zu seinen Gunsten gab; sie sprach mit rasch anwachsender Begeisterung über die schöne Aufgabe, die ihr zufalle — die Aufgabe, die Erziehung eines jungen Wesens übernehmen zu müssen, indem sie als selbstverständlich annahm, daß der kleine, im fremden Lande verwildernde Pio bald nach der Hochzeit in ihre Hut kommen werde.

Ommen hörte der Enthusiastin mit stillem Lächeln zu. Es war keineswegs seine Absicht, seinen transatlantischen Sprößling zu sich zu nehmen. Er hielt den Knaben, der durch seine Mutter einer untergeordneten Rasse angehörte, da am besten aufgehoben, wo er sich befand. Indessen hütete er sich wohl, Olinden ihre Illusion zu nehmen; er gab sich den Anschein, als ob er den Plan, welchen sie bei ihm voraussetzte, wirklich hege, und hoffte im Stillen, daß nach Umgestaltung ihrer Verhältnisse sich ihre Begeisterung für eine vermeintliche Pflicht verlieren werde.

Dies war jedoch nicht der Fall. Vielmehr, als nach einer langen Hochzeitsreise das junge Paar bereits mehrere Monate im eigenen Hause Wirthschaft geführt hatte, und Ommen noch immer zur Ueberführung seines Sohnes nach Europa keine Anstalt machte, auch jede Unterhaltung über diesen Gegenstand in seiner ironischen Weise abwies, gerieth Olinde auf den Gedanken, ihr Mann versage sich lediglich aus Rücksicht auf sie das Vergnügen, den kleinen Pio um sich zu haben.

Nun begann sie darauf zu dringen, daß Ommen endlich Ernst mache. Unleidlich war ihr das Bewußtsein, zwischen Sohn und Vater zu stehen; quälend der in ihr aufsteigende Argwohn, Ommen habe nicht das Vertrauen zu ihr, daß sie verstehen werde, seinem Kinde Mutter zu sein. Sie ließ ihm keine Ruhe: mit lobenswerthem, liebenswürdigem Eifer kam sie fast täglich auf das Thema von Pio's Kommen zurück.

Ommen schämte sich, ihr einzugestehen, daß er für diesen Sohn durchaus nicht die zärtlichen Vatergefühle hege, die sie bei ihm als vorhanden voraussetzte. Als ein Barbar fürchtete er ihr zu erscheinen, wenn er ihr bekannte, daß er am liebsten von der Frucht aus jener Mischehe, die er in der Fremde geschlossen, nichts sähe und hörte.

Einstweilen half er sich, indem er Olinde auf ein bevorstehendes Ereigniß hinwies, welches bis auf Weiteres die Aufnahme eines fünfjährigen, voraussichtlich lästigen, einer beständigen Aufsicht bedürfenden Hausgenossen unmöglich mache. Olinde beschied sich; später jedoch, als die kleine Alma sicher in ihrer Wiege lag, und sie selbst, blühender als je, die Leitung des Haushaltes wieder in die Hand genommen hatte, brachte sie ihr altes Anliegen aufs Neue vor, und Ommen, der Debatten müde und in Verlegenheit um Gründe, seinen Widerstand zu rechtfertigen, gab endlich nach.

„Du hast keine Ahnung davon, was Du Dir aufladest, Olinde," schloß er. „Exotische Pflanzen sind schwer zu ziehen in unserem Klima."

Olinde versetzte zuversichtlich: „Das Herz eines Kindes zu gewinnen, kann

bei redlichem Willen und einem bischen Geschick nicht schwierig sein. Und besitze ich Pio's Liebe erst, so ist mir um das Uebrige nicht bange."

Ommen lächelte skeptisch, enthielt sich indeß weiterer Bemerkungen als nutzlos.

Nach zwei Monaten kam Pio an, gebracht von seiner früheren Wärterin, einem alten, runzeligen Weibe von schmutziger, gelbbrauner Hautfarbe, vor deren fremdartiger Häßlichkeit Olinde unwillkürlich zurückschrak. Nicht viel besser sah ihr kleiner Schutzbefohlener aus. Es war ein winziges, frierendes, blödes Kind, welches hinter Ommen und der Wärterin wie träumend aus dem Wagen kletterte. In den Nasaltönen eines barbarisch klingenden Patois munterte die Letztere den Knaben auf, die Treppe des Hauses zu erklimmen und der oben wartenden schönen Dame ein Küßchen zu geben. Aber Pio leistete keinen Gehorsam; sie mußte ihn emporheben und hinauftragen.

Der Augenblick war da, welchem Olinde so lange mit Sehnsucht entgegengesehen hatte. Wie herzlich hatte sie diesen Sohn ihres Mannes empfangen wollen! Und nun wurde er ihr hingehalten, damit sie ihn als ihr Kind an sich nehme, und ihre Hände sträubten sich, ihn zu berühren.

„Welch' schöne Augen er hat!" zwang sie sich zu sagen, während sie mit dem Widerwillen kämpfte, den sie empfand.

Da fiel ihr Blick auf Ommen, der still bei Seite stand und den Vorgang mit zuckenden Mundwinkeln beobachtete. Plötzlich glaubte sie zu verstehen, weshalb er sich so lange gesträubt hatte, Pio zu sich zu nehmen: er fürchtete, sich seiner schämen zu müssen. Sie that sich Gewalt an; es wurde ihr klar, daß sie ihm nicht zeigen dürfe und auch keinem anderen Menschen, daß sie dieses Kind mit anderen Blicken betrachte als ihr eigenes.

Entschlossen nahm sie den Knaben von der Wärterin und trug ihn in das Zimmer, welches sie neben dem ihrigen für ihn hatte bereiten lassen. Pio lag in ihren Armen, ohne sich zu regen; nur den Kopf wandte er zurück und überzeugte sich, daß die Wärterin ihm folgte. Auch daß Olinde ihn entkleidete und wusch, litt er apathisch; als die Alte sich indessen auf einen leise ertheilten Befehl Ommen's entfernte, ließ er ein wimmerndes Geheul laut werden, das Olinde in die Seele schnitt.

Rathlos wandte sie sich an ihren Mann: „Rufe die Person zurück! Ich kann diese Töne nicht hören!"

Ommen zuckte die Achseln. „Du wirst Dich an diese kläglichen Laute gewöhnen müssen," erwiderte er leichthin. „Sie sind ihm natürlich wie dem jungen Hunde das Winseln."

„Wie welk er aussieht!" begann Olinde wieder. „Wenn nicht seine Augen ein fast erschreckendes Leben zeigten, so würde ich glauben, er könnte mir unter den Händen verscheiden."

„Fürchte nichts. Seine Rasse hat keine Widerstandskraft; durch die Strapazen der Reise ist er heruntergekommen. Reiche ihm zu essen und bring' ihn zu Bett. Morgen schon wird er weit munterer sein."

Noch immer wimmerte der Knabe, wie starr auf dem Stuhle sitzend, die Augen auf die Thüre gerichtet, durch welche die Wärterin verschwunden war.

„Sprich zu ihm, Gebert!“ bat Olinde. „Mich versteht er nicht.“

„Es wäre falsch, Kind, wenn ich ihn merken ließe, daß ich seine Sprache reden kann. Es muß für ihn ein Bruch sein zwischen Vergangenheit und Zukunft; in dem neuen Leben, das jetzt für ihn beginnt, darf nichts ihn an das alte erinnern. Auch seine Wärterin soll er nicht wiedersehen; ich werde sie ausquartieren und nach einigen Tagen zurücksenden.“

„Kann ein Vater so hart sein?“ fragte Olinde vorwurfsvoll.

Ommen lächelte überlegen. „Du wirst noch als Weisheit rühmen, was Du jetzt Härte nennst. Diesen Knaben an uns zu gewöhnen, ihn uns in allen Stücken ähnlich zu machen, im Denken, Fühlen und Wollen — das, liebes Kind, werden wir nur erreichen, wenn wir jede Anwandlung von sentimentalem Mitleid resolut unterdrücken.“

Während Olinde an Pio's Bett saß, und der Knabe endlich einschlief, seufzte sie: „Das arme Kind! Sein Vater liebt es nicht und wird mir's kaum danken, wenn ich versuche, ihm die Zuneigung einer Mutter zu geben.“

Sie fand Ommen vor Alma's Wiege. „Pio schläft,“ berichtete sie.

Er schien keinen Werth auf diese Mittheilung zu legen. „Still!“ warnte er flüsternd. „Sieh: Alma lächelt! Was der kleine Engel wohl träumen mag?“

Nach einigen Tagen sorgsamer Pflege befand sich Pio in dem normalen körperlichen Zustand eines gesunden Knaben seines Alters. Kaum hatte er sich, neugierig umherschleichend, in alle Winkel spähend, in der neuen Umgebung zurechtgefunden, als die Sucht, sich Alles anzueignen, was ihm gefiel, bei ihm hervortrat. Nichts war vor seiner Begehrlichkeit sicher. Nachdem ihm eindringlich zu verstehen gegeben worden war, daß er sich lediglich mit den ihm zugewiesenen Spielsachen zu beschäftigen habe, legte er sich mit der List eines Raben auf den Diebstahl. In halbdunkle Ecken, die er trefflich auszuspüren wußte, trug er die verschiedenartigsten Dinge zusammen und kauerte stundenlang darüber, mit seinen schwarzen Augen wachsam ausspähend, ob Jemand sich nähere, der ihm seine Beute abjagen möchte. Da bei diesem Treiben Pio's Gegenstände von Werth abhanden kamen und nicht wieder aufzufinden waren, so wurde es nothwendig, den Knaben fortwährend unter Aufsicht zu halten.

Ommen lachte geringschätzig über die eigenthümlichen Neigungen seines Sohnes, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern; Olinde indessen, die sich vergeblich bemühte, das Vertrauen des jungen Wilden zu gewinnen, beobachtete ihn mit schwerem Herzen und gedachte mit Bangen der Zukunft, als ein Monat nach dem andern verging, ohne daß sich in Pio's Gebahren eine Aenderung zeigte.

Nur aus einem Umstande schöpfte sie einige Hoffnung: Pio hatte eine affenartige Liebe zu der kleinen Alma gefaßt und wurde niemals müde, das Schwesterchen mit drolligen Sprüngen und Grimassen zu belustigen. Und wirklich ergab sich aus diesem Verkehr der erste bemerkbare Fortschritt in seiner Entwicklung. Bisher hatte er keinen Versuch gemacht, sich die Sprache anzueignen, die er um sich reden hörte; als aber Alma zu lallen begann, bildete er die Worte nach, die sie aufgefangen hatte und, zuerst in den seltsamsten Verstümmelungen, wiedergab. Mit Alma lernte er sprechen, und mit ihr lernte er auch denken. Sein Geist wuchs mit dem ihrigen; er machte ihre Gedanken, ihre Einfälle

zu den seinigen und wurde zu einer lächerlichen Carricatur seiner kleinen Spielgefährtin.

Ommen genoß das seltsame Schauspiel, welches ihm seine beiden Kinder boten, als ob es eine lustige Comödie sei, die er von einem Sperrsitze aus betrachtete. Gegen Olinde äußerte er sich über Pio stets in einem spöttischen Tone; ihn selbst behandelte er kurz und gemessen, ohne jede Vertraulichkeit, während er Alma mit Zärtlichkeiten überhäufte. Olinde gewahrte es mit Bekümmerniß; sie suchte durch verdoppelte Güte den Knaben zu entschädigen. Pio duldete ihre Liebkosungen, ohne sie jemals zu erwidern. Vergebens mühte sie sich ab, einen Einblick in sein Inneres zu gewinnen. So lebhaft er sich unter vier Augen mit Alma unterhielt, so wortkarg zeigte er sich gegen seine Eltern. Ihnen gab er nur die nothwendigsten Antworten, und auch diese stockend und widerwillig. Versuchte es Olinde mit Ermahnungen, so stellte er sich taub; je mehr gute Worte sie ihm gab, desto ausdrucksloser wurde sein Gesicht; er blieb ihr ein unlösbares Räthsel, von dem sie sich manchmal in halber Verzweiflung abwandte.

Endlich, als Alma das sechste Jahr beinahe vollendet hatte und noch immer bei Pio keine Spur von selbstthätigem geistigen Fortschreiten bemerkbar wurde, drängte sich Ommen die Erkenntniß auf, daß er nicht länger wie bisher, seiner Entwicklung freien Lauf lassen dürfe.

Zu Olinde sagte er: „Der Bursche darf nicht länger bei uns bleiben; er möchte bald mehr als bloß lästig werden. Ich werde eine Anstalt ermitteln, in welcher Beschränkte so weit gebracht werden, daß sie bei den Menschen nothdürftig als ihresgleichen gelten. Dort mag Pio auswachsen."

Olinde wagte keine Einwendungen; sie erwiderte nur: „Die arme Alma! Sie verliert ihren liebsten Spielgefährten!"

„Alma kann besseren Umgang haben. — Du magst Pio mittheilen, was ihm bevorsteht. Die Aussicht, Deine Pflege entbehren zu müssen, rüttelt ihn vielleicht auf; ich würde es Dir gönnen, wenn er sich Dir anhänglich zeigte."

In der That versetzte die Nachricht den Knaben in heftige Aufregung; seine Wangen wurden fahl, und seine Lippen zuckten. Doch äußerte sich sein Schmerz keineswegs, wie Olinde erwartete, in der flehentlichen Bitte, nicht verstoßen zu werden, sondern er kehrte sich mit bösen, feindseligen Augen gegen sie.

„Du würdest dies verhindert haben, wenn Du nicht meine Stiefmutter wärest!" rief er aus.

Wie ein Stoß ins Mark traf dies Wort Olinde. Plötzlich lag das Innere des Knaben erhellt vor ihr. Einer Vorstellung gemäß, die ihm schon in seiner Heimath eingeprägt worden war, hatte er in ihr von Anfang an nur die böse Stiefmutter gesehen; beharrlich hatte sein beschränkter Kopf dies Vorurtheil gegen sie festgehalten, so sehr sie auch um seine Liebe warb; ihm war sie die Ursache alles Uebels, das ihm, seiner Meinung nach, widerfuhr.

Bestürzt sagte sie: „O Pio, Du bist ungerecht und undankbar! Ich habe für Dich gethan, was nur eine Mutter thun konnte; nie habe ich etwas Anderes gewollt als Dein Bestes. Sei verständig! Du bist zwölf Jahre alt, Du mußt endlich anfangen, Etwas zu lernen."

„Papa ist reich; ich brauche nichts zu lernen," versetzte Pio trotzig.

Er warf sich zu Boden und schlug mit Händen und Füßen um sich. „Alma! Alma!" kreischte er.

Olinde sandte die Schwester zu ihm. Die Kleine, stolz darauf, bald die Schule besuchen zu dürfen, vernahm mit Entrüstung den Grund von Pio's Ungebärdigkeit. Nach Kinderart sagte sie ihm geradeaus ihre Meinung. Pio widersprach ihr nicht; er kroch zu ihr hin, schmiegte sich an sie und weinte still, bis sie gerührt wurde und ihn liebkoste.

Nach diesem Auftritte schien er sich in sein Schicksal ergeben zu haben. Olinde, welcher der Vorwurf aus seinem Munde beständig in den Ohren klang, behandelte ihn mit ängstlicher Schonung; sie war stets darauf bedacht, ihm kleine Freuden zu bereiten und sah ihm nach den Augen, ob er zufrieden mit ihr sei. Es half ihr nichts; als die Stunde seiner Abreise da war und sie sich anschickte, zärtlichen Abschied von ihm zu nehmen, erschien wieder in Pio's Zügen jener Ausdruck von Haß, den sie schon kannte. Er sträubte sich stumm, als sie ihn küssen wollte und entwand sich mit Heftigkeit ihren Armen.

„Steig' in den Wagen, Pio!" befahl Ommen, die Stirne runzelnd.

Traurig schlich Alma hinter dem Bruder her und wagte kaum, seine Hand zu fassen.

Ommen trat zu Olinde, die dem verstockten Knaben mit Thränen in den Augen nachsah, und legte sanft den Arm um ihre Schulter.

„Liebe wird nicht immer durch Nachgiebigkeit erworben, Olinde," sagte er, ernster als gewöhnlich. „Pio küßt die Eisenfaust, die über ihm ist; wer ihm aber hofirt, nach dem wird er hinterrücks austreten."

„Ich darf nicht strenge gegen ihn sein, ich nicht."

„Du fürchtest Dich, mißverstanden zu werden; ich weiß es. Ein leeres Wort ängstigt Dich. Und doch, glaube mir: Pio wird auch Dich noch zur Härte zwingen; bis dahin aber wirst Du viel leiden müssen."

Oftmals später mußte Olinde an diesen Ausspruch ihres Mannes denken. Denn nach einigen Jahren war sie Wittwe geworden und neben ihr und Pio stand Niemand mehr, an dessen unbeugsamem Willen sie, in ihrer Schwäche, eine Stütze finden konnte.

Pio, zur Beerdigung seines Vaters nach Hause gerufen, weigerte sich, in die Anstalt zurückzukehren.

„Wenn ich Dein Sohn wäre," sagte er zu Olinde, „so würdest Du mich nicht wieder zu fremden Leuten senden."

Er hatte die Formel gefunden, durch welche er fortan seinen Willen durchsetzte. Daß er sich einen Hauslehrer gefallen ließ, betrachtete er als ein großmüthiges Zugeständniß. Jedoch band er sich nicht an den festgesetzten Stundenplan; wenn er keine Lust zum Arbeiten hatte, schweifte er umher, tagelang, meist allein, und trieb, Niemand wußte was, selbst Alma nicht, der er mit unveränderter Zuneigung ergeben blieb. Vergeblich versuchte Olinde, ihn zum Fleiße zu überreden; Pio pochte auf das Vermögen, welches ihm sein Vater hinterlassen habe. Erklärte sie ihm dann, daß sein Vater ihn in seinem Testamente nur mit einer geringen Summe bedacht habe, und daß er darauf angewiesen sein werde, seinen Unterhalt zu verdienen, so erwiderte er höhnisch: „Du wirst Dich hüten,

mich als Tagelöhner ausziehen zu lassen, während Du im Ueberfluß sitzest. Du bist zu klug, um einen Unterschied zwischen Deines Mannes Kindern zu machen. Dies würde Dir einen schlechten Ruf eintragen; Du weißt es."

Olinde wurde schließlich des Kampfes müde und ließ die Dinge gehen wie sie eben gehen wollten. So wuchs Pio zu einem trägen, unwissenden, launischen, vergnügungssüchtigen Burschen heran. Längst war der Hauslehrer verabschiedet worden; Pio, von der schwachen Stiefmutter reichlich mit Taschengeld versehen, spielte den großen Herrn in Kreisen, deren Bildung mit der seinigen im Einklange stand. Seine Sprache und Manieren wurden roh, sein Aussehen verwilderte. Selbst Alma bemerkte es und scheute unwillkürlich vor ihm zurück.

„Was ist mit Pio geschehen?" fragte sie ihre Mutter. „Ich mag nicht mehr, daß er mich küßt. Und meine Freundinnen getrauen sich nicht hier ins Haus seinetwegen und reden schlecht von ihm. Warum treibt er sich umher und thut nichts? Andere junge Leute müssen doch arbeiten."

Diese Worte Alma's rüttelten Olinde auf; sie hörte daraus, daß Pio's Führung bereits Stadtgespräch geworden war. Aber sie vermochte nichts daran zu ändern; die Zeit war vorüber, in der sie die Herrschaft hätte an sich nehmen können. In ihrer Noth wandte sie sich an einen Freund ihres Mannes, der sie auch sonst, bei Verwaltung ihres Vermögens, mit Rath unterstützte.

Der alte Herr machte ihr kein Hehl daraus, daß man schon längst ihr Verhalten gegen ihren Stiefsohn unbegreiflich gefunden habe.

Olinde versuchte sich zu vertheidigen.

Jener hörte sie geduldig an; dann aber sagte er ernst: „Sie haben sich, wie mir scheint, von Anfang an durch falsche Erwägungen leiten lassen, Frau Ommen. Um nicht lieblos zu scheinen, sind Sie lieblos gewesen. Brauche ich Ihnen noch zu sagen, wie eine wahrhaft liebende Mutter ein Kind erzieht? Mit milder Strenge, nicht wahr? Doch nie vergessend, daß diese Seele ihr anvertraut ist, um zum Guten geleitet zu werden? — Muß eine Mutter nicht den Muth haben, auch den Vorwurf ungebührlicher Härte auf sich zu nehmen, wenn nach ihrer besten Einsicht Härte Noth thut?"

Tief beschämt senkte Olinde den Kopf. „Was soll ich jetzt beginnen? — Rathen Sie mir! helfen Sie mir!" bat sie flehentlich.

Der offenherzige Freund empfand Mitleid mit ihr.

„Tragen Sie darauf an," erwiderte er, „daß ich zum Vormunde dieses Thunichtguts ernannt werde. Wenn ich für Sie handeln soll, so muß ich mit einer wirksameren Autorität bekleidet werden, als Sie persönlich mir gewähren können. Sobald ich dieselbe besitze, soll keine weitere Zeit verloren werden. Wir senden den Burschen auf die See; ein brauchbarer Matrose wird sich noch aus ihm machen lassen."

Olinde athmete auf; eine Last, deren Schwere sie jetzt erst empfand, war von ihr genommen.

Der neue Vormund verlor in der That keine Zeit; eine eiserne Faust kam wieder über Pio. Bangend hielt Olinde sich im Hintergrunde; doch Pio erkannte seinen Meister und beugte sich. Nur zuletzt, als seine Schiffskiste aus dem Hause getragen wurde, machte er seiner heimlichen Wuth auf Olinde Luft. „Dies ist Dein Werk; ich werde Dir's gedenken!" sagte er zu ihr mit funkelnden Augen.

Gegen Alma war Pio ungewöhnlich sanft und anschmiegend während der Zurüstungen zu seiner Abreise; die Liebe zu ihr war die einzige weiche Stelle an ihm, und im Augenblicke des Scheidens von ihr flossen die ersten Thränen, die Olinde ihn je hatte vergießen sehen.

Nicht lange indessen sollte Olinde sich der schönen Ruhe erfreuen, die mit Pio's Abreise im Hause eingekehrt war. Nach vierzehn Tagen kam die Nachricht, das Schiff, auf welchem Pio sich befand, sei an der Küste von Schottland gestrandet; eine Woche später war er wieder zu Hause, nichts heimbringend als was er auf dem Leibe trug, halb verhungert und von einer fast wahnsinnigen Furcht vor der See erfüllt.

„Es ist ihm nicht zu helfen," entschied der Vormund, „er muß wieder hinaus."

Und die zweite Aussteuer wurde in Arbeit gegeben; der Tischler zimmerte eine neue Schiffskiste, und der Maler strich sie mit hellgrüner Oelfarbe an.

Pio betrug sich, als wenn diese Vorbereitungen ihn nichts angingen. Nachdem er wieder zu Kräften gekommen war, suchte er, häufiger noch als früher, seine alten Kameraden auf, von denen Olinde nur wußte, daß es nicht rathsam sei, sich näher nach ihnen zu erkundigen. Selten sah Olinde ihren Stiefsohn in diesen Wochen; er ging und kam zu allen Zeiten des Tages und der Nacht. Saß er einmal ausnahmsweise mit ihr und Alma zu Tisch nieder, so ging die Mahlzeit vorüber, ohne daß er zu ihr sprach oder sie nur ansah. Alma sorgte bei diesen peinlichen Sitzungen für die Unterhaltung; sie merkte nichts von der unheimlichen Schwüle, die auf ihrer Umgebung lastete und plauderte unbefangen aus, was ihr gerade in den Sinn kam.

Am letzten Mittage sagte sie: „Bitte, Pio, bringe mir einen Papagei mit! Er muß aber ganz jung sein. Ich will ihn sprechen lehren, wie ich's Dich gelehrt habe, als Du kamst. Weißt Du, was ich ihm beibringen werde? — Wenn ich frage: Wo ist Pio? soll er antworten: In der weiten Welt. Das wird lustig sein!"

„Sehr lustig!" erwiderte Pio, und seine Stimme hatte einen heiseren Klang.

Alma sah ihn aufmerksam an; dann sprang sie auf und schlang die Arme um seinen Hals.

„Armer Pio!" schmeichelte sie ihm. „Könnte ich doch mit Dir gehen, damit Du nicht so allein wärst!"

Pio blickte nieder und biß sich, rasch athmend, in die Lippe. Heiser sagte er: „Du liebst mich, ich glaub' es. Doch wie lange wird's dauern? — Eine Woche noch, vielleicht zwei — dann hast Du mich vergessen."

Damit drängte er Alma von sich und entfernte sich rasch.

An diesem Tage sah Olinde ihn nicht wieder. Spät in der Nacht wachte sie von einem Geräusche auf, das aus dem angrenzenden Zimmer kam, wo sie in einem Schranke ihr baares Geld, ihre Schmucksachen und das Silbergeräth des Hauses verwahrte. Ohne sich zu besinnen, sprang sie aus dem Bett und öffnete die Thüre. Sie sah Pio bei dem Lichte einer Kerze geschäftig, den Schrank auszuräumen.

„Dieb!" rief sie entrüstet.

Pio unterbrach seine Arbeit und sagte lallend: „Ich nehme das Meine; dies Alles hast Du mir gestohlen."

Olinde brauste auf: „Lügner! Du hast nie Etwas besessen, und was Dir einst zukommt, wird Dir nicht vorenthalten werden. Laß ab, oder ich mache Lärm!“

Bei dieser Drohung richtete Pio sich auf; er schwankte und mußte sich halten.

„Du bist betrunken!“ sagte Olinde verächtlich. „Geh' zu Bett!“

Durch ihre feste Haltung eingeschüchtert, stand Pio einige Secunden unentschlossen; dann aber brach er in Wuth aus. „Vom Teufel bist Du gesandt, um mich zu quälen!“ rief er. „Ich will ein Ende mit Dir machen.“ Wie ein wildes Thier stürzte er sich auf sie.

Die Zähne zusammenbeißend, zu sehr auf ihre Vertheidigung bedacht, um zu schreien, rang Olinde mit ihm; doch erwies sich Pio stärker als sie. Er warf sie nieder, und seine Hände umklammerten ihren Hals. Schon begannen die Sinne ihr zu schwinden, als plötzlich, aus dem Nebenzimmer kommend, Alma erschien. Ihr langes, weißes Nachtgewand floß bis zu ihren Füßen nieder; in langen Strähnen hing ihr reiches, hellblondes Haar herab, das sich im Schlafe gelöst hatte. Bei dem Schrecklichen, das sie sah, blieb sie stehen wie erstarrt; nur ihre Arme hoben sich langsam empor.

Pio schrak zusammen, und sein Griff lockerte sich. Er erkannte die Schwester nicht gleich; die Wirklichkeit verschwamm in seinem wirren Kopfe mit der Welt der Geister und Dämonen, denen er, abergläubisch von Natur, darin eine Stätte gegeben. Mit Grauen sprang er auf und wich zurück.

Das Mädchen schritt langsam bis zu ihrer Mutter vor, den entsetzten Blick auf Pio gerichtet haltend. Da senkten sich ihre Arme; die krampfartige Spannung ihres Körpers löste sich. Sie beugte sich nieder zu Olinde, die erschöpft, schwer athmend, halb aufgerichtet verharrte.

„Vergieb ihm, Mama, um meinetwillen, weil er mich lieb hat,“ bat sie mit bebender Stimme.

Pio hatte sie erkannt; ihre Worte trafen sein Herz. Aufschluchzend warf er sich zu Alma's Füßen und drückte seine Lippen auf ihr Gewand; einen Augenblick ruhte ihre Hand auf seinem krausen Haar. Dann eilte er aus dem Zimmer, ohne sich umzusehen; seine Schritte verklangen auf dem Treppenteppich — eine kurze Weile, und sie wurden wieder hörbar, unten auf den Steinplatten des Flurs — die Hausthüre öffnete und schloß sich.

Die weite Welt hatte Pio aufgenommen.

Jahrelang krankte Olinde an den Folgen der Erschütterung, die ihre Nerven in jener schrecklichen Nacht erlitten hatten. Jedes plötzliche Geräusch machte sie zusammenfahren; bei jeder unerwarteten raschen Bewegung einer Person in ihrer Nähe erschrak sie. Und noch viel später, als sie längst ihre natürliche Fassung wiedergewonnen hatte, konnte sie nach Anbruch der Nacht niemals ohne Herzklopfen die Thüre eines Zimmers öffnen, wenn sie nicht sicher war, daß Jemand aus ihrem Haushalte darin anzutreffen.

Pio hatte sich damals in Holland anwerben lassen. Nicht lange nachher — er muß kaum ausgeschifft gewesen sein — ist er in einem Gefechte gegen die Atschinesen gefallen.

Antonio Rosmini.

Sein Leben und seine Schriften.

Von

Franz Xaver Kraus[1]).

Den Propheten Jeremias auf den Trümmern Jerusalems konnte kein tieferes Gefühl der Trauer durchziehen, als den gebildeten Katholiken, welcher sich heute inmitten der Ruinen sieht, die Freunde und Feinde ihm geschaffen. Es hat keine Periode der Kirche gegeben, welche an bedeutenden Männern ärmer als die heutige gewesen wäre. Was an solchen noch übrig ist, ich kann es aufzählen, an den fünf Fingern meiner Hand. Die glänzenden Namen der katholischen Romantik sind dahin — transierunt: man kann, man muß, will man sich nicht gefährlichen Selbsttäuschungen dahingeben, das Wort über den Kirchhof schreiben, der die Hoffnungen der dreißiger und vierziger Jahre bedeckt. Ein einziger großer Mann lebt noch im Schoße unserer Kirche: aber, wenn sein Fuß die Erde noch berührt, sein Haupt weilt längst schon im Himmel, und jeder Tag kann, muß die Nachricht von seinem Hintritte bringen. Die Ehre, John Newman's Leben an diesem Orte zu erzählen, lasse ich gerne einer geistvollen, befreundeten Feder. Dagegen wage ich es, die Leser der „Deutschen Rundschau", welche mit so viel Nachsicht anderen Darstellungen aus dem geistigen und politischen Leben der Gegenwart gefolgt sind, mit den Schicksalen und dem Wirken des Mannes bekannt zu machen, dessen Persönlichkeit neben derjenigen des englischen Cardinals weitaus die bedeutendste Erscheinung des Katholicismus im neunzehnten Jahrhundert bildet. Gladstone meinte in jener Rede, die er 1878 bei Eröffnung des „Keble-College" in Oxford hielt, seit dem dreizehnten Jahrhundert habe Niemand in dem Maße wie Newman die akademische Jugend beeinflußt; Döllinger schreibt man die Aeußerung zu, seit Thomas von Aquino sei in den Reihen des katholischen Clerus kein größerer Denker aufgestanden als

[1]) Die „Deutsche Rundschau" hat es immer als ihr Vorrecht betrachtet, in Sachen des Glaubens und der Ueberzeugung nicht nur ihren eigenen Standpunkt zu wahren, sondern auch den abweichenden zu respectiren. Wir machen von diesem Vorrechte Gebrauch, indem wir den nachstehenden Aufsatz veröffentlichen, dessen Verfasser — wir haben es unseren Lesern nicht erst zu sagen — ein gelehrtes und hochangesehenes Mitglied der katholischen Geistlichkeit ist.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Antonio Rosmini. Ich will es versuchen, diesen Mann hier zu zeichnen: möge es mir gelingen, das Bild desselben zu fixiren und den Platz anzuweisen, welchen der Philosoph von Rovereto in der Geschichte des menschlichen Geistes und der christlichen Gesellschaft fürderhin einzunehmen berufen ist.

I.

Es ist kein leichtes Unternehmen, die Geschichte eines älteren Zeitgenossen zu schreiben, den man selbst nicht mehr gekannt, den man von Angesicht zu Angesicht nicht mehr gesehen hat. Lebte noch Jemand in Deutschland, dem dies in Bezug auf Rosmini gegönnt gewesen, ich würde ihm gerne die Aufgabe überlassen, den Interpreten seines Geistes und seiner Tendenzen in unserem Vaterlande zu machen. Auch in Italien sind die Männer jetzt seltener geworden, die mit dem großen Roveretaner zusammengelebt und den Anhauch seines Geistes persönlich empfunden haben. Dahin gingen Niccolò Tommaséo, einer seiner ältesten Freunde; sein Vetter, der Graf Antonio Fedrigotti, der Graf Jacopo Mellerio, Alessandro Pestalozza und Italiens großer Dichter Alessandro Manzoni; der Mailänder Geschichtschreiber Carlo Rosmini, der Marchese Gustavo Benso di Cavour, Carlo Pagano Paganini, der Pisaner Philosoph, der Canonicus Carlo Gilardi in Livorno, Pier Luigi Bertetti, früher Canonicus in Tortona und Rosmini's Nachfolger in der Leitung seines Institutes; Sardagna, Bischof von Cremona, Ferré, Bischof von Casale, die Cardinäle Tosti, Zurla, d' Andrea, Castracane, schließlich auch der vor wenigen Jahren verstorbene Erzbischof Gastaldi von Turin und so viele Andere. Dagegen leben noch Msgr. Jacopo Bernardi in Venedig, der 1860 Rosmini's Correspondenz mit Paravia herausgab; ebenfalls in der Lagunenstadt der P. Sebastiano Casara, der Vorsteher der von den Grafen Cavanis daselbst gestifteten Congregazione delle Scuole di Carità: beides ehrwürdige, hochgebildete und in der theologischen Literatur Italiens mit Ehren genannte Greise, in deren Gesellschaft der Schreiber dieser Zeilen manch' schöne Stunde in der alten Venezia zugebracht. Es lebt noch — und hoffentlich auf manches Jahr hinaus — Don Vincenzo de Vit, eines der ältesten Mitglieder von Rosmini's Institut, der ganzen gelehrten Welt bekannt durch seine berühmte Neubearbeitung von Forcellini's Lexicon totius Latinitatis und das allen Philologen unentbehrlich gewordene Onomasticon. Wer den Sitzungen des deutschen Archäologischen Institutes in Rom beigewohnt hat, kennt sicher den bescheidenen, einfachen Greis, dessen kindlich heiteres Antlitz den Umfang seines immensen philologischen Wissens nicht ahnen läßt und der mit den de Rossi, den Bruzza, den Visconti zu den treuesten Freunden unserer deutschen Anstalt zählte. Noch lebt ferner Don Luigi Setti, der jetzige Generalsecretär des Institutes, welcher Rosmini seit 1857 kannte, und der seit 1841 dem Orden angehört. Er diente seit 1850 Don Antonio als Amanuensis und Secretär: ein trefflicher Greis von strahlender Herzensgüte, einst mein liebenswürdiger Führer auf dem Wege von Stresa nach Domodossola, und mein freundlicher Wirth dort wie auf dem Monte Calvario. Da lebt vor Allem noch derjenige Mann, den Rosmini zum Erben seines Vermögens und seines Gedankens einsetzte und der, nachdem er Jahrelang der vertraute Freund und Secretär des großen Todten

gewesen, nun der Träger seines Werkes und der Biograph seines Lebens geworden ist: Don Francesco Paoli, der, fast achtzigjährig, mit unvergleichlicher geistiger und körperlicher Frische im alten Palazzo Rosmini in Rovereto den Mittelpunkt aller auf seinen berühmten Freund gerichteten Bestrebungen bildet. Jahre sind es nun schon, seit uns mit ihm wie mit Don Vincenzo de Vit eine herzliche Freundschaft verbindet. Aus ihrem Munde wie aus demjenigen des greisen und immer noch lebhaften Zamponi, der Rosmini viele Jahre lang umgab und pflegte, und der nun mit P. Paoli in Rovereto wohnt, hat der Verfasser dieser Zeilen so manchen Zug gewonnen, der ihm den Abgang der persönlichen Bekanntschaft mit Rosmini einigermaßen ersetzen und ihn ermuthigen konnte, die Schilderung eines Lebens und einer Persönlichkeit zu unternehmen, deren Bedeutung und innerer Reichthum von einem solchen Unternehmen hätte abschrecken müssen. Freilich kann er sich nunmehr auch auf eine Reihe von Publicationen stützen, welche jenes Leben ausführlich erzählen und in seinem ganzen Verlaufe klar auseinanderlegen. Von anderen kleineren Versuchen abgesehen, hat schon Tommaséo kurz nach Rosmini's Tode eine Biographie des Freundes unternommen[1]). De Vit gab im selben Jahre einen kurzen Bericht über den nämlichen Gegenstand[2]). Das Hauptwerk aber verdanken wir Paoli, welcher 1880 mit seiner sorgfältig vorbereiteten, umfangreichen Biographie hervortrat[3]), zu deren Ergänzung er bald darauf Rosmini's eigene Denkwürdigkeiten über seine Gesandtschaft in Rom[4]) und einen das innere Leben Rosmini's behandelnden Band[5]) nachschickte. Diese „Memorie" werden für alle Zeit die wesentliche Grundlage unserer Kenntniß des Gegenstandes bleiben. Hauptsächlich auf Grund derselben unternahm es ein Mitglied des Istituto della Carità in England, Mac Walter, seine Landsleute mit Rosmini bekannt zu machen. Nachdem ein Band seines Werkes erschienen[6]), starb der Verfasser; seine Arbeit wurde wieder aufgenommen, fortgesetzt und verbessert durch einen andern Genossen des Instituts, den P. William Lockhart, Rector des Rosminianer-Collegs St. Etheldreda in London, einen der hervorragendsten und angesehensten katholischen Geistlichen Englands[7]). Es kommen außerdem für unsere Absicht in Betracht die zahlreichen Briefe Rosmini's, welche theils in der von Bernardi veröffentlichten Correspondenz Paravia's, theils in dem 1857 erschienenen „Epistolario"[8]), theils endlich

---

[1]) Tommaséo, Ant. Rosmini, in der Cronaca contempor., Torino 1855.

[2]) (De Vit) Cenni biografici di A. Rosmini (dal Giornale „Il Fuggilozio"), Milano 1855.

[3]) Della Vita di Antonio Rosmini-Serbati. Memorie di Francesco Paoli, pubblicate dall' Accademia di Rovereto. Torino 1880.

[4]) Della Missione a Roma di A. Rosmini-Serbati negli anni 1848—1849. Torino 1881.

[5]) Della Vita di A. Rosmini-Serbati. Memorie di Francesco Paoli. Parte II. Delle sue Virtù. Rovereto 1884.

[6]) Mac Walter, Life of Ant. Rosmini-Serbati, Founder of the Institute of Charity. London 1885. I.

[7]) William Lockhart, Life of Antonio Rosmini, founder of the Institute of Charity. 2 vols. 2 Ed. London, 1886. Kegan Paul, Trench & Co. Das Buch enthält, über Paoli's Mittheilungen hinaus, noch die Aufzeichnungen des P. Fortunato Signini, welcher 1835—1845 in Rosmini's Umgebung weilte (Bd. II, S. 35 ff.).

[8]) Epistolaria di A. Rosmini-Serbati. (Opere edite e inedite Vol. XXXI). Torino, 1857.

in den der Sache Rosmini's gewidmeten Zeitschriften bekannt gemacht wurden. Zu den letzteren, welche überhaupt für Rosmini's Leben wie für das Studium seiner Philosophie von hervorragender Bedeutung sind, zählen — von älteren Journalen abgesehen — die von unserem Freunde Don Vincenzo Papa in Turin vortrefflich redigirte, eben eingegangene philosophisch-theologische Zeitschrift „La Sapienza“ [1]), die leider in Deutschland noch wenig bekannte, aber aller Beachtung werthe politisch-religiöse Revue „La Rassegna nazionale“, das Organ des edlen Marchese da Passano in Florenz [2]), weiter das von Paoli herausgegebene „Bullettino Rosminiano“, in Rovereto gedruckt [3]); und endlich die neueste Revue dieser Art, der in Mailand erscheinende „Rosmini“, an dem sich eine Reihe tüchtig geschulter lombardischer Kräfte, in erster Linie der ausgezeichnete Naturforscher Prof. Stoppani, Director des Museo civico in Mailand betheiligen [4]). Diese Zeitschriften sind es, welche in Italien in erster Linie den Kampf für die Person und die Schriften Rosmini's führen: einen Kampf, von dem bisher in Deutschland kaum noch Notiz genommen wurde, der nun schon seit dreißig Jahren die ganze philosophische und theologische Welt Italiens beschäftigt, von dessen Tragweite die nach Hunderten zählenden, während desselben gewechselten Streitschriften zeugen, und der um so merkwürdiger erscheint, als Rosmini's gesammte Thätigkeit auf die Herstellung des Friedens und der Eintracht der Geister gerichtet war: einen Kampf, den er selbst geahnt haben mochte, als er von einigen seiner Bände schrieb: dem Frieden gewidmet, wird es ihnen gehen, wie den Lämmern zwischen den Wölfen — „nati alla dolcezza della pace, andrebbero forse come agnelli in mezzo de' lupi“.

Es kann nicht unsere Absicht sein, Rosmini's Leben und Wirken an dieser Stelle mit jener Ausführlichkeit zu behandeln, wie es Paoli und Lockhart gethan haben. Aber die Bedeutung des Gegenstandes und der Umstand, daß hier zum ersten Male in Deutschland der Versuch gemacht wird, die Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise unserer Nation auf denselben hinzulenken [5]), macht es uns ebenso unmöglich, uns mit wenigen Blättern zu begnügen. Es kennt eine Landschaft sehr unvollkommen, wer sie nur mit dem Dampfroß durcheilt hat; und vor Allem dann nicht, wenn deren Größe und Herrlichkeit sich erst in entlegenen Bergen und Thälern erschließt. Rosmini's Wirken liegt so weit ab von dem Denken, Leben und Treiben der heutigen gebildeten Welt Deutschlands, daß eine Betrachtung seiner Thätigkeit „im Vogelflug“ kaum eine wesentliche Förderung darstellen könnte; wir müssen schon um die Erlaubniß bitten, das Ge-

[1]) La Sapienza, Rivista di Filosofia e di Lettere, diretta da Vincenzo Papa. Torino, 1879—1887.

[2]) Rassegna nazionale. Firenze. 187 ff. Besonders S. Rosmini Vol. VII, anno III, 1 f. (1881.)

[3]) Bullettino Rosminiano. Ann. 1—11. 1886—1887. Tipogr. Grigoletti, Editore.

[4]) Il Rosmini. Enciclopedia di Scienze e Lettere. Redatta da un Consiglio di direzione composto di Scrittori accreditati nei diversi rami del sapere. Milano, Ulrico Hoepli. I, II. 1887 f.

[5]) Jüngst hat freilich K. Werner in der Einleitung zu seiner Geschichte der italienischen Philosophie der Gegenwart, Wien 1885, Rosmini's Leben kurz besprochen; aber doch nur insoweit, als es zur Einführung in die Darstellung des philosophischen Systems nothwendig schien.

mälde etwas auszuführen. Die äußeren Lebensschicksale des Roveretaners, seine geistige Physiognomie und seine Hauptschriften werden uns zunächst beschäftigen: an einem anderen Orte soll dann eine kurze Darstellung seiner Philosophie folgen und Rosmini's Stellung zu den übrigen Wissenschaften und zur Kunst, seine Bedeutung als Politiker und kirchlicher Reformator, endlich sein Fortleben in seinem Institut, seine Freunde und seine Feinde betrachtet werden.

II.

Es wäre eine lehrreiche Studie, die Untersuchung, in welchem Maße die geistige Eigenart und die Entwicklung bedeutender Menschen durch den Boden, die Landschaft bestimmt wird, in der sich ihre Jugend abspielt und deren Bildern und Einflüssen sich Niemand entziehen kann. Der Schoß der Mutter und der Schoß der heimathlichen Erde birgt in sich das beste Stück unseres künftigen Seins.

Rovereto, die Wiege Rosmini's, zählt mit Brixen, Bozen, Trient zu jenen südtirolischen Städtchen, welche dem von Norden kommenden Reisenden den Vorgeschmack und die Offenbarung von Italiens Herrlichkeit gewähren. Das Land ist politisch noch eine Provinz Oesterreichs; aber der italienische Charakter des Trentino ist völlig ausgeprägt. Die deutsche Sprache hört man in Rovereto fast nur noch aus dem Munde österreichischer Beamter. Die Bewohner dieses Theiles des Etschthales sind Italiener: italienisch ist die Physiognomie des Städtchens und die Configuration der Gebirgslandschaft, italienisch die Bebauung des Bodens und seine Producte.

Es ist ein einziges Stück Erde, dieses Südtirol. Nicht, als ob die Vereinigung alpiner Natur und italienischen Himmels sich nicht auch anderwärts und, wie an den großen Seen und den Abhängen des Monterosa, sich nicht auch großartiger als hier fände. Aber vielleicht finden sich die Menschen nicht wieder in so wundervoller Uebereinstimmung mit der sie umgebenden so gewaltigen und doch so zarten und lieblichen Natur. Nie kann ich den Eindruck vergessen, den mir, vor vielen Jahren, der Anblick der an einem Feiertage zum Gottesdienst versammelten Gemeinde Bozens hinterlassen hat. Du kennst, verehrter Leser, jene wundervolle Composition Fra Angelico's, das jüngste Gericht, von dem nun auch Berlin eine kostbare Duplik besitzt[1]): in die Gesellschaft jener Seligen glaubte ich mich versetzt, als ich in der feierlichen Messe den Blick auf die versammelten Andächtigen schweifen ließ und den Ausdruck gesunder Kraft, unschuldvoller Sitte und frommer Versunkenheit in die Dinge des Jenseits wiederfand, der Fiesole's Gesichter charakterisirt und den man heute kaum anderwärts noch so wie auf der kräftigen und reinen Stirn des betenden Tirolers wiederfindet.

Rovereto, „die Eichenpflanzung", wie wir das Wort verdeutschen würden, liegt in dem von mächtigen Bergen umschlossenen Lagarinathale, das ganz geeignet scheint, in die sich entfaltende Seele die Hoheit des Gedankens hineinzuwerfen, ohne ihr einen Zug stiller Beschaulichkeit zu rauben. Die Ursprünge

[1]) Dank der erleuchteten Fürsorge des gegenwärtigen Cultusministers, der alle Freunde von Kunst und Alterthum sich dauernd und mehr als irgend einer seiner Vorgänger verpflichtet hat.

der Stadt liegen im Dunkel. Die einheimischen Schriftsteller[1]) beziehen die von Livius und Plutarch bewahrte Nachricht, daß der Consul Lutatius Catullus sich den herannahenden Cimbern in einem Castell an der Etsch entgegengeworfen habe, auf eine römische Befestigung Rovereto's. Zahlreiche Funde bestätigen, daß der Ort von den Römern bewohnt war: ob die ersten Einwohner desselben Etrusker oder Römer waren, steht freilich dahin. Unter den Gothen, Longobarden und Franken scheint hier nur eine Militärstation gewesen zu sein, welche man mit dem Castell der Lizzana identificirt. Der Name Ruveredo erscheint um das Jahr 1000, und damit beginnt die Geschichte des Ortes. Ein Jahrhundert vorher, im Jahr 883, war das Thal von jener Katastrophe heimgesucht worden, deren Dante im zwölften Gesang des Inferno (v. 4—10) gedenkt und welche den Lauf der Etsch, in Folge eines mächtigen Bergsturzes einigermaßen veränderte:

„Es war der Ort, wo zu des Ufers Senkung
Wir kamen, felsig und nach sonst'gem Inhalt
So angethan, daß jedem Blick drob grauste.
Wie jener Felssturz, der diesseits Trento
Durch Erderschütt'rung oder Stützungsmangel
Die Etsch in ihre linke Flanke traf,
So daß vom Gipfel her, von dem er ausging,
Hinab zur Eb'ne das Geklüft so wild ist,
Daß es ein Niederklettern kaum gestattet,
So war hier des Gesteines jäher Abstieg.

Sowohl oberhalb als unterhalb der Stadt zeigt sich eine mächtige Veränderung des ursprünglichen Stromlaufes durch Bergstürze: man ist daher nicht einig, ob Dante den untern, bei Mori, oder den zwei Stunden oberhalb Rovereto's sichtbaren gemeint, in Mitte dessen die alte Burg Castelpietra hervorragt, deren Bewohner die Erinnerungen an Dante's Besuch sich bewahren. Drüben, auf der andern Seite des Flusses, lag Castelbarco, der Sitz der mächtigen Grafen, die seit dem 11. Jahrhundert als Beherrscher des Thales auftreten und deren Gast der Dichter der „Divina Commedia" gewesen ist. Auch Petrarca war der Gast dieses Thales: aber lebhafter als an ihn blieb die Erinnerung an den großen Florentiner, der heute noch in Rovereto mit Begeisterung gelesen und studirt wird, dessen Geist frühzeitig Rosmini beherrschte, der sich ihm verwandt fühlen mußte, auch ohne zu ahnen, daß seine Züge einige Aehnlichkeit mit denen Alighieri's aufweisen. Wie seltsam und stark aber die Erinnerung an Beide sich an jener Stätte verflochten hat, das zeigte mir ein Besuch, den ich im Jahre 1885 in Gesellschaft Don Francesco Paoli's in Castelpietra machte. Wir fuhren von dem Landgute der Familie Rosmini, S. Ilario, wohin Antonio sich gern zurückzog und wo er seine Jugendschrift über Thomas von Aquino verfaßte, weiter die Etsch hinauf, bis wir, an Castelbarco vorbei, auf der linken Seite des Stromes an jene Bergmassen gelangten, deren Herabrollen den Lauf der Etsch sichtbar rechts in die Thalebene gedrängt hatte. Mit Mühe stiegen die Pferde den steilen Pfad zu dem Castell hinauf, das seit Jahrhunderten in

[1]) G. Br. Storia di Rovereto raccolta e compilata. Rovereto, 1883. Eine gute Arbeit aus der Feder des jetzigen Stadtbibliothekars, Dr. G. Bertanza. Vergl. über denselben Paoli, Bd. II, S. 246, 345 ff.

den Händen der Barone Cresseri sich befindet. Simone Cresseri di Castelpietra zählte zu den Jugendfreunden Rosmini's und hat manchmal seine Ferien mit ihm in der höher nach Trient zu gelegenen Villeggiatura Folgaria getheilt. Jetzt lebt nur noch seine Wittwe, Donna Teresa, irre ich nicht, auch eine Verwandte Rosmini's, die hochbetagt, Alles um sich her dahinsterben sah: nur zwei Enkelinnen verbinden das aussterbende Haus mit der Zukunft[1]). Die alten Mauern des Schlosses, von Epheu und Lorbeer umrankt, redeten die melancholische Sprache eines halben dahingesunkenen Jahrtausends: hier schien mir nur die Vergangenheit ein Recht zu haben, als die aus einem Fenster des Belfrieds herabblickenden lachenden und heiteren Mädchenköpfe uns belehrten, daß auch hier wie überall aus dem Tode stets neues Leben entsprießt. Die greise Herrin des Hauses empfing uns an der Schwelle ihrer Wohnung und geleitete uns in ihren kleinen Salon, in dessen Eingang sie bewegt stehen blieb, als P. Paoli den Fremden als einen Bewunderer Rosmini's vorstellte. Ehe ich Zeit hatte, es zu hindern, hatte sich die Freifrau auf meine Hand niedergebeugt und sie geküßt: Thränen bedeckten ihr Ehrfurcht gebietendes Antlitz, als es sich wieder erhob und lächelnd meine Verlegenheit ansah. Dann führte uns die Greisin hin zu einem Tische, vor dem sie nun den größten Theil ihrer alten Tage zubringt. Zwei Bücher lagen darauf: Dante und die Nachfolge Christi, während Rosmini die Schränke der Bibliothek füllte. „Das ist," meinte sie, „was mir von meinen Freunden geblieben, die Andern sind Alle vorausgegangen." Sie erzählte dann in einfachen Worten, welche Traditionen ihr Haus in Bezug auf Dante bewahre: wie man glaube, daß er in der That von Castelbarco hier hinüber gekommen sei, und sein Fuß diesen Boden geheiligt habe. Dann kam sie auf Rosmini zu sprechen; und hier, wie bei den Uebrigen, die Don Antonio persönlich gekannt, sah ich, daß man nicht von ihm sprechen konnte ohne tiefste innere Bewegung, die sich in dem verklärten Antlitz und den still aber unaufhaltsam dahinrollenden Thränen offenbarte. Nur große und edle Menschen hinterlassen eine solche Erinnerung. Kennte ich von Rosmini nichts als die wunderbare, hinreißende Liebe, mit der die Seinen von dem dahingegangenen Meister reden; hätte ich nichts von ihm gesehen, als den Glanz der Verklärung, den die Erinnerungen an ihn auf der Stirn edler Menschen heute noch, nachdem er dreißig Jahre im Grabe ruht, hervorruft — mir reichte es völlig hin, ihn zu Denen zu zählen, welche Carlyle „die Heroen" der Menschheit genannt, zu denen, sagen wir lieber, welche der Finger Gottes sichtbar berührt und erwählt hat.

Das Dorf Rovereto ist im Laufe des Mittelalters eine Stadt geworden, die sich hauptsächlich mit dem Weinbau, jetzt auch mit Seidenzucht beschäftigt. Von einem starken, schäumenden Gebirgsbache, dem Leno, durchströmt, bietet sie in ihren alten Straßen und Plätzen ein pittoreskes Bild, das hauptsächlich dem über ihr thronenden Castell seine Physiognomie verdankt. Zahlreiche Commandanten dieser Feste trugen den Namen Rosmini: als 1487 Erzherzog Sigismund von Oesterreich sie belagerte und hier zum ersten Male, wie behauptet wird (?), die Belagerten mit Bomben beworfen wurden, zählte die Besatzung

[1]) Vergl. Donna Teresa's Erinnerung an Rosmini, Paoli Bd. II, S. 309 f.

einen Rosmini unter den Ihrigen. Ein Menschenalter zuvor war Aresmino, Sohn des Pietro degli Oprandi oder Aliprandi, aus dem Bergamaskischen (Piazzo, Pieve di S. Pellegrino in Val Brembana) nach Verona gekommen, wo er 1454 das Bürgerrecht erhielt, nachdem er bereits zehn Jahre früher von der Republik Venedig zum Podestà von Rovereto ernannt worden war. Er verließ 1464 Verona, um sich dauernd in letzterer Stadt niederzulassen, wo seine Familie sich, mit Abkürzung des Namens, Rosmini nannte[1]). Als er, 1469, starb, hinterließ er den Seinigen die Stellung hochgeachteter Patricier, deren Adel und Verdienste durch Diplome Maximilian's II. vom Jahre 1514 und Leopold's I. vom Jahre 1672 anerkannt wurden. Der Großvater unseres Philosophen nahm 1771 den Beinamen Serbati an, als ihm die Güter dieser seiner mütterlichen Familie durch Erbschaft zufielen. Der älteste Sohn Giovantonio's, Ambruogio Rosmini-Serbati, blieb unverheirathet. Er war ein vielseitig ausgebildeter Mann, vor Allem ein großer Freund der Kunst, die er auch praktisch, als Architekt ausübte, während er auf seinen zahlreichen Reisen eine zwanzigtausend Blätter umfassende Kupferstichsammlung erwarb, die jetzt noch im Palazzo Rosmini aufbewahrt wird und die, gleich der namhaften Bibliothek des Oheims, dem künftigen Philosophen eine große Förderung im Studium der Kunst und des Schönen gewährte. Auch eine Gemäldesammlung legte Ambruogio an, die ebenfalls die Zimmer des Palastes schmückt. Vielleicht zweihundert Bilder, worunter einige gute Porträts, während die Mehrzahl der Richtung der italienischen Manieristen und Eklektiker angehört. Ambruogio bekleidete, von dem Vertrauen seiner Mitbürger getragen, wiederholt die Stelle eines Vorsitzenden der Stadtverwaltung. Ein einfacher Mann, ein aufrichtiger Christ, ein Vater der Armen, starb er 1818, 79 Jahre alt. Sein jüngerer Bruder, Pier Modesto, geboren 1745, heirathete in ziemlich reifem Alter die Gräfin Giovanna Formenti de Riva, gleich ihm hochgebildet und edel wie an Geblüt so an Geist, welche ihrem Gatten vier Kinder schenkte: Josepha Margherita, Antonio, Giuseppe und Felice. Letzterer starb als Kind, Giuseppe, welcher 1863 als Gatte der Baronin Adelheid Christani di Rollo aus diesem Leben schied, hinterließ keine Nachkommenschaft: Margherita, Antonio's Ebenbild, widmete sich, in Gemeinschaft mit Antonio's starkmüthiger Freundin, der Marchesa Maddalena di Canossa, ganz den Werken der Nächstenliebe und starb als „Figlia della Carità" am 20. Juni 1833, eine früh vollendete Heilige. Pier Modesto erreichte ein Alter von 75 Jahren und verließ die Seinen 1820: seine Gemahlin überlebte ihn zweiundzwanzig Jahre und erlebte die Freude in Antonio, mit dem der Stamm der Rosmini erlosch, den Vater einer großen geistigen Familie zu begrüßen.

III.

Rosmini's Geburtstag war der 25. März 1797: das Fest der Verkündigung Mariä; am selben Tage wurde er getauft. Einige Erinnerungen, die uns aus seinen Kinderjahren bewahrt sind, zeigen die ungewöhnliche frühe Entwick-

[1]) Man vergl. die sorgfältigen Nachweise, welche P. Paoli in seiner Schrift: Antonio Rosmini e la sua Prosapia, Rovereto 1880, gegeben hat.

lung des Knaben, ebenso wie seine zweifellose Ueberlegenheit über die Altersgenossen, die ihn wie einen Herrn und Richter in ihren Spielen betrachteten. Das schöne, reine und liebenswürdige Kind flößte seiner Amme eine solche Verehrung ein, daß dieselbe die Wiege und die Kleidungsstücke des Kleinen wie Reliquien aufhob: sie werden jetzt, seit 1862, im Palazzo Rosmini gezeigt. Tommaséo, der in früheren Jahren Antonio nahe gerückt war, erzählt, wie die Lectüre der Märtyreracten den siebenjährigen Knaben aufs heftigste erschütterte und zu Thränen bewegte. Im Jahre 1804 gab man ihn, den andern Knaben zum Beispiel, in eine öffentliche, von der Familie in der Stadt begründete Schule. 1809 wurde er in das Gymnasium aufgenommen, während er zu Hause unter der Leitung seines Erziehers Guareschi stand. Er war ein guter und wohlgesitteter Schüler: aber man fand mehrfach, daß seine Leistungen nicht den außerordentlichen Anlagen, die er frühzeitig verrathen hatte, entsprachen. Woran lag die Schuld? Eines Tages fand Guareschi seinen Zögling in der Bibliothek des Oheims über der Summa des hl. Thomas von Aquino: „Sind das Bücher für Dich?“ fragte der brave Hauslehrer, indem er Antonio einen leichten Schlag auf die Wange gab. Der Knabe erwiderte, daß der Oheim ihm erlaubt habe, in diesem und andern Büchern zu lesen. In der That hatte Ambruogio bemerkt, daß der seinem Alter weit vorauseilende Geist des Knaben, von den Gegenständen des Schulunterrichts befriedigt, bereits nach tieferer Erkenntniß lechze. Er nahm ihn seither in Schutz gegen die, welche von Antonio in der Schule mehr verlangten, und gab ihm die Mittel, sich weiter zu bilden. Und mit Entzücken fiel der Knabe über jedes neue Buch her. „O, liebe Mutter,“ ruft er einmal, „welch' wundervolle, herrliche Dinge lerne ich aus jenen Büchern; erlaube, daß ich mich daran erfreue, es kann doch nichts schaden, in solcher Gesellschaft zu leben.“

Der Vorgang ist bezeichnend und beherzigenswerth. Unsere öffentlichen Lehranstalten haben ja gewiß den Vortheil, Alle einer gemeinsamen Zucht zu unterwerfen und ein bestimmtes Ziel von jedem Schüler zu verlangen. Ganz recht. Aber wie die Schüler, so denken auch die Lehrer oft nur zu wenig an das „non scholae, sed vitae discimus“. Ich bin für meinen Theil längst zu der Ueberzeugung gelangt, einer der am schwersten wiegenden Uebelstände unserer Gymnasien liege darin, daß auf die specielle Begabung wirklich hervorragender Talente viel zu wenig Rücksicht genommen wird. Wie mancher schöne und frische Geist, der etwas Großes geworden wäre, hätte man ihn verstanden und in seinem Fahrwasser gewähren lassen, wird da verkümmert, wo schulmeisterliche Pedanterie es nicht versteht, daß ein junges Genie sicher und erfolgreich seine eigenen Bahnen der Entwicklung gehen kann, dabei aber, ohne Schaden für sich und die Menschheit, einmal in den Objecten des Schulunterrichts hinter weit geringer begabten, nur auf letztere gerichteten Köpfen zurückbleiben darf. Da wird denn eingegriffen und nur zu oft jede Freudigkeit am Lernen überhaupt zerstört und das um so öfter und sicherer, je häufiger der Wechsel der Lehrer und je unverständiger die Belastung mit den verschiedenartigsten Lehrgegenständen ist.

Schon in dieser Gymnasialzeit regen sich bei dem jungen Rosmini Tendenzen, ziehen ihn Aufgaben an, welche sich als Vorahnungen seiner künftigen

Studien und Bestrebungen darstellen. So, wenn er, der künftige Apostel der Friedfertigkeit, als Schüler über den „Segen des Friedens“ schreibt, wenn ihn die Berührung mit dem zu Anfang dieses Jahrhunderts in Italien als classicistischer Stilist berühmten P. Antonio Cesari, der lange im Hause der Rosmini zu Rovereto verweilte, mit der italienischen Literatur näher zusammenbringt und ihn namentlich auf Dante's „Divina Commedia“ und „Monarchia“ führt; so wenn er sechzehnjährig, in Nachahmung von Boetius' „Consolatio Philosophiae“, einen Dialog verfaßt, den er „Giorno di solitudine di Simonino Ironta“ nennt. Der Name war ein Anagramm desjenigen des Verfassers, der das unedirte Büchlein auf dem oberhalb Rovereto's liegenden Casino della Moneta schrieb. Er läßt ein armes verlassenes Kind von zwei wunderschönen Jungfrauen finden; beide wollen es annehmen und erziehen: die eine ist die Freundschaft, die andere die Philosophie: da tritt als dritte die Religion, in einem leuchtenden, von Sternen besetzten Gewande ein, und der Streit wird so entschieden, daß alle drei Frauen sich unter dem Vorsitz der Religion in die Erziehung des Kindes theilen. Liest man die Auszüge, welche Paoli (S. 13) aus den Schriften gibt, so erstaunt man über die Reife des Urtheils und kann zugleich nicht umhin, eine gewisse sehr genaue Bekanntschaft mit der altchristlichen Literatur und der in ihr wie in der Kunst des ersten Jahrhunderts auftretenden Personificationen der Philosophie und Religion bei dem jugendlichen Schriftsteller anzunehmen.

Sonst wird aus diesem Zeitabschnitt berichtet, daß Antonio öfter mit seinem Oheim und Bruder dem Schauspiel beiwohnte; und zwar gefielen ihm die Komödien viel weniger als das Trauerspiel, welches seiner auf das Ideale und Ewige gerichteten Stimmung besser entsprach.

Im Jahre 1814 ward Antonio mit den üblichen Segenswünschen von seinem Gymnasium entlassen. Die Eltern wollten sich zunächst nicht von ihm trennen und übergaben ihn dem in dem Hause Fedrigotti als Erzieher angestellten Pietro Orsi zur weiteren Einführung in das Studium der Mathematik und Philosophie — demselben, welchem Rosmini später das Hauptwerk seines Lebens, den „Nuovo Saggio sull' origine delle Idee“, widmete. Sehr bald zeigte sich, daß der Schüler bereits dem Lehrer überlegen war. Orsi konnte nicht mehr genügen, und es handelte sich um die Frage, wo und welche Studien fortzusetzen seien. Es handelte sich aber noch um eine wichtigere: um die Wahl des Lebensberufs. Die Eltern wünschten, daß der Erstgeborene die Familie fortsetze und daher in der Welt eine seinem Stande angemessene Stellung einnehme; P. Cesari als Hausfreund unterstützte ihre Bemühungen, aber vergebens. Der junge Antonio hatte sich von früh an dem geistlichen Stande innerlich gewidmet: einem Stande, für den ihn seine Liebe zum Studium und zur Einsamkeit, seine Freude an religiösen Uebungen, sein Eifer im Gebet zu bestimmen schienen. Er erklärte seinen Entschluß, und man gab sich damit zufrieden. Die Familie dachte jetzt daran, ihn der höheren geistlichen „Carriera“, der Prälatur, zuzuführen und darum der geistlichen Akademie in Rom zu übergeben. Aber sie hatte sich in den Motiven geirrt, welche Antonio zum Altar führten. Der Geist des Jünglings war hochherzig genug, um auf äußere Ehren kein Gewicht zu legen; er war durchdringend genug, um wahrzunehmen, daß in der Prälatur für den geistigen Kampf der Gegen-

wart nichts zu thun war: daß die Entscheidungskämpfe der Zeit auf einem ganz anderen Gebiete liegen, als auf dem, auf welchem sich die seidenen Schuhe der Diplomaten zu Hause wissen. Er konnte in dieser äußeren Stellung mit all' ihren Beschäftigungen und Rücksichten nur ein Hinderniß für seinen ernsten Beruf erblicken und dachte nicht daran, sich dieser violetten Last zu unterwerfen. Schon früh muß dagegen der Gedanke einer Verbindung mit Gleichgesinnten zu gleichen hohen Zwecken in ihm aufgetaucht sein. Zwar wies er die Zumuthung Cesari's zurück, der ihn für das Oratorium des hl. Philippus Neri gewinnen wollte. Aber der Briefwechsel mit seinen Vettern Antonio Fedrigotti und Leonardo Rosmini läßt den Wunsch nach einer „Association" schon in jenen ersten Jahren des philosophischen Studiums erkennen: Paoli steht — und gewiß mit Recht — nicht an, die Keime seiner künftigen Stiftung in den Hoffnungen und Wünschen jener Tage zu erblicken. Ich sage, gewiß mit Recht; denn wenigstens ein dunkles Bild „deß, was er werden soll" steht vor der Seele eines jeden zwanzigjährigen Genies. Damit ist keineswegs gesagt, daß es sofort und ohne Schwanken das Feld findet, auf dem die ihm bestimmte Thätigkeit liegt. Rosmini bezeugt selbst in einem 1815 an Pietro Orsi gerichteten Brief, daß er noch sehr eigenthümlichen Schwankungen in Bezug auf diesen Gegenstand unterlag. Ein damals angesehener Roveretaner Maler, Udine, von dem sich in seiner Vaterstadt zwei Bilder erhalten haben, war aus Florenz in die Heimath zurückgekehrt, und der Umgang mit ihm hatte die durch den Oheim geweckten ästhetischen Interessen aufs lebhafteste bei Antonio angefacht. Mit Begeisterung schreibt er von der Kunst und von Rafael: er meint, wenn er zwei statt eines Lebens hätte, so widmete er eines der Malerei: welches Glück, sich einbilden zu dürfen, ein Rafael zu sein! Aber am Ende findet er doch, daß das Leben zu kurz sei, um es etwas Anderm zu widmen als der Liebe Gottes und dem Dienste des Nächsten. „Stultum est supervacua discere in tanta temporis egestate!" Kein Wunder, daß der Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen, sich immer mehr befestigte: im November 1816 bezog er die Universität Padua, wo er in der theologischen Facultät inscribirt wurde und bereits im Juni des folgenden Jahres den Titel eines Baccalaureus erwarb. Er beschränkte sich aber nicht auf den Besuch der theologischen Collegia: seine Studien erstreckten sich auch auf den gesammten Umkreis der philosophischen Disciplinen; ja, er hörte auch medicinische Vorlesungen und bewahrte, wie wir sehen werden, sein ganzes Leben hindurch ein lebhaftes Interesse an den Naturwissenschaften und der Medicin — Neigungen, welche ihn natürlich bei seinen philosophischen Arbeiten in hohem Grade fördern mußten.

Das Seminar zu Padua galt seit Forcellini's Zeiten als die Heimath einer vortrefflichen Latinität: Furlanetto, der Forcellini's berühmtes Lexikon mit Nachträgen versah, erscheint unter Rosmini's Bekannten. So beginnt auch hier schon das größte Werk der lateinischen Lexikographie in eine Beziehung zu Rosmini zu treten, dessen Freund und Ordensgenosse De Vit dasselbe heute mit so großen Ehren fortführt. Auch die schönen Wissenschaften wurden zu Padua gepflegt. Cicognara's Studie über eine Tizianische Madonna gibt Rosmini von Neuem Anlaß, das Gebiet der Kunstgeschichte zu streifen. Die poetische Ader, welche in ihm steckte, aber freilich mehr und mehr hinter der Reflexion zurück-

trat, offenbarte sich in mehreren Sonetten, welche zum Theil in den ungedruckten „Giorno di solitudine“ aufgenommen sind und von denen Paoli (S. 37) eine Probe mittheilt. Immer und immer aber kehrte der Geist des Studirenden dann zu ernsterer Beschäftigung zurück: Aristoteles, Plato, Thomas von Aquino waren die Lehrmeister dieser seiner Studienjahre, eine tägliche Nahrung, die seinem ganzen Wesen jene kräftige geistige Constitution gab, die wir in all' seinem späteren Thun und Denken bewundern. Während er sich so auf sein Doctorexamen vorbereitete (1819), vergaß er die Uebungen der Frömmigkeit nicht. Jeden Morgen sah man ihn der Messe im Santo beiwohnen, jener wundervollen, dem heiligen Antonius von Padua gewidmeten Kirche, deren plastischer Schmuck nicht wenig dazu beitragen mußte, die Liebe zum Schönen dem Gedanken an Gott fort und fort zu vermählen. Es ist nicht gleichgültig, wo und in welcher Umgebung der studirende Jüngling betet. Ich meine, die Jugend, welche bestimmt ist, die idealen Güter der Menschheit zu pflegen, sollte man zu gemeinschaftlichem Gebet nicht an Orten und in Stätten versammeln, welche, wie so manche unserer Gymnasial- und Universitätskirchen einen Ausbund geschmacklosen Zopfes darstellen. Wie kann man von dem künftigen Clerus den Sinn für das Schöne und für die Kunst verlangen, wenn man sich nicht die Mühe gibt, ihn unter großen und erhebenden Eindrücken aufwachsen zu lassen!

Don Antonio legte das geistliche Gewand am 27. Juni 1817 an, empfing die Tonsur am 15. Mai 1818 und am folgenden Tage die vier niederen Weihen, diese aus der Hand des Bischofs von Padua, Francesco Scipione Marchese Dondi dell' Orologio, dessen Familie später in ein verwandtschaftliches Verhältniß zu derjenigen Rosmini's trat. In diese Zeit fällt auch die Anknüpfung mehrerer Freundschaftsbündnisse, welchen Rosmini für den Rest seines Lebens treu blieb. So desjenigen mit Niccolo Tommaséo, dem später so bekannten Literarhistoriker und Politiker; so die Beziehung zu einem anderen Dalmatiner, Pier Alessandro Paravia aus Zara, zu dem Veroneser Gozzi, zu Sebastiano de Apollonia aus Cividale, zu Maurizio Moschini, den er in seinem Dialog „Del Rinnovamento“ als Opponenten einführte, endlich zu dem Israeliten Uzielli aus Livorno, dem er eine wahrhaft zärtliche Aufmerksamkeit widmete: ein Beweis für die Vorurtheilslosigkeit Rosmini's, der trotz der glühendsten Hingabe an die Interessen seiner Kirche auch in dem Andersgläubigen den edlen Menschen zu achten vermochte. Mit mehreren dieser Freunde unternahm Antonio kleine Reisen, nach dem Friaul, nach Verona und Venedig. Diese Reisen wie sein Aufenthalt in Padua gaben ihm auch Gelegenheit zur Bereicherung seiner Büchersammlung. Die Leidenschaft der Bücher, ohne die wir uns kaum einen Gelehrten zu denken vermögen, hatte ihn längst erfaßt. War es früher der Oheim Ambruogio, der nach dieser Richtung für ihn gesorgt hatte, so mußte jetzt, nach dessen Tode (10. Juli 1818), die Mutter oft dem Sohne Geld schicken, wenn besonders günstige Gelegenheit zum Büchererwerb sich darbot. Im Jahre 1820, am 21. Januar, verlor Antonio den Vater, kurze Zeit nachdem er die Subdiaconatsweihe empfangen hatte. Pier Modesto Rosmini's ansehnliches Vermögen fiel zu zwei Sechsteln an seine Kinder Joseph und Josepha, die vier übrigen erhielt als Haupterbe Antonio. Dieser ließ das ganze Haus in seinem

bisherigen Stande, wies der Mutter eine ehrenvolle Pension an und vertraute die Verwaltung seines Erbes einem Verwandten, dem Grafen Francesco Salvadore, an: Antonio empfing dann am 2. Juni 1820 in S. Maria del Carmine in Rovereto die Diaconats- und endlich, am 21. April 1821, in Chioggia die Priesterweihe. Seine erste hl. Messe feierte er auf Ostersonntag in S. Caterina in Venedig. Einige Tage später wurde seine erste Messe in Rovereto mit großer Feierlichkeit begangen (3. Mai); nicht minder die Erlangung des Doctorates in der Theologie und im kanonischen Recht, welches er am 23. Juni 1822 in Padua gewann.

Wer immer, aus innerm Drang und Beruf, diesen nämlichen Weg gegangen, weiß, was er bedeutet. Auch der Priester, der nicht als Mönch der Welt ein völliges Lebewohl sagt, vollzieht in dem Augenblicke, wo er sich auf immer bindet, eine schmerzliche Trennung. „Wenn der Mann, ermüdet von des Tages Arbeit, seiner Wohnung zueilt; wenn er an seine Pforte klopft, so kommt er nicht an eine leere Stätte. Er tritt in ein Haus, das ihm mehr bedeutet als die ganze übrige Welt. Die Sterne, die den Himmel bevölkern, die Sonne, die ihn erleuchtet und verschönt, all' die wunderbare Harmonie der Natur, alles das bedeutet ihm nichts gegenüber dem Blick, dem Lächeln, den Liebkosungen seiner Frau und seiner Kinder, die seit so vielen Stunden sein Antlitz nicht gesehen, seine Stimme nicht mehr gehört haben."

Dies Haus hat der Priester aufgegeben, wie Derjenige, welcher diesen Satz schrieb[1]), es selbst gethan. Er konnte es, wie gesagt, nicht thun, ohne tief einzuschneiden in das innerste Leben. Aber auch hier wohnen Schmerz und Lust bei einander. Die Welt hat keine Ahnung von dem überwältigenden Gefühl der Seligkeit, das den jungen Diener des Altares umfängt an dem Tage, wo er sich gänzlich und unwiderruflich geopfert hat. Ihm ist, als könne er sich nicht mehr losmachen von den Reizen der Einsamkeit, die er mit sich und seinem Gotte zubringt. „Mehr und mehr," schreibt Rosmini (Lettre giovan: al Paravia, no. 17), „bin ich verliebt in diese Einsamkeit, die voll von Gott ist." Diese Einsamkeit, voll von Gott, das ist die Erbschaft Derer, die auf Weib und Kind verzichtet haben: Dominus pars haereditatis meae . . . . Jenen Zustand, in welchem die Seele vor dem Heraustreten aus dieser einsamen Unterhaltung mit dem Jenseits zurückschreckt, nannte Rosmini sein principio della passività. Die tagebuchartigen Aufzeichnungen, welche er uns aus jener Zeit hinterließ, fassen die Lebensregel, welche er sich damals vorsetzte, in zwei Punkten zusammen: einmal in der Erinnerung an seine Sünden, in dem Streben, seine Seele von aller Ungerechtigkeit zu reinigen und nichts außer ihr zu suchen, da er sich absolut unfähig finde, etwas zum Heil seines Nächsten zu vollbringen; dann in dem Vorsatz, kein Werk der Nächstenliebe abzulehnen, welches ihm die Vorsehung zutragen könne, überzeugt, daß Gott auch, wenn er wolle, sich des schwächsten und blindesten Instrumentes zu seinen Absichten bedienen könne.

Der Leser wird sich fragen, welche Sünden der junge Priester könne begangen haben — enormissimi vizî nennt er selbst seine Unvollkommenheiten: Dante gibt

[1]) Lacordaire, Serm. sur la nécessité des ordres religieux. Sermons, instructions et allocutions II 223. Par. 1885. Ed. in 12°.

die Antwort, wo er (Purgat. III, 8—9) von dem zartbesaiteten Gewissen des Führers spricht:

„O würdevoll und fleckenlos Gewissen,
Welch' herber Biß Dir ist ein kleiner Fehler!"

Dem entsprachen die Gewohnheiten Don Antonio's. Er las täglich mit großer Andacht die hl. Messe und empfing alle acht Tage das Sacrament der Buße, was er auch sein ganzes Leben hindurch that. Die Grundsätze seines geistlichen Lebens treten auf jeder Seite seines damaligen Briefwechsels hervor: so in dem schönen Brief an die Marchesa Canossa vom 20. Januar 1824; er legte sie ausführlicher dar in dem Büchlein „von der christlichen Erziehung", welches er für seine Schwester Margherita schrieb[1]). Diese Schwester unterstützte ihn bei seinen Arbeiten. Sie scheint des Deutschen mächtiger als ihr Bruder gewesen zu sein: er studierte daher mit ihr zusammen deutsche Bücher, vor allem Kant und Hegel. Daneben sah man ihn das Facsimile einer Papyrusrolle mit Fragmenten des Epikur, sah man ihn Hebräisch und Sanskrit lesen; alles das waren aber nur Spaziergänge im Reiche des Wissens: seine Heimath war von Anfang an die Philosophie. Wir werden sehen, wie bereits in dieser Periode die Idee des objectiven Seins ihn ergriffen; am Meisten nahmen ihn zunächst die Vorstudien zu seiner „Filosofia del Diritto" und „ella politica" in Anspruch. Auf die Frage, wie er in so kurzer Zeit so viel und so vielerlei habe erlernen und schreiben können, antwortete er, was später in seiner „Logica" gedruckt wurde: „Ohne viel Zeit und Mühe aufzuwenden, wird Niemand ein Gelehrter: man verlängert das Leben, indem man mit seiner Zeit Haus hält. Muratori hat auf die Frage, warum er so viel habe arbeiten können, geantwortet, „indem er jedes Zeitschnitzel in Acht genommen habe."

So verstrichen sechs Jahre, die Rosmini mit Gebet und Studium zubrachte. Die einzige Thätigkeit nach Außen, welche er sich gestattete, war der Verkehr mit Freunden, die er als eine Accademia domestica häufig in seiner Wohnung vereinigte, wobei gemeinschaftliche Uebungen der Frömmigkeit, rhetorische Debatten, Vorträge u. s. f. gehalten wurden, weiter auch die Theilnahme an den Arbeiten der Accademia degli Agiati zu Rovereto, einer im vorigen Jahrhundert gestifteten Gesellschaft, deren Mitglied er bereits 1822 geworden war, und welcher er einen Aufsatz „Ueber die politischen Ideen Dante's als Beitrag zur Erklärung der göttlichen Komödie" vorlegte. Schon vorher war er als Schriftsteller aufgetreten. Noch als Studierender in Padua hatte er Augustin's berühmte Abhandlung „Ueber den Unterricht der Kleinen" (De catechizandis rudibus) übersetzt (1821) und eine in vieler Hinsicht sehr merkwürdige, von großer Reife des Urtheils und des Charakters zeugende Lobrede auf S. Filippo Neri, den liebenswürdigen, auch von Goethe so bewunderten römischen Volksheiligen, verfaßt. Im Jahre 1823 beschäftigte er sich eingehends mit dem Studium des h. Thomas von Aquino, den er einen zweiten Newton nennt; er schrieb ebendamals seinen „Saggio sopra la felicità", den er u. A. Karl Ludwig von Haller in Bern übersandte. Der Ge-

[1]) Della educazione cristiana. Libri tre di Antonio Rosmini-Serbati, prete Roveretano. Venezia 1823.

nosse seiner Studien war vornehmlich Tommaséo: als der gelehrte, aber unruhige Dalmatiner Rovereto verließ, sehen wir Antonio in Aeußerungen des Schmerzes ausbrechen, welche zeigen, wie warm und tief er für die Freunde empfinden konnte: „Oh bellezza, oh siccurezza di quest' amicizia!"

Dasselbe Jahr 1823 sah Rosmini auf der Reise nach Rom, welche er in Begleitung des Patriarchen von Venedig, unseres bekannten deutschen Dichters Ladislaus Pyrker, machte. In Rom lernte er neben vielen Andern den Cardinal Zurla und den Camaldulenserabt Mauro Cappellari kennen, der einstmals als Gregor XVI. den päpstlichen Stuhl besteigen und das Werk des Roveretaner Philosophen als Oberhaupt der Kirche anerkennen und bestätigen sollte. Pius VII., der den jungen Abate sehr freundlich aufnahm, wollte ihn zum Uditore di Rota machen, d. h. also ihn auf einen den Uebergang zum Cardinalat einleitenden Posten erheben. Rosmini dankte, nach Ehren nicht begierig und wohl erkennend, daß eine derartige Laufbahn mit seinen Absichten, die auf Erneuerung des philosophischen Erkennens ausgingen, nicht zu vereinbaren sei; die guten Absichten des Papstes in Bezug auf seine Person lohnte er mit dem Panegyricus auf Pius VII., als dieser, bald darauf (25. Sept. 1823), aus dieser Zeitlichkeit schied.

Nicht lange danach, 1824, unternahm Rosmini eine abermalige Reise, und zwar nach Modena, wo er unter Anderen Cavedoni, den berühmten Archäologen und Numismatiker, und Baraldi kennen lernte, welch letzterer die Cavedoni's beste Arbeiten zum Theil enthaltenden „Memorie di religione, morale e litteratura" herausgab — eine sehr werthvolle, leider bei uns in Deutschland nicht aufzutreibende Zeitschrift, welche nun auch bald einige Beiträge Rosmini's und zwar über die sensualistische Philosophie des Piacenzer Melchior Gioia brachte — Aufsätze, welche ihn in die erste literarische Fehde seines Lebens verwickelten. Ihnen sandte er bald einige kleinere Arbeiten, die „Apologetica" und den „Commentar zum Leben des h. Hieronymus", endlich die Ausgabe seines „Panegyrico alla santa e gloriosa memoria di Pio VII" nach, welche er als Gegenstück zu der damals in Italien viel Aufsehen machenden Lobrede Pietro Giordani's auf Napoleon I. erscheinen ließ. Will man eine belustigende Illustration für die Beschränktheit und Willkür der damaligen österreichischen Preßpolizei, so muß man bei Paoli (S. 63 f.) nachlesen, welche Schicksale dieser Rosminische Panegyricus auf den todten Papst hatte, ehe die Censur die Druckerlaubniß ertheilte. Wäre Rosmini ein Carbonaro gewesen, man hätte ihn nicht mit größerem Mißtrauen behandeln können.

Ich glaube nicht fehl zu greifen, wenn ich in den Erfahrungen, die Rosmini frühzeitig mit dieser alles geistige Leben niederhaltenden, jede edle Regung erstickenden Metternich'schen Polizei gemacht hatte, den Grund erblicke, der ihn zum Verlassen seiner Vaterstadt trieb. Allmälig waren Pläne in ihm aufgestiegen, deren Verwirklichung ihm unter dem Druck einer jeder höhern Einsicht verschlossenen, argwöhnischen und vexatorischen Regierung unmöglich erscheinen mußte. Wir haben oben gesehen, wie schon frühe der Wunsch und das Bedürfniß der Association ihm gekommen war: der Gedanke einer Società degli Amici, wie er ihn vorübergehend in seinem väterlichen Palast verwirklicht hatte, erweiterte sich allmälig zu dem der Stiftung einer Genossenschaft, einer unità santa, unità

cristiana, welche, aus rein überirdischen Motiven zusammengetreten, nur dem Studium und den Werken der Nächstenliebe dienen sollte. Eine Erquickung mußte es für ihn sein, als ihn, ganz unerwartet, der Brief eines Geistesverwandten mit einem ganz ähnlichen Vorschlag erreichte. Das Schreiben kam von Einem, dessen Sohn nachmals eine der Celebritäten des modernen Italiens sein und in nahe Berührung mit der Sphäre kommen sollte, in der sich Rosmini's späteres Leben bewegte. Es war der Marchese Cesare Tapparelli d' Azeglio, der Vater Massimo's d' Azeglio, der als Staatsmann, Officier, Schriftsteller und Künstler eine so bedeutende Rolle in den vierziger und fünfziger Jahren spielte und der Manzoni's Schwiegersohn wurde.

Den nächsten und nachhaltigsten Antrieb zur Verwirklichung seiner Absichten empfing jedoch Rosmini von einer anderen Seite. Seine Schwester Giosefa Margherita hatte sich frühzeitig dem Dienste der Nächstenliebe gewidmet, indem sie 1820 mit der Marchesa Maddalena di Canossa das Institut der „Figlie della Carità" begründete, für welche sie 1828 in Trient einen Convent einrichtete: sie starb bald darauf, in Verona, am 15. Juni 1832, nicht unwürdig des Rufes einer Heiligen. Die „Figlie della Carità" waren ein Verein von Schwestern, welche sich dem Unterricht, der Kranken- und Armenpflege widmeten. Ihre Stifterin, die Marchesa di Canossa, war eine jener starken und bewußten Frauengestalten, die, je seltener sie in der Geschichte erscheinen, um so achtunggebietender auftreten. Als Napoleon, nicht lange vor seinem Sturz, durch Verona kam, nahm er im Palaste der Canossa Wohnung. Am Vorabend seiner Abreise frug er die Herrin des Hauses, wie er ihr die erwiesene Gastfreundschaft vergelten könne. „Sire," antwortete die Marchesa, „da ich das Werk wieder aufnehmen will, welches Ihre Decrete vom Jahre 1810 zerstörten, so bitte ich um eines der vielen Klöster, die Sie unterdrückt haben." Der Eroberer mochte den Tadel empfinden, der in der Bitte lag: aber in einem Anflug jener großen Gesinnung, die er bei aller Brutalität seines Charakters hier und da an den Tag zu legen wußte, gewährte er das Gesuch und ließ der Marchesa den verlassenen Convent von S. Lucia und Verona zur Verfügung stellen. Hier begann Maddalena di Canossa ihre Anstalt für Verpflegung und Erziehung armer Kinder. In Venedig und Mailand entstanden bald andere Häuser desselben Instituts. Durch Margherita mit deren Bruder Antonio enge befreundet geworden, drang sie jetzt in diesen, eine ähnliche Genossenschaft von „Figli della Carità" ins Leben zu rufen. Vierundzwanzig Jahre war Rosmini alt, als der Gedanke zuerst in ihm angeregt wurde. Zwei Jahre später trat er ihm näher. Am 20. December 1825 kündigte er der Marchesa an, daß er nun ernstlich die Gründung des Vereins der „Figliuoli", oder, wie er sie später lieber nannte, der „Fratelli della Carità" ins Auge fasse. Der Verein sollte nichts Außergewöhnliches sein; Nichts, was eine neue Zerklüftung in den Clerus hineinbringe. Er solle sich ganz in den hergebrachten, alten Uebungen der Kirche bewegen und alles Absonderliche vermeiden: „tutto ordinario, ma ragionevole" — nichts Auffallendes, aber alles vernünftig, das war sein Motto; sein Lebensprincip aber sollte das Vertrauen auf Gott sein — „vive di confidenza in Dio".

Im Februar 1826 begab sich Rosmini mit einigen Freunden — darunter

Tommaséo — und zwei Dienern nach Mailand, wo er eine Wohnung in der Nähe der ambrosianischen Bibliothek, beim S. Sepolcro, nahm. Ein Verwandter, der als Historiker Mailands bekannte Carlo Rosmini[1]), hatte ihm die Wohnung besorgt und führte ihn nun in die Gesellschaft der lombardischen Hauptstadt ein, wie er ihm auch mit seinem reichen historischen Wissen und seinen Erfahrungen sich nützlich erwies. Hier lernte Antonio, neben vielen anderen hervorragenden Männern, namentlich zwei kennen, deren Freundschaft fortan eine bedeutende Rolle in seiner Existenz spielen sollte: den aus der Gegend von Domodossola gebürtigen Grafen Jacopo Mellerio und Italiens großen Dichter, Alessandro Manzoni, dessen Ruhm damals längst begründet war und der beim ersten Bekanntwerden mit Rosmini's Schriften den die Eigenart des Schriftstellers genau treffenden Ausspruch that: „qui c' è un uomo" — da ist einmal ein Mann!

Der Mailänder Aufenthalt, der etwa zwei Jahre währte, war sowohl den Vorbereitungen für die Gründung des Instituts als namentlich der Fortsetzung der Studien gewidmet. Wir sehen hier Rosmini wieder in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft thätig: die höhere Mathematik, die Differential- und Intregralrechnung, wie die Moral, Philosophie und italienische Literatur nahmen ihn in Anspruch. Im Jahre 1827 veröffentlichte er hier in Mailand den ersten Band seiner „Opuscoli filosofici", in welchen die beiden Versuche „Ueber die göttliche Providenz" und „Ueber die Einheit in der Erziehung" enthalten sind; weiter den Essay über die „Idylle und die neueste italienische Literatur". Der zweite Band der „Opuscoli" brachte den Aufsatz über die „Glückseligkeit" und den gegen Ugo Foscolo's Pessimismus gerichteten über die „Hoffnung". Besonders bemerkt wurde seine „Classification der philosophischen Systeme und Anleitung zur Auffindung der Wahrheit" (Mailand 1828). Unterdessen wurde auch an der längst begonnenen „Philosophie des Rechts" und derjenigen „der Politik" weiter gearbeitet. Alle diese Schriften aber waren gewissermaßen nur die Vorwerke jener großen Schöpfung, die das hauptsächlichste Denkmal seiner philosophischen Thätigkeit sein sollte, des „Nuovo Saggio sull' origine delle idee". Sollte das philosophische Wissen der Gegenwart die nothwendige Erneuerung und Wiedergeburt erfahren, so mußte von diesem Punkte, von dem Ursprung unserer Ideen, ausgegangen werden. Schon in Rovereto hatte Don Antonio diese Untersuchung begonnen: wie er, gewissermaßen auf dem Wege der Intuition, die Lösung des Problems glaubte gefunden zu haben, das hat er in späteren Tagen selbst einigen seiner Freunde erzählt. „Zur Zeit," äußerte er sich u. a. Paoli gegenüber, „wo ich in Rovereto dem Studium der Philosophie oblag, ging ich einmal einsam und in meinen Gedanken versunken über die Terra (ein abgelegenes Viertel der Stadt), den verschiedensten Dingen nachsinnend, wie sie mir in den Sinn kamen,

[1]) Die zwischen Stresa und Baveno liegende „Villa Rosmini", welche noch heute diese Bezeichnung führt, gehört den Descendenten dieses Carlo Rosmini an; sie hat keine Beziehungen zu Antonio, der sie nie bewohnt hat. Carlo Rosmini starb, über siebzig Jahre alt, zu Anfang Juni 1827 eines plötzlichen Todes, tief beklagt von den Freunden, unter denen Don Antonio seinem Schmerz in einem schönen nach Rovereto gerichteten Briefe Ausdruck verlieh (Epistolario LXIV. Lockhart, Bd. I, S. 160 f.).

bald dem einen, bald dem anderen meine Aufmerksamkeit zuwendend. Plötzlich sah ich, daß ein jeder dieser Gegenstände meines Nachdenkens durchaus nichts Einfaches, sondern eine Gruppe von vielen Objecten darstellte. Und wie ich weiter zusah, bemerkte ich, daß diese und viele andere Objecte als ebenso viele Bestimmungen eines allgemeineren, weniger determinirten, sie alle umfassenden Gegenstandes zu bezeichnen waren. Indem ich nun dieselbe Analyse auf letztere anwandte, wurde mir klar, daß auch dieser sich in derselben Lage befand und daß nach Abstraction der ihm bleibenden, weniger ausgesprochenen Bestimmungen sich mir ein neues, noch allgemeineres und noch weniger determinirtes Object darbot. Ich sage, ein neues Object für meine Betrachtung, weil ich es von diesem Gesichtspunkte aus noch nicht betrachtet hatte: es war aber nicht neu an sich, weil es dasjenige war, in welchem sowohl der jener Operation unterzogene Gegenstand, als diejenigen Gegenstände, an welchen vorher die nämliche Analyse vollzogen wurde, enthalten waren. Indem ich so fortfuhr, gelangte ich, von welchem Punkte ich auch ausging, stets zu dem universalsten Object, dem idealen Sinn (Essere ideale), das jeder weitern Bestimmung entkleidet ist, wo jede weitere Abstraction ohne Zerstörung der Idee selbst unmöglich wird, und in welchem ich dasjenige erkannte, worin sämmtliche vorhin betrachtete Gegenstände enthalten waren. Ich machte dann die Probe auf diese Analyse. Diese Probe bestand darin, daß ich die ersten möglichen Bestimmungen (le prime possibili determinazioni dell' essere indeterminato) des unbestimmten Seins aufsuchte, dann diejenigen, welche sich weiter ergaben, endlich die letzten, so daß mir auf diesem Wege der Synthese allmälig wieder all jene Objecte entgegentraten, welche auf dem Wege der Analyse meinem geistigen Blick allmälig verschwunden waren. Damit und damals überzeugte ich mich, daß das unbestimmte ideale Sein (l'Essere ideale indeterminato) die erste uns naturgemäß bekannt gegebene Wahrheit, das Erste, was wir durch unmittelbare Anschauung erkennen (il primo noto per immediata intuizione) und das große Medium jeder verstandesmäßigen oder intuitiven Erkenntniß sei" [1]).

Rosmini's Philosophie soll, wie in der Einleitung zu diesem Aufsatze bemerkt ist, erst in einer Fortsetzung desselben eine ausführlichere Darstellung gewinnen. Es muß aber, um das Verständniß für seine gesammte wissenschaftliche Laufbahn und für die Kämpfe seines nun beginnenden Mannesalters zu erschließen, doch schon jetzt mit wenigen Worten angedeutet werden, wie in diesem Erkenntniß des undeterminirten idealen Seins als Quelle aller unserer übrigen Erkenntnisse der Angelpunkt seiner gesammten Weltanschauung lag, und zugleich Das, was in seiner Philosophie neu und originell war. Der „Nuovo Saggio sull' origine delle idee" ist der Darlegung und Begründung dieser durchaus neuen Erkenntnißtheorie gewidmet, die sich allerdings im denkbar schroffsten Gegensatz zu der in den romanischen Ländern namentlich herrschenden sensualistischen Philosophie der damaligen Zeit bewegte.

Die Thatsachen der Sensibilität werden von allen philosophischen Schulen anerkannt, selbst die extremen Idealisten, welche die Existenz der Körper leugneten,

[1]) Mittheilung Rosmini's an Paoli sowie an Alessandro Pestalozza (Paoli, I. 20 f.).

geben deren phänomenale Existenz, ihre Erscheinung in sinnlicher Form, zu. Auseinander gehen die Schulen da, wo es sich um die Consequenzen dieser Thatsache handelt. Condillac's Schule gibt nur die Sensation zu, als deren Umformung sie alle Erkenntnisse und Operationen unserer Seele erklärt, während eine andere ideologische Schule vor den Sensationen verschiedene primitive Thatsachen annimmt, Fähigkeiten der Seele, welche von der des Empfindens wesentlich unterschieden sind. Eine Abzweigung der letzteren Schule ging so weit, das intellectuelle Gebiet ganz von dem sinnlichen zu trennen und seine metaphysische Speculation von den sinnlichen Eindrücken gänzlich unabhängig zu machen: das ist das System der angeborenen Ideen, wie es vorzüglich Malebranche vertreten hat. Andere geben die Selbständigkeit des intellectuellen Gebietes zwar zu, glauben aber, daß die Probleme unserer Intelligenz ohne die Communication mit den sinnlichen Phänomenen nicht zu lösen sind: sie finden den Ursprung aller Erkenntnisse in den Sinnen und setzen diese als die excitirenden Ursachen der intellectuellen Activität an. Die Scholastiker, welche aus (ihrem) Aristoteles das Princip angenommen, daß nichts im Verstande sei, was nicht vorher in den Sinnen gewesen (nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu), lehren nun allerdings weiter, es wohne Etwas im Verstande, was zur sichern und wahren Erkenntniß, sowohl der materiellen als immateriellen Dinge, führen könne: Kant, der ihnen zugibt, daß alle Erkenntniß von den Sinnen komme, und gleich ihnen ein rein intellectuelles Gebiet, Begriffe, die von den sinnlichen Eindrücken verschieden sind, annimmt, leugnet jedoch, daß diese Begriffe wahre Erkenntnisse sind: „nur, wenn diese Begriffe mit sinnlichen Anschauungen gefüllt sind, haben sie objective Gültigkeit — andernfalls sind sie ein bloßes Spiel der Einbildungskraft oder des Verstandes"[1]).

Condillac's System war bald nach seinem Tode (1780) zu rascher Berühmtheit und in den romanischen Ländern fast zu alleiniger Herrschaft gelangt. In Italien waren, wie der Geschichtschreiber der italienischen Philosophie[2]) zugibt, alle Zweige der Literatur und Wissenschaft davon durchdrungen. Cicognara leitete seine Gesetze des Schönen, die Principien der Aesthetik davon ab; Cesarotti gründete darauf seine Lehre über den Ursprung der Sprache, Paolo Costa seine Theorie der Beredsamkeit; Giordani leitete seine Ansichten über die Einwirkung der schönen Künste auf den menschlichen Geist aus der nämlichen Quelle ab; Borelli und Bufalini legten den Condillac'schen Sensualismus ihren physiologischen, pathologischen und therapeutischen Lehren zu Grunde; die beiden Poeten des Pessimismus, Ugo Foscolo und Leopardi, gelangten durch das Medium dieser Philosophie zu ihrem sich selbst und alles Andere zerstörenden Scepticismus. Schon führte ein bekannter Pädagog, der Padre Soave, der begeisterte Anhänger Locke's, den Sensualismus in die Schule ein und gründete auf ihn seine Erziehungslehre: ein gefährliches Experiment, denn gerade hier und auf dem Gebiete der Moral mußte dieses System seine Schwäche und seine Ge-

---

[1]) Kant, Transcend. Logik, Bd. II, 3. Hptst.

[2]) Louis Ferri, Essai sur l'hist. de la Philosophie en Italie au 19e siècle, Paris 1869. I, 11.

fährlichkeit zeigen. Wenn wir keine anderen Ideen besitzen als umgeformte Sensationen, was wird dann aus der Sittenlehre? Was will das Wort der „Pflicht“ noch besagen, wenn alle Motive unseres Handelns sich auf sinnliche Antriebe, auf Schmerz- oder Lustempfindungen, zurückführen lassen? Und wo bleibt, wenn man mit dem System des Abbé de Condillac Ernst macht, wo bleibt da noch ein Platz für Gott und die Beziehungen des Geschöpfes zu ihm?

Gioia und Romagnosi hatten an die Schule des Collegio Alberoni in Piacenza und an diejenige von Parma angeknüpft, wo Condillac zur Zeit der größten Blüthe dieser Universität zehn Jahre zugebracht hatte (1758—68). Sie hatten beide den extremen Sensualismus des Letztern etwas gemildert, indem sie der Activität der Seele ein größeres Feld eingeräumt. Aber sie waren doch über den Naturalismus in Dingen der Metaphysik und über eine Art von empirischem Idealismus in ihrer Psychologie nicht hinausgekommen. Schon Galluppi, der bekannte neapolitanische Philosoph, hatte eingesehen, daß man da nicht könne stehen bleiben. Er wollte den Scepticismus vermeiden, indem er sich einen Weg zwischen Locke und Kant durchbahnte, also zwischen dem Sensualismus und dem transcendentalen Idealismus zu vermitteln suchte. Die Idee ist ihm ein analytisches Ergebniß der primitiven Erfahrung, welches sich allerdings aus der Empfindung, aber durch das Mittel der geistigen Activität abhebt. Er ist der Erste, der, ohne förmlich in allen Dingen Kantianer zu sein, namentlich auf dem Gebiete der Moral in Kant's Fußtapfen trat und dessen Ideen in Italien einbürgerte.

Das war die Lage der Geister auf der Halbinsel, als unser Roveretaner in die Bewegung derselben eintrat.

In Mailand traf Rosmini gerade auf die Hauptvertreter des damaligen Sensualismus in Italien, Gioia und Romagnosi, welche in der „Biblioteca italiana“ ihr Organ besaßen, während jüngere, sich unserm Roveretaner nähernde Kräfte, wie Achille Mauri, Sartorio u. A., den „Ricoglitore“ herausgaben. Mit diesen Kreisen unterhielt Don Antonio Beziehungen, bei denen er wohl damals schon weitaus eher der Gebende als der Empfangende war. So sehr ihn diese Beschäftigung, so sehr ihn diese literarischen Beziehungen anzogen: noch weit mehr nahm ihn der mehr und mehr sich abzeichnende große Plan seines Lebens, das große Werk der „Liebe“ in Anspruch. „Ach,“ schreibt er einmal an einen der Freunde, Don Giovanni Stefani in Lissabon, „thuen Sie Alles, um Ihren Zögling empfinden zu lassen, was es heißt, ein Mitglied der Kirche Christi zu sein; jener unermeßlichen Gesellschaft, die all' unsere Liebe verdient, auf die sich all' unsere Gedanken beziehen sollen! Schön ist die Freundschaft, aber schöner die Liebe zur Kirche! Auch die Liebe für die häusliche Gesellschaft ist lobenswerth, lobenswerth die Liebe zum Vaterland und unserem Volke; aber Familie, Vaterland, Nationalität sind doch nur Mittel, um die Glorie der Kirche Gottes zu mehren.“ Von Wichtigkeit war nun für Rosmini, hier in Mailand, die Bekanntschaft eines eifrigen französischen Missionärs zu machen, der sich mit ähnlichen Gedanken trug. Don Giovanni Battista Löwenbrück, von deutsch-lothringischer Abkunft und ursprünglich der Metzer Diöcese angehörig, war mit Empfehlungsbriefen des österreichischen Gesandten in Turin von Rouen nach

Mailand gekommen und traf bei dem Grafen Mellerio mit Rosmini zusammen. Beide glaubten sofort, durch eine göttliche Fügung einander zugeführt zu sein; man verabredete einen Ausflug nach der Certosa di Pavia und tauschte seine Ansichten auf diesem Wege aus. Löwenbrück hatte zunächst eine Gesellschaft von Missionspredigern im Auge; Rosmini's bedächtigeres Wesen zwang ihn zur Anerkennung der Nothwendigkeit, zunächst an sich selbst zu denken, in zweiter Linie an die Anderen: der Verein müsse zunächst das Heil und die Ausbildung der eigenen Mitglieder ins Auge fassen als nächstes und nothwendiges, darum aber auch für jedes Mitglied mit Sicherheit zu erreichendes Ziel: die Thätigkeit nach außen erschien ihm als etwas Secundäres, das aber allerdings sich von selbst einstellen werde. Und auch darin zeigte sich des Roveretaners Weisheit: „wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten."

Ein Brief desselben vom 16. Juni 1827 entwickelte diese Grundsätze eingehender. „Der Hauptzweck dieser Congregation kann nur sein, *den Priester nach dem Muster Jesu Christi zu bilden*, und zwar nach allen Seiten, so daß nichts von der Nachbildung dieses Modells ausgeschlossen bleiben darf." Dies Schreiben sandte Rosmini an Löwenbrück, als dieser nach Domodossola vorausgegangen war, um den Ort zu sehen, von welchem das Institut seinen Ausgang nehmen sollte.

Rosmini war, als er somit der Verwirklichung seines großen Planes nahe trat, in der Blüthe seiner reifen Jugend, gerade dreißig Jahre alt: das Alter, in dem sich Paulus, Augustinus, Ignatius befanden, als sie die Welt verließen, um dem inneren Rufe zu gehorchen. Aber während sein Geist so auf dem Gebiete der Speculation, wie auf demjenigen des praktischen religiösen Lebens sich auf der Höhe seiner schöpferischen Kraft bewährte, begann der Körper bereits zu siechen. Die ungeheueren Anstrengungen der letzten Jahre, die ununterbrochene geistige Arbeit und die Strenge eines abgetödteten Lebenswandels hatten, in Verbindung mit einer wohl ererbten Anlage, eine Erkrankung mit gefährlichen Symptomen herbeigeführt, während er früher sich einer unübertrefflichen Gesundheit zu erfreuen schien. Man muß in dem Briefe vom 21. December 1827 nachlesen (Epistolar. LXXXIV), wie Rosmini diese Prüfung aufnahm. Er sieht in ihr eine Heimsuchung, die ihn belehren soll, nicht auf sich selbst und seine Kräfte zu vertrauen. „Das Gefühl einer hinfälligen Existenz, die Empfindung, einen Fuß hier und einen in der Ewigkeit zu haben, ach, das ist auch ein tröstlicher, seliger Zustand, weil man da um so aufmerksamer auf sich wacht und mit um so lebhafterem Entzücken den Bräutigam erwartet! Wie empfindet man es in einem solchen Zustande, daß wir Alle unnütz sind! Eine unbewußte Täuschung könnte, unter anderen Umständen, uns glauben machen, wir seien der Kirche Jesu Christi nothwendig! Sollte ich sterben, ohne daß mein Werk sich verwirklicht, so braucht es darum doch nicht im Sande zu verlaufen. Wer weiß, ob mein Hintritt aus dieser Welt es nicht gerade reifen und wachsen läßt? Wer weiß, ob ich nicht gerade ein Hinderniß desselben bin? Ob meine Sünden nicht vielleicht es sind, welche den vollen Erguß der göttlichen Erbarmung über die Kirche dahinhält? Längst habe ich das Opfer meines Lebens dem Opfer Jesu geeint, ich thue es von Neuem, so oft ich mich dem Altare nähere, indem ich den himm-

lischen Vater bitte, wenn es, um den Sturm zu stillen, nöthig ist, diesen Jonas hinauszuwerfen, es ohne Barmherzigkeit zu thun. Indeß weiß ich nicht, ob der Herr dies mein Opfer angenommen hat; soll ich meine innerste Empfindung aussprechen, so glaube ich, zur Stunde hat er es nicht gethan."

Sterben ist nicht das größte Opfer, das uns auferlegt werden kann: schwerer ist, zu leben mit Menschen, mit denen man nicht leben möchte; Dinge sehen zu müssen, die man nimmer hätte sehen mögen; Hoffnungen und Ideale zu Grabe zu tragen, die zu verwirklichen wir uns berufen glaubten und deren Besitz und Dienst uns das Leben allein werth und erträglich machte. Dies schwerere Opfer sollte Rosmini nicht erspart sein.

IV.

Der Weg von Stresa nach Domodossola zählt nicht zu den berühmten Straßen der Alpenwelt; aber er ist in hohem Grade anmuthig und je tiefer man in jene Welt der Berge eindringt, um so mehr zu stiller Einkehr ladend. Eine schöne breite Straße führt an der Südseite des Langensee's zwischen Villen und Gärten nach Baveno, dann an den Granitbrüchen von Feriolo vorbei, in welchen die Säulen der St. Paulskirche in Rom gebrochen sind, und in dessen Nähe die Straße von Pallanza sich mit der unsrigen vereint, über Ornavasso, aus dessen Marmorbrüchen der Mailänder Dom erstand, Vogogna, wo die Schlösser der Mailänder Visconti in Trümmern liegen, bei Borgo und seiner römischen Inschrift vorbei immer höher das Eschenthal, oder wie die Italiener es heißen, die Val d' Ossola hinauf, bis wir endlich in jener reichen, einen echt südlichen Charakter aufweisenden Mulde anlangen, in der die Hauptstadt dieses Thälercomplexes, Domodossola, liegt. Der Ort hat seinen Namen von dem antiken Oscella und hat erst einige Bedeutung gewonnen, seit Napoleon (1810) die Simplonstraße baute, die Paris mit Mailand verband und deren erste Hauptstation jenseits der Alpen Domodossola bildet. Gleich hinter derselben beginnt der Aufstieg nach jenen Gebirgen, die den Simplon umstellen, während südwestlich sich die Satelliten des Monte Rosa heranschieben. Eine halbe Stunde vor der Stadt sieht man bei hellem Wetter die Spitze des letzteren durch einen Gebirgseinschnitt hindurchleuchten. Die dunklen und engen Straßen der Stadt bieten kein sonderliches Interesse, jedoch haben sich einzelne Reste mittelalterlicher adliger Sitze und Befestigungen erhalten. Weitaus das am meisten in die Augen fallende Gebäude ist der stattliche Palast des Collegio, das vor der Stadt liegt und das eine der bedeutendsten Niederlassungen des Istituto della Carità bildet. Die Rosminianer haben nach ihres Meisters Tode diesen Bau aufgeführt, der 1874 vollendet wurde, und in welchem jetzt ein blühendes königliches Gymnasium besteht, das ihrer Leitung unterstellt ist: ein Gang durch die Lehrsäle, Laboratorien, Cabinette zeugt von dem ernsten Bestreben der Väter, diese Anstalt auf der Höhe ihrer Aufgabe zu erhalten. Eine halbe Stunde weiter vor der Stadt erhebt sich der Monte Calvario: ein kleiner Bergkegel, dessen Rücken die Ruinen eines alten longobardischen Castells trägt, das später gothische Anbauten erfuhr und neben dem sich jetzt ein weitschichtiger bedeutender Gebäudecomplex erhebt. Das ist das jetzige Noviciat und Generalat, der eigentliche Sitz des Istituto della

Carità. Als Rosmini am 18. Februar 1828 hierherkam, fand er nur eine elende, von Unkraut und Ungeziefer bedeckte Behausung und eine fast zerfallene Capelle: ein wahrer Calvarienberg, den er sich als Wohnung aussuchte. Die einzige Gesellschaft, welche er hier hatte, waren sein Amanuensis Andrea Fenner, sein Diener Antonio Bisoffo und ein ehemaliger Franciscanermönch, Fra Pietro. Jesus fastete vierzig Tage in der Wüste, ehe er sein öffentliches Lehramt antrat: Antonio Rosmini feierte hier, in strengster Enthaltung und Bußübung, eine ähnliche Fastenzeit, die ihm um so schwerer werden mußte, als sein körperliches Leiden fortfuhr, ihn zu beschweren und er ein ausgesprochenes Bedürfniß nach einem mildern und südlichern Klima empfand. Aber er wußte, daß große und ernste Dinge, wie diejenigen, welche er sich vorgesetzt, ohne Härte gegen sich selbst nicht gedeihen. „Was immer wir thun, thuen wir es nicht halb und indem wir rückwärts sehen: besser wäre es, ganz davon zu lassen; unser Herz soll stark sein im Anblicke des Herrn."

Da der P. Löwenbrück seine Ankunft in Domodossola hinausschob, benutzte Rosmini die auf jene Fastenzeit folgenden Monate zu einem Ausflug nach Novara, wo er den Cardinal und Bischof Morozzo besuchte, und nach Turin, wo er mit dem Marchese d' Azeglio zusammenkam und mit diesem, im Hause des österreichischen Gesandten, den damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Abbé Felicité de Lamennais kennen lernte. Wie beide als Philosophen von ganz verschiedenen Principien ausgingen, so waren beide Persönlichkeiten auch so verschieden, daß sie vom ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an nicht zusammenstimmen konnten. Rosmini versäumte nicht, den Franzosen wissen zu lassen, wie bedenklich ihm dessen Lehre vom sens commun als der einzigen Quelle der Gewißheit unseres Erkennens erschien. Er that dies, nach Domodossola zurückgekehrt, in einem schönen, würdigen, die Intentionen Lamennais' hochanerkennenden Schreiben vom 19. Juni 1828: die Antwort war nichts weniger als liebenswürdig und nichts weniger als würdig. Der Widerspruch hatte den berühmten Franzosen gereizt und beleidigt. Alles, was er Rosmini zu erwidern hatte, bestand in den Worten: „ich habe keine Zeit mit Ihnen zu correspondiren." Als zehn Jahre später Rosmini ein berühmter Mann und Lamennais eine gefallene Größe war, uneins mit sich, mit Gott und der Welt, schrieb Antonio ein zweites Mal an den, der ihn so übel behandelt: „ich denke," sagte er in einem nach Paris gerichteten Briefe, „ich denke, ein freundschaftliches Wort, das zu einem von Bitterkeit erfüllten Herzen gesprochen wird, könne nicht übel aufgenommen werden: .... es ist einer Ihrer Brüder, der dieses schreibt." Auch dies Wort der Liebe, wie so manches andere, pochte vergebens an die eiserne Brust des gestürzten Titanen. Es kam zu spät, wie Alles zu spät kommt für ein Herz, das aufgehört hat zu lieben.

Damals kam Tommaséo nach Domodossola, in der Absicht, den Freund von dieser einsamen, dem Leben und, wie er meinte, den Studien abgekehrten Lebensweise abzubringen. Rosmini setzte ihm auseinander, wie beglückend für ihn die Stille dieser Berge geworden und wie er den Studien nicht abtrünnig werde, wenn er auch dem Werk der Liebe vor ihnen den Vortritt gebe: prima la carità, e poi la scienza; denn diese wird vergehen — destruetur — jene

nimmer — iscade mai. Auch Andere kamen; man erfuhr in Piemont allmälig von seinem Aufenthalte, und es mehrten sich die Briefe, die Anfragen, die Consultationen. Rosmini's Briefwechsel aus dieser Zeit zeigt, wie die Einsamkeit seine geistige Kraft rasch entwickelte und concentrirte; wie er bei aller Consequenz und Strenge im Verfolgen seiner Pläne der Anderen nicht vergaß und vor Allem jener himmlischen Milde und Güte beflissen blieb, die Jedem, auch dem Geringsten, gerne in seinen Zweifeln und Sorgen Rath und Nutzen gewährt, die den einfachsten Geist adelt, die denm größte und reichsten jene hinreißende Liebenswürdigkeit verleiht, wie wir sie an einem Fénelon, einem Sailer bewundern.

Nachdem Löwenbrück endlich angekommen, übertrug ihm Rosmini die Niederlassung auf dem Monte Calvario und begab sich zunächst zu seinem Freunde, dem Grafen Mellerio, nach Recoara, um dort seine Cur fortzusetzen. Hier war es wohl, wo er sich lange und gerne mit einem jüdischen Rabbiner unterhielt, der in ihm einen Gegner fand, aber einen Gegner von so humaner und herzlicher Art in der Unterhaltung und Controverse, daß er ihn überaus lieb gewann und verehrte. Von da kehrte Rosmini zu kurzem Besuch nach Rovereto zurück, um seine Mutter und seine Freunde zu sehen und zugleich sich mit der Verwaltung seines Vermögens zu beschäftigen. Der Rath der Aerzte bestimmte ihn, den folgenden Winter in einem wärmeren Klima zuzubringen. Er ging also nach Rom, wo er am 25. November anlangte. Nicht allein. Denn er brachte, um sie in Rom zur Anerkennung zu bringen, zwei wichtige Erzeugnisse seiner Ossolaner Einsamkeit in seinem Felleisen mit: den Entwurf der Constitutionen des projectirten Ordens und ein großes Stück des „Nuovo Saggio", der nun in der Hauptstadt der Christenheit das Licht der Welt erblicken sollte.

Die Constitutionen fassen sich in den zwei Sätzen zusammen, die Rosmini dem Bischofe von Novara gegenüber selbst als die Substanz seines Instituts bezeichnete: erstens in dem Streben nach eigener Vollkommenheit, wie sie in einem zurückgezogenen und verborgenen Leben in Studium und Gebet gewonnen werden kann — er nannte das den stato primo oder elettivo; zweitens in dem Bemühen, allen Werken der Nächstenliebe zu entsprechen, welche man von den Mitgliedern begehren könne, ein stato assunto, nicht elettivo, weil er nicht *gesucht*, sondern ergriffen wird, wo und wann er sich darbietet.

Viel enger, als es scheinen könnte, ist der innere Zusammenhang dieser projectirten Vereine mit den Ideen, welche Rosmini in dem „Nuovo Saggio" der Welt vorzulegen eben sich anschickte.

Wie die Substanz jenes Instituts die geordnete *Liebe* ist, so bildete die *eine* und universale *Wahrheit* und der Weg sie zu finden, den Inhalt des Buches. Der „Nuovo Saggio" will zeigen, daß das ideale Sein das Erste ist, was wir erkennen; eine Erkenntniß, die Gott dem Menschen in seiner Natur geschenkt hat, die die eigenthümliche Form seines Geistes, das natürliche Licht seiner Vernunft, die Wahrheit im allgemeinsten Sinne des Wortes darstellt — eine einzige, allgemeine Wahrheit, zu deren Determination im Einzelnen der Mensch vermittelst der Empfindung und des Urtheils gelangt. Reflexion und Analysis führen uns eine Menge Einzelerkenntnisse zu, die sich als Parzellen des universalen Seins darstellen. Das sittliche Leben des Menschen rückt damit zu-

gleich in unserer Betrachtung aus allem Zufälligen heraus in den engsten Zusammenhang mit dem erschauten Wahren.

Man kann über den Werth und die Haltbarkeit der Rosminianischen Erkenntnißlehre denken, wie man will. Das aber wird man anerkennen müssen, daß, wer eine Reform der Gesellschaft, wer eine Erneuerung des kirchlichen Lebens anstrebte, der Welt kein größeres und kein glücklicheres Geschenk bringen konnte, als das bewußte, energische, unerbittliche Betonen dieser zwei Ideen: der Wahrheit und der Liebe — denn Beides sind die Augensterne des Christenthums: beide verschleiert wie in den Tagen Christi durch den modernen Sadducäismus und Pharisäismus, beide von der Menge verlassen und gehaßt, gehaßt in ihrem Wesen und in ihren aufrichtigen Jüngern. Wahrheit und Liebe sind eben correlate Begriffe: die Lüge ist darum eine Münze, deren Revers ausgeprägte Lieblosigkeit darbietet.

V.

Ein Brief an den Grafen Mellerio vom 29. Nov. 1828 schildert die Empfindung, welche Rosmini hatte, als er, Rom nahe, die Kuppel der Peterskirche von Weitem erblickte: Jedem, der denselben Weg gezogen ist, schlägt das Herz höher in der Erinnerung an diesen Augenblick. In Rom, wo unser Roveretaner diesmal als Gast seines Freundes, des Padre und späteren Cardinals Orioli, in dem Franciscanerconvente Dei Santi Apostoli wohnte, fand er die herzlichste Aufnahme bei dem Cardinal Cappellari, der bald Gregor XVI. heißen sollte und der ihn jetzt im Consistorium den anderen Cardinälen und dem Papste vorstellte, während er ihn lebhaft zur Veröffentlichung seines „Nuovo Saggio" ermunterte. Rosmini suchte hier selbstverständlich seinen Ideen Eingang zu verschaffen. Er kündigte sein Werk an als eine Reform der Philosophie, als die Einleitung zu einer „christlichen Philosophie", unter der er aber durchaus nicht eine Mischung der Vernunftwissenschaft mit den positiv christlichen Mysterien verstand, sondern eine wirkliche, solide, gesunde Vernunftwissenschaft[1]). Der neue Papst, Pius VIII., der gerade während Rosmini's Aufenthalt in Rom den Stuhl Petri bestieg, empfing ihn am 15. Mai 1829 in Audienz und drückte ihm seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ernster und starker Studien aus, ihn zugleich auffordernd, seine Kräfte nicht im praktischen Leben zu verzehren, sondern ganz der Literatur zu widmen. Der Papst hatte in den „Memorie di Modena" eine Abhandlung gelesen, von der er nicht wußte, daß sie unsern Philosophen zum Verfasser hatte. Er zeigte sie Rosmini und meinte dazu: „so muß in unseren Tagen geschrieben werden." Ein leichtes Erröthen seines Gastes verrieth dem Papste den Autor, den er um so herzlicher beglückwünschte, wiederum hervorhebend, daß man heutzutage nur auf dem Wege vernünftiger Erörterung weiterkommen könne (non rimane oggidì altro mezzo che quello di prenderli colla ragione[2]). Rosmini legte dem Oberhaupte der Kirche auch sein Project betreffs des Istituto della

[1]) Vergl. den Brief vom 17. März 1829, Epist. CXXXIV.

[2]) Vergl. Rosmini's Bericht über diese Audienz in der Einleitung seiner „Introduzione alla Filosofia", No. 11, p. 31 und in einem Briefe an Pietro Orsi, 25. Mai 1829 bei Paoli, Bd. I, S. 120.

Carità vor und setzte ihm auseinander, wie er sich keineswegs die außerordentliche Mission eines Ordensstifters zuschreibe, sondern nur einen bescheidenen, klein beginnenden Verein im Umkreise des gewöhnlichen christlichen und clericalen Lebens begründen wolle. Der Papst nahm mit Beifall davon Kenntniß und versicherte Rosmini, daß er auf „gutem Wege" sei. Das Nämliche bestätigte ihm Pius VIII. wieder in einer Abschiedsaudienz vom 28. April 1830, wo er ihn aufforderte, die Constitutionen seiner Genossenschaft, nachdem der Diöcesanbischof sie geprüft, dem apostolischen Stuhle zur Genehmigung vorzulegen.

Den Sommer 1829 brachte Don Antonio zum Theil in Albano zu, wo, wie Paoli sich schön ausdrückt, Freundschaft, Ascese und Philosophie seine Genossen waren. Im Spätsommer begab er sich mit einigen Freunden nach Neapel, von wo er im September nach Rom zurückkehrte, um den ersten Band des „Nuovo Saggio" der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ehe derselbe publicirt wurde, ließ er durch Mellerio Alessandro Manzoni ein Exemplar überreichen — als Entgegnung jener „Gentilezza", die der Dichter ihm selbst gegenüber bewährt hatte, als er Rosmini die „Promessi sposi" zuerst, vor ihrer Veröffentlichung, mitgetheilt. Auf Manzoni's Rath nahm er eine Aenderung an dem Titel des Werkes vor, die wahrscheinlich darin bestand, daß er dem Saggio ein „Nuovo" vorsetzte. In diese Zeit fällt die Eröffnung einer Correspondenz mit dem neapolitanischen Philosophen Galluppi und die Abfassung der schönen „Grundzüge des christlichen Lebens" („Massime di perfezione"), welche 1830 in Rom erschienen: ein kleines, aber goldenes Büchlein, welches in einfachster Sprache, aber mit eiserner Logik und eindringlichster Beredsamkeit die ewig gültigen Principien des christlichen Lebens vorlegt, vielleicht die kürzeste und beste Zusammenfassung des Gegenstandes, den die ascetische Literatur überhaupt aufzuweisen hat: ein Büchlein, das von der geistigen Reife seines doch noch jugendlichen Verfassers ein glänzendes und glorreiches Zeugniß ablegt[1]).

Leider blieb auch dieser verlängerte Aufenthalt Don Antonio's in der ewigen Stadt nicht frei von schwerer Heimsuchung. Das alte Leiden stellte sich wiederholt und heftig ein, und im October 1829 erkrankte unser Roveretaner an den Blattern. Daß der Kranke den Muth und selbst seinen Humor während dieser schmerzhaften Episode nicht verlor, zeigt der Brief vom 30. Oct. (Epistol. CXLV) an seinen Freund Mucci in Ancona. Auch bewahrte sein Anblick keine Spuren der Krankheit. Wohl aber sah sich Don Antonio für die nothgezwungene Verlängerung seines römischen Aufenthaltes reichlich entschädigt durch die Beziehungen, in welche er zu zwei hervorragenden Männern trat. Der Eine war der P. Tonini, Lehrer der Philosophie an dem Franciscanerconvent bei St. Apostoli, der Rosmini's Erkenntnißtheorie annahm und der Erste wurde, welcher sie öffentlich vortrug. Er war der Lehrer des P. Trullet, der später berufen war, Rosmini's Orthodoxie zu vertheidigen. Der Andere war ein junger Rechts-

[1]) Die beste Ausgabe desselben ist die von P. L. Lanzoni besorgte von 1883 (Torino, Vinc. Bona). Sie liegt der Uebersetzung ins Deutsche zu Grunde, welche in München 1887 (Verlag von E. Stahl sen.) erschienen ist und welche von der Hand einer von dem Leben und den Schicksalen Rosmini's tief ergriffenen geistvollen Frau herrührt. Ich habe die Arbeit der edlen Freundin mit einem kurzen Vorworte eingeführt.

gelehrter, Dr. Luigi Gentili, der sich dem Institut Rosmini's anschloß und später als Missionar in Dublin, im Rufe großer Heiligkeit, starb.

Am 3. Mai 1830 verließ Rosmini Rom, um nach Domodossola zurückzukehren. Ein Brief an Gentili meldet sein Entzücken beim Wiederanblick dieser Einsamkeit und in der Umarmung der dort zurückgelassenen Freunde. Es waren Löwenbrück, der Diakon Molinari und ein einfacher Bruder Isaias, die er wiederfand: alles anspruchlose Menschen, die aber gänzlich unter dem Zauber seiner Persönlichkeit standen. Man begann jetzt mit der Einrichtung des Instituts. Der Graf Mellerio stellte ein der Kirche St. Giuseppe in Duomo naheliegendes Haus, das vorübergehend den Ursulinerinnen gedient hatte, zu Rosmini's Verfügung. Es ward die erste Niederlassung des Instituts nach derjenigen auf dem Monte Calvario; später verlegten die Rosminianer ihr Gymnasium in das 1874 aufgeführte neue Collegio; die ehemalige Casa Mellerio, jetzt noch eines der ansehnlichsten Gebäude der inneren Stadt, blieb ihr Eigenthum, ist aber der Gemeinde vermiethet, die es als Rathhaus benutzt. Auch von anderen Seiten wurden Rosmini Anerbietungen gemacht. Der Bischof von Novara gestattete einigen Clerikern, ihre Studien unter Don Antonio's Leitung in Domodossola fortzusetzen; aus England begann man bereits Priester aus seiner Schule zu verlangen. Am tröstlichsten mußten ihm die Eröffnungen sein, welche ihm aus der eigenen heimathlichen Diöcese Trient zukamen. Die Rectoren, auch Lehrer des dortigen Seminars — Pietro Riegler, Giulio Baron Todeschi, Simone Teyni — zeigten sich als Bewunderer und Freunde ihres Landsmanns, traten mit ihm in Verbindung und bewogen den Bischof Luschin, Rosmini zur Gründung eines Hauses in Trient einzuladen. Es wurde ein Besuch in Rovereto und Trient gemacht, Weiteres angebahnt. Aber Rosmini bestand, ehe er weiter ging, darauf, daß die Mitglieder des jungen Vereins zunächst ein förmliches Noviziat durchmachten, dem er sich selbst unterwarf; er wollte ferner, daß eine regelrechte Wahl des Obern stattfand, die natürlich auf ihn fiel; in der innern Führung aber ordnete er sich während dieser Probezeit Löwenbrück unter und verrichtete, wie Tommaséo mittheilt, gleich den Anderen alle, auch die niedrigsten Dienste in Haus und Küche, pflegte und wusch Arme und Kranke und hielt dann, 1831, die Fastenpredigten in der Collegiatkirche der Stadt, und zwar über die Nachfolge Christi. Er war von Natur nicht beredsam: aber sein verständiger, geordneter und klarer Vortrag wurde gerne und mit großem Nutzen gehört. Er selbst aber kehrte stets mit Entzücken in die stille arme Zelle seines Calvarienberges zurück, die, wie in den elenden Behausungen der Capuciner jetzt noch, mit einem Holzschlüssel geschlossen wurde und über die er die Worte des Propheten geschrieben hatte: „bonum est praestolari cum silentio salutare Dei“ — gut ist's zu warten im Schweigen auf das Heil, das von Gott kommt! (Klagel. 3, 26): ein hehrer Spruch, den er gerne und oft im Munde führte; ein Spruch, den ich mit Rührung über der Pforte dieses seines Kämmerleins las und den ich mir manchesmal in stillen und schweren Stunden wiederhole. Streng und einfach, ja ärmlich war diese Kammer in ihrer Einrichtung: wie Rosmini überhaupt auch in Rovereto und Stresa sich der äußersten Einfachheit in Kleidung und Lebensweise, in der Ausstattung der Wohnung befliß: man kann sich heute noch davon überzeugen,

wenn man das Mobiliar und die Gegenstände seines Handgebrauches übersieht, die aus seinem Sterbezimmer in das Collegio über Stresa gebracht wurden und dort noch erhalten sind. Den größten Luxusartikel bildet ein Armsessel von gewöhnlichster Art, und auch dieses bediente er sich erst in den Tagen seiner Krankheit: er war, gleich seinem Sterbebett, ein Geschenk der Signora Bolongaro.

Herb und streng wie die Einrichtung, war auch das Leben, welches Rosmini in dieser Zelle führte. Er stand früh auf, widmete dann eine Stunde der Betrachtung, eine der Feier der hl. Messe, eine dritte der Lesung der hl. Schrift, in der er nicht anders als kniend las; anderthalb Stunden nahm das Brevier in Anspruch, zahlreiche andere frommen Katholiken geläufige Gebetsübungen, zweimalige Gewissenserforschung unterbrachen das Tageswerk: man fragt sich, wie da noch Zeit blieb zum Studiren. Und doch blieb deren, und zwar reichlich, weil jede weltliche Zerstreuung ausgeschlossen war.

Die Verhandlungen mit Trient führten anscheinend zum Ziele. Rosmini begab sich 1832 wieder nach Tirol, wo er, in Innsbruck, den Kaiser sah und mit der Regierung über die Einrichtung des Hauses die nöthige Rücksprache nahm. Zurückgekehrt, begann er die geistlichen Uebungen an Cleriker zu halten, in denen er ein großer Meister ward und von denen noch später die Rede sein wird. Ein zweites Mal führte ihn im selben Jahre sein Weg nach dem Trento; er verband mit dieser Reise einen Ausflug nach Venedig, wobei er sich einige Tage in Correzzola, einem kleinen Dorfe bei Padua, aufhielt. Die Benedictiner hatten hier ein altes Kloster, St. Giustina di Padova, in dessen Bibliothek er sich vergrub. Wir wissen jetzt, warum: denn hier schrieb er jenes merkwürdigste unter all' seinen Büchern, die später von der römischen Censur verurtheilte Schrift über die „Fünf Wunden der h. Kirche" (Delle cinque piaghe della Santa Chiesa). In dieses und das folgende Jahr fallen wichtige Correspondenzen: so mit Alleſſandro Manzoni über die angeborne Idee des Seins (Trient, 1831, Aug.), mit P. Roothan, dem bekannten Jesuitengeneral, über die Reform des philosophischen Unterrichts; die Verhandlungen mit Sir Ambr. Phillips und dem Baronet Henry Trelawny über die Einführung des Instituts in England. Unter den Männern, welche letzterem beitraten, ist sein späterer Nachfolger in der Leitung desselben, Giov. Batt. Pagani, zu nennen. Von literarischen Erzeugnissen der Periode sind die „Principj della scienza morale" (Mil. 1837 u. ö.) hervorzuheben.

Als im Februar 1834 die Pfarrei von St. Marco in Rovereto durch den Tod ihres Inhabers erledigt wurde, erbaten sich Volk und Clerus ihren jetzt längst weithin genannten Landsmann Don Antonio zum Pfarrer. Es hatte nie in Rosmini's Absichten gelegen, sich dem Pfarramte zu widmen. Aber er glaubte der Bitte und dem Verlangen der Seinigen wenigstens vorübergehend entsprechen zu müssen. Noch heute wissen Rovereto's Greise von dieser kurzen Episode zu sprechen, welche Rosmini's Pfarrverwaltung umschließt. Fast ein halbes Jahrhundert später schrieb noch ein damals als Hilfsgeistlicher thätiger Priester an Paoli einen herrlichen Brief über diese Zeit und über die Erscheinung Rosmini's als Pfarrer — die Heiligkeit seines Lebens, die Majestät seines Antlitzes, die Würde seiner engelgleichen Persönlichkeit[1]).

[1]) Paoli, Bd. I, S. 189.

Die Verwaltung der Pfarrei brachte Mancherlei mit sich, woran Rosmini nicht gewöhnt war. Er war nicht musikalisch begabt und kein Sänger: jetzt mußte er, um die feierlichen Aemter zu singen, sich von seinem Amanuensis im Kirchengesang üben lassen. Hunderte von Menschen aller Stände und Bildungsklassen wünschten den Pfarrer zu sprechen: geduldig lieh sich der Philosoph ihren Anliegen und Unterhaltungen. Auffallend und von der italienischen Vortragsweise völlig abweichend war, daß er die Frühpredigten in seiner Kirche meist las, wie man das in England thut: vermuthlich aus einem Gefühl der Demuth, da er sich keiner glänzenden Redefertigkeit bewußt war. Den katechetischen Unterricht hielt er in sokratischer Form; die noch erhaltenen Aufzeichnungen aus demselben zeigen, wie praktisch und eindringlich er diese Dialoge einzurichten wußte[1]). Eine neue und bald sehr populäre Einrichtung waren die Abendoratorien, zu denen er besonders die Jugend einlud. Bald zeigten sich die Früchte seiner Thätigkeit. Man bemerkte, wie Friede und Eintracht in die Familien zurückkehrte, wie die Handwerker sich größerer Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit befliſſen, eine Menge Restitutionen geleistet wurden, nächtliche Scandale, Unsittlichkeit und Trunkenheit aufhörten, eine völlige Umwandlung in den Gewohnheiten und der Moralität der Gemeinde sich vollzog. Aber ein Prophet wird selten in seiner eigenen Heimath anerkannt. Auch der neue Pfarrer hatte bald seine Feinde. Der Argwohn der josephinischen Kirchenpolitiker witterte in den frommen Uebungen, welche Rosmini eingeführt, jesuitische Umtriebe. Die Metternich'sche Verwaltung hatte als oberstes Princip, Alles zu unterdrücken, was irgendwie und in irgend welcher Richtung die Gedanken in Fluß bringen und die geistige Kirchhofsstille in Oesterreich hätte stören können. Die Regierung schloß die Abendoratorien (1835, 25. April), Rosmini fand an dem Bischof nicht den Schutz, welchen er von ihm erwartet hatte, und so entschloß er sich, von einem Pfarramte zurückzutreten, das er wider seine Neigung auf sich genommen und dessen Führung ihm nur dann werthvoll sein konnte, wenn er sich in seiner Wirksamkeit nicht gehemmt und auf Schritt und Tritt von einer argwöhnischen und engherzigen Polizei überwacht wußte. Am 4. October 1835 hielt er seine letzte Anrede an die Gemeinde: er sprach über die Liebe Gottes und des Nächsten, ohne seines Rücktrittes mit einem Worte zu gedenken. Aber das Volk hatte davon eine Nachricht, und es fand ein Ausbruch des Schmerzes um den scheidenden Seelsorger statt, der dessen Gegnern eine tiefe Beschämung sein mußte.

Wenige Tage vorher war Rosmini eine jener Tröstungen gewährt, die uns für die Bitterkeiten, welche von außen kommen, reichlich entschädigen. Das war die seltsame, in der Erinnerung der Roveretaner noch heute fortlebende tragische Geschichte Felice Robold's. In der Nähe Rovereto's war eine grausige Unthat verübt worden. Ein schöner Jüngling aus Vallarsa hatte in einem Anfall von Eifersucht seine Braut von einer hohen Brücke in den Abgrund gestoßen und also umgebracht. Vier Monate hindurch leugnete er im Kerker seine Schuld: ein Traumgesicht, das ihm die gemordete Braut und in ihren Armen das mit ihr gemordete Kind, die Frucht ihrer Liebe, zeigte, erschütterte ihn aufs Tiefste.

---

[1]) Prose ecclesiastiche. II. Catechetica.

Er bekannte sein Verbrechen vor dem Pfarrer, dann vor dem Richter, dann vor allen Andern. Während der Gerichtshof ein Gnadengesuch zu Gunsten des Unglücklichen nach Wien sandte, ließ er sich von Rosmini unterrichten und auf den Tod vorbereiten. Eine von Hause aus edel und groß angelegte Natur, vollendete er in wenigen Wochen unter Don Antonio's Führung einen Weg innerer Reinigung und Läuterung, für den Andere Jahre und Jahrzehnte bedürfen. Als ein Verbrecher war er in den Kerker eingetreten: als ein Engel trat er an der Hand Rosmini's aus demselben heraus, um, am 19. Sept. 1836, das Schaffot zu besteigen. Der Kaiser hatte ihm keine Gnade gewährt; Felice freute sich, der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit den Tribut seines verwirkten Lebens darzubringen und bot hohen und muthigen Sinns dem Henker seinen Nacken dar. Rosmini sprach damals ergreifende und ernste Worte zu dem versammelten Volke: Worte, die uns erhalten sind[1]) und die gleich dem rührenden Briefe an die Eltern des armen Sünders ein Denkmal seiner Hingebung, aber auch ein Denkmal seiner Geschicklichkeit in der Behandlung eines psychologisch ebenso interessanten als schwierigen Falles sind.

Schmerzlicher noch als die Schwierigkeiten in Rovereto war eine andere Prüfung. Die Niederlassung in Trient zeigte sich von Tag zu Tag unhaltbarer. Das fürstbischöfliche Ordinariat verwandte die Insassen desselben auswärts und zu Zwecken, die dem Institut fern lagen; es verlangte von Rosmini die Aufnahme von Subjecten, die für die Congregation unbrauchbar und nur eine Last waren. Zudem wurde die Haltung der österreichischen Regierung immer mißlicher. Nur zu wahr ist, was Paoli einmal anmerkt: daß große Männer selten sind, und daß sie Angst einflößen, weil sie nicht verstanden werden und weil sie die Uebrigen ihre Unfähigkeit oder Mittelmäßigkeit empfinden machen. Das Trienter Haus mußte aufgelöst werden. Rosmini's Absicht war, nunmehr nach Domodossola zurückzukehren: sieben Monate lang ließ ihn die österreichische Regierung auf seinen Paß warten. Wie wenig diese Widrigkeiten seine große Seele in ihrer Ruhe zu stören vermochten, das zeigt die Arbeit, mit der er diese Zeit des Wartens in Rovereto ausfüllte: es war die bedeutsame und umfangreiche Studie, welche er der Philosophie Mamiani's widmete und die den Ausgaben des „Nuovo Saggio" als vierter Band, unter dem Titel „Il Rinnovamento della Filosofia in Italia proposto dal C. T. Mamiani della Rovere" zugefügt wird[2]).

Der Graf Terenzio Mamiani ist einer der bekanntesten Männer des jungen Italiens, der einzige unter den „Vätern" desselben, der ein hohes Alter erreicht und schließlich den Triumph wenigstens seiner politischen Ideen gesehen hat. Er hatte 1831 an der Revolution der Romagna Theil genommen und lebte nun als Verbannter in Paris. Dort war er den philosophischen Bestrebungen der Zeit näher getreten. Sein Buch „über die Erneuerung der Philosophie in Italien", das 1834 zu Paris erschien, bezweckte, Rosmini die Führung der philosophischen Bewegung zu entreißen. Mamiani, obgleich in manchen Punkten von Rosmini's Ideen berührt, suchte zu zeigen, daß die philosophische Ueberlieferung

[1]) Prose eccl. II. Predicazione. Besonderer Abdruck von Marietti in Turin 1837 und in dem Luccheser Blatt Pragmalogia Cattolica 1838, II. April bis Juni.

[2]) Sie erschien zuerst in Mailand bei Pogliani 1836.

seines Vaterlandes von den Zeiten eines Lorenzo Valla, eines Lionardo bis herab auf Galilei und dann bis auf Galluppi der sensualistischen, bezw. experimentalen Richtung Recht gebe; er bestritt weiter den gesammten Platonismus und die Lehre von den angeborenen Ideen; er griff endlich die Rosmini'sche Erkenntnißtheorie direct an. Er wirft letzterer vor, daß sie die Erkenntniß der Thatsache mit der Erkenntniß von der Ursache der Thatsache verwechsele; daß sie ein eigentliches empirisches Erkennen gar nicht annehme, sondern außerhalb des intellectuellen Sehens nur eine blinde Sensibilität anerkenne. Es ist in Mamiani's Augen ein schwerer Irrthum des Roveretaners, daß dieser von der Idee des Seins oder der Idee der Realität zu dem Sein, bezw. der Realität selber vordringen will, während der gegentheilige Weg der einzig mögliche und wahre sei. So, warf Mamiani Rosmini vor, stürze er die gesammte Grundlage der Gewißheit um, erneuere den Scepticismus, welcher die Formen der Dinge a priori annehme und von ihnen die Perception der Außendinge abhängig mache.

Rosmini vertheidigte seine Theorie, wie bemerkt, in einer umfangreichen Schrift, die den Gegner nicht überzeugte; Mamiani's Antwort erschien 1838 in sechs eleganten, in der Form sehr urbanen Briefen, deren Conclusion war, Rosmini's Erkenntnißtheorie fälsche die wahre Natur der Erfahrung und mache jede Erkenntniß der Wirklichkeit fraglich. In diesem erneuten Angriff begegnete er sich mit einem andern Philosophen Italiens, dem Piacenzer Abate Alfonso Testa, der vom Sensualismus durch die Lectüre Kant's für den transcendentalen Idealismus gewonnen worden war und jetzt sowohl Rosmini's als Gioberti's objectiven Idealismus oder Ontologismus angriff.

Mamiani hat seine philosophischen Ideen bekanntlich später in seinen „Bekenntnissen eines Metaphysikers (1865)" mehrfach umgestaltet und vertieft. Er hat aber auch da, obgleich er sich dem Platonismus entschieden nähert, die Lehre von den angeborenen Ideen zurückgewiesen und speciell auch diejenige des Seins als eine erworbene zu erweisen gesucht: gebe man zu, daß diese eine Idee angeboren ist, so sei kein Grund, nicht allen anderen denselben Charakter zuzugestehen, da alle Ideen von derselben Substanz seien. Gleichwohl gibt Mamiani mit Gioberti und Malebranche eine directe Intuition des Absoluten zu, was Rosmini nicht lehrte: wir erkennen hier den Kern seiner religiösen Ueberzeugungen, die er in der „Religion der Zukunft", dem letzten Werke seines Lebens, vorzulegen unternahm[1]).

Rosmini und Mamiani sollten später auf einem andern Felde sich wiederfinden, nicht als Gegner, sondern in gewisser Beziehung als Mitarbeiter: damals, wo Ersterer sich anschickte als Gesandter nach Rom zu gehen, zu der Zeit, da Mamiani die Seele des liberalen Ministeriums unter Pius IX. war: wie dann letzterer auch darin eine seltsame Laune des Schicksals sehen mußte, daß der größte Gegner seiner politischen Ideen in Rom sein ehemaliger Schulkamerad im Collegio Romano, der Cardinal Antonelli, war.

[1]) Terenzio Mamiani, La Religione dell' Avvenire. Libri sei. Milano, 1880, mit dem Appendix: Critica delle Rivelazioni etc. Ebenda.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Heft.)

Die Balearen.

Von
Emil Hübner.

Ueber die Balearen ist mancherlei geschrieben worden. Dennoch gehören sie zu den am wenigsten bekannten Oertlichkeiten des südlichen Europa's. Es gibt noch keinen Bädeker für Spanien; selbst in Richard Ford's in seiner Art trefflichem englischen Reisehandbuch fehlen die Balearen, wenigstens in den älteren, unverkürzten Ausgaben. Die französischen Reisehandbücher sind sehr unzulänglich. Seit George Sand Mallorca und seinen Bewohnern ein keineswegs schmeichelhaftes Erinnerungsdenkmal gesetzt hat, ist ein halbes Jahrhundert verflossen. Vieles hat sich seitdem, sehr zum Vortheil, verändert. Die Inseln sind jetzt leicht zu erreichen und im Frühling ein entzückender Aufenthalt. Es kann freilich noch lange dauern, bis man auf ihnen auch nur einen bescheidenen Theil derjenigen Bequemlichkeiten finden wird, an die der europäische Reisende gewöhnt ist. Nur zu naturwissenschaftlichen Zwecken sind sie genauer durchforscht worden. Die merkwürdigen Denkmäler der Urbevölkerung, die besonders zahlreich auf Menorca erhalten sind, haben wiederholt die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen. In dem Urtheil über ihr Alter und ihre Bedeutung ist jedoch noch keine Uebereinstimmung erreicht. Ich habe die Inseln zum Zweck archäologischer und epigraphischer Untersuchungen zwei Mal besucht, in den Jahren 1860 und 1886, und das Meiste von dem gelesen, was über sie geschrieben worden ist. Vielleicht dürfen die so gewonnenen Eindrücke auch in weiteren Kreisen auf einiges Interesse rechnen.

I. Menorca.

Zur Sommerszeit fährt jeden Mittwoch Nachmittag der gute, in England gebaute Post- und Personendampfer, genannt „Der neue Mahonese", von Barcelona nach Mahon. Um die Mitte des August steht dann die Sonne bald so tief, daß das Meer, wenn ihre Strahlen es durchleuchten, in reichster Farbenpracht bald purpurn erscheint, bald grünlich glänzend, im Schatten dunkelblau. Ein leichter Südwest weht von Afrika her, der Libecho, oder libysche Wind, und macht die Hitze erträglich. Sobald man die Molen der weiten Hafeneinfahrt

hinter sich hat, schießen Delphine in hohem Bogen aus dem Wasser und begleiten das Schiff weithin. Während die Sonne in Hildebrand'scher Farbengluth hinter goldenen Wolken untergeht, ballt sich über der Küste Catalonien's leichtes Gewölk zusammen, von dem sich die scharf beleuchteten Gebirge um so heller abheben. Es ist ein großartiges Küstenbild, das die catalanischen Gebirge, von hoher See aus gesehen, darbieten; je weiter man sich entfernt, desto mächtiger aufsteigend. Prachtvoll erhebt sich rechts im Norden von Barcelona der gewaltige Mont Seny, links die hohe Säge des Monserrat, die uns aus Wilhelm von Humboldt's berühmter Schilderung bekannt ist. Nach Süden hin weit gestreckt eine Gebirgslinie hinter der anderen, zuletzt im goldenen Abendduft verschwindend. Nach Sonnenuntergang, wenn die letzten Segel einzelner Fischerboote, denen man allein begegnet, außer Sicht sind, streichen etwas höhere Wellen von weitem her und machen das Schiff ein wenig „tanzen", wie es die Spanier nennen. Die Reisenden sind meist aus Cuba oder anderen Colonien heimkehrende Familien, mit Frauen, Kindern und Negerinnen, die der alten Heimath einen Besuch abstatten. Sie verschwinden bei höherem Seegang in die Cabinen, obgleich in diesen eine Luft herrscht wie in einer warmen Badezelle. Bald stört nichts mehr den Genuß der erhabensten Stille: „der Tag wie herrlich und die Nacht wie groß." Das Funkeln der Sterne und der Glanz der Milchstraße, die sich leuchtend im Wasser spiegelt, erinnern an die südliche Breite.

Nach einer zwölfstündigen Fahrt legt das Schiff auf der weiten einsamen Rhede von Alcudia, der Nordwestecke von Mallorca, an, um die von dort nach Menorca Reisenden und die Post aufzunehmen. Im Morgensonnenschein zeigen sich ringsum die sonderbar geschwungenen kahlen Felsprofile der Küsten von Mallorca. Wenn das Schiff nach kurzem Aufenthalt die Rhede verläßt, schieben sich die Küsten in wechselnden Bildern hinter- und nebeneinander und verschwinden zuletzt. Man fährt in dem wegen seiner kurzen Wellen gefürchteten Canal zwischen den beiden Inseln hin. Keine der breiten violettblauen Wogen überschlägt sich zwar, aber das Schiff schaukelt doch merklich, Tische und Stühle umwerfend und das Gehen auf Deck erschwerend. Bald taucht das flache und scheinbar völlig reizlose Felsplateau von Menorca aus dem Nebel auf. Nur der stumpfe Kegel des Monte Toro, ziemlich in der Mitte der langgestreckten Insel, gibt ihr eine Art von Profil.

Wenn das Schiff, das flache Felsenriff der „Insel der Luft" mit ihrem Leuchtthurm zur Rechten lassend, nahe der steilen Küste links wendet und in den berühmten Hafen von Mahon einbiegt, so sieht man gleich, daß hier die Natur in fast vollkommener Weise Schutz gegen Stürme aus allen Himmelsrichtungen geschaffen hat. Denn in der Bucht weht fast kein Luftzug; erst wer die Leuchtthurminsel passirt hat, kommt in „die Luft". Geöffnet ist die sechs Kilometer lange Bucht gegen Südost, die ungefährlichste Windseite in jenen Gewässern. Nach allen anderen Richtungen hin schützen sie niedrige, fast ganz kahle Höhenzüge. Einen solchen Hafen haben sich schon die phönikischen Seefahrer der ältesten Zeit sicher nicht entgehen lassen. Auf der Südseite zeigen sich bald der neu und regelmäßig angelegte Fischerort Villa Carlos und die verfallenden Bastionen des

Forts San Felipe, im Norden die ausgedehnten neuen Befestigungen der „Mola“ mit ihren Krupp'schen Geschützen. Mola (castilianisch Muela, Backzahn) ist ein in jenem Sprachgebiet überall üblicher Name für die eine Bergkuppe kranzartig krönenden Festungsanlagen; er paßt hier besonders gut. An der Mola vorüber gleitet das Schiff wie auf einem breiten Fluß, der stellenweis an den Rhein erinnert; nur daß unleidliche weiße Windmühlen den landschaftlichen Eindruck stören. Endlich, etwa um zwei Uhr, landet es vor der kleinen Rhede von Mahon, fast im äußersten südwestlichen Winkel der Bucht.

Mahon macht trotz seines hohen Alterthums — es ist das phönikische Mago, später ein römisches Castell — den Eindruck einer völlig modernen Stadt. Sie verdankt dies in erster Linie der langen englischen Herrschaft. Im spanischen Erbfolgekrieg, zuerst im Jahre 1708, wurde die Insel von den Engländern besetzt, und blieb dann fast ein Jahrhundert (1713 bis 1782 und dann wieder 1798 bis 1802) in ihrem Besitz. Von dem Wohlstand und dem lebhaften Verkehr, dessen sich die Stadt damals erfreute, ist so gut wie nichts mehr übrig. Wer möchte nicht dem kleinen Inselvolk die Wiedervereinigung mit der Krone seines Stammes herzlich gönnen? Es gibt keinen Spanier, der nicht bei dem Gedanken an diese Wiedervereinigung und die Abtretung der ebenso willkürlich besetzt gehaltenen jonischen Inseln die stille aber feste Hoffnung hegte, daß es dereinst auch noch einmal mit Gibraltar ebenso gehen werde. Damals und auch später noch ankerte hier den Winter über die englische Mittelmeerflotte, zuweilen auch die niederländische auf ihren Fahrten nach Batavia. In dem weiten Hafen liegen jetzt außer dem spanischen Postdampfer aus Barcelona und hin und wieder dem französischen, der auf der Fahrt von Toulon nach Algier hier anzulegen pflegt, nur ein paar kleine Küstenfahrer und einige Fischerboote. Auch die durch den Einfluß der englischen Sitten bedingte Aehnlichkeit mit Gibraltar und Porto, die man früher bemerkt hat, ist fast ganz geschwunden. Nur in der Bauart der Häuser, in der Arbeit ihrer Thüren und Fenster, zeigt sie sich noch. Eine gewisse militärische Bedeutung wird den Befestigungen von Mahon noch jetzt beigelegt. Es gibt einen commandirenden General mit zahlreichem Stabe, eine hauptsächlich aus Artillerie bestehende Besatzung und einen nicht unbedeutenden Geschützpark. Ihm steht zur Zeit ein liebenswürdiger junger Capitain vor, der die deutschen Manöver im Herbst 1884 mitgemacht hat und deutsch spricht. Ein größeres Kriegsfahrzeug scheint nicht regelmäßig in Mahon stationirt zu sein; aber man sprach von einem Torpedoboot. Ich sah nur einen winzigen Zollkutter. Die weißgetünchte Stadt, bergauf gelegen, hoch oben das verfallende Castell und die Cathedrale, bietet auch nicht das geringste architektonische Profil von einiger Schönheit, wie man es selbst an den kleinsten italienischen Küstenorten gewohnt ist. Mahon's alter Handel, der vor der Entdeckung Amerika's die uralte Verbindung mit Italien, Griechenland und dem Orient aufrecht hielt, ist seitdem tief gesunken. Die Einwohnerzahl beträgt nur noch 12000 Seelen und ist, wie es scheint, in steter Abnahme begriffen. Kirchen und Schulen, die stillen Straßen und Plätze machen den dürftigsten Eindruck. Aufgehobene und verfallende Klöster mit weiten geweißten Höfen, in denen das Unkraut wuchert; ein paar öffentliche Promenaden, die eine ganz hübsch gelegen mit dem Blick über den

Hafen, genannt la Miranda, die andere, vornehmere, vor den Kasernen, in ödester Umgebung. Das kleine Stadthaus mit offener Halle davor ist völlig stillos; die Cathedrale innen und außen elend geweißt und schmucklos, obgleich von guten Verhältnissen. Nur die Provinzialbibliothek, in einem früheren Kloster untergebracht, in welchem sich auch das Instituto, die höhere Schule, befindet, ist wohlgehalten, und, Dank mancher Zuwendung von Privaten, verhältnißmäßig reichhaltig. Denn es fehlt nicht an Wohlhabenden; Handel, Landbesitz, in den Colonien erworbener Reichthum gewähren der nüchternen Genügsamkeit den Luxus wohleingerichteter Stadt- und Landhäuser. Der ärmere Theil der Bevölkerung, soweit sie nicht auch aus kleinen Landbesitzern besteht, befleißigt sich seit neuerer Zeit in ausgedehntem Maße des edlen Schusterhandwerks. Mahon ist eine wahre Schusterstadt; massenhaft wird billiges Schuhzeug von hier besonders nach Südamerika ausgeführt. Das Leder dazu liefern reiche Kaufherren aus Barcelona; einer der hochangesehensten darunter ist ein Landsmann von uns. Daneben bieten Schiffahrt und Fischfang, die uralten Haupterwerbszweige, nur noch kümmerlichen Ertrag. Gesprochen wird in Menorca eine besondere Abart des Limousin, der dem Provenzalischen bekanntlich weit näher als dem Castilianischen stehenden Sprache der Catalanen und Valencianer. Das Landvolk spricht nur das Menorcanische und versteht kaum das Castilianische, trotz der jahrhundertelangen Zugehörigkeit zur aragonisch-castilischen Krone.

Auf Grund der insularen Selbstgenügsamkeit haben leider in der jüngsten Zeit republikanisch föderalistische Gesinnungen und der sogenannte „Catalanismus", die neueste Blüthe unsinniger staatsfeindlicher Bestrebungen, auch auf der Insel einige Verbreitung gefunden. Aber die politischen Wogen schlagen trotz der jetzt regelmäßigen und das ganze Jahr hindurch kaum unterbrochenen Verbindung mit Barcelona ziemlich kraftlos an das friedliche Eiland. Es hat allen Grund, der Monarchie für viele Wohlthaten dankbar zu sein; z. B. für die trefflichen Leuchtthürme, die hier wie für die anderen Balearischen Inseln aus der Kriegskontribution Marocco's vom Jahr 1861 durch O'Donnell's Regiment beschafft worden sind. Die vorzügliche Fahrstraße von Mahon nach Ciudadela stammt noch aus der englischen Zeit.

In Bustamantes Gasthaus findet der Fremde von bescheidenen Ansprüchen gute Unterkunft und überall auf der Insel freundliches Entgegenkommen; denn er ist ein seltener und darum gern gesehener Gast.

Die Insel ist acht bis neun spanische Leguen lang und drei bis vier breit. An ihrer Mahon entgegengesetzten flachen westlichen Spitze ist eine ähnliche, nur weit kleinere und schmalere Bucht, wie die von Mahon. An dieser liegt „Ciudadela", die Citadelle der Insel, eine kleine Stadt mit altem Castell und einer Cathedrale, der Sitz des Bischofs und des Adels von Menorca. Sie ist die zweite phönikische Gründung auf der Insel, einst Jamo genannt, und später wie Mago von den Römern besetzt. Doch hat die Stadt jetzt nur 7300 Einwohner und ist noch weit stiller als Mahon.

Zwischen Mahon und Ciudadela, auf der südlichen Seite der Insel, liegen die weniger größeren Ortschaften des Binnenlandes, Alayór, San Cristóbal, Mercadal und Ferrerias, alle dürftig und verkommen. In den fruchtbaren nach Süden geöffneten Thalschluchten, den Barrancos, wie z. B. in der von Alpen-

dral, werden Orangen und Gartenfrüchte aller Art gezogen. Auf der steinigen Höhe wird zwar Weizen gebaut, und es gedeihen Feigen und Oliven; aber mit Mallorca kann sich die Insel an Fruchtbarkeit nicht messen. Sobald man die Mauern Mahons hinter sich hat, etwa auf der Straße nach San Cristóbal, oder in den engen Fahrwegen zwischen den von gewaltigen Steinmauern eingeschlossenen Feldern, tritt der gleichmäßige Charakter der Landschaft von Menorca hervor. Spärliches Grün, einzelne Feigen-, Lorbeer- und Johannisbrodbäume, Hecken indischer Feigen und Buchsbaumbüsche, hier und da eine Dattelpalme, geben mit den weiß getünchten Gehöften dem einförmig grauen Felsboden einige Abwechselung. Alles aber beherrscht als Hintergrund die überall sichtbare blaue Fläche des Meeres. Einen Ueberblick über die ganze Insel gewährt die Aussicht von dem früheren Kloster auf dem Monte Toro, der 1344 Meter hoch ist, östlich von Mercadal. Von Norden her wehen das ganze Jahr hindurch oft scharfe und kalte Winde über den Golf von Lyon. Das Klima gilt deshalb für ungesund. Die Nordküste zeigt nur eine tiefe Bucht, die Ria von Fornells. Die Scheerenbildung der überall steil abfallenden Küste (nur die westliche Spitze bei Ciudadela läuft flach und sandig aus) und in ihr das alte und immer neue Spiel der Wogen, ihr friedliches Rauschen und Glänzen, aber auch ihr von den Nord- und Nordweststürmen gepeitschtes Tosen, das zu tiefen Aushöhlungen der Felsen und Riffe geführt hat, verleiht der Landschaft ihren besonderen Reiz. Es ist ein stilles und ernstes Bild, hier und da wohl an manche andere Insel des Südens erinnernd, aber doch von allen verschieden.

Für den Alterthumsforscher hat das Innere der Insel einen besonderen Reiz. Noch sind nahe an zweihundert uralte, aus trocken übereinander geschichteten Steinen erbaute Denkmäler der Urbewohner auf der Insel erhalten, hauptsächlich auf ihrer fruchtbaren und besser angebauten Südhälfte. Es sind zum größeren Theil thurmähnliche Bauten, theilweis noch bis zu 15 Meter hoch, mit nur einem, meist hoch gelegenen und durch äußere Rampen oder innere Treppen zugänglichen Thor oder Fenster. Sie haben früher wegen der freien Aussicht, die sie bieten, als Seewarten gedient und führen davon ihren Namen: Talayots, d. i. große Atalayas oder Warten. Daneben finden sich kleinere hüttenähnliche Bauten aus gewaltigen rohen Blöcken, theilweis einem mit dem Kiel nach oben liegenden Boot ähnlich und daher vom Volk Navetas, Schiffchen, genannt. Endlich gibt es auch einzelne aufrechtstehende Steine oder aus zwei übereinandergelegten Blöcken bestehende Altäre oder Tische, Taulas (d. i. Tavolas) genannt, und Steinkreise. Die Thürme erinnern am meisten an die sardinischen Nurhagen. Wie diese jetzt von den einsichtigsten Kennern mit Recht für kostbare Grabmäler der Vornehmen angesehen werden, trotzdem sie zuweilen mehrere Stockwerke übereinander zeigen und im Grundriß von complicirter Anlage sind, so sind auch die Talayots unzweifelhaft Grabbauten, nicht Wohnungen oder Festungen. In Sardinien gibt es neben den Nurhagen die sogenannten Riesengräber; auch die Hütten und Schiffchen auf Menorca sind Gräber. Im Interesse des Landbaues werden nach und nach immer mehr dieser zuweilen selbst durch äußere Schönheit und Sorgfalt der Ausführung hervorragenden Denkmäler zerstört und abgetragen. Vergebens haben patriotische Verehrer der heimischen Alterthümer

ihre Stimme erhoben, um für ihren Schutz und ihre Wiederherstellung einzutreten. Es fehlt am nöthigsten, um sie zu schützen und zu erhalten, am Gelde. Wenigstens sollten, da man ihren allmäligen Untergang nicht zu hindern vermag, photographische Aufnahmen und genaue architektonische Zeichnungen von ihnen hergestellt und so wenigstens ihr Bild der Nachwelt erhalten werden. Die einzigen brauchbaren Aufnahmen haben einige Liebhaber gemacht, der italienische General Alberto Della Marmora, der sie in den dreißiger Jahren um des Vergleiches mit den sardinischen Nurhagen willen besuchte, und ein reicher, für das Alterthum begeisterter Bürger von Barcelona, Don Juan Martorell, der seiner Vaterstadt ein naturwissenschaftliches Museum gegründet hat. Das Volk, das diese Denkmäler, vielleicht im Laufe von Jahrhunderten, schuf (denn sie zeigen mancherlei Verschiedenheiten untereinander), war sicher das den Iberern nächst verwandte, seit uralter Zeit auf den Inseln ansässige. Phönikische Ansiedler, wie man früher meist annahm, haben solche Bauten nicht ausgeführt. Von den phönikischen Ansiedlungen und der karthagischen Herrschaft sind hier ebenso wie in den alten Phönikierstädten Spaniens, Cadiz und Malaga, außer den Namen und Münzen keine Spuren nachweisbar. Deutlich aber läßt sich die römische Herrschaft erkennen, besonders aus inschriftlichen Denkmälern, die sich gefunden haben.

II. Palma.

Völlig verschieden von dem Anblick der kleineren Insel ist der Mallorca's. Schon von fern zeigen sich dem von Barcelona oder Valencia Kommenden die zackigen Felsen der Nordküste. Hinter den schroffen Klippen der Dracheninsel (Dragonera) thürmen sich in wunderbaren Formen kahle Kalksteingebirge auf. Man sieht, an den Küsten hinfahrend, zunächst nur einzelne Wartthürme, keine menschlichen Wohnungen; die Ortschaften liegen in tiefen Buchten versteckt. Sobald man das Cap von Cala Figuera (die Feigenbucht) umschifft hat, öffnet sich die weite Bai von Palma. Bald erscheinen statt der schroffen Klippen bewachsene Höhen und weiße Ortschaften. Links der alte Hafen von Porto Pi, von zwei Thürmen flankirt, und das Castell von Bellvér; dann Palma selbst mit belebtem Hafen, überragt von der alten Königsburg mit der Cathedrale; rechts die flache Ostküste der Bai, die sich bis zum weißen Vorgebirge (dem Cap Blanco) dehnt; dahinter die fernen Höhenzüge des südöstlichen Theils der Insel. Manchem ist bei diesem Anblick die Erinnerung an den Golf von Neapel aufgestiegen. Die Bai von Palma hat in ihrer Gestaltung trotz wesentlicher Verschiedenheiten allerdings Vieles mit jenem gemein. Nur ist sie viel kleiner; sie mißt vom Cap Cala Figuera bis zum Cap Blanco etwa 20 Kilometer, und etwa 25 von dieser Linie bis zur Rhede von Palma.

Von Porto Pi oder dem Castell von Bellvér (der schönen Aussicht) hat man einen Blick, der dem vom Posilipp im Kleinen gleichkommt. Man überschaut von da aus das reiche Hügelland, das sich von Palma nördlich landeinwärts erstreckt. Das Gartenland um die Stadt ist so reich angebaut wie die Terra di Lavoro. In der Ebene, die durch sonnige Hügel und schroffe Höhenzüge gegen Norden geschützt ist, dichte Orangengärten, Lorbeerhaine, Feigen-,

Oliven- und Mandelbäume in üppigster Fülle; weiter hinauf Lorbeer, Myrthen und Buchsbaum. Alle Mannigfaltigkeit eines größeren Festlandes ist hier vereint, mit einziger Ausnahme eines schiffbaren Flusses. Ein Inselkönigreich nach dem Herzen der romantischen Poesie, das wahre Urbild zu Shakespeare's am Meer gelegenen Böhmen und allen ähnlichen glücklichen Eilanden.

Palma selbst, die Hauptstadt — bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hieß sie officiell „die Stadt von Mallorca" —, macht den freundlichsten Eindruck. Zwar mag es noch lange dauern, bis sie den Glanz wieder erreicht haben wird, den sie im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert besaß, als sie ein Hauptstapelplatz des orientalischen Handels nach dem Westen war. Schon vor und noch unter der arabischen Herrschaft haben Juden, wie es scheint aus Nordafrika, dann, nach der Eroberung, griechische und italienische Kaufherren hier wie auf Menorca sich niedergelassen. Die Eroberung, oder wie man lieber sagt, die Wiedereroberung, durch König Jaime I. von Aragon (im Jahre 1229), war für die Insel der Beginn ihres höchsten Aufschwungs. Nach langem Darniederliegen beginnt sich jetzt der Handel wieder zu heben. Die Ausfuhr der reichen Erzeugnisse des Landes — Südfrüchte aller Art, dazu Marmor, Kalk und vor allem Salz — befrachtet manches Segelschiff und manchen Dampfer. Auch der Wein der Insel, besonders der aus den Umgebungen von Manacór, wird jetzt in großen Mengen exportirt, hauptsächlich nach Frankreich. Wie den catalanischen und aragonischen Winzern und den Häfen Cataloniens und Valencia's kommt auch Mallorca die Reblauskrankheit im südlichen Frankreich und die dadurch herbeigeführte ungeheure Verminderung der Weinproduction daselbst zu Gute. Die süßen Weine der Insel, ihrer alten Verbindung mit Griechenland entsprechend überall unter dem Namen Malvasia bekannt, nehmen es mit den besten spanischen der Art auf. Reger Gewerbfleiß hat sich entwickelt und nimmt die alten Erwerbszweige von Neuem auf; so werden z. B. in Felanitx leichte Töpferwaaren mit und ohne Glasur wieder in eigenthümlichen Formen hergestellt. Berühmt ist die Zucht der vortrefflichsten, großen Maulthiere; auch Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine gedeihen. Schiffahrt und Fischfang erwachen langsam aus Jahrhunderte langem Schlaf. Am Hafen sind die alten Bastionen und Thore, wie in Barcelona, beseitigt worden; nur nach der Landseite hin umgeben sie noch die Stadt. Früher war die Rhede offen und daher die Aus- und Einschiffung oft recht unbequem. Der neu ausgebaute Molo und mehrere Leuchtthürme haben viel zur Hebung des Seeverkehrs beigetragen. Auch Mallorca's Küsten sind jetzt abermals, Dank der maroccanischen Kriegscontribution von 1861, mit zahlreichen Leuchten versehen. Im Hafen liegt stets eine nicht unerhebliche Zahl größerer Dampfer; spanische, die den Verkehr mit Barcelona, Valencia, Alicante und den spanischen Colonien vermitteln, einzelne englische und französische, dazu auch hin und wieder ein deutscher; sowie nicht wenige größere und kleinere Segelschiffe. Die uralten Hilfsquellen des Landes sind noch keineswegs versiegt. Es wird Geld verdient; die Versicherung der mit den Verhältnissen vertrauten Einheimischen, daß es überall, wenn auch langsam, vorwärts geht, bestätigt der Augenschein; nur muß man den in Spanien üblichen, nicht unerheblichen Procentsatz übertreibenden Selbstlobes abziehen. Auch die Ein-

wohnerzahl der Stadt steigt, sie beträgt jetzt über 50 000 Seelen. Auf den Straßen und Plätzen, die durch das Niederreißen alter Häuser und Gassen erweitert werden, macht sich der zunehmende Wohlstand bemerklich. Mancher neue Prunkbau, für Banken und Clubs, ist jüngst entstanden.

Palma ist eine römische Gründung; der Eroberer der Inseln Metellus Balearicus wollte wohl damit an die Siegespalme erinnern, die ihm den Triumph und seinem Hause einen neuen Siegesbeinamen eingebracht hat. Wenige inschriftliche Denkmäler und Sculpturen sind Zeugen des römischen Ursprungs der Stadt. An die Zeiten der arabischen Herrschaft erinnert fast nur noch ein leidlich erhaltenes maurisches Bad in Palma. Sie hat sonst hier, wie im Osten der Halbinsel überhaupt, kaum merkliche Spuren hinterlassen. Man pflegte sie bisher in übertreibender Weise hervorzuheben. Es stellt sich immer deutlicher heraus, daß die muselmanische Herrschaft die breiten Schichten der niederen Bevölkerung und ihr Thun und Treiben ziemlich unberührt gelassen hat. Die Könige von Aragon und der Adel ihres Gefolges haben der Stadt ihr architektonisches Gepräge gegeben. Die schöne, hoch über dem Meere gelegene Cathedrale wird nach langer Vernachlässigung leidlich stilgemäß wieder hergestellt. Sie ist das Werk des Eroberers; in der königlichen Capelle ist das Grabmal des zweiten Jaime. Die noch erhaltenen Theile der nahegelegenen alten Königsburg, früher arabisch La Zuda genannt, in welcher der Generalcapitän der Inseln seinen Sitz hat, harren noch einer angemessenen Umgestaltung und Erneuerung. In Hof und Hallen ist nur wenig von der alten Pracht noch übrig. Der hinter der Cathedrale gelegene moderne Palast des Bischofs dagegen ist stattlich und wohl gehalten. Eines der anmuthigsten Bauwerke aus der großen Zeit des Inselreiches ist die unmittelbar am Hafen gelegene, im Jahre 1426 erbaute Kaufhalle, die Lonja; ähnlich, aber schöner als die von Valencia. Sie soll, nachdem sie lange unbenutzt gestanden, jetzt unter der Fürsorge der königlichen Commission für die Erhaltung der Denkmäler zu einem Provinzialmuseum eingerichtet werden. Von dem alten Reichthum der Grundbesitzer Mallorca's zeugen die vielen Häuser des Adels in Palma, „die Grundstücke" (Casas solariegas); es werden noch etwa sechzig Familien des alten Adels gezählt. Breite Thorwege und luftige Höfe, die Treppen frei im Hof heraufgeführt, ein Entresol mit zierlichen Fenstereinfassungen, dann ein sehr hohes Stockwerk mit reichgeschnitzten Holzdecken, endlich oben ein offener Söller von leichten Säulen oder Pfeilern getragen; weit vorspringender Dachsims, der in den engen Gassen Schatten spendet; der Stil spätgothisch oder Renaissance, den italienischen Einfluß verrathend. In allen diesen Dingen ist Palma dem alten Valencia, wie es einst war, aber nicht mehr ist, am ähnlichsten. Aber es ist weit schöner; denn es hat seine bauliche Eigenthümlichkeit in der insularen Abgeschlossenheit besser bewahrt gegenüber dem von Barcelona her eingeführten französischen Miethscasernenstil, der freilich jetzt auch in Palma um sich greift. Ein Muster der vornehmen alten Bauart ist das erst im siebzehnten Jahrhundert vollendete Stadthaus mit der großen Uhr, die noch bis vor Kurzem die Stunden nach altrömischer Weise von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang und ebenso die nächtlichen besonders zählte, wie es auf der ganzen Insel üblich war. Im Stadthaus ist das trotz langer Vernachlässigung

immer noch reiche, seit langen Jahren von José Maria Quadrado mit liebevollem Verständniß verwaltete Archiv der Krone von Mallorca untergebracht. Darin befindet sich die alte Sammlung der von den Königen der Stadt ertheilten Privilegien, eine Prachthandschrift, der Codex der Könige und der König der Codices, wie ihn Quadrado zu nennen liebt. Die Bibliothek befindet sich mit dem Institute, der gelehrten Schule, in dem früheren Kloster von Monte Sion. Ebendaselbst ist von einer privaten archäologischen Gesellschaft eine Art Museum zusammengebracht worden: meist mittelalterliche, aus zerstörten Kirchen und Klöstern vor dem Untergang gerettete Kunstwerke, Altarstücke, Gemälde, Sculpturen, allerlei Kunstgewerbliches. Bis jetzt noch mehr ein Raritätencabinet als ein Museum, aber doch ein Anfang dazu. Unglaublich viel an Kunstwerken aller Art hat hier, wie in ganz Spanien, die rohe Barbarei vernichtet, die in der Aufhebung der Klöster im Jahre 1835 sich gezeigt hat. Kein auswärtiger Feind, weder Gothen noch Mauren und später weder Franzosen noch Engländer haben auch nur annähernd so viel verdorben oder gestohlen, als erst die brutale Leidenschaft und dann die stumpfsinnige Gleichgültigkeit der Nation selbst von herrlichen Schätzen ihrer älteren Cultur muthwillig zu Grunde gerichtet hat.

Es fehlt nicht ganz an Privatsammlungen. Den ersten Platz unter ihnen, und einen hervorragenden auch unter den Sammlungen des spanischen Festlandes, nimmt die im vorigen Jahrhundert geschaffene des Cardinals Don Antonio Despuig (sprich Desputsch) ein, der einer der getreuen Begleiter Pius VII. im Exil war. In dem Palast in der Stadt, den jetzt die Nachkommen eines Bruders des Cardinals, die Grafen von Montenegro und Montoro, bewohnen, ist die nicht unbedeutende Gemäldesammlung aufgestellt, noch genau so, wie sie der Cardinal hinterließ. Dazu in einigen anderen großen Sälen die Bibliothek, Waffen und Geräthe. Auf dem hübschen, in italienischem Stil erbauten Landsitz der Familie zu Raxa (sprich Rascha), zwei und eine halbe Stunde von der Stadt an der Straße nach Söller gelegen, befindet sich die Sammlung der antiken Bildwerke, welche durch Ausgrabungen gewonnen worden sind, die der Cardinal, ein Freund des Cardinal Albani und Winckelmann's, in den Jahren 1787 bis 1796 in Ariccia im Albanergebirge veranstaltet hat. Es sind darunter einige alterthümliche Werke von hoher Bedeutung. Das Meiste freilich ist das Mittelgut römischer Sculpturen, wie sie die vornehmen Villen Roms in Menge aufweisen. Um so mehr glaubt man sich nach Italien versetzt. In den Zimmern des Cardinals hängen römische Ansichten; in einem kleinen Gartenhaus in dem oberen Theile des Gartens mit seinen Orangen-, Lorbeer- und Buchsbaumhecken ist die Sammlung von Abdrücken antiker Gemmen und Glaspasten aufgestellt. Einige gute alte Bilder besitzt der Maler Don Juan O'Neille, der aus einer alten irischen Emigrantenfamilie stammt. Vereinzelte Stücke, Alterthümer, Inschriftsteine und dergleichen sind in verschiedenem Besitz in Palma zerstreut. Hoffentlich werden sie einst in der Lonja oder im Musum der archäologischen Gesellschaft zusammengebracht.

Die Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten Palma's stehen unter guter Verwaltung. Ein deutscher Arzt aus Trier, Ferdinand Weyler, hat sich große Verdienste um die Hospitäler, besonders für die Truppen, erworben; sein Sohn

nimmt jetzt eine hohe Stellung im spanischen Heere ein. Weyler hat bei den Rekruten von Mallorca als charakteristische Erscheinung ein fast krankhaftes Heimweh bemerkt. Es ist kein Wunder, daß die Bewohner fest an der schönen Insel hängen. Trotz der modernen gleichmachenden Cultur wird die heimische Sitte hoch gehalten. Noch bis vor etwa zwanzig Jahren hatte die Insel ihr eigenes Kupfergeld. Zur üblichen Frühchocolade gibt es ein besonderes Buttergebäck, Ensaymada genannt, das sonst nirgends in Spanien bereitet und von den Einheimischen anderswo schmerzlich entbehrt wird.

Die Abgeschlossenheit der Insel hat freilich auch manche nicht günstige Folgen. Carlistische Verschwörungen und militärische Aufstandsversuche sind von ihr aus wiederholt, wenn auch ohne Erfolg, ins Werk gesetzt worden. Noch jüngst haben politische Gefangene von hoher gesellschaftlicher Stellung, wie der Herzog von Sevilla, von dort die Flucht in das Ausland ohne Mühe bewerkstelligt. Die politischen Parteien stehen sich fast so schroff gegenüber wie auf dem Festland. Doch überwiegt noch die conservative Gesinnung. Die leidenschaftliche Liebe zur engeren Heimath, die Alle umschlingt, mildert ein wenig die Gegensätze.

An den schönen Sonntagsabenden bewegt sich eine dichtgedrängte Menge wohlgekleideter und gemessen einherschreitender Herren und schöner Frauen bei den rauschenden Klängen der Militärcapelle auf dem „Borne", dem vom Hafen unten am Schloß vorbei in die Stadt führenden platanenbeschatteten Spaziergang. Im Winter wird die geschütztere Fortsetzung desselben im Inneren der Stadt, der Mercado und die Rambla, bevorzugt. Leider verschwindet aus der Stadt mehr und mehr die kleidsame Tracht der Frauen und Mädchen, das unter dem Kinn geschlossene Kopftuch aus weißem Tüll, der Rebosillo. Nur auf dem Lande herrscht er noch; während die Tracht der Männer, die weiten Hosen und eigen geformten Hüte und Mäntel, auch dort in raschem Schwinden begriffen ist. Der Menschenschlag ist schön, die Frauen von zarter, oft anmuthiger Bildung. Allein es scheint die rechte Kraft zu fehlen, die auf dem engen Gebiet sich nicht leicht regenerirt. Gäbe es in Palma ein vernünftiges Gasthaus, so wäre es ein Vergnügen, die gute Jahreszeit, den Frühling oder den Spätherbst, dort zuzubringen. Es soll damit der Fonda des Herrn Barnils, in der Straße de la Conquista, nichts besonders Uebles nachgesagt werden. Sie ist nicht schlechter, aber auch um nichts besser als die meisten spanischen. Und die Mehrzahl derselben ist bekanntlich sehr schlecht.

III. Miramar.

Durch eine der nach Süden geöffneten Schluchten in dem hohen nördlichen Gebirgszug gelangt man, auf neuer Fahrstraße unter uralten Oliven- und Johannisbrodbäumen im Zickzack aufsteigend, nach Valldemosa. Der kleine Ort mit seiner alten Karthause und den Resten eines Castells, in der höchsten Einsattelung des Thales, erinnerte mich an Gragnano bei Castellamare. Hier hat George Sand 1838 mit ihren Kindern gelebt und den „Winter in Mallorca" sowie „Spiridion" geschrieben. Die düsteren Eindrücke, welche die geistreiche Frau mit wegnahm aus dem „Land der Schweine und der Affen", wie sie es nicht

eben höflich nennt, erklären sich aus dem ihr gänzlich mangelnden Verständniß für fremde Art. Die Bauern sind hier natürlich, wie überall, abergläubisch und auf ihren Vortheil bedacht. Aber die oft geschilderten, seit ältester Zeit unveränderten Grundzüge der iberischen Volksart, versteckte List und jäh auflodernde Leidenschaft, erscheinen bei den Inselbewohnern sehr gemildert. Von Räubern und Guerilla's hat man auf den Inseln nie gehört. Die heiße Gluth der Catalanen und die kalte Tücke der Valencianer, die man aus Victor Amadeus Huber's im Grunde noch immer zutreffenden Schilderungen kennt, machen sich bei den Mallorkinern nur in vereinzelten Fällen bemerklich.

Hinter den letzten Häusern von Valldemosa, deren eines dem trefflichen Numismatiker der Inseln, Herrn Alvaro Campaner, gehört, hoch oben auf der Straße, die nach Söller führt (sie erinnert an die von Castellamare nach Sorrent), gewinnt man zuerst den „Blick auf das Meer". Rechts über sich hat man den bis zu 900 Meter steil aufsteigenden Gebirgskamm, mit wilden Oelbäumen, Steineichen und Strandkiefern bis zu beträchtlicher Höhe bestanden; vor sich den fast senkrechten, noch über 500 Meter betragenden Abstieg zum Meer. Das ist der Punkt, aus dessen erhabener Wildniß sich ein deutscher Fürst, der Erzherzog Ludwig Salvator von Oesterreich-Toscana, des letzten hochgebildeten Großherzogs von Toscana zweiter Sohn, einen der schönsten Landsitze Hesperiens geschaffen hat. Eigenthümliche Umstände haben ihn vor etwa zwanzig Jahren zuerst auf die Inseln geführt. Seitdem hat er weder Mühe noch Kosten gescheut, sein großes beschreibendes Werk, „Die Balearen in Wort und Bild," so vollständig und anschaulich wie möglich zu machen. Fünf Theile in sieben splendid gedruckten großen Foliobänden liegen bis jetzt vor (Leipzig, Commissionsverlag von F. A. Brockhaus); die letzten, Menorca betreffenden, sind fertig, aber noch nicht gedruckt. Inzwischen hat der Verfasser, der auch Korinth und Paros beschrieb, auf seiner Dampfyacht „Nixe" Tasmanien besucht und bereitet darüber ein Buch vor. Das Werk über die Balearen ist nicht käuflich; der Verfasser hat es nur an Souveräne und Bibliotheken verschenkt. In Berlin ist ein Exemplar in der Bibliothek der geographischen Gesellschaft und eins in der königlichen Bibliothek. Zahlreiche große farbige Landschaftsbilder und viele größere und kleinere Holzschnitte im Text, alle nach den Skizzen des Verfassers von geschickten Künstlern ausgeführt und in den besten Kunstanstalten in Wien und Berlin vervielfältigt, zieren dasselbe. Schon seines Umfangs und Formates wegen wird es nie zu den vielgelesenen Büchern gehören. Um es den Bewohnern der Inseln und ihren Landsleuten zugänglich zu machen, ist jetzt eine spanische Uebersetzung in Angriff genommen worden. Sie wird in Berlin ausgeführt, aber unter der Leitung von Herrn Francisco Manuel de los Herreros, dem verdienten langjährigen Vorsteher des Instituto Balear, der gelehrten Schule in Palma, eines Neffen des Dichters Breton de los Herreros; von mütterlicher Seite rühmt er sich deutscher Herkunft. Die Uebersetzung wird mit den sämmtlichen Holzschnitten der Originalausgabe, aber ohne die farbigen Ansichten, die nicht noch einmal reproducirt werden können, und in kleinerem Format erscheinen. Wer die Inseln nie gesehen, dem werden diese Bilder und Beschreibungen eine lebendige Vorstellung geben von Form und Farbe, Gebirg und Thal derselben, von

ihrem Pflanzenwuchs und ihrer Thierwelt, von den Trachten und Sitten, Hausgeräth, Werkzeugen für Ackerbau, Fischfang und Jagd der Bewohner, von den lachenden Fernsichten mit dem blauen Horizont des Meeres, den einsamen Gebirgsschluchten und den wundersamen Tropfsteinhöhlen; nichts ist darin vergessen. Wer die Inseln kennt, der kann mit etwas Phantasie in die Bilder hineinlegen, was sie nothwendiger Weise nur unvollkommen wiederzugeben vermögen: den Glanz und Duft des südlichen Himmels, das Rauschen und Branden des Meeres an den Klippen und in den Höhlen; kurz, das Leben.

Ehe man zu dem Landhaus von Miramar selbst gelangt, trifft man an der Straße von Valldemosa nach Söller unter anderen kleineren Landhäusern, wie dem Son Galcerán (Son ist die mallorkinische Bezeichnung für Landhaus) und dem Son Marroig, auf ein kaum sichtbar, unter immergrünen Eichen versteckt liegendes Haus. Es ist die von dem fürstlichen Besitzer hergestellte Pflegstätte, die Hospedaria, für die Wallfahrer zu dem wunderthätigen Marienbild der Capelle von Miramar. Hier findet der Fremde, wie es an den Wallfahrtsorten in Catalonien und auf den Inseln üblich ist, Bett, Licht und Herdfeuer, auf dem er sich von der würdigen Verwalterin, der Madona, wie sie hier genannt wird, mit Hilfe eines Knechts, des Payés, die mitgebrachte Zehrung bereiten lassen kann; Alles unentgeltlich, ausgenommen den nie geforderten, aber auch nicht hartnäckig zurückgewiesenen Bakschisch. Wobei freilich vorausgesetzt ist, daß der Fremde sich mit den trefflichen und gefälligen Leuten auch ohne Kenntniß des Mallorquí verständigt, was nicht ganz leicht ist.

Das Landhaus von Miramar selbst ist der Rest eines seit dem dreizehnten Jahrhundert hier nachgewiesenen Klosters. Der selige Ramon Llull, der berühmte Dichter und Mystiker des dreizehnten Jahrhunderts (1235 bis 1315), hat hier einige Jahre in weltabgeschlossener Einsamkeit verbracht. Das Haus liegt auf ringsum freier Terrasse mit weitestem Ausblick, umgeben von sorgfältig gepflegten Gartenanlagen, aus denen unter Orangen, Granaten und Myrthen hier und da schlanke Dattelpalmen hervorragen. Der weite Blick über die unendliche Meeresfläche aus solcher Höhe, daß die Fischerboote tief unten kaum Nußschalengröße zu haben scheinen, erinnert in der That an alles Schönste, was Natur und Kunst an den Küsten und auf den Inseln Italiens und Griechenlands, an der Riviera, in Sorrent und auf Capri, in Amalfi und Palermo geschaffen haben. Einzelne Klippen, ähnlich den Faraglioni von Capri, ragen weit in das Meer; eine von ihnen zeigt ein natürliches Felsloch und heißt danach die Roca foradada, der Lochfels. In den einfachen, aber zahlreichen und luftigen Räumen des äußerlich ganz schlichten Hauses bringt der Erzherzog alljährlich die Frühlings- und Sommermonate zu, nur begleitet (denn er war nie vermählt) von seinem liebenswürdigen toscanischen Kammerherrn, aber in urdeutscher Einfachheit. Das Haus birgt manch altes Kunstwerk von insularer Herkunft; zum Beispiel eine ganze Anzahl schön gearbeiteter Holztruhen aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, mit reicher, arabischen Mustern entstammender Intarsiaverzierung, in Perlmutter und Elfenbein. Ein großes Marmorwerk des Mailänders Tantardini schmückt in Erinnerung an einen jung gestorbenen italienischen Secretär des Fürsten einen der Säle des Erdgeschosses. In einem der

oberen ist eine reiche Sammlung goldglasirter Majolicaschüsseln aufgestellt, wie sie auf der Insel schon zu den Seltenheiten gehören. An das dem Fürsten ebenfalls gehörige Haus Son Marroig soll ein eigener Flügel für die Kunstsammlungen angebaut werden. Die kleine gothische Capelle neben der Palmenterrasse vereint in einem großen Altarwerk ein Hauptbild des fünfzehnten Jahrhunderts von mallorkinischer Herkunft, und zwei neue Seitenflügel, deren einer den seligen Ramon Llull, der andere eine heilige Nonne darstellt. Sie sind von der Hand Meister Ittenbach's in Düsseldorf mit seiner bekannten miniaturartigen Sorgfalt und Anmuth ausgeführt. Ein zierliches Sacramentshäuschen ist dem der Lorenzkirche in Nürnberg nachgebildet. In den Gartenanlagen, in denen bei richtiger Pflege und Bewässerung, wie überall auf der Insel, alle südlichen und selbst tropische Gewächse gedeihen, sind Aussichtspunkte, Felsenhöhlen, Brücken zu schroffen Klippen mit immer wechselnder Aussicht, auf einer der Klippen eine besondere Rundcapelle aus weißem italienischen Marmor für den seligen Ramon Llull angelegt und auf bequemen Wegen zu erreichen. Eine Fahrstraße führt auf mehr als einstündigem Weg hinab zum Meer. Dort liegt, unweit des alten Wartthurms La Estaca, eine zweite Villa des Fürsten, der bequemen Nähe wegen für Bad, Bootfahrt und Fischfang neu angelegt. So ist aus der früheren Wildniß ein Gartenparadies im Stil der großen italienischen Villen erschaffen worden.

Viel rühmliche Züge von der Leutseligkeit des allbeliebten Besitzers, der das Mallorquí vollendet spricht, werden dem Fremden in Palma mit Befriedigung mitgetheilt. Wie der Fürst einem Bäuerlein, dem sein Maulthierkarren umgefallen, auf die Bitte, ihn wieder aufrichten zu helfen, unbekannter Weise zusammen mit seinem Begleiter thatkräftigen und erfolgreichen Beistand leistet und den dafür dankend gebotenen Lohn, vier Cuartos (etwa 16 Pfennige) ebenso dankend annimmt und zum Gedächtniß noch heute aufhebt, als erstes selbstverdientes Geld; und Aehnliches. Daß er ein Wohlthäter der Armen ist, soweit es dort solche gibt, und durch seine Unternehmungen dem Landvolke von Valldemosa und Deyá reichlichen Verdienst verschafft, kann man sich denken.

Nach diesem älteren Miramar von Mallorca hat, so wurde mir gesagt, das ebenso benannte Schloß bei Triest, an dessen früheren Besitzer sich so tragische Erinnerungen knüpfen, seinen Namen erhalten.

IV. Das Innere.

Ich will die Schilderung der Nordküste nicht weiter fortsetzen. Für Sóller, die Perle derselben, mit seiner Thalschlucht, die ein großer Orangengarten ist, genügt es, auf des Botanikers Moritz Willkomm Darstellungen zu verweisen. Mich interessirte aus mancherlei Gründen der nordwestliche Theil der Insel, die Bai von Alcudia, besonders. Kommt man von Barcelona oder Menorca her, so steigt man daselbst an das Land, um zunächst im primitivsten Maulthiereinspänner, den man hier Berloche nennt, mit Bauern und Bäuerinnen und allem Gepäck zusammengesperrt, in zwei bis dreistündiger Fahrt La Puebla, von da mit der Eisenbahn über Inca Palma zu erreichen. Alcudia, ein trauriges Nest mit noch ziemlich wohlerhaltenen Befestigungen aus dem vierzehnten Jahr-

hundert, liegt auf dem Rücken der flachen Landzunge, die in das hohe „Vorgebirge des Fichtenwaldes", das Cap del Pinar, ausläuft. Nördlich davon liegt der sogenannte kleine, aber tiefe und wohlgeschützte Hafen von Alcudia. Gegen Norden deckt ihn fast vollkommen das hohe Cap Formentor, der letzte Ausläufer der nördlichen Gebirgskette. Südlich vom Cap del Pinar liegt der „große Hafen" von Alcudia, eine weitgestreckte Bucht mit flacher Rhede, die sich bis zum Südostcap der Insel, dem Cap Ferrutx, ausdehnt; ein weites Aestuarium mit alten Salinen und wüstem Salzsumpf. Dieser, die Albufera, ist seit 1863 durch eine englische Gesellschaft mit ungeheuren Kosten trocken gelegt und angebaut worden, bringt aber noch keinen erheblichen Ertrag. Denn der reiche Boden der Insel bietet überall sonst den gleichen Ertrag, ohne vorher ein solches Anlagecapital verschlungen zu haben. In der von Natur gesegneten Niederung des kleinen Hafens, auf den sanft gegen den nördlichen Gebirgsstock ansteigenden Höhen haben schon die Phönikier eine Stadt gegründet, Bocchori genannt, deren schwache Spur in einer Feldflur mit Namen Bocar fortlebt. Und später hat nicht weit davon Metellus, der Eroberer der Balearen, die zweite römische Festung auf der Insel, Pollentia, die Machtvolle, angelegt. Von ihr zeugen noch die erhaltenen Reste einer Wasserleitung und eines Theaters, dessen Sitzreihen wie gewöhnlich aus dem gewachsenen Felsen herausgearbeitet waren. Auch Gräber der Urbevölkerung sind in diesen Umgebungen gefunden worden.

Am reichsten an Resten solcher Grabbauten, wie sie auf Menorca in so großer Zahl sich finden, ist die nördliche Seite der Insel. Mitten in dem Gebirgsstock, der die Nordostspitze der Insel bildet und in das Cap de Pera ausläuft, liegt Artá, das durch die nahe Tropfsteinhöhle berühmt ist. In seiner Umgebung und weiterhin in den Weingeländen von Manacór sind ziemlich zahlreiche Talayots vorhanden. Doch erreicht ihre Zahl — es sind im Ganzen etwa fünfundzwanzig auf Mallorca beobachtet worden — nur etwa den achten Theil der auf Menorca vorhandenen. Wahrscheinlich hat die intensivere Cultur sie auf Mallorca früh zum größten Theil beseitigt.

Die meist ziemlich wohlhabenden Ortschaften im flachen oder hügeligen Binnenland, Inca, Manacór, die Stadt der Sommerfrische für die Bewohner von Palma, mit dem es durch die Eisenbahn verbunden ist, Porreras, Felanitx, Llummayor, bieten nur geringes antiquarisches und künstlerisches Interesse. Merkwürdig ist an der niedrigen, aber felsigen und schroffen Südküste der einzige geschützte Hafen daselbst, der Porto Colom. In seinem Namen steckt vielleicht eine Erinnerung an den ältesten Individualnamen der größten unter den Balearischen Inseln, die einen solchen schwerlich entbehrt hat: sie hieß, wie es scheint, Columba, Menorca vielleicht Nura. Die modernen Namen Majorica und Minorica sind erst seit dem sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung aufgekommen.

Von hervorragender geschichtlicher Bedeutung ist dagegen wiederum die südöstliche Ecke der Insel. Dort dehnt sich vom Cap Blanco, bis wohin sich die Bai von Palma erstreckt, wie wir sahen, wiederum eine weite nach Süden geöffnete Bucht aus, mit flacher Rhede und zahlreichen Salinen, von denen die Südostspitze der Insel, das Cap Salinas, benannt ist. In der fruchtbaren Niederung, die sich an die Bucht anschließt, liegen mineralische Quellen, die

Thermen von Fontsante, der heiligen Quelle, alte Steinbrüche, zahlreiche Talayots und Felsengräber und zwei größere Ortschaften, Campos (die Felder, offenbar von den reichen Aeckern so genannt) und Santagny. Diese modernen Ortschaften sind die Erben einer uralten phönikischen Niederlassung, vielleicht der ersten karthagischen Gründung auf der Insel. An ihrer Stelle stand, ähnlich wie bei Bocchori im Norden der Insel, noch in römischer Zeit eine Stadt. Aber des Metellus nahe Gründung Palma scheint das alte Guiuntum (dies war wohl ihr Name) in den Schatten gestellt zu haben. So ist es oft mit den Städten des Alterthums gegangen.

An das Cap Salinas reihen sich als natürliche Fortsetzungen des unterseeischen Gebirgszugs zwei kleine Inseln, die Kaninchcninsel Conejera und die Ziegeninsel Caprera. Diese hat mehrere treffliche Häfen sowie eine Festung mit kleiner Besatzung, auch als Deportationsort benutzt. Hier wurde das französische Corps, das in der Schlacht bei Bailén (1808) capitulirt hatte, gefangen gehalten. Ein Denkmal erinnert an die zahlreichen Opfer von Krankheit und schlechter Verpflegung, die hier ihr Grab gefunden haben.

V. Ibiza.

Als eine weitere Fortsetzung endlich der mit Caprera abschließenden Gruppe der Balearen erscheint die südlich in weiterem Zwischenraum sich anschließende Gruppe der Fichteninseln. So, Pityusen, nannten sie griechische Seefahrer. Einen einheimischen Namen, den die Phönikier schon vorfanden, führte nur die größere der beiden Hauptinseln, Ebusus, im Spätlatein Ebussa, jetzt Ibiza (sprich Iwisa). Ich habe die Insel von der Rhede aus gesehen, aber nicht betreten. Acht Tage an ihren Besuch zu wenden wird nur der sich entschließen, der Ueberfluß an Zeit und Geduld hat. Der Erzherzog Ludwig Salvator hat sehr anschaulich den tiefen Schlaf geschildert, in dem das Leben dieser Inselstadt verläuft. Nur einmal in der Woche wird er auf einige Stunden unterbrochen durch den Dampfer, der, von Valencia kommend, die Verbindung der Insel mit dem Festlande und mit Mallorca unterhält. Die Insel zählt etwa 5500 Einwohner, von denen der größere Theil in der Stadt Ibiza wohnt. Aber von geistigem Leben ist in derselben keine Spur. Es gibt keinen Localgelehrten, keinen Sammler auf Ibiza. Vor dreißig Jahren begann ein Geistlicher eine Localgeschichte zu schreiben; sie ist nie vollendet worden. Wegen politischer Vergehen Verurtheilte verbüßen hier am unmuthigsten ihre Strafe. Aber die Insel tritt an landschaftlicher Schönheit und an Fruchtbarkeit kaum hinter Mallorca zurück. Die steilabfallenden Felsen der Nordküste erinnern wieder an Capri. In dem hohen Gebirgszug der Nordküste finden sich auch noch in manchen Schluchten Reste der Strandkiefernwälder, die der Gruppe den Namen verschafft haben. In den Thälern und den nach Südosten sich abdachenden Niederungen gedeihen Oliven und Weinstöcke, Feigen und Orangen. Die Ibizaner tragen eine eigene kleidsame Tracht; auch ihr Dialect unterscheidet sich von dem der Balearen. Die Stadt Ibiza liegt wieder in der für die ältesten Niederlassungen bezeichnenden Weise auf einem Felsenvorsprung zwischen zwei Buchten. Die westliche, kleinere, nach Norden hin vom Cap Martinet begrenzt, ist der eigentliche Hafen. Nach Südosten hin dehnt sich

auch hier eine weitgestreckte Bucht aus, in deren Niederungen die berühmten Salinen liegen. Hier wird das wegen seiner Weiße und Feinheit geschätzte Salz von Ibiza seit alter Zeit gewonnen. An die Südspitze der Bai, die Spitze der Pforten (Punta das Portas), durch die man zwischen den zwei größeren Inseln hindurch muß, reiht sich eine Anzahl von kleinen Klippeninseln, die ihren Abschluß in der zweiten Hauptinsel der Gruppe, Formentera, finden. Auf Formentera ernähren sich noch über 1600 Einwohner durch Viehzucht und Ackerbau. Vom Cap Martinet bis zur Südostspitze von Formentera, der „Mola", ist eigentlich nur eine große nach Nord und West geschützte Meeresbucht. Auf Ibiza hat die karthagische Herrschaft zuerst festen Fuß gefaßt und sich von hier aus nach Mallorca und Menorca ausgedehnt. Ibiza liegt der alten Hauptstadt des Reiches der Barkiden in Spanien, dem „neuen Karthago", am nächsten. Die Erben der karthagischen Macht, die Römer, haben die Freiheit der kleinen Inselstadt geachtet; ohne Schwertstreich hat sie sich darein ergeben, das Schicksal der größeren Inseln zu theilen.

Denkmäler der Urbevölkerung, Talayots oder Felsengräber, sind auf Ibiza nicht bemerkt worden. Die römische Herrschaft bezeugen einige Statuen mit ihren alten Piedestalen, deren Inschriften lehren, daß sie im ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung der Göttin Juno und verdienten Bürgern der Inselstadt errichtet worden sind.

In den Zeiten des ausgehenden Alterthums haben sich die Inseln ohne erhebliche Kämpfe dem Joch der vandalischen Herrschaft, nachher dem Islam gefügt. Schwer hat die Hand des Eroberers niemals auf ihnen gelastet. Selbst aus dem tiefen Verfall, in welchen sie der Niedergang der spanischen Monarchie mit hineingerissen hat, erheben sie sich nach und nach zu verjüngtem Leben, Dank der unvergleichlichen Gunst des Klimas und des Bodens, deren sie sich heute wie vor Jahrtausenden erfreuen.

Die Ausbildung der höheren Justiz- und Verwaltungsbeamten in Preußen.

Rechtsstudium und Prüfungsordnung. Ein Beitrag zur preußischen und deutschen Rechtsgeschichte. Von Dr. L. Goldschmidt, Reichs-Oberhandelsgerichtsrath a. D., ordentl. Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Berlin u. s. w. Stuttgart, F. Enke. 1887.

Die Vorbildung zum höheren Verwaltungsdienste in den deutschen Staaten, Oesterreich und Frankreich. Berichte und Gutachten, veröffentlicht vom Verein für Socialpolitik. Leipzig, Duncker & Humblot. 1887.

I.

Die Vorbildung der Richter, der Staatsanwälte, der Rechtsanwälte und Notare in Preußen ist nach dem Gesetz vom 6. Mai 1869 folgende: Besuch eines Gymnasiums bis zur Erlangung des Reifezeugnisses; dreijähriges Studium der Rechtswissenschaft auf der Universität, Ablegung einer Prüfung bei einem Oberlandesgerichte vor einer aus praktischen Beamten und Universitätslehrern bestehenden Commission (der Referendariatsprüfung), vierjährige praktische Beschäftigung bei Amts- und Landgerichten, Rechtsanwalt und Staatsanwalt und schließlich dem Oberlandesgerichte, Ablegung der großen Staatsprüfung (Gerichtsassessorprüfung) vor der Justizprüfungscommission in Berlin. Die Ausbildung der Beamten des höheren Verwaltungsdienstes (Regierungsassessoren, Landräthe, Mitglieder der Regierungen u. s. w.) ist — nach dem Gesetze vom 11. März 1879 — bis zum Abschluß der ersten zwei Jahre der praktischen Beschäftigung dieselbe, wie die der Justizbeamten. Der Gerichtsreferendar gibt sodann seinen Wunsch zu erkennen, zur Regierung überzutreten, hat dabei den Nachweis zu liefern, daß er auf der Universität oder später eine Anzahl volkswirthschaftlicher und staatswissenschaftlicher Vorlesungen belegt hat, wird zum Regierungsreferendar ernannt, als solcher zwei Jahre lang bei den Verwaltungsbehörden praktisch ausgebildet, und hat eine zweite Prüfung (die Regierungsassessorprüfung) vor der Prüfungscommission für höhere Verwaltungsbeamte in Berlin zu bestehen. Dies ist der Bildungsgang für die ganz überwiegende Mehrzahl der höheren Justiz- und Verwaltungsbeamten in Preußen. Der glückliche Abschluß desselben befähigt zur Anstellung nicht nur in den Aemtern der sog. allgemeinen Verwaltung

im Reichsdienste und in Preußen, sondern z. B. auch im höheren Eisenbahnverwaltungsdienste, im auswärtigen Dienste (für welchen u. U. noch besondere Prüfungen abzulegen sind) und der Finanz- und Zollverwaltung; die höheren Kommunalämter werden zumeist mit Gerichts- und Regierungsassessoren besetzt. Abweichende Bestimmungen gelten dagegen für die Vorbildung der höheren Beamten der Reichspostverwaltung.

Es ist in den letztvergangenen Jahrzehnten wiederholt die Frage aufgeworfen worden, ob dieser Ausbildungsgang der richtige sei; auch die beiden vorangezogenen Gesetze sind erst nach langen und lebhaften Erörterungen zu Stande gekommen. Seit drei, vier Jahren beschäftigt die Frage aufs Neue unsere Gelehrten und unsere Beamten; zahlreiche Streitschriften für und wider eine Reform sind veröffentlicht, zu guterletzt ist es sogar zu recht heftigen, zum Theil persönlichen Auseinandersetzungen vom Katheder und der Rednerbühne einer parlamentarischen Versammlung gekommen, so heftigen, daß es eine Zeitlang schien, als ob der sachliche Austrag der Meinungsverschiedenheiten unter der persönlichen Gereiztheit der Gegner leiden könnte.

Da wurden fast gleichzeitig, im Sommer vorigen Jahres, die beiden, in der Ueberschrift genannten, ernsten, wissenschaftlichen Schriften veröffentlicht. Goldschmidt erscheint mit seinem Buche zum dritten Male auf diesem Kampfplatze. In einer im dritten Bande der „Preußischen Jahrbücher" (dem ersten des zweiten Jahrgangs dieser Zeitschrift) im Mai 1859 veröffentlichten Abhandlung hat er sich zum ersten Male „über das preußische Recht und das Rechtsstudium auf den preußischen Universitäten" ausgesprochen. Als im Frühjahr 1878 dem preußischen Landtage Gesetzesvorlagen über die Ausführung der Reichsjustizgesetze zugingen, bei welcher Gelegenheit auch die Ausbildung der höheren Gerichts- und Verwaltungsbeamten wieder eifrig erörtert wurde, gab er eine besondere Schrift über „Das dreijährige Studium der Rechts- und Staatswissenschaften" (Berlin 1878) heraus. Nicht mit Unrecht kann er sich also darauf berufen, daß er beinahe ein Menschenalter lang die Frage geprüft habe. Eine Einsicht in seine drei Schriften ergibt, daß, bei Abweichungen im Einzelnen, und obgleich seine Vorschläge und seine Kritik im Laufe der Jahre gereift sind, sein grundsätzlicher Standpunkt eine wesentliche Aenderung nicht erlitten hat.

Außerdem hat Goldschmidt, wie wenige seiner Amtsgenossen, reichlich Gelegenheit gehabt, an sich selbst und an Anderen praktische Erfahrungen zu sammeln.

Geboren im Jahre 1829, hat er seine Gymnasialbildung in Danzig erhalten, 1847 bis 1851 in Berlin, Bonn und Heidelberg die Rechte studiert, daneben sich aber auch mit geschichtlichen und philosophischen Studien beschäftigt. Seine Absicht, in Berlin die juristische Doctorprüfung abzulegen, wurde durch Stahl[1]), den damaligen Decan der Berliner juristischen Facultät — bekanntlich ein zum Christenthum übergetretener Jude — vereitelt. Derselbe meinte (vgl.

[1]) Auf ihn berief sich neuerdings der Justizminister Dr. Friedberg in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 23. Februar 1887 als Zeugen dafür, daß die Studenten heute nicht fauler seien als früher. (Vergl. auch Goldschmidt, S. 354—356.)

S. 379 des Buches), „einen Juden dürfe man nicht zum Doctor juris utriusque promoviren, weil solcher ja befugt sei, in Consistorien zu sitzen, er blieb bei diesem Weigerungsgrunde, ungeachtet ich erklärte, dieses Recht nicht zu beanspruchen." Goldschmidt machte daher in Halle sein Doctorexamen, und arbeitete vier Jahre praktisch als Auscultator und Referendar in Danzig. Dann habilitirte er sich in Heidelberg, wo er allmälig zum ordentlichen Professor aufrückte, war 1870 bis 1875 Rath am Reichsoberhandelsgerichte, und bekleidet seit 1875 eine ordentliche Professur der Rechtswissenschaft in Berlin.

II.

Goldschmidt nennt sein Buch einen „Beitrag zur preußischen und deutschen Rechtsgeschichte". Er fragt, wie die gegenwärtigen Zustände gekommen sind, und ist selbst erstaunt, daß diese — eingehende, quellenmäßige und ganz neue — Untersuchung ihn befähigt, der ganzen Frage mancherlei neue Seiten abzugewinnen.

Im deutschen Reich und in Preußen kannte man bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts keine Staatsprüfungen für den Richterstand, geschweige denn die Verwaltungsbeamten. Die Herrscher suchen sich ihre Beamten theils unter den Angehörigen angesehener, insbesondere adliger Familien, welche ohne Vorbildung für ihren Beruf lediglich durch praktische Thätigkeit sich ausbilden, theils nimmt man Männer, welche auf den Universitäten studiert und diese allenfalls nach Ablegung eines rein wissenschaftlichen, des späteren Doctorexamens, verlassen haben. Die ersten Ansätze zu Prüfungsordnungen begegnen uns in Brandenburg-Preußen unter den Königen Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. In des Letzteren allgemeiner Verordnung vom 21. Juni 1713 erscheinen zum ersten Male „Hörer der Rechte", Auditores, später Auscultatores genannt, welche länger als 150 Jahre eine eigene Beamtenklasse in Preußen gebildet und erst durch das Gesetz vom 6. Mai 1869 beseitigt sind. Es sind dies anfänglich junge Männer, welche die Rechte studiert haben, und sodann den Justizcollegien zum Hören beigegeben werden. Sie werden mit der Zeit zu ordentlichen Räthen befördert. Auch die Anwälte müssen von da an studiert haben. Durch spätere, während der Amtsthätigkeit Samuel von Cocceji's in den Jahren 1721 und 1723 ergangene Verordnungen werden eingehendere Vorschriften über das Prüfungswesen gegeben. Der Name „Referendarius" begegnet uns zuerst in dem Projekte des Corpus juris Fridericiani von 1748. Während die Auscultatoren bloße Praktikanten sind, können die Referendarien an der gesammten richterlichen Thätigkeit sich betheiligen, an der eigentlichen Rechtsprechung jedoch ohne Votum. Die Referendarien müssen auch eine Prüfung ablegen, bevor sie angestellt werden. Wenn sie zu Räthen befördert werden wollen — und die Räthe werden allmälig zum großen Theile, wenngleich nicht ausschließlich, aus den Referendarien ergänzt — müssen sie sich einer neuen Prüfung unterziehen. Auch die Advokaten haben vor dem Kammergerichte eine Prüfung abzulegen. Zur Abnahme dieser Prüfungen wird eine besondere Behörde, „die kgl. Immediatjustizcommission" eingesetzt, ein Prüfungsreglement vom 12. November 1755 enthält genauere Bestimmungen über den Inhalt der Prüfungen.

Also schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war das Prüfungswesen der höheren Gerichts- und Verwaltungsbeamten — damals noch keine streng getrennten Berufe — im Wesentlichen so geregelt, wie es bis zu dem Gesetze vom 6. Mai 1869 geregelt blieb. Eine erste Prüfung nach Abgang von der Universität, allerdings nur durch die Universität, eine zweite Prüfung nach Beendigung der Auscultatur, zum Schlusse die große Staatsprüfung, welche allein zur Bekleidung der höchsten Aemter befähigt. Die seit Mitte des vorigen Jahrhunderts ergangenen zahlreichen Verordnungen und Erlasse enthalten zwar einzelne Aenderungen und Ergänzungen, ungeachtet der mehrfachen gründlichen Umwälzungen auf dem Gebiete des materiellen und formellen Rechtes — also Einführung der Allgemeinen Gerichtsordnung und des Allgemeinen Landrechts, sodann der Prozeßverordnungen vom 1. Juni 1833 und 21. Juli 1846, der Reformgesetzgebung der Jahre 1849 und folgender — ist aber das Prüfungswesen im großen Ganzen seit jener Zeit unverändert geblieben. Wesentliche Aenderungen waren: die Verlegung auch des ersten Examens von der Universität an die Gerichte (1780); die Bestimmung, daß nur die Ablegung der Abiturientenprüfung zum Besuch der Universität berechtigt (1788, 1812); die Festsetzung der Dauer des Universitätsstudiums auf drei Jahre (1804, 1812, 1819), da mißbräuchlicher Weise vielfach die Universitätsstudien zu sehr abgekürzt wurden; die Einführung der fünfzehn, später sechzehn Zwangscollegien (1844); die Fristen für die Auscultatur und das Referendariat, zuletzt (seit 1849) für die erstere $1^1/_2$ Jahre, das andere $2^1/_2$ Jahre. Von einer durchgreifenderen Bedeutung für das Prüfungswesen war die Verfügung des Justizministers Grafen Lippe vom 5. December 1864, welche die Zwangscollegien aufhob und für das erste Examen eine wissenschaftliche schriftliche Arbeit, sowie die Zuziehung von Universitätslehrern, insbesondere bei der mündlichen Prüfung, anordnete. Die Reformgesetze des Jahres 1849 hatten, da durch sie der Unterschied zwischen den niederen und höheren Justizbedienten beseitigt wurde, eine wesentliche Aenderung in der Stellung der Referendarien zur Folge, welche hinfort nicht mehr eine dauernde, selbständige richterliche Stellung einnehmen konnten. Die Vorbedingung der Anstellung als Richter, Rechtsanwalt und Staatsanwalt war fortan die Ablegung der großen Staatsprüfung und die Ernennung zum Gerichtsassessor.

Während bis dahin es angängig erschienen war, daß die Juristen aus dem Gebiete des rheinischen Rechtes andere Prüfungen ablegten, als die altländischen, ließ sich nach Erweiterung des preußischen Staates in Folge des Krieges von 1866 eine Scheidung der verschiedenen Rechtsgebiete in Bezug auf das Prüfungswesen nicht mehr aufrecht erhalten, und eine gemeinsame Ordnung desselben für die ganze Monarchie wurde erforderlich. Eine solche wurde gegeben mit dem Gesetze vom 6. Mai 1869 (in Gültigkeit seit dem 1. Januar 1870) über „die juristischen Prüfungen und die Vorbereitung zum höheren Justizdienste". Dieses Gesetz hob die Auscultatur und damit eine Prüfung auf, wer die erste Prüfung bestand, wurde Referendarius. Die Gesammtdauer der praktischen Vorbereitungszeit blieb unverändert, die Assessorprüfung erfuhr einige Aenderungen. Durch die Reichsjustizgesetze (das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Januar 1877 und das preußische Ausführungsgesetz zu demselben vom 24. April 1878) ist für

Preußen an diesem Zustande nichts Wesentliches geändert. Das Gerichtsverfassungsgesetz selbst hält fest an dem dreijährigen Universitätsstudium, bemißt indeß den Zeitraum zwischen der ersten und zweiten Prüfung auf mindestens drei Jahre und gibt den einzelnen Bundesstaaten die Freiheit einer Verlängerung beider Zeiträume. Das preußische Ausführungsgesetz bestimmt im § 1: „Die Prüfungen, durch deren Ablegung die Fähigkeit zum Richteramte erlangt wird und der Vorbereitungsdienst der Referendare erfolgen nach den Vorschriften des Gesetzes vom 6. Mai 1869." Nur die zur Ausführung der gesetzlichen Bestimmungen ergangenen ministeriellen Regulative haben im Laufe der Zeit Aenderungen erfahren.

Diese geschichtliche Entwicklung des Prüfungs- und Ausbildungswesens ergibt, daß die wissenschaftliche Seite gegenüber der praktischen mehr und mehr zurückgetreten ist. Anfangs genügt für den Richter eine lediglich wissenschaftliche Bildung auf den Universitäten. Die praktische tritt später hinzu, bleibt aber der wissenschaftlichen untergeordnet. Nach Erlaß der Allgemeinen Gerichtsordnung und des Allgemeinen Landrechts wird die erste Prüfung von den Universitäten auf die Gerichte übertragen. Die anfänglich erheblich länger ausgedehnten Universitätsstudien verkürzen sich so, daß zwangsweise wenigstens drei Jahre vorgeschrieben werden. Hand in Hand damit geht eine Verlängerung der praktischen Vorbereitungszeit zuletzt auf vier Jahre. In diese Zeit wird der Schwerpunkt der Ausbildung gelegt. Aber während des Referendariats haben die künftigen Richter nicht nur zu lernen, sie werden auch vom Staate zur Verrichtung einer Thätigkeit benutzt, zu welcher, mangels der Referendarien, besoldete Kräfte anzustellen sein würden. Der einjährige Militärdienst kann während der Universitätsstudien innerhalb der vorgeschriebenen drei Jahre abgemacht werden, dem Referendar wird dieses Jahr von seiner Ausbildungszeit abgerechnet, und doch ist ein dreijähriges Studium, nicht etwa ein dreijähriger Aufenthalt auf der Hochschule durch das Gesetz angeordnet.

III.

Ueberblickt man diese fast zweihundertjährige, organische, langsame und stetig fortschreitende Entwicklung, erwägt man, daß die vielen preußischen Richter, Verwaltungsbeamten, Anwälte nach diesen Bestimmungen ausgebildet sind, so begreift sich, daß ein Reformator, und wenn auch seine Aenderungsvorschläge noch so wohl durchdacht sind, noch so warmherzig, ja begeistert vorgetragen werden, keinen leichten Stand hat. Seine Stellung verschlechtert sich aber noch, wenn er auf die Frage, ob, und in welcher Weise sich denn eigentlich die jetzige angeblich mangelhafte und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verschlechterte Vorbildung auch praktisch fühlbar mache, eine keineswegs befriedigende Antwort gibt. Ja, wenn es fest stünde, wenn auch nur eine starke Strömung unserer öffentlichen Meinung behauptete, daß die preußischen Richter unbrauchbar seien, daß ihre Urtheilssprüche kein Vertrauen mehr genössen, daß die Achtung vor unserem Verwaltungspersonale im In- und Auslande abnähme, dann läge nichts näher, als die Frage: ob denn die Vorbildung dieser Beamten auch die richtige sei? Aber solche Mißstände werden eigentlich von keiner Seite als bereits vorhanden be-

hauptet; man befürchtet sie nur, falls die gegenwärtige Art der Ausbildung noch fortdaure. Goldschmidt sagt (S. 236): „In seiner Gesammtheit betrachtet, nimmt der preußische Juristenstand noch jetzt eine immerhin achtungswerthe Stufe ein — den immer höher gesteigerten Anforderungen, welche die Gegenwart an seinen Beruf stellt, vermag er nur durch entschlossene Umkehr von erkannten Irrwegen gerecht zu werden." Ein andermal freilich meint er (S. 99, 100), daß die früher sehr tüchtigen Obertribunalsentscheidungen allmälig erheblich an innerem Gehalt eingebüßt hätten; daß erst mit Errichtung des Reichsoberhandelsgerichts unter dem Einfluß hervorragender gemeinrechtlicher Praktiker wieder eine „aus lebendiger Anschauung des Rechtslebens fließende Rechtshandhabung begonnen habe". — Indessen auch dieses Urtheil ist doch kein vernichtendes. Die Urtheilssprüche der höchsten Gerichtshöfe sind von jeher nicht immer von gleich guter Beschaffenheit gewesen. Obwohl das Reichsgericht eine erheblich größere Anzahl außerpreußischer Richter unter seinen Mitgliedern zählt, als das ehemalige Reichsoberhandelsgericht, wird doch nicht selten darüber geklagt, daß viele Urtheile des Reichsgerichts in formeller und auch materieller Beziehung zu Bedenken Anlaß geben, und andererseits bezeugt auch wieder Goldschmidt, daß der rein preußische Gerichtshof, das Oberverwaltungsgericht, durch zahlreiche musterhafte Urtheilssprüche zur Fortbildung des Verwaltungsrechts wesentlich beigetragen hat.

Von anderer Seite wird als das Uebel, welchem unter allen Umständen zu Leibe gegangen werden müsse, die immer zunehmende Faulheit der Rechtsstudenten auf unseren Hochschulen bezeichnet. Dieser müsse gesteuert werden; sie sei für den Universitätslehrer unerträglich, es könne gar nicht ausbleiben, daß sie ein allmäliges Herabsinken des Richterstandes zur Folge habe. Freilich sind dieser Meinung nicht alle Universitätslehrer, und auch Goldschmidt selbst tritt ihr nicht unbedingt bei: „Zunächst ist es völlig unrichtig," sagt er S. 275, „daß der Fleiß der Rechtsstudenten auf den altpreußischen Universitäten — anders scheint es (Goldschmidt bezieht sich hier auf v. Bar für Göttingen und Liszt für Marburg) auf den neupreußischen zu stehen — im letzten Menschenalter zurückgegangen sei." Wie denn Goldschmidt auch ein entschiedener Gegner aller der Vorschläge ist, welche auf eine Beschränkung der academischen Freiheit hinauslaufen. (Wiedereinführung von Zwangscollegien, Controlle des Besuchs der Vorlesungen u. dgl.)

Wenn also weder unsere Richter schlechter noch unsere Studenten unfleißiger sind, als sie es von jeher gewesen, wozu denn überhaupt reformiren? Der Einwand liegt nahe genug. Goldschmidt begegnet demselben mit der Erklärung, die er zuerst in seinem Aufsatz in den „Preußischen Jahrbüchern" abgegeben hat, und nunmehr in etwas schärferer Tonart wiederholt, daß allerdings der preußische Richterstand schon seit langen Jahren nicht auf der Höhe der Wissenschaft sich befinde; daß er — im großen Ganzen, und zahlreiche Ausnahmen vorbehalten — dem Richterstand anderer deutscher Staaten nicht ebenbürtig sei. Den eigentlichen inneren Grund dieser beklagenswerthen Erscheinung aber erblickt er in der Codification des preußischen Landrechts. Diese „isolirten Codificationen", „der Abschluß des preußischen Staates von der gemeinsamen deutschen Rechtsbildung und demzufolge von den Fortschritten der deutschen Rechtswissen-

schaft" haben auch unter dem Richterstande eine gewisse Mißachtung der Wissenschaft großgezogen, welche nicht ohne wesentlichen Einfluß auf seine geistige Stellung bleiben konnte". — Auf das preußische Landrecht ist Goldschmidt also nicht gut zu sprechen. Wenn er auch den Verfassern desselben daraus keinen Vorwurf macht, daß sie nicht auf der heutigen Höhe der Wissenschaft des gemeinen Rechts gestanden haben, so bedauert er doch lebhaft, daß in das Allgemeine Landrecht politische, wirthschaftliche und juristische Grundsätze der damaligen Zeit übergegangen sind, welche den späteren und gar den heutigen Anschauungen unmittelbar widersprechen. Hiezu gehört insbesondere die geringe Meinung des Landrechts von der Rechtswissenschaft, eine Geringschätzung, die so weit ging, daß die Fortbildung des Rechts durch die Hülfe der Wissenschaft geradezu verboten wurde. Die Folge davon sei gewesen, daß in der That auf Jahrzehnte hinaus ein gewisser Stillstand in der Rechtswissenschaft eingetreten sei, ein Umstand, welcher hingereicht habe, „um ein Menschenalter hindurch den wissenschaftlichen Aufschwung unseres vaterländischen Rechtes gänzlich zu hemmen, auf alle Zeiten demselben aber schwer überwindliche Hindernisse in den Weg zu legen". Erst mit dem Beginn der sog. Revisionsarbeiten (1817 und 1825) unter Savigny's Leitung sei wieder ein mehr wissenschaftlicher Geist in die preußischen Gerichte eingezogen („Preuß. Jahrb." a. a. O. S. 44); die Wiederanknüpfung des Landrechts an das gemeine Recht, insbesondere mit der Herausgabe der Lehrbücher von Förster (1863 ff.) und später Dernburg haben zwar aufs Neue dazu beigetragen, die Wissenschaft auf einen höheren Standpunkt zu heben, indessen auf die Gerichte bisher einen nur untergeordneten Einfluß ausgeübt. Der „Theorie" stehen sie immer noch feindlich gegenüber. So erhofft denn Goldschmidt eine durchgreifende Aenderung erst von dem deutschen Civilgesetzbuch. Erst mit diesem werde uns ein „wahrhaft gemeines Privatrecht gegeben werden, zu dessen richtiger, den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechender Anwendung und freien Ausgestaltung alle besten Kräfte der deutschen Nation so berufen, wie, hoffe ich, befähigt sind".

Ich kann dem harten Urtheil Goldschmidt's über das preußische Landrecht und seine Urheber nicht beipflichten. Welch' ein Mann der eigentliche Hauptverfasser des Landrechts gewesen, was er erstrebt, was er geleistet, das hat die Welt eigentlich erst vor kaum drei Jahren erfahren durch das musterhafte, auch von Goldschmidt mehrfach benutzte Buch, das Leben von Carl Gottlieb Svarez, verfaßt von dem Geheimen Oberjustizrath Dr. A. Stölzel[1]). — Das ganz neue Licht, mit welchem Stölzel hier die Entstehung des Landrechts beleuchtet, hat wahrlich nicht dazu beigetragen, die Achtung vor diesem Gesetzbuch zu verringern. Gewiß war das Landrecht ein Erzeugniß seiner Zeit, gewiß sind zahlreiche seiner Theorien heute und schon seit Jahrzehnten veraltet, gewiß ist sein Gesichtskreis ein engerer, als der, in welchem heute die gebildete Welt sich bewegt. Aber dieses Gesetzbuch steht auch in der That auf der Höhe seiner Zeit; es ist ein Niederschlag derjenigen gemeinrechtlichen Theorien, welche damals in

[1]) Carl Gottlieb Svarez. Ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Berlin, Franz Vahlen. 1885.

den erleuchteten Köpfen die herrschenden waren, und wer will es dem Gesetzgeber vorwerfen, daß er mit seinen Vorschlägen bei seiner Zeit geblieben und nicht über dieselbe hinausgegangen ist? In meinen Augen war es ein Glück für Preußen, daß dieses Gesetzeswerk zu Stande kam, daß Preußen mit dem Allgemeinen Landrecht ein in edler, deutscher Sprache geschriebenes, allgemein verständliches Gesetzbuch erhielt an Stelle des krausen, verworrenen, auf den Quellen einer todten Sprache fußenden damaligen gemeinen Rechts. Ob das in Aussicht stehende deutsche bürgerliche Gesetzbuch für die gegenwärtige Zeit das sein wird, was das Landrecht für die Zeit vor einem Jahrhundert war, das muß sich erst zeigen, wie auch die Zukunft erst darüber entscheiden kann, ob das neue bürgerliche Gesetzbuch die Probe eines Jahrhunderts so gut bestehen wird, wie das Landrecht dieselbe bestanden hat. —

Für den angeblichen Verfall des preußischen Juristenstandes wird man das Landrecht um so weniger verantwortlich machen können, als dasselbe im Laufe der Zeit die wesentlichsten Aenderungen erfahren hat, ganze Abschnitte desselben, z. B. das Strafrecht, das Handelsrecht, das Vormundschaftsrecht, aufgehoben und durch andere, theils deutsche, theils preußische Gesetze ersetzt sind. Gerade die Beseitigung dieser Abschnitte ist in den letzten vierzig Jahren erfolgt, für diese wichtigen Gebiete hat also das Landrecht aufgehört, geltendes Recht zu sein, und der freien Entwicklung der Wissenschaft in Preußen ebenso wenig entgegengestanden, als der praktischen Rechtsprechung. Gleichwohl soll sich wegen der isolirten Codification Preußens der Stand der richterlichen Beamten, besonders in den letzten Jahrzehnten, immer mehr verschlechtert haben? Gerade umgekehrt hätte mit jeder Beseitigung eines Theiles des „jede juristische Selbständigkeit ertödtenden" (S. 169) Allgemeinen Landrechts eine Hebung des Richterstandes verbunden sein müssen. Ja, man wird im Allgemeinen sagen dürfen, eine Einrichtung, ein Gesetz kann doch wahrlich so schlecht nicht sein, wenn es durch eine, ein volles Jahrhundert fortgesetzte Wirkung keine schlimmeren Zustände herbeigeführt hat, als die gegenwärtig in Preußen herrschenden.

IV.

Kann ich hiernach diesem Theile der Begründung Goldschmidt's nicht beistimmen, so bin ich doch mit ihm darin einer Meinung, daß es in Preußen mit den höheren Justiz- und Verwaltungsbeamten nicht so ist, wie es sein sollte, und daß eine Aenderung in ihrer Vorbildung nicht von der Hand zu weisen ist. Es ist in der That mit unserer Rechtsprechung, besonders der unteren Gerichte, nicht viel Staat zu machen, und auch unsere Studenten sind heute weniger fleißig und strebsam, als sie es noch vor zwanzig bis dreißig Jahren waren. Die ganze Richtung unserer Zeit hat sich unter dem Einfluß der großen Ereignisse, deren Zeugen wir waren, geändert; nachdem der Deutsche gesehen, welche Erfolge die persönliche Thatkraft zu Wege gebracht, hat die reine Wissenschaft unwillkürlich an Ansehen eingebüßt. Daß die stille, gemeinsame geistige Arbeit die deutsche Einheit zwar nicht gemacht, aber doch vorbereitet hat, wird nur allzu leicht von denen vergessen, welche aus eigener Erinnerung von den Zuständen vor 1866 nichts mehr wissen. Mancher junge Mann glaubt heutzutage, das

Lernen sei nicht so unbedingt nöthig; wem Gott ein Amt gebe, dem gebe er auch Verstand, und wenn man erst glücklich die Prüfungen bestanden, so werde das Weitere sich schon finden. Einer solchen Strömung gilt es ernst entgegen zu treten. Gerade umgekehrt, eine gründliche, allseitige wissenschaftliche Bildung ist den heutigen Jüngern der Rechts- und Staatswissenschaft vielleicht nöthiger, als den Vätern und Großvätern der jetzigen Studenten. Mit Recht heben Goldschmidt und Andere hervor, daß die Reichsjustizgesetze bedeutend höhere Ansprüche an die Richter machen, als die früheren preußischen Prozeßgesetze, während umgekehrt unter der Herrschaft der letzteren sich für die Ausbildung der Referendarien leichter und besser Gelegenheit fand, als bei dem heutigen Verfahren. Nicht nur für den Verwaltungsbeamten, sondern, wenn auch vielleicht in etwas geringerem Grade, für den Richter ist heute eine gründliche Kenntniß der Staatswissenschaften und der Volkswirthschaft ein dringendes, unabweisliches Bedürfniß. „Von einer tüchtigen, volkswirthschaftlichen Vorbildung," sagt Goldschmidt, „hängt nicht am Wenigsten die richtige Handhabung des Rechts und dessen zweckmäßige Fortbildung ab." Der höhere Beamte soll aber auch nicht nur die in seinem Thätigkeits-Bezirke bestehenden Einrichtungen, nicht nur sein heimisches Recht kennen, auch die Zustände des Auslandes dürfen ihm nicht fremd sein. Bei den regen, durch die großartige Ausdehnung der neueren Verkehrsmittel erleichterten Wechselbeziehungen zwischen den civilisirten Staaten muß der Beamte wenigstens einigermaßen Bescheid darüber wissen, wie es draußen aussieht. Alle Tage erleben wir es ja, daß eine deutsche Einrichtung im Auslande eingeführt, ein deutsches Gesetz einem fremden nachgebildet wird; für viele Dinge bildet sich erst dann das richtige Verständniß, wenn sie bis auf ihren Ursprung verfolgt, wenn auch ihre Quellen gekannt sind. Das hochentwickelte öffentliche Leben erhebt heute Ansprüche an das Wissen aller Derer, die daran Theil nehmen, wie wir sie vor wenigen Jahrzehnten kaum für möglich gehalten. Wird man auch von einem Parlamentarier — und ein wie großer Theil derselben ist einmal Assessor gewesen — nicht verlangen können, daß er über alle Fragen, die er mit zu entscheiden hat, eigene, gründliche und selbständige Studien macht, so muß er wenigstens im Stande sein, aus den Druckvorlagen und nach den Berathungen sich ein selbständiges, sicheres Urtheil zu bilden.

Nur ein gründlich, allseitig in seiner Jugend vorgebildeter Mann vermag heutzutage allen diesen Ansprüchen einigermaßen zu genügen. Fehlt es an dieser Vorbedingung, so wird auch unser Parlamentarismus dazu mitwirken, eine allmälige Verflachung der Geister herbeizuführen.

Alle die zahlreichen Reformvorschläge stimmen denn auch darin überein, daß der Schwerpunkt für die Ausbildung unserer Juristen und Verwaltungsbeamten mehr nach der wissenschaftlichen Seite hin verschoben werden muß. Einerseits muß der Student längere Zeit hindurch Gelegenheit haben, sich wissenschaftlich zu beschäftigen — also Verlängerung der Studienzeit auf vier Jahre, Nichteinrechnung der Militärzeit —, andererseits muß er wenigstens mittelbar gezwungen werden, die ihm gebotene Gelegenheit auch zu benutzen — also Erschwerung der ersten Prüfung, Zwischenexamen, Kontrolle des Besuchs der Vorlesungen, Zwang zur Theilnahme an seminaristischen Uebungen. Goldschmidt

hat alle diese verschiedenen Vorschläge beleuchtet, und, wie mir scheint, richtig und treffend beleuchtet. Er selbst ist für die Juristen, mit denen er sich hier ausschließlich beschäftigt, der Meinung, daß es nicht in Frage kommt, in irgend einer Einzelheit eine Aenderung vorzunehmen, daß vielmehr „ihre gesammte Vorbereitungslaufbahn vom Beginn der Universitätsstudien an bis zur zurückgelegten letzten Staatsprüfung als ein untheilbares Ganzes zu betrachten und daß jede einzelne Maßregel in ihrer Einwirkung auf den Gesammtverlauf der wissenschaftlichen und praktischen Vorbereitung zu betrachten ist." (S. 293.) Die Dauer der gesammten Vorbereitungszeit, sieben Jahre, will er nicht ändern, aber *vier* Jahre der Universität und *drei* der praktischen Ausbildung widmen. Die Universitätszeit soll u. A. sogar auf $3^1/_2$ Jahre verkürzt werden können, indessen die Militärdienstzeit keinesfalls eingerechnet werden dürfen. Ein Zwischenexamen will Goldschmidt nicht. Die erste Prüfung soll nicht, wie das von einigen Seiten vorgeschlagen wird, vor *einer* Centralcommission, sondern vor einer Anzahl von Commissionen in den verschiedenen Universitätsstädten abgelegt werden; zwar im Wesentlichen vor Universitätslehrern, jedoch unter staatlicher Leitung. Ueber die Prüfungsordnung ist ein *Gesetz*, am Besten für das ganze deutsche Reich, zu erlassen. Die in zahlreichen, allerdings zum Theil recht unreifen, um nicht zu sagen knabenhaften Broschüren gegen die Universitätslehrer gerichteten Vorwürfe einer schlechten Lehrmethode weist Goldschmidt als unbegründet nachdrücklich zurück. „Nicht an unseren, sich stets *von innen heraus reformirenden*, im Wesentlichen mustergiltigen Universitätseinrichtungen liegt es — für diese bedarf es keiner Reform." (S. 343—344.)

An anderen Stellen freilich befürwortet Goldschmidt doch auch Universitätsreformen, z. B. eine solche der juristischen Doctorprüfung zahlreicher deutscher — ausschließlich der altpreußischen — Universitäten. Die geharnischten, im Jahre 1876 veröffentlichten Artikel *Mommsen's* über den Promotionsunfug auf einzelnen deutschen Universitäten, die Ablegung der sog. Doctorprüfung in absentia haben meines Wissens nur geringen Erfolg gehabt, und es sind bekanntlich zwar recht sachliche, aber nicht immer gerade edle Motive, welche dieser Reform hindernd im Wege stehen. Ob nicht nebenbei auch ein oder das Andere geschehen könnte, um insbesondere dem jungen Studenten den *ersten* Unterricht in der Rechtswissenschaft ein wenig anziehender zu machen, ohne daß darunter die Gründlichkeit zu leiden brauchte, die Frage will ich nicht untersuchen; im Ganzen ist unzweifelhaft der Unterricht anregender geworden, und die früher viel gehörten Klagen, daß einzelne Professoren die Erfindung der Buchdruckerkunst vergessen zu haben scheinen, haben heute wohl einen Theil ihrer Berechtigung verloren.

V.

Aehnliche ins Einzelne gehende Vorschläge über die Ausbildung der Verwaltungsbeamten werden von Goldschmidt nicht gemacht, welcher sich mit diesen überhaupt nur in einem verhältnißmäßig kurzen Abschnitte seines Buches (S. 236—259) beschäftigt und da u. A. besonders ernstlich betont, daß heutigen Tages ein gründliches Studium der Staatswissenschaften und der Volkswirthschaft für den Verwaltungsbeamten unentbehrlich sei. Auch das oben an zweiter

Stelle aufgeführte Sammelwerk des Vereins für Socialpolitik, welches Goldschmidt erst während des Druckes seines Buches erhalten hat, ist im Wesentlichen eine — allerdings außerordentlich werthvolle — Materialiensammlung ohne eingehendere Reformvorschläge. Mit den altpreußischen Zuständen beschäftigen sich in demselben die Professoren Gustav Cohn in Göttingen und Erwin Nasse in Bonn, sowie der Director im Reichsamt des Innern, Bosse. Der Letztere hat seine Abhandlung in dankenswerther Weise ergänzt durch einen Vortrag über den „Nachwuchs in den Aemtern der höheren Verwaltung", welcher vor der staatswissenschaftlichen Gesellschaft zu Berlin am 4. Juli 1887 gehalten und im Augusthefte der „Monatsschrift für deutsche Beamte" veröffentlicht ist. Bosse macht am Schlusse desselben folgende Vorschläge für den Vorbildungsgang der Verwaltungsbeamten: Vierjähriges Universitätsstudium mit strengem Studienplan und Unterbrechung durch ein akademisches Zwischenexamen. In der zweiten Hälfte Zwang zur Theilnahme an praktischen Uebungen, aus welchen Arbeiten der Meldung zum ersten Staatsexamen beizufügen sind. Nach der — zu erschwerenden — ersten Prüfung anderthalbjährige Thätigkeit bei den Gerichten, bei der Meldung zum Uebertritt zur Regierung Ueberreichung einer schriftlichen, staatswissenschaftlichen Arbeit und allenfalls ein staatswissenschaftliches Colloquium, zweijährige Beschäftigung bei den Verwaltungsbehörden, große Staatsprüfung. Diese Anforderungen sind strenger noch als die Goldschmidt's, die Vorbereitungszeit der höheren Verwaltungsbeamten würde sich bei Annahme derselben auch wohl auf mindestens acht Jahre ausdehnen.

Es möge genügen, an dieser Stelle die beiden wohldurchdachten und begründeten, innerlich reifen Vorschläge eines Gelehrten und eines hochgestellten Beamten ihrem wesentlichen Inhalt nach mitzutheilen; eine kritische Beleuchtung würde zu weit führen. Ein Gedanke verdient aber noch etwas nähere Betrachtung, welchen Bosse freundlich zustimmend begrüßt, Goldschmidt beiläufig berührt, ohne ihm näher zu treten, und der meines Wissens zuerst von Gustav Cohn in Göttingen schärfer ins Auge gefaßt und eingehender begründet ist[1]). Cohn beklagt es als einen ganz besonderen Mangel, daß den Studenten der Rechte einmal jede Anknüpfung an ihre bisherigen Studien fehlt, während andererseits vornehmlich der Stoff der ersten Semester so abgezogen und fremdartig sei, daß die Studenten unmöglich sich ein klares Bild von ihrer künftigen Berufsthätigkeit machen könnten. Es fehlt an jeder lebendigen Anschauung dessen, was ihr Beruf ihnen einst bietet und was er von ihnen fordert. Eine Verbindung wirklich praktischer Uebungen mit den Universitätsstudien ist nicht ausführbar. Cohn schlägt daher vor, jungen, hervorragend tüchtigen Beamten nach Bestehen der großen Staatsprüfung noch einmal Gelegenheit zu rein wissenschaftlichen Studien in einer Art von Seminarien zu geben, welche in Anlehnung an die Universi-

[1]) Vergl. außer dessen Beitrag in dem Sammelwerke des Vereins für Socialpolitik den Aufsatz: „Ueber das staatswissenschaftliche Studium im Hinblick auf die Staatseisenbahnverwaltung" („Archiv für Eisenbahnwesen", 1885, S. 251 ff. und in den „Nationalökonomischen Studien", S. 41 ff.), sowie die ausführliche Besprechung des Sammelwerkes in der „Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft" (1887, S. 645 ff.) unter dem Titel: „Ueber die Vorbildung zum höheren Verwaltungsdienste in den deutschen Staaten".

täten zu errichten und von Universitätslehrern zu leiten seien. Eine ähnliche Einrichtung besaß Berlin in dem von Engel geleiteten statistischen Seminar. Dem preußischen Minister der öffentlichen Arbeiten schwebte ein gleicher Gedanke vor, als er vor einigen Jahren Universitätsvorlesungen über Eisenbahnwesen anregte, welche in erster Linie für diejenigen jüngeren Beamten bestimmt sind, die ihre Prüfungen bereits abgelegt haben. Von unserer Kriegsakademie, die auch mehrfach zum Vergleich herangezogen wird, möchten sich solche Seminarien dagegen doch wohl wesentlich unterscheiden. Ein zweites dreijähriges Studium, wie es den Offizieren auf der Kriegsakademie obliegt, wäre für fertig ausgebildete Gerichts- und Verwaltungsbeamte entschieden zu lang. Eine sehr bedeutende Anzahl unserer Offiziere hat nicht die von den bürgerlichen Beamten verlangte abgeschlossene Gymnasialbildung; das sogenannte Fähnrichsexamen ist dem Abiturientenexamen denn doch wohl nicht ebenbürtig. Die weitere theoretische Ausbildung bis zum Lieutenant ist eine fast ausschließlich fachliche. Der Kriegsakademiker hat nun zwar noch eine besondere Prüfung abzulegen und ist in reiferen Jahren, als der zur Universität abgehende Abiturient. Andererseits aber hat er sich in vielen allgemein wissenschaftlichen Fächern erst auszubilden, welche der Student auf der Universität hört, und steht wohl kaum auf einem so hohen Standpunkte allgemeiner und fachlicher Bildung, wie ein Assessor, der seine bisherige Laufbahn mit Auszeichnung zurückgelegt hat.

Zahlreiche Beamte würden es gewiß mit Freuden begrüßen, wenn ihnen eine solche erneute Gelegenheit zur Erweiterung und Vertiefung ihrer Kenntnisse unter Verwerthung bisheriger praktischer Erfahrungen geboten würde. Eine solche Klasse von „Elite-Beamten" würde besonders tüchtige Dienste leisten und auch auf die Hochschulen und ihre Lehrkörperschaften müßte der Verkehr mit solchen reifen, praktisch bereits geschulten Beamten eine anregende und fruchtbringende Wirkung äußern. Es möchte sich daher in der That verlohnen, der praktischen Gestaltung dieses Gedankens einmal näher zu treten.

Die zweihundertjährige Entwicklung des Bildungsgangs der Juristen, welche Goldschmidt in so ungemein verdienstvoller und fesselnder Weise vor unseren Augen vorübergeführt hat, fehlt bei den Verwaltungsbeamten. Die Erfahrungen mit dem Gesetze von 1879 sind noch zu kurz, und gerade seit Erlaß desselben ist in Folge der socialpolitischen Thaten im deutschen Reich und in Preußen — es braucht nur an die neuen Versicherungsgesetze, an die Eisenbahnverstaatlichung erinnert zu werden — der Kreis derjenigen Fächer, in welchen insbesondere der höhere Beamte gründlich ausgebildet sein muß, erheblich erweitert worden. Mit dem Fortschreiten der socialpolitischen Gesetzgebung werden immer neue, wichtige Aufgaben zu lösen sein und die Ansprüche an die Staatsbeamten, welche die Gesetze auszuführen und fortzubilden haben, werden sich in den kommenden Jahrzehnten sicherlich noch bedeutend steigern. Nur eine möglichst vollkommene wissenschaftliche Ausbildung bietet die Gewähr, daß solchen Ansprüchen genügt werden kann. Der Mangel an tüchtigen Staatsbeamten aber kann nur zu leicht die Folge haben, daß eine ganze große Maßregel scheitert, wie z. B. in Italien und mehr oder weniger in Frankreich die Eisenbahnreform im Sinne

der Durchführung des Staatsbahnsystems wesentlich an dem Mangel tüchtiger Staatsbeamten gescheitert ist.

In den letzten Wochen verlautete, es sei ein aus Universitätslehrern und höheren Beamten gebildeter Ausschuß niedergesetzt, um die Frage, welche uns hier beschäftigt hat, zu prüfen, und je nach dem Ergebniß der Prüfung Vorschläge zur Aenderung des Bestehenden zu machen. Die Schriften Goldschmidt's und des Vereins für Socialpolitik haben diesem Ausschuß seine Arbeit wesentlich erleichtert. Es wäre erfreulich, wenn es gelänge, eine so befriedigende Lösung zu finden, daß diese Frage der Ausbildung der höheren Justiz- und Verwaltungsbeamten auf recht lange Zeit von der Tagesordnung verschwinden könnte. Die Nothwendigkeit, dieselbe immer aufs Neue und immer dringender zu erörtern, hat für den preußischen Staatsbeamten doch auch eine nicht gerade erfreuliche, um nicht zu sagen beschämende Seite.

December 1887. A. v. d. L.

Unter den Linden.

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

III.

Illustrirte Zeitungen und Witzblätter im heutigen Sinne gab es noch nicht in jenen glücklicheren Tagen, von welchen wir im vorigen Abschnitt gesprochen, und da der Mensch im Allgemeinen und der Berliner im Besonderen derart gemacht ist, daß er ein wenig von Allem wissen und ein wenig über Alles herziehen, lachen und spotten will — in allen Ehren, versteht sich! — so mußte man sich zu helfen wissen und half sich, indem man das Amt des Censors dem Conditor übertrug. Dieser, ein schlauer Mann, und der die Dinge zu nehmen verstand, war es, der in seiner weißen Schürze und Zipfelmütze die Ereignisse des Jahres beleuchtete, und „den Abdruck seiner Gestalt" gleichsam, um mit Hamlet zu reden, auf den Weihnachtsausstellungen den Berlinern zeigte. Hier z. B. bei Fuchs sah man einmal, im Jahre 1822, den schönen Feramors und die holdselige Lalla Rookh, den dicken Faddladin und das ganze Gefolge, hundertundfünfzig kleine Personen, alle von Zucker, glitzernd und schimmernd in orientalischer Pracht — Nachbildungen der „tableaux vivans" aus Thomas Moore's Modegedicht, welche von wirklichen Prinzen und Prinzessinnen zu Ehren des russischen Großfürsten, und nachmals großmächtigen Kaisers Nicolaus, im Königl. Schlosse gestellt worden waren, begleitet von der pompösen Musik des Ritters Spontini, der, als guter Wirth, nachher die Oper „Nurmahal" daraus gemacht hat. Unbeschreiblich war der Zudrang der Berliner, die mit zärtlicher Theilnahme für zwei Groschen Courant an diesem Abglanz des Hofes sich weideten; und unter ihnen H. Heine, der damals noch, ein loyaler junger Mann, nicht nur die hübschen Berlinerinnen, wenn sie himmelhoch auffjauchzten: „Ne, das is scheene," sondern auch die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften, ihre Pferde und sogar den Ritter Spontini bewunderte. Gab es indessen keine dergleichen Haupt- und Staatsactionen zu verzeichnen, so begnügte sich der Zuckerbäcker mit den Vorkommnissen des Alltags. „Es wird ein Bild aus dem Leben gegriffen,

ein öffentlicher Ort, ein bekanntes Localereigniß, durch kleine Figuren von fünf bis sechs Zoll Größe dargestellt ... Einige haben auch mechanische Vorstellungen mit beweglichen Figuren. Ein Conditor hatte den Ausgang aus dem Theater, nach Beendigung des Stückes, ein zweiter die Eisbahn in dem Thiergarten" ꝛc. Zuweilen auch erlaubte man sich den Witz (denn, bemerkt der Verfasser, „in Berlin heißt Alles Witz"), stadtbekannte Persönlichkeiten zu carrikiren, und einer dieser Unglücklichen, so berichtet unser Autor weiter, als er auf solche Weise sich ausgestellt sah, kaufte sein Bildniß, um es den Blicken der Menge zu entziehen. Am anderen Tage war es wieder da, und er kaufte dasselbe noch einmal. Als es aber auch am dritten und vierten Tage erschien, da gab er es auf; er merkte nun wohl, daß seine Mittel nicht ausreichen würden, den ganzen Vorrath anzukaufen. Aber die Sache war ruchbar geworden, und Jeder wollte nun solch' ein Püppchen besitzen, so daß der Conditor das beste, sein Original aber das schlechteste Geschäft machte. „Vorher lachte man über sein Bild, jetzt aber über ihn selbst," schließt unser Gewährsmann[1]). So harmlos war man damals in Berlin! Aber der „Kladderadatsch" hat die Weihnachtsausstellung getödtet, und was ich von derselben, in den ersten fünfziger Jahren noch, gesehen habe, war ein letztes Aufflackern vor dem Verscheiden, ohne daß irgend ein charakteristischer Zug mir erinnerlich geblieben wäre. Dagegen haben zwei oder drei Begegnungen diese Conditorei mir unvergeßlich gemacht.

Oft an den Nachmittagen traf ich hier einen damals etwa vierzigjährigen Mann von feiner, untersetzter Gestalt, von feinen Sitten und feinem Urtheil. Er war der erste Berufsschriftsteller, mit dem ich in persönliche Beziehung kam, und der Erste, der mir in jenen Tagen des Anfanges, wo man sich so leicht über Alles hinaussetzt, einen würdigen Begriff von diesem Berufe gab. Verfasser zweier episch-lyrischer Dichtungen, des „Victor" und des „Hohen Liedes", die bei der Jugend von 1848 außerordentlich gezündet, hatte er seitdem die gelehrte Laufbahn aufgegeben, um sich ganz der Literatur zu widmen; und seine Kritiken in der „Nationalzeitung" über Bücher, über Bilder und besonders über das Theater gehörten zu dem Besten, was in den Jahren geschrieben ward, als die Journalistik eben eine Macht zu werden begann. Im innersten Herzen ein Poet, und eben darum so warm für jede poetische Schönheit, dabei maßvoll und streng, von hohen Anforderungen, mehr noch für sich als für Andere vielleicht, immer träumend von neuen Gedichten, die er niemals geschrieben, übte seine Kritik einen großen und heilsamen Einfluß. Wer weiß, ob die Besorgniß, den eigenen Maßstäben nicht zu genügen, dem Dichter nicht die Lippen schloß? Je mehr er der zeitgenössischen Production durch Lob und Tadel sich förderlich erwies, desto weiter ward er gleichsam der eigenen entrückt, bis eines Tages, in den ersten sechziger Jahren, uns die Nachricht überraschte, daß Herr von Hülsen den gefürchteten „T"-Kritiker der damaligen Oppositionszeitung als Dramaturgen in die Verwaltung der königl. Schauspiele berufen habe. Hier, in den feierlichen Räumen der General-Intendantur, entschwand Titus Ulrich seinen alten Freunden allmälig; aber heute noch, wo er nach abermals fünfundzwanzig Jahren ehren-

[1]) „Berlin wie es ist", Leipzig, 1827, S. 90, 91.

voller Thätigkeit auch diesen Posten verlassen hat, seh' ich ihn vor mir, wie damals in der Conditorei von Fuchs Unter den Linden. Ich entsinne mich noch des Augenblicks und der Erregung, die mich ergriff, als er hier eines Tages mir seinen Freund Karl Beck vorstellte, der, um einige Jahre jünger als Titus Ulrich, damals auf der Höhe seines Schaffens und seines Ruhmes stand. Von zartem Körperbau, mit hellem Aug' und Haar, glich Beck keineswegs dem Bilde des feurigen Sängers der Freiheit im ungarischen Schnürenrock, welches ich einmal vor einer Ausgabe seiner Gedichte gesehen, und unter welchem ich mir seitdem den Landsmann Lenau's, den Dichter des „Janko", der „Nächte", der „Lieder vom armen Mann" vorgestellt hatte. Diese Gedichte, die sämmtlich vor das Jahr 1848 fallen, waren von einer mächtigen Wirkung gewesen und hatten ihrem Verfasser das Martyrium des politisch Verfolgten eingebracht, welches, in der Stimmung jener Tage, für unzertrennlich galt vom echten Dichterruhm. In dieser doppelten Glorie, den Traditionen meiner Jugend gemäß, erschien mir Karl Beck, als er, Anfang der fünfziger Jahre, zu Besuch in Berlin und ein gefeierter Gast war. Langsam jedoch, von Jahr zu Jahr mehr, verblaßte der eine Glanz mit dem anderen; als er nicht lange nach 1866 wiederkam, da sah ich fast einen Gebrochenen, und als er 1879 starb, war er ein halb schon Vergessener. So kurz ist das Gedächtniß der Menschen, oder so stark vielmehr und unwiderstehlich der Zug der Zeit. Wer an sie, wer an ihren Geist anknüpft, der muß es sich gefallen lassen, mit der Welle zu steigen und mit ihr zu sinken. Es mag für den Moment ein lohnendes, aber es wird für die Dauer immer ein fruchtloses Bemühen sein, dem Zeitgeist einen Ausdruck geben zu wollen — er hat nichts Bleibendes an sich, er lebt und er stirbt mit seiner Generation. Denn:

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Die Welt von 1866 und 1870 verstand die von 1848 nicht mehr; Beck's ältere Gedichte, von so hinreißender Gewalt für diese, hatten ihren Zauber für jene verloren, und die neuen, die spärlich, in weiten Abständen noch hinzukamen, irrten wie suchend umher, ohne Boden zu finden. Es ist wirklich, als ob das verhängnißvolle Jahr die Grenzscheide bilde. Wir freilich, in der Dämmerung zwischen den Zeiten, konnten kein deutliches Bewußtsein haben, weder von dem, was darin untergehen, noch von dem, was sich daraus emporringen sollte. Viel später erst, im Rückblick, ist uns Alles klar geworden.

Da geschah's auch einmal in jenen Tagen und bei Fuchs, daß der ältere Freund mir einen Mann zeigte, der in dem, nach Art eines Schweizerhäuschens eingerichteten Zimmer der Conditorei saß, dicht an der Thür. Er war unter einer großen Zeitung gleichsam verborgen, doch so, daß ich ihn von der Seite sehen konnte: die kurze, gedrungene Statur, das markige Gesicht, die mächtig hohe Stirn, die treuherzigen Augen, die Nase, der Mund stark ausgebildet, aber edel geformt und Wangen, Kinn und Lippen von einem stattlichen Vollbart umrahmt. „Soll ich Sie ihm vorstellen?" fragte der Freund; „er ist ein Schweizer und heißt Gottfried Keller." — Indem ich dies schreibe, sieht von

der Wand herab sein Porträt, das Antlitz eines guten, ehrlichen Mannes, in welches zu blicken wohl thut, als ob es Einem die Versicherung von etwas Beständigem und Zuverlässigem gäbe. Der Ruhm hat keinen Zug darin verändert; älter geworden ist auch er, aber im innersten Wesen immer noch derselbe, wie vor vierunddreißig Jahren, als ich ihm unter der Thüre von Fuchs' Conditorei zum ersten Male die Hand gab. Er war ein Unberühmter damals, fast noch ein Unbekannter; aber in dem nämlichen Jahr, 1854, erschien sein „Grüner Heinrich", und „die Leute von Seldwyla" folgten zwei Jahre später; und wenn nicht alsbald die Welt, so wußte doch nun derjenige Theil derselben, der in solchen Dingen den Ausschlag gibt, wer Gottfried Keller sei. Viele Jahre vergingen; die Fuchs'sche Conditorei war von der Erde verschwunden und die kleine Keller-Gemeinde längst zu einer Universalkirche der deutschen Literatur geworden. Da gab die Begründung der „Deutschen Rundschau" den Anlaß einer erneuten Verbindung, welche nicht mehr unterbrochen worden ist: was Keller seitdem geschaffen, das steht in den Blättern dieser Zeitschrift verzeichnet: die „Züricher Novellen", „das Sinngedicht", „Martin Salander" sind ihr schönster Ehrenschmuck geworden, und mir bedeuten sie fast noch mehr. Mir erscheinen sie, wenn mein eigenes persönliches Empfinden hier in Betracht kommen darf, als Denkmale jener derben, in sich geschlossenen, ein wenig rauhen Schweizernatur, die nicht um den Beifall der Menge buhlt, aber fest an der Vergangenheit hängend, keinen Gewinn so hoch schätzt, „als daß sie Treu' erzeigen und Freundschaft halten kann." Kein Mann der vielen Worte, schweigsam, einsilbig, mit etwas Granitnem, gleich seinen Bergen, und schwer in Fluß zu bringen. Aber manchmal, im Zwiegespräch, wie geht dieses Herz auf, und wie strömt die Rede dann aus den halb nur geöffneten Lippen, als ob sie noch immer Widerstand leisten wollten! „Es hat mich immer gekränkt," sagt „der grüne Heinrich"[1]) einmal, „weil es keinen größeren Plauderer gibt als mich, wenn ich zutraulich bin. Ich habe aber bemerkt, daß viele Menschen, welche das große Wort führen, aus denen nie klug werden, welche ihretwegen nie zu Worte kommen; sie fassen dann ein ungünstiges Vorurtheil, sobald sie mit Schwatzen fertig sind und es still geworden ist." In seinen Meinungen über Personen bestimmt, kritisirt er scharf und kurz, aber nicht bösartig, meist mehr kaustisch; und wiewohl seit einem Menschenalter auf die heimathliche Stadt am Zürichsee beschränkt, lebt er immerfort in den großen und allgemeinen Interessen der Gegenwart, wohl bewandert in all' ihren Einzelheiten. Aber wenn man mit ihm durch die Straßen von Zürich wandert, oder an den Ufern des See's oder auf den benachbarten Höhen, dann fühlt man, wie fest er auf diesem Boden steht, und wie seine Dichtung darin wurzelt. Einmal, an einem Sommernachmittag, als die Silberfirnen der fernen Alpen schon vom Niedergang der Sonne glühten, und Vespergeläut aus der Stadt heraufklang, standen wir mit ihm auf dem Zürichberg; und öfter noch, in der Abenddämmerung, vor Großmünster und Lindenhof, und in einer der alterthümlich winkligen Gassen vor dem Hause Rüdiger's von Manesse — dies Alles die Schauplätze seiner „Züricher Novellen". Und

[1]) Neue Ausgabe, Bd. I, S. 40.

indem er langsam, ohne viel Aufhebens zu machen, von diesen Dingen sprach, mußte ich noch einmal des „grünen Heinrich's" gedenken, daß, wie Ruhe in der Bewegung die Welt hält und den Mann macht, so auch hier (in der Dichtung) „nur Schlichtheit und Ehrlichkeit mitten in Glanz und Gestalten herrschen müssen, um etwas Poetisches oder, was gleichbedeutend ist, etwas Lebendiges und Vernünftiges hervorzubringen." [1])

So fand ich ihn, als ich ihn zum ersten Male wiedersah seit dem Begegnen in Berlin, unverändert, bis auf den ergrauenden Bart; und so schaut auf mich herab sein Bild, dessen geschnitzten Rahmen das Schweizerkreuz und ein welker Rosenstrauß schmücken.

Noch eine liebe Gabe bewahren wir von ihm: ein stimmungsvolles Blatt, welches eine Waldlandschaft darstellt und die Unterschrift: „Berlin 1855" trägt. Auf die Rückseite hat er folgende Verse geschrieben:

„Dies trübe Bildchen ist vor dreiundzwanzig Jahren
Im einstigen Berlin mir durch den Kopf gefahren;
Mit Wasser wurd' es dort auf dem Papier fixiret,
Von Frau Justinen nun dahin zurückgeführet,
Wo es entstand, vom regnerischen Zürichsee
Bis hin zur altberühmt- und wasserreichen Spree.
Auf Wellen fähret so, ein Niederschlag der Welle,
Des Lebens Abbild hin, die blöde Aquarelle.
Zürich, 29. August 1878. Gottfr. Keller."

Reminiscenz einer Reihe von Regentagen, die wir dennoch, in der Nähe des verehrten Mannes, froh verlebten, zeigen auch diese Zeilen, daß das Andenken Berlins bei Keller nicht erloschen ist. Er hat ihm mehrere Gedichte gewidmet, so das vom Tegelsee, den er besucht, wenn ihn das Weh nach der Heimath ergreift; so das von der Polkakirche, dem Weihnachtsmarkt, der Biermamsell, deren Witz noch eher angeht als ihr bairisch Bier; so das vom Sonntag —

„Fernhin watet in dem Sande
Staubaufregendes Volk Berlins" —

so das schönste von allen, „Berliner Pfingsten", wo der Dichter von drei rüstigen Weibern drei frischgewaschene Mädchensommerkleider an Stangen über die Straße tragen sieht — wahrscheinlich aus dem „Leinen- und Wäschegeschäft von J. W. Tietz", im Hause der Mohrenstraße Nr. 6, in welchem der Dichter damals wohnte:

„Lustig blies der Wind, der Schuft,
Falbeln auf und Büste,
Und mit frischer Morgenluft
Füllten sich die Brüste;
Und ich sang, als ich geseh'n
Ferne sie entschweben:
Auf und laßt die Fahnen weh'n,
Lustig ist das Leben!" [2])

---

[1]) Das. Bd. III, S. 8, 9.
[2]) Gesammelte Gedichte, S. 359—365.

Es waren fünf der wichtigsten Jahre seiner Entwicklung, 1850—1855, welche Keller, von der Malerei zur Literatur übergehend, in Berlin zugebracht hat. Hier, an der Dreifaltigkeitskirche, dem heutigen Kaiserhof gegenüber, an dessen Stelle damals eine Apotheke stand, in dem Hause Kanonier- und Mohrenstraßenecke Nr. 6, noch heut' ein altmodischer Bau, wie er Keller gefallen haben mag, mit Bogenfenstern und allerlei seltsamem Zierrath an den Wänden (jetzt aber leider ohne das Leinen- und Wäschegeschäft), hat er den „grünen Heinrich" vollendet, und in einem andern stillen Winkel, der nunmehr verschwunden ist, dem „Bauhof", zwischen Dorotheenstraße und Kupfergraben, einen Theil seiner „Leute von Seldwyla" geschrieben; hier aber auch Anregungen empfangen, die heute noch in ihm nachwirken. Bevor er nach Berlin ging und immer nachher hat Keller eine Brille getragen; in Berlin nicht — „vielleicht aus Eitelkeit nicht", meinte er bei unserem jüngsten Zusammensein lächelnd in seiner eigenthümlich kurzen Weise, „und daher mag es wohl auch kommen, daß ich in Berlin Nichts gesehen habe", was indessen nicht buchstäblich zu nehmen ist. Man braucht diese Saite nur zu berühren, und sie beginnt zu klingen. Das Leben „im einstigen Berlin", wie Keller von dem sagt, das er gekannt, war — wenn in jeder andren Hinsicht dürftiger, kümmerlicher als das heutige — doch von einer stärkeren literarischen Atmosphäre. Man hat viel über die ästhetischen Thees jener Tage mit ihren durchsichtigen Butterbrödchen — und welches Brod und welche Butter! — gespottet; aber die Literatur stand sich dabei doch besser, als bei den opulenten Diners, welche jetzt Mode sind.

Von größerer Bedeutung noch waren die Conditoreien, die man damals „Leseconditoreien" nannte: die Sammelplätze des geistigen Lebens und von bestimmendem Einfluß auf die öffentliche Meinung. Allen gemeinsam waren die großen Tassen, anzusehen wie die Bowlen oder die Kübel, und die beiden neusilbernen Kannen, aus deren einer der Kaffee, aus deren anderer die Milch in unversiegbaren Strömen floß. In jeder sonstigen Hinsicht hatte jede von ihnen ihren besonderen Charakter und ihre Specialität. Spargnapani schräg über, auf der Nordseite der Linden, war die Conditorei der literarischen und mehr noch der Gelehrtenwelt; hier, außer den unentbehrlichsten Tagesblättern, hatte man die kritischen Journale jener Zeit, und diese waren die begehrteren. Aber man mußte früh kommen am Montag Morgen, wenn man statt der sehnlich erwarteten neuen Nummern nicht die zerlesenen der vorigen Woche finden wollte. Denn die Concurrenz war groß und die List, mit der Einer dem Anderen den Vorsprung abzugewinnen suchte, noch größer. Das kleine Regal, welches alle diese Schätze barg, war stets belagert, und man betrachtete Jeden, der davor stand, als seinen persönlichen Feind. Man wußte genau, mit wem man im einzelnen Falle den Kampf aufzunehmen habe, z. B. wegen des Londoner „Athenaeum" oder Prutz'schen „Museum"; und hatte man das Unglück, eine Minute später einzutreffen als er, so mußte man sich damit begnügen, den Sieger nicht mehr aus dem Auge zu lassen. Und es waren keine freundlichen Blicke, die man ihm zuwarf. Heute noch, wenn ich einem solchen, sonst durchaus harmlosen Manne begegne, der unterdeß sein gesetztes Alter erreicht hat, wie ich selber, überkommt mich Etwas von der Ungeduld der Jugend, und ich möchte

ihn — doch nein! ich will nicht sagen, zu welch' bösen Gedanken man sich hinreißen ließ, wenn man bei Spargnapani wartend saß. Denn sie waren gründliche Leser, diese Herren, und Stunde nach Stunde verrann, bis endlich sie das letzte Blatt umgeschlagen und nun — o schrecklichste der Enttäuschungen! — wenn man sich auf seine schwer errungene Beute zu stürzen dachte, der weißgeschürzte Kellner dazwischen trat mit den kühlen Worten: „Bitte, das Journal ist schon bestellt." Es ist gut, daß damals die Zeit billiger war in Berlin als heute; ich würde sonst ein kleines Vermögen mit dem „Athenaeum" allein verloren haben. Aber diese Zeitschriften, die nur alle Wochen kamen, waren nichts gegen die Zeitungen, die jeden Tag erschienen. Dort galt Verschlagenheit und Geduld, hier aber galt die nackte Gewalt und das Faustrecht. Niemals, in allen meinen juristischen Collegien, ist mir das Savigny'sche Recht des Besitzes so klar geworden, wie in diesen Conditoreien. Denn hier *saßen* die Leute auf den Zeitungen, die sie lesen wollten, nachdem sie ihre Tasse Kaffee getrunken oder ihr Stück Kuchen gegessen hatten. Es gab kein anderes Mittel, sich dieselben zu sichern. Einige waren auch da, die noch weiter gingen: sie hatten zwei Zeitungen vor sich, die sie lasen, und zwei Zeitungen, die sie lesen wollten, unter den Armen und zwischen den Knieen, und sie hüteten diesen ihren Raub mit der Wildheit des Tigers, weswegen sie „Zeitungstiger" hießen. Jede dieser Conditoreien hatte ihren Zeitungstiger, und sie waren gefürchtete Menschen. Sanft aber und gütig, stets mit einem verbindlichen Lächeln um die Lippen, waltete hinter dem Ladentische Herr Spargnapani seines Amtes; auch er einer von den klugen Graubündtnern, die, von ihren Bergen herabgestiegen, zu Rang und Reichthum gelangten in der edlen Kunst der Zuckerbäckerei. Die Welt ist nüchterner oder substantieller geworden seitdem, und Herr Spargnapani, der nach der Natur seines Metiers nur mit dem Idealismus rechnen konnte, hat sich zurückgezogen. Seine Conditorei hat sich in eines der elegantesten Restaurants verwandelt, und wer jetzt die glänzenden Räume betritt, wird sie nicht wieder erkennen. Aber es ist die Frage trotzdem, ob wir nicht glücklicher und froher waren in den Tagen des „Athenaeum" und des dünnen Kaffees, als in diesen der Austern und des Champagners, wiewohl ich auch gegen sie nichts sagen will. Denn sie sind beide vortrefflich bei Dressel, nur ein wenig theuer.

Von der andern Conditorei, welche nach der Dynastie *Stehely* genannt wurde, ist nicht einmal soviel als das Local übrig geblieben. Sie war die Conditorei der Journalisten und Politiker und lag, dem Gensdarmenmarkt gegenüber, an dem Theil der Charlottenstraße, welcher in den letzten zehn Jahren bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet worden ist. Nur der König Salomo, mit dem biblischen Talar bekleidet, mit Krone und Halskette, lange Zeit das Wahrzeichen dieser Gegend, ist wieder aufgerichtet worden an dem unterdeß neu erstandenen Prachtbau der einst so bescheidenen König Salomo-Apotheke. Doch von der Beletage, vor welcher er ehemals in aller Bequemlichkeit residirt, ist er nun hinaufgerückt bis hoch über den vierten Stock, in eine Art Thürmchen über dem Dach, wo man den alten Freund kaum noch erkennen kann; und auch sein gülden Gewand hat sich unterdeß in eintöniges Braun verwandelt, als ob der arme König noch einmal erkennen solle, daß „Alles eitel". Dicht nebenan war

die Stehely'sche Conditorei, bis im Jahre 1876 auch sie geschlossen und das Haus abgerissen ward.

Ihre Glanzzeit lag jenseits meiner eigenen Erinnerung. Hier, in dieser Conditorei sah E. T. A. Hoffmann — denn wo könnte man im alten Berlin gehen, ohne seinem Schatten zu begegnen? — silberne Löffel tanzen und die Kaffeekannen ein Ave Maria beten; und hier carrikirte Heine den Herrn von Raumer. Hier, etwas später, in der „rothen Stube" — wie gut ich sie noch gekannt, denn immer wieder aufs Neue wurde sie roth tapeziert — war das Lager und Hauptquartier der „Vormärzlichen" und gleichsam das Rütli des jungen Deutschlands; von hier aus bezogen die „Rheinische Zeitung" und die „Hallischen Jahrbücher" ihr schweres Geschütz, und die liberalen Blätter der Provinz und des deutschen „Auslandes" ihre Correspondenzen[1]); diese Wände haben sie gesehen, die zwischen einer Revolution und der anderen, der von 1830 und der von 1848, aufflatterten wie die Sturmvögel, unruhige Geister, einst Bundesgenossen, deren Wege nachmals weit auseinander gingen, Karl Gutzkow und Theodor Mundt, Ludwig Buhl, Max Stirner, Edgar und Bruno Bauer —

Politik allein, so schnattern sie laut, und eßen Baisers bei Stehely —

wie es in einer Parabase der „Politischen Wochenstube" von Robert Prutz heißt. Etwas von dem alten Hauch und den alten Reminiscenzen war in Stehely's Conditorei zurückgeblieben, als ich zuerst dahin kam; aber ihr Ton war ruhiger geworden, und ich brauche nur die Augen zu schließen, so stehen die drei Stüblein wieder vor mir, wie sie damals waren, und ich sehe noch einmal die Gestalten, die darin umherwandelten.

Ich sehe den alten Munk, den Reporter der „Spener'schen Zeitung" — beide lange todt, der Reporter und die Zeitung. Der alte Munk war eigentlich immer in Stehely's Conditorei; wann man auch kam, man traf ihn, Morgens, Mittags und Abends, umhergehend, aus einem Zimmer in das andere, hinhorchend auf jedes Gespräch, dankbar für jede Neuigkeit, die man ihm erzählte. „Wir werden die Notiz morgen geben", sagte er, sein Taschenbuch hervorziehend, und ruhig, immer im Gehen, schreibend. Aber wenn der Morgen kam, so war die Notiz entweder nicht da, oder in einer solchen Verkürzung, daß man sie zwischen den anderen kaum herausfinden konnte. „Mein Redacteur ist ein ungerechter Mensch," hätte der Arme mit Schmock in Freytag's „Journalisten" sagen dürfen; „er streicht alles Gewöhnliche und läßt mir nur die Brillanten stehen. Aber wie kann ich schreiben lauter Brillantes die Zeile für fünf Pfennige?" Da war ferner der alte Pfuel, der General, der einst, in seinen jungen Jahren, der Freund und Stubengenoß von Heinrich von Kleist, dann in Wien lange Zeit mit Theodor Körner zusammen, dann, nach dem Einzug der Alliirten, Commandant von Paris und zuletzt, im September 1848, Kriegsminister und Ministerpräsident in Berlin gewesen, — jetzt, in seinem hohen Alter, ein Achtziger, das frisch geröthete Gesicht und die freie Stirn von weißem Haar umwallt, wie von einer Mähne, liebenswürdig, heiter, gesprächig, immer noch

[1]) Saß, Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung, S. 71.

jünglingshaft, wenn er von der Vergangenheit sprach, eine lebendige Chronik der Zeit. Da traf ich auch einige von den Männern wieder, die ich in London als politische Flüchtlinge kennen gelernt an dem dürftigen Tische des Exils in St. Martin's Lane, und die nun zurückgekehrt waren mit Beginn der „neuen Aera". Damals, in dieser politischen Frühlingszeit, trat einmal ein Mann zu mir, den ich zuvor in Stehely's Conditorei nicht gesehen — ein angehender Funfziger, kurz, stämmig, gedrungen, von behaglicher Figur, das Bild blühender Gesundheit und geistiger Kraft, mit braunem, sich kräuselndem Haar und braunen Augen voll Glanz und gewinnender Freundlichkeit. „Ich bin der Auerbach," sagte er, indem er mir seine Rechte entgegenstreckte. Wie ich sie mit beiden Händen drückte! Denn die Verehrung für Berthold Auerbach war eine von den Traditionen meines Elternhauses; schon auf der Schulbank hatte ich ein Gedicht an ihn gemacht. Aber er bemerkte sogleich und ich verhehlte ihm nicht, daß ich ihn mir ganz anders vorgestellt hatte. „Lassen Sie mich Ihnen erzählen," rief er, „was der Uhland gesagt hat. Der Auerbach ist ein klein's schwarz' Männle, hat er gesagt, aber er gleicht dene Würzburger Boxbeutelflaschen. Die sind auch klein und schwarz; aber es ist halt 'was d'rin." Er lachte gutmüthig, und ich lachte mit ihm und habe später gefunden, je mehr ich ihm freundschaftlich näher kam, daß das, was man Auerbach's Eitelkeit nannte, in seinen guten Jahren, den Jahren seines eigentlichen Schaffens, harmlos war, wie die Freude eines Kindes. — So zieht ein ganzes Stück Vergangenheit, und kein geringes, an mir vorüber, wenn ich an Stehely denke. Hier ging es nicht feierlich her, wie bei Spargnapani, wo Jeder nicht nur seine Zeitung, sondern auch seine Ruhe haben wollte, um kein Wort zu verlieren: hier bei Stehely vielmehr herrschte ein ungezwungener Ton; die Bekannten fanden sich täglich an denselben Tischen zusammen, und die Meinungen wurden ausgetauscht. In allen Ereignissen, seitdem es in Berlin ein öffentliches Leben gab, hat Stehely seine Rolle gespielt, und das Schauspielhaus gegenüber war sehr aufmerksam auf das Urtheil, das die Habitué's dieser Conditorei fällten. Wie manches bedeutenden Gespräches kann ich mich noch entsinnen aus dem Rauchzimmerchen, welches hinten hinaus lag, sein spärliches Licht vom Hofe empfing und stets mit einer dicken Luft erfüllt war, die nach Kaffee, Zeitungen und Tabak roch. Belletristik, mit Ausnahme des „Beobachters an der Spree", den ich vor seinem Hinscheiden auch noch bei Stehely kennen lernte, kam niemals in diese Räume. Die politische Presse dagegen war ziemlich vollständig vertreten; doch auch das begehrteste Blatt immer nur in einem Exemplar, und ich erinnere mich, welche Sensation es machte, als es eines Tages hieß: „Bei Stehely's wird die Nationalzeitung in zwei Exemplaren gehalten!" Die beiden Brüder, Inhaber des Geschäfts, der ältere brünett, untersetzt, von ernster, schweigsamer Gemüthsart, der jüngere schlank, blond, munter, und beide in lange weiße Schürzen gekleidet, gingen ab und zu, bedienten ihre Gäste und benutzten jeden Augenblick, um sich hinter den Ladentisch zurückzuziehen und ihre heimathliche Zeitung zu lesen, die im besten Romansch, der Sprache der rhätischen Alpen, verfaßt war. Denn auch sie stammten aus dem Engadin.

Die dritte Conditorei von Renommée war die Josty'sche an der Stech-

bahn: die Conditorei der höheren Beamten und Militärs, namentlich der pensionirten, und dies wohl auch der Grund, weshalb wir Jüngeren sie wenig aufsuchten. Erinnerlich ist sie mir auch nur wegen eines schönen alten Mannes, der täglich hier, um die Mittagsstunde, zu treffen war in Begleitung einer Dame, die nicht eben alt, doch auch nicht aussah, als ob sie jemals jung gewesen: des Herrn von Varnhagen und seiner Nichte, Ludmilla Assing. Es war ein wunderliches Paar, wenn sie so miteinander über die Straße schritten; er, der hohe, kräftige, breitschultrige Greis mit dem feinen Diplomatenkopf und sie, die kleine, bewegliche Person, deren ganzer Körper zitterte, wenn sie sprach. Sie war von einer unendlichen Güte gegen ihre Freunde, stets zu helfen bereit und im höchsten Grade selbstlos; mir sind nur gute Züge von ihr bekannt: was sie in Irrthümer verstrickt, will ich hier weder erklären noch entschuldigen. Damals war sie noch weit davon entfernt und unzertrennlich von ihrem Onkel, dem sie in der That unentbehrlich geworden war. Ein- oder zweimal bin ich mit ihnen in Josty's Conditorei gewesen. In diesen Kreis von alten Officieren, alle mit grauen Schnurrbärten und alle noch überlebende Zeugen der großen Zeit von Deutschlands Erhebung, paßte Varnhagen vortrefflich hinein, den ich niemals, auch unter seinen Büchern und an seinem Schreibtisch nicht, ohne das schwarzweiße Band mit dem eisernen Kreuz im Knopfloch gesehen habe. Wir, die wir unsern Patriotismus einzig an der Geschichte der Befreiungskriege genährt hatten, blickten mit einer Art von Ehrfurcht zu diesen Männern von fast schon historischem Charakter auf; kein Wunder aber auch, daß, festhaltend an den alten Ideen von 1813, sie selber, oder doch viele von ihnen, sich in Widerspruch fühlten mit dem neueren Militärgeist, der Allem, was „Civil" hieß, so schroff gegenüberstand. Sie hatten den Bürger, ohne welchen der vaterländische Boden niemals frei, die Schlachten nicht gewonnen worden wären, anders kennen gelernt und achteten seine Rechte. Was aus Varnhagen's Nachlaß durch seine Nichte veröffentlicht ward, das war der Ausdruck dieser und zahlreicher anderer Kreise von Malcontenten, die darum noch lange keine Demokraten waren. Aus dieser Stimmung des unterdrückten Mißbehagens, der schweigenden Opposition beurtheilt, wird man weniger hart gegen das Andenken Varnhagen's sein dürfen, der, wenn er sprach, nur von Wenigen gehört, und wenn er schwieg, erst nach seinem Tode gelesen sein wollte. — Die Stechbahn ist lange dahin; aber die Josty'sche Conditorei lebt noch, oder ist vielmehr wieder aufgelebt in einem neuen Local vor dem Potsdamer Thor, und neue Menschen bewegen sich darin; aber das Sonnenlicht bei Tage und das elektrische Licht bei Nacht fällt noch immer auf die alten Wandgemälde König Friedrich Wilhelm's III. und König Friedrich Wilhelm's IV. in voller Uniform, welche einst das Etablissement an der Stechbahn schmückten.

Eine der wenigen Conditoreien des älteren Berlins, welche nicht nur ihren Namen, sondern auch ihren Platz behauptet haben, ist die Kranzler'sche, heute noch in ihrem Aeußern und ganzen Wesen unverändert, wie ich sie gekannt habe, so lange ich denken kann — von einer gewissen, etwas abgeblaßten Vornehmheit, gleich altem Geschlechtsadel, den Emporkömmlinge ringsum durch Reichthum, Lärm und bunte Pracht zu verdunkeln streben. „Kranzler's Ecke", — welch' ein

Zauber lag einst in diesem Wort! Es war der Inbegriff und Auszug gleichsam von Allem, was elegant und nach der Mode, von Allem, was es für den Berliner täglich wieder Neues und für den Fremden Verlockendes gab in Berlin, die Quintessenz und fine fleur der Linden. Das Charakteristische von Kranzler war, daß man nicht in der Conditorei, sondern vor derselben, auf der schmalen Erhöhung, saß oder stand oder an dem Gitter lehnte. Man kam nicht hierher, um Zeitungen zu lesen; und außer der Kreuzzeitung, der Spener'schen, dem Staatsanzeiger und dem Militärwochenblatt gab es auch nur wenig davon. Man kam hierher, um sich einmal den Luxus des Eisessens und Nichtsthuns zu gönnen, um zu lorgnettiren und Cigarretten zu rauchen; denn auch die Cigarretten hatten damals noch etwas Fremdartiges und Distinguirtes. Das Schauspiel des Flanirens, ein ungewohntes in dem arbeitsamen Berlin jener Tage, bot sich einzig an Kranzler's Ecke. Sie war gefährlich für junge Damen. Denn Kranzler's Conditorei war, in ihrer Blüthezeit, das Haupt- und Standquartier des preußischen Gardelieutenants — und sie waren keine sehr angenehmen Leute, diese jungen Herren, wenn man die Wahrheit sagen will. Und doch sind sie es gewesen, diese verspotteten Helden von Kranzler's Ecke, welche nachmals, zehn, zwanzig Jahre später die Bewunderung der Welt erregten und den Dank ihres Vaterlandes gewannen. Mit Stolz blicken wir heut' auf den preußischen Officier, das Muster ebenso sehr der Tapferkeit und Mannszucht, als des ritterlichen Anstandes und höflichen Betragens. Damals, in dem unklaren Gefühl eines Thatendranges, dem nirgends Aussicht auf Befriedigung ward, in einer schiefen Stellung Allem gegenüber, was nicht Militär war, gefielen sie sich in dem Ton einer durch nichts gerechtfertigten Ueberhebung, die jedoch in der That nur die Maske der inneren Verstimmung, der Unbefriedigung war. Was ihnen fehlte, war die Gelegenheit, sich zu zeigen, der Krieg, der Erfolg; und alles Dies haben sie seitdem in reichstem Maße gehabt. Seitdem aber auch lungern sie nicht mehr an Kranzler's Ecke; sie haben andere, würdigere Felder der Thätigkeit gefunden, und wir gestehen mit Vergnügen, daß es, abgesehen von ihrer militärischen und wissenschaftlichen Tüchtigkeit, keine liebenswürdigeren, feingebildeteren Männer gibt, als die preußischen Officiere, bis zum jüngsten Lieutenant hinunter. Man frage doch nur unsere Damen, wer ihnen auf dem Trottoir ausweicht oder im Pferdebahnwagen Platz macht. Ich will nichts gegen unsere bürgerliche Jugend sagen; aber in der Schule der Höflichkeit könnte sie viel von den Officieren lernen, und nicht nur, wenn es sich um junge, schöne Damen handelt. Was diese betrifft, so will ich nicht behaupten, daß für sie der Gardelieutenant nicht derselbe geblieben, der er einst an Kranzler's Ecke war; aber sie hat sich geändert, die Ecke. Von beiden Seiten, Linden und Friedrichstraße, fluthet jetzt ein solcher Menschen- und Wagenstrom um sie her, daß der Uebergang, wenn auch aus anderen Gründen, gefährlich ist, und nicht für junge Damen allein. Von Flaniren, von Lorgnettiren keine Rede mehr — denn wer auch vermöchte nur einen Augenblick stille zu stehen in dieser immerwährenden, ungeheueren Bewegung? Aber sie sieht sich nicht übel an, wenn man an einem der Fenster im Innern der Conditorei Platz genommen hat; wenn aus der Tiefe der Friedrichstraße Militärmusik heraufklingt und die Wachtparade mitten in diesem Menschen-

gewühl, im Frühlingssonnenschein, vorüberzieht nach dem Königlichen Palais, während weit unten, im Schatten, zwischen den hohen Giebeln und reich ornamentirten Fronten der Centralhôtelgegend, auf mächtigem Viaduct, ein Zug der Stadtbahn dahingleitet. Altes und neues Berlin — welch' eine Kluft scheint sie zu scheiden, und wie nahe berühren sie sich doch in diesen letzten, übriggebliebenen Winkeln! Es sind immer noch dieselben Räume, doch ein anderes, bescheideneres Publicum verkehrt jetzt darin. Der würdige Paterfamilias führt am Sonntag seine Gemahlin und Tochter hierher; der behäbige Berliner Bürger, wenn er mit seiner Alten Unter die Linden kommt, tractirt sich und sie in dieser Conditorei mit Eisbaisers und Liqueuren; hier und dort ein Beamter in gesetzten Jahren, der sein Pastetchen verzehrt und zuweilen ein paar des Handelstands beflissene Jünglinge, die doch auch einmal sehen wollen, wie es bei Kranzler hergeht — in Summa keine sehr amüsante Gesellschaft, aber eine ruhige, discrete. Kranzler hat auch darin Etwas von seinen alten conservativen Gewohnheiten bewahrt, daß man in den Zimmern nicht rauchen darf.

Wenn man Tabaksqualm und Lärm, Wandgemälde, vergoldete Plafonds, Spiegelscheiben, Crystallkronen, Glühlicht, Springbrunnen, Palmengruppen und Hunderte von Menschen haben will, so braucht man sich nur, wenige Schritte weiter, in das Café Bauer zu bemühen. Noch sind es keine fünfzehn Jahre, daß ich in einer Parallele zwischen „Wien und Berlin" das dortige Café unserer Conditorei als etwas durchaus Fremdes gegenüberstellte. Diese kurze Zeit indessen hat genügt, uns mit der Institution bekannt zu machen und mehr als das. Wir haben jetzt unsere Wiener Café's überall, in jedem Stadttheil, fast in jeder Straße, wohin wir blicken. Wir haben ihn jetzt, den behaglichen Luxus, der nicht viel kostet, aber auch nicht viel einbringt; den guten Kaffee, Zeitungen, so viel wir wollen. Die trefflichen Engadiner, die gleichsam im Gefolge von Friedrich's des Großen Siegeseinzügen einst nach Berlin kamen, haben, als die vernünftigen Männer, die sie sind, die Concurrenz aufgegeben und sich zur Ruhe gesetzt. Das Wiener Café hat die Conditorei vollständig verdrängt; aber, ich fürchte, mit ihr auch ein gut Stück alten Berliner Lebens.

IV.

Zur Seite der Linden, wenn man durch eine der kleineren Nebenstraßen, Schadowstraße oder Neustädtische Kirchgasse geht, kommt man in eine Gegend, welche mehr noch, als irgend eine ringsum, die Spuren ihrer zweihundertjährigen Vergangenheit zeigt. Nicht auf den ersten Blick; denn glänzender, mehr von den Veränderungen der jüngsten Zeit ergriffen und verschönert, stärker von den beständig zunehmenden Massen des Geschäfts- und Fremdenverkehrs durchfluthet, ist wohl kein Straßengeviert gleichen Umfangs in ganz Berlin als dieses zwischen der Großen Friedrich- und der Neuen Wilhelmstraße, zwischen Linden und Spree. Hier, wenn irgendwo, hat man auf einem verhältnißmäßig engen Raume zusammen alles Das, was unsere Stadt in unglaublich kurzer Zeit so völlig umgestaltet, und nirgends bewunderungswürdiger als in eben diesem Revier, bis vor wenigen Jahren eines der stillsten von Berlin und, trotz der Nähe der Linden, wie weit ab von dem Treiben der Welt. Wer Ruhe suchte, konnte sie

hier finden, in diesen Straßen von kleinstädtischem Ansehen, wo die Kinder vor den Thüren ihrer Eltern spielten und ihre fröhlichen Stimmen fast die einzigen waren, die man vernahm; in diesen einstöckigen Häusern, deren Bewohner ein Nachbargefühl miteinander verband; in dem schattigen Umkreise des Gotteshauses, der Kirche, von Dorothea, der guten Kurfürstin, A. D. 1678 gegründet und nach ihr die Dorotheenstädtische genannt, wie der ganze Stadttheil, die Dorotheenstadt, die nachmals, um die Kirche herum, entstand. Im Frieden der Kirche wuchs er langsam empor und dehnte sich allmälig aus, aber nicht weiter als das Geläut ihrer Morgen- und Abendglocken klang, bis zum Ufer der Spree, deren Sand und Moraſt sich in Gärten verwandelten. Ein Geist der Beschaulichkeit und des Nachdenkens ruhte lang auf dieser Gegend, und die Musen liebten sie. Namen von unsterblichem Klange sind mit ihr verbunden. Mehr als ein jugendliches Gemüth erfüllte sich in ihr mit den ersten Eindrücken des Lebens, um es später, in den Tagen der Reife, künstlerisch nachzubilden; und manch' ein Werk, welches der Wissenschaft zum Ruhm oder der Literatur zur Zierde gereicht, ließe sich wohl in seinen Anfängen zurückverfolgen bis zu den bescheidenen Studentenwohnungen der Mittel- und Dorotheenstraße, wie sie vormals waren.

Heute, wo hier am Stadtbahnhof der Friedrichstraße, dem turbulentesten und gedrängtesten unserer Stadt, dem eigentlichen Knotenpunkt ihres Bahnsystems, sich einige von den Monstrehôtels nach amerikanischem Muster erheben, deren Fronten die Länge mehrerer Straßen beherrschen, hat dieser Charakter sich beträchtlich geändert; aber gänzlich verschwunden ist er darum nicht. Hunderte von Zügen sausen und rasseln im Laufe eines Tages, von fünf zu fünf Minuten und oft in noch kürzeren Zwischenräumen, über diesen Straßen hin und her, und in ihnen, von dieser ungeheueren Bewegung erfaßt und getrieben, rollen die Wagen und ziehen die Menschen wie Meeresfluthen, welche scheinbar keinen Anfang und kein Ende haben. Aber mitten in dieser Rast- und Ruhelosigkeit hat sich doch noch, hier und dort, in einem geschützten Eckchen, Etwas erhalten, was die Züge der alten Zeit bewahrt; und diesen Dingen der Vergangenheit nachzugehen, in dem ungeheueren Strom und Strudel der vorwärts drängenden Zeit, die kein Erbarmen kennt und aller Pietät Hohn spricht, plötzlich dem Rest eines anderen Jahrhunderts zu begegnen und nun, im Alten noch befangen, ebenso plötzlich überrascht zu werden durch die Großartigkeit und Schönheit des Neuen, das Eine dicht neben dem Andern und Alles im Zusammenhange das Bild einer Entwicklung, wie sie dem Auge sichtbar nicht leicht zum zweiten Male sich zeigt: das ist ein Reiz für mich, der immer wieder mit derselben Stärke wirkt und um so mehr hier, in der wohlbekannten Gegend. Immer noch, in der Mittelstraße, unter den hohen Häusern mit reichverzierten Façaden, Säulenaufgängen, marmornen Stufen und vergoldeten Balconen, duckt sich solch ein anspruchsloses Wesen, das uns an die Zeit der Jugend erinnert, wo wir ein Piano nicht über die Treppe bringen konnten, sondern an Stricken durch das Fenster heraufwinden mußten. Immer noch, in der Dorotheenstraße, zwischen den modernen Palästen, sieht man eine oder zwei jener behäbigen Wirthschaften, deren tiefe Höfe hinter der breiten Einfahrt sich einer auf den andern öffnen, mit einem Fuder Heu darin, oder einem Leiermann oder einem ausgespannten Seil, an

welchem Wäsche zum Trocknen hängt. Hier auch sind zwei Gebäude, durch ihr Alter ehrwürdig wie durch ihre Bestimmung, kirchliche Stiftungen aus der Zeit Friedrich's des Großen, das Dom-Leibrentenhaus und das Reformirte Prediger- und Wittwenhaus, ernst und in sich gekehrt, verschlossen den Eitelkeiten, ungerührt von den Rufen des Tages, mit einem Schatten von Grau gelagert über den Mauern und der Inschrift: „A. D. 1773." Dieses Haus, gleich dem anderen daneben, dem Domcapitel oder Domkirchencollegium gehörig, bietet einer Anzahl Wittwen verdienter Prediger einen letzten Aufenthalt und trägt in den amtlichen Bezeichnungen den Namen seines Stifters, eines gewissen Cantius de Veyne. — Weltlicher in seiner äußeren Erscheinung, wiewohl sich jetzt die Mysterien der Freimaurerei dahinter bergen, älter zugleich und mit seinen zierlichen, charakteristischen Formen noch ganz lebendig zu den Sinnen sprechend, ist der mittlere Pavillon der Loge Royal York, welcher als ein Stück für sich erhalten blieb bei dem neuerlichen Umbau der Flügel. Er ist eines der feinsten Werke Schlüter's, aus dem Jahre 1712. Entstanden vor dem Zeitalter des Rococo, zeigt dieser anmuthige Bau doch schon Spuren des Uebergangs zu dem Stile, der vor Allem auf malerische Wirkung berechnet ist. Seltsam, fremdartig nimmt er sich jetzt aus unter seiner neuen Umgebung. Aber man muß bedenken, daß er nicht in einer Straße gedacht war, sondern als Landhaus in einem Garten. Ursprünglich unter dem Großen Kurfürsten ein Schiffsbauplatz und von einem Schiffscapitän bewohnt, war das Grundstück von Friedrich III., nachmals erstem König von Preußen, seinem Erzieher, dem um Land und Dynastie wohlverdienten und hochangesehenen, aber — es wäre schwer zu glauben, wenn neuere Forschung es nicht erwiesen[1]) — vor Allem durch den unversöhnlichen Haß der „philosophischen Königin" verfolgten und gestürzten Präsidenten von Danckelmann geschenkt worden und nach diesem, als er in die lange Verbannung ging, aus welcher erst Friedrich Wilhelm I. bei seinem Regierungsantritt den schwergeprüften Greis zurückrief, an den Oberhofmeister von Kameke gekommen. Für diesen neuen Besitzer schuf der große Baumeister der ersten königlichen Zeit, der seinerseits, damals auch schon in Ungnade gefallen, einem tragischen Geschick entgegenging, dieses heitere Schlößchen, welches den Zeitgenossen als „ein überaus nettes, nach der neuesten Baukunst errichtetes Lusthaus" galt[2]). So steht, durch ein Stückchen Vordergarten von der Straße getrennt, der Pavillon heute noch mit den geschweiften Linien und phantastischem Zierrath seiner Façade, dem mannigfachen Schnörkelwerk seiner tiefen Fenster und den mythologischen Figuren seiner Dachbrüstung als das Denkmal einer vergangenen Zeit, welche ihre unverschuldeten Schicksale und ihre zu späten Gerechtigkeiten hatte, wie die unsere, sowohl in der Politik wie in der Kunst; und wem es vergönnt war, über die Schwelle dieses Heiligthums zu treten, der wird sich jenes hohen, feierlich anmuthenden, achteckigen Saales erinnern, von dessen Wänden Schlüter's kostbare Stuckreliefs, die vier Welttheile darstellend, herabschauen — das letzte Vermächtniß eines mächtigen,

---

[1]) Koser, Sophie Charlotte, die erste preußische Königin; Deutsche Rundschau, Bd. LII, S. 369.

[2]) Woltmann, Die Baugeschichte Berlins, S. 79.

in der Fülle seiner Kraft gebrochenen Geistes. Aber fast scheint es, als habe diese Stätte, so heiter in ihren äußerlichen Formen und so ernst in ihrem Lebensgehalt, dadurch entsühnt werden sollen, daß, nach so vielen Wechselfällen, hier vor nun schon mehr denn hundert Jahren eine jener Vereinigungen ihr Heim gefunden hat, deren Kern und eigentliches Wesen, unter dem Gewand einer von geheimnißvollen Ceremonien umgebenen Geselligkeit, das Wohlthun und die Nächstenliebe. Gestiftet im Jahre 1752 von einigen Freimaurern französischer Abkunft und genannt im Jahre 1764 nach dem in ihr aufgenommenen Herzoge von York, Bruder König Georg's III. von England, ist die Loge Royal York de l'amitié, neben der großen Landesloge zu den drei Weltkugeln vom Jahre 1740, jetzt in Neu-Kölln, auf dem ehemals Splittgerber'schen Grundstück, die zweite dem Alter nach in Berlin, und seit dem Jahre 1779 im Besitze dieses Hauses, dessen Räume fortan nur noch Arbeit im Dienst einer erleuchteten Menschlichkeit und brüderliche Feste gesehen haben.

Das gesellige Leben des vorigen Jahrhunderts bewegte sich mehr als das unsere in solch geschlossenen Räumen und Kreisen, und die beliebteste Form dafür scheint, von den Logen abgesehen, die der „Ressource" gewesen zu sein. Es muß deren eine Menge gegeben haben. Der „Schattenriß von Berlin" (1788)[1]) erläutert die Ressourcen als „eine andere Art von Tabagien, wo aber nur einer gewissen Anzahl von Honoratioren, die eine geschlossene Gesellschaft ausmachen, der Zutritt verstattet wird; auch wird daselbst besserer Tobak geraucht, und der Ton der Unterhaltung zeigt, daß die Mitglieder sich mehr fühlen, als diejenigen, die in den kleineren Tabagien keinen so guten Tobak rauchen". Ein späterer Reisender, 1798, merkt an, daß ein Fremder, wenn er einmal eingeführt worden, immer freien Zutritt habe[2]). Von diesen Ressourcen haben sich, meines Wissens, zwei nur noch erhalten: die „zur Unterhaltung" in der Oranienburgerstraße, die sog. Therbusch'sche, und die in unserer Gegend, die sog. „Ressource von 1794", in der Schadowstraße, der Loge Royal York in der Dorotheenstraße quer gegenüber. Auf dem alten Platze steht jetzt ein neuer, palastartiger Renaissancebau, der an der Giebelfront in Gold die Zahlen „1794—1873" trägt, und in welchem, wie ich annehmen darf, nicht nur „besserer Tobak" geraucht, sondern auch in jedem Betracht eine solide Geselligkeit gepflegt wird.

Gänzlich verschwunden dagegen ist ein anderes altes Haus, das in derselben Dorotheenstraße, dicht neben der Loge Royal York, an der Ecke der Neustädtischen Kirchstraße lang in Ehren gestanden, eine milde Stiftung fremdländischen Ursprungs, die Maison d'Orange. Der französischen Colonie zugewiesen und gleich dieser innig verwachsen mit dem Berliner Leben, das aus der Mischung so verschiedener Elemente seinen Charakter und die gesteigerte Kraft seines Wachsthums empfing, erinnerte dieses Haus durch seinen Namen an den Oranier, König Wilhelm III. von England, der es im Anfang des vorigen Jahrhunderts erwarb und seinen aus der Orange vertriebenen protestantischen Unterthanen als ihr erstes Eigenthum in der fremden Stadt übergab. Hier fanden ihre Kranken

[1]) S. 89.

[2]) Briefe aus Berlin, Bd. I, cit. in „Berlin im Jahre 1786", S. 51.

Aufnahme, hier ward an ihre Armen Brod vertheilt. Opfer seiner Politik, welche der drohenden Weltherrschaft Ludwig's XIV. den tödtlichen Stoß beibrachte, hat Wilhelm III. dieses Häufleins nicht vergessen, als es dort eine Zuflucht suchte, wo schon so vielen, von Frankreichs Unduldsamkeit Verfolgten Aufnahme gewährt worden war. Er hat nicht aufgehört, sich als „ihr rechtmäßiger Oberherr" zu betrachten, der auch in den Brandenburgischen Staaten für sie sorgte; und immer seitdem, als die fleißigen Gärtnerfamilien der Orange sich längst unter uns eingebürgert, der Oranienstraße ihren Namen gegeben und den Boden ihrer neuen Heimath mit den schönsten Blumen geschmückt hatten, ist die Oberaufsicht über die Maison d'Orange von dem jeweiligen großbritannischen Gesandten in Berlin geübt worden. So hat es, uns Allen wohlbekannt, fast einhundertundachtzig Jahre lang, den alten Platz behauptet, bis es eines Tages, vor kurzer Zeit, nicht mehr war. Wer es heute wiedersehen will, der muß eine weite Wanderung machen, in den äußersten Westen unserer Stadt. Dort, der Weichbildgrenze nicht mehr fern, ist eine kleine Straße, die Ulmenstraße genannt. Dunkle Bäume beschatten sie, stille, vornehme Häuser, mit Bildwerken geschmückt, liegen in den Gärten. Hierher dringt der Lärm der Weltstadt nicht; selten begegnet man einem Menschen, seltener einem Wagen. Es ist so stille hier, daß man kein Geräusch vernimmt außer zuweilen dem des Windes im Laub oder dem einer ordnenden Hand zwischen den Blumen. Und hier, am Ende dieses Idylls von einer Straße, steht ein gelber Backsteinbau, ganz im zierlichen Villenstil, einstöckig, ruhig und abgeschlossen wie die anderen, und an der Front in Goldbuchstaben: „Maison d'Orange." Hier wird sie sobald nichts mehr vertreiben, die zu guten Berlinern gewordenen Nachkommen Derer, die einst Obst pflanzten und Blumen zogen in den sonnigeren Gefilden der Orange.

Aehnlich wie jetzt uns dieses freundliche Villenterrain erscheint, mag, zu ihrer Zeit, den Leuten am Anfang des vorigen Jahrhunderts der Streifen Landes erschienen sein, der, zwischen Linden und Spree, gleichfalls das Ende der damaligen Stadt bezeichnete. Die Häuser lagen auch hier in Gärten; Bäume, von denen einige sich noch erhalten, standen in den Straßen, und diese waren kürzer als sie heute sind. Obwohl die Linden sich längst über sie hinaus erstreckten, führte doch jenseits der Schadowstraße, die damals, und lange noch bis in unser eigenes Jahrhundert, kleine Wallstraße hieß, keine mehr hierher. Die Dorotheenstraße war damals wirklich noch die „letzte Straße", wie wir abwechselnd mit „Hintergasse" sie genannt finden, und ebenso war, in der Mitte zwischen der letzten Straße und den Linden, die Mittelstraße, was ihr Name sagte. Die Dorotheenstraße, welche diese Bezeichnung zum ehrenvollen Gedächtniß an die Begründerin der Dorotheenstadt erst 1822 erhielt, hatte nicht entfernt ihre heutige Länge. Nicht weiter als zur Friedrichstraße reichte sie gen Osten, und wo sie sich westwärts, nunmehr breit und vornehm, nach dem Thiergarten öffnet, war sie sackgassenartig gesperrt. Keine Neue Wilhelmstraße damals, keine Marschallbrücke. Von den Linden her sperrte das sog. Pontonhaus den Weg, von König Friedrich Wilhelm I. 1736 erbaut und zur Aufbewahrung von Schiffbrücken bestimmt. Zu Friedrich's II. Zeit ward es als Holzmagazin der Artillerie benutzt, erstreckte sich aber mit seinen Höfen immer noch bis an die

Spree, dem Schiffbauerdamm gegenüber. Wo sich in diesen Höfen Artilleriewerkstätten und ein Militärkrankenhaus befanden, erhebt sich gegenwärtig die neue Kriegsakademie; und wo heute die beiden Paläste des physiologischen und physikalischen Instituts stehen, in deren einem unser großer Physiologe Du Bois-Reymond, in deren anderem unser großer Physiker von Helmholtz residiren, da stand ein Schlachthaus, und immer noch nach diesem heißt ein kleiner Durchgang die Schlachthausgasse, welche hinter jenen Gebäuden, am chemischen Laboratorium und technologischen Institut vorbei nach der Spree führt. Ueber diese vermittelte den spärlichen Verkehr mit dem jenseitigen Ufer, dem Schiffbauerdamm, ein hölzerner Steg, eine sog. Laufbrücke. Sonst gab es hier, noch zu Nicolai's Zeit, keine Häuser mehr, sondern nur Gärten von der letzten Straße her und sumpfigen Wiesengrund an der Spree. Zwischen beiden, den Gärten und den Wiesen, zog sich ein schmaler Damm, welcher sich des angenehmen Namens „Katzenstieg" erfreute, während der ganze Strich, bis zum Wasser hinab, mit dem nicht minder schönen des „Moderlochs" geziert war. Ein üppiger Sumpfblumenflor gedieh hier im Sommer, und Schlittschuhläufer tummelten sich darauf im Winter; während der Katzenstieg des Nachts an beiden Seiten mit einer Gatterthür abgeschlossen ward [1]). So war es hier vor hundert Jahren; und heute? Wo das Moderloch war, da wölbt sich heute das Glasdach über dem Bahnhof der Friedrichstraße; wo das eine Gatterthor des Katzenstiegs sich schloß, da steht das Centralhôtel, und wo das andere sich schloß, steht das Continentalhôtel, dessen linker, an die Dorotheenstraße gelehnter Flügel zugleich die Stelle bezeichnet, wo die Maison d'Orange gestanden. Der Katzenstieg selber aber, zwischen dem Bahnhof und den Hôtels, hat sich in die Georgenstraße verwandelt, so genannt nach einem verdienten Bürger, Mitglied der französischen Colonie, Benjamin George, der hier, gegen Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts, die ersten Häuser baute, und dessen Andenken man noch mehr ehren würde, wenn man seinen Namen richtig aussprechen wollte — was indessen nicht geschieht [2]).

Aber wenn man zwischen jenen colossalen Gebäuden hindurch und zur Spree hinabschreitet, wird man noch Etwas von dem amphibienhaften Charakter, der hier ehemals herrschte, wiedererkennen. Es ist nicht ganz mehr die unberührte Gegend des vorigen Jahrhunderts; das unsrige dringt schon von allen Seiten herein. Aber in einem gemessenen Tempo, zögernd, als ob es den früheren Besitzer einen Augenblick noch in der Täuschung seines Rechtes erhalten wolle. Kein gewaltsames Ringen, wie wir es meist in Berlin wahrnehmen, sondern ein letztes Verweilen und stilles Verschwinden. Auf holperigem Pfade, hier ein Stück ausgetretenen Rasenbodens, dort ein Stück schlechtgepflasterten Sandes, wandert man den Fluß entlang, über welchem majestätisch der eiserne Traject der Stadtbahn sich spannt; unten gehen Kähne, von hart arbeitenden Männern an Stangen mühsam fortgeschoben, oben gleitet, leicht und graziös, in kühn geschwungener Linie, Zug um Zug dahin, mit der Dampfwolke hinter sich. Bretterzäune, Bau-

[1]) Nicolai, S. 150.
[2]) Mila, S. 303. — Fidicin, S. 155.

gründe mit Schutthaufen, Lagerplätze mit Balken, — sind es Reste von alten Häusern oder Anfänge von neuen? Sanft, am Ende des Weidendammes, senkt der Abhang, auf welchem noch ein paar Weiden stehen, sich zum ruhig fließenden Wasser, und drüben, am Schiffbauerdamm, noch immer die Gegend der Segelmacher und sog. „Hamburger Läden", liegen ein paar Schiffe. Man würde sich nicht wundern, wenn Einem, in Federhut und Pluderhosen, der alte Schiffscapitän begegnete, der hier zu des großen Kurfürsten Zeit vor Anker gegangen ist. Noch nicken über einer Mauer die Bäume seines Gartens — uralte Bäume jetzt, mit hohen Wipfeln und dichten Kronen, im letzten der Gärten, der hier geblieben: dem der Loge Royal York. Hinter demselben, in einem geschützten Winkel, wie verlorene Gestalten der dahingegangenen Zeit, sitzen ein paar Marktweiber, auch sie vielleicht die letzten ihres Stammes. Denn nun, sobald man um diese Ecke biegt, verwandelt sich, wie durch einen Zauberschlag, das Bild — aus einem Gewirr von Häusern und Kähnen und Schornsteinen erhebt sich fern, im Dufte des Mittags, eine steinerne Masse, die mächtig zwischen dem feinen Gitterwerk des Gerüstes emporwächst: das neue Reichstagsgebäude, von der krönenden Victoria der Siegessäule goldschimmernd überragt; und hier, dicht vor uns, öffnet sich ein hohes Portal, das Thor einer unserer Markthallen. Gar lieblich und herzstärkend vermischen sich die kräftigen Gerüche von allerlei Grünem mit denen der Blumen, des frischen Obstes und vieler anderen guten Dinge, sowohl des festen Landes als der See. Unter den luftigen Wölbungen, mit all' den Herrlichkeiten, aufgehäuft zu beiden Seiten der Halle, geht der Blick vom Ufer der Spree hinaus durch die Schadowstraße bis zu den Alleen und Palästen der Linden, welche das unvergleichlich schöne, vom Leben des Tages erfüllte Panorama schließen; und nicht der große Kurfürst selber, noch sein Enkel, der biedere Friedrich Wilhelm, dürften uns tadeln, wenn wir, mit aller Reverenz für ihre Zeit, hier ein Wort auch zum Lobe der unseren sagen wollten.

Attische Studien.

Von

Arthur Milchhöfer.

„Geschichte und Ortskunde ergänzen sich wie die Begriffe von Zeit und Raum.

Die Oertlichkeit ist das von einer längst vergangenen Begebenheit übrig gebliebene Stück Wirklichkeit. Sie ist sehr oft der fossile Knochenrest, aus dem das Gerippe der Begebenheit sich herstellen läßt, und das Bild, welches die Geschichte in halbverwischten Zügen überliefert, tritt durch sie in klarer Anschauung hervor." Graf Moltke, „Wanderbuch".

I.

Attika als: „Theil für das Ganze". — Die Kunde vom heutigen Griechenland. — Die Physiognomie der griechischen Landschaft. — Attika, Land und Leute. — Die jüngsten Vorarbeiten zu einer attischen Landeskunde.

Nachfolgende Bilder enthalten den Versuch, einen Abschnitt klassischen Bodens in seiner Gegenwart und seinen Erinnerungen darzustellen, wie er mir heute, nach längerem Wiedersehen, vor der Seele schwebt. Ich wähle Attika nicht nur, weil es mir vor allem übrigen Griechenlande vertraut geworden ist, sondern ziele mit dem Theil auch auf das Ganze ab.

Alle wesentlichen Züge, welche Land, Leute und Zustände charakterisiren, finden sich dort auf kleinem Raume vereinigt, oder lassen sich nebenher durch einige Striche vervollständigen. Sodann aber ist das attische Ländchen noch etwas Besonderes und etwas mehr, als bloß ein Canton neben anderen, heute wie einst. Wer auf Griechenland seine Gedanken richtet, sieht mit dem geistigen Auge zuerst die Heimath der Athener, gleichwie uns in der Erinnerung an einen fernen Freund zuerst sein Antlitz aufzutauchen pflegt. Und wie diesem Sitz der edelsten Sinne, so scheint auch jenem Vororte Griechenlands seine höhere Bestimmung schon von der Natur vorgedeutet durch auszeichnende Lage, strahlenderen Glanz seines Himmels, reinere Schönheitslinien und selbst feineren Stoff seiner Bodenformen.

Bis in die jüngste Vergangenheit hinein waren die Männer, welche als Augenzeugen über Griechenland berichteten, doch in erster Linie Gelehrte, Pilger

für die Idee des classischen Alterthums, auch wenn sie dem neuen Griechenland auf dem Boden des alten einen Blick nicht versagten. Unter den Ungunsten dieses Vergleichs und der Slaventheorie Fallmerayer's haben die Nachkommen bekanntlich mehr als billig zu leiden gehabt.

Erst in neuerer Zeit hat sich mit dem zunehmenden Interesse und der näheren Bekanntschaft auch eine gerechtere und freundlichere Würdigung des heutigen Volkes Bahn gebrochen.

Irre ich nicht, so wird man den Beginn einer innigeren Fühlung mit Griechenland etwa von der Mitte des verflossenen Decenniums datiren und das Verdienst für die Wissenschaft in Anspruch nehmen dürfen. Seit jener Zeit arbeiteten deutsche Forscher in freundschaftlichem Verein mit den Griechen an der Hebung, Bergung und Verwerthung der Schätze des classischen Alterthums. Der Strom gebildeter Touristen ist längst gefolgt, und überfüllt zu Zeiten die Gasthöfe Athens. Zwei Reisehandbücher liegen jetzt, wenige Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, in neuer Auflage vor.

Wen der Ruhm von Olympia, Mykene, Athen hergelockt hat, den hat das Alterthum auch zur Gegenwart geführt; Alle haben in der Heimath davon berichtet, nicht Wenige vor einem weiteren Kreise von Zuhörern und Lesern[1]). Nur Unbillige oder sehr Unberathene haben weniger günstige Eindrücke davongetragen, als jüngst der Verfasser der „Griechischen Frühlingstage".

Im Uebrigen ist es nicht zu verwundern, wenn die einmüthigen Urtheile wohlwollender Berichterstatter mit der Zeit zu einer gewissen Monotonie geführt haben. Es macht eben jeder Tourist unter so fremden und doch so einfachen Verhältnissen dieselbe Schule durch, wie er in der Regel auch die gleichen Wege absolvirt, rechts und links die gleichen Reisefrüchte einheimst. Er bleibt während dieser Zeit doch wesentlich ein Lernender und schildert unvermerkt — sich selbst. Schlechte Wege und Quartiere werden gemildert durch liebenswürdige Züge von Gastfreundschaft. Ein Rest von Vorurtheilen macht täglich mehr dem Gefühl vollkommener Sicherheit Platz; so mischt sich in die anerkennende Charakteristik des Volkes fast etwas wie Dankgefühl. Zum stehenden Thema gehören auch die Betrachtungen über Abstammung und Aussprache der Neugriechen, über äußere und innere Politik, welche in der Regel vom Studirtische aus stark beeinflußt erscheinen.

Ich beabsichtige keine Reisetage zu beschreiben, vielmehr statt der Momentaufnahmen Federzeichnungen zu geben, welche das Wesentliche aus dem Nebenwerk möglichst deutlich hervorspringen lassen.

Es verlohnt sich wohl, die griechische Landschaft als Ganzes einmal unter dem Gesichtspunkt eines Kunstwerkes zu betrachten, dieselbe also, wenn der technische Ausdruck erlaubt ist, einer formalen Analyse zu unterwerfen. Freilich eignet sich in gewissem Sinne alle Natur zu dieser Betrachtungsweise; sie ist ja selber die Quelle, aus welcher der Künstler schöpft. Aber die Voraussetzung dafür ist

---

[1]) Die anschaulichste und gediegenste Schrift dieser Art entstand bereits zu Anfang der Ausgrabungen von Olympia, aus der Feder des leitenden Architekten Ad. Böttticher: „Auf griechischen Landstraßen". Auch auf W. Lang's „Peloponnesische Wanderung" darf hier hingewiesen werden.

doch Einheit oder wenigstens Einheitlichkeit des Objectes, und wenn man auch von „deutscher" oder „italienischer Landschaft" spricht, so ergibt sich doch bald, daß wir dabei nur eine Seite, einen Ausschnitt derselben im Sinne haben. Uns im Norden zumal stellt sich die Natur in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit und in charakteristischen Gegensätzen der Formen dar. Jahres- und Tageszeiten, Wetter und Wolken halten sie dazu unter beständigem Wechsel der Stimmung. Für jede Scala des menschlichen Empfindens bietet sich da oder dort ein natürliches Widerspiel. Dem Künstler strömt nie versiegende Anregung und nicht umsonst ist Mitteleuropa die eigentliche Heimath der Landschaftsmalerei geworden.

Schon jenseits der Alpen beginnt das Verhältniß sich zu ändern; bestimmt umschriebene Charakterzüge werden vorherrschend, und wir haben nicht mehr dieselbe freie Wahl. Nicht jede unserer Stimmungen läßt sich mehr in „italienischer Landschaft" ausdrücken; diese kommt uns nicht entgegen, sondern verlangt bereits Unterordnung und Anempfindung. Immerhin entrollt sich uns auf dem Wege bis Sicilien hinab eine Reihe individueller Naturgemälde mit buntfarbiger Staffage. Gebirge, Ebene oder Meer bestimmen noch vielfach einzeln für sich die Scenerie und in einem glänzenden Zuge von Städtebildern ist die wechselnde Cultur von Jahrhunderten abgelagert.

Erst in Griechenland ordnet sich alles Mannigfaltige großen und bestimmenden Einheiten unter. Der Name erweckt mir eine ganz gemeingültige Vorstellung. Damit erst ist die Möglichkeit zu Urtheilen gegeben, welche sonst nur auf abgeschlossene und planvolle Werke der Kunst Anwendung finden.

Jede echt griechische Landschaft ist ein Stufenbild vom Gebirg zur Ebene, von der Ebene zum Meer. In dem steten Beisammensein dieser drei Elemente offenbart sich zum guten Theil das einfache Geheimniß ihres Reizes.

„Die Berge schauen auf Marathon
Und Marathon schaut auf die See."

Mit diesen Worten, welche anscheinend so wenig besagen, hat Byron (in dem Griechenliede aus „Don Juan") jener Wechselbeziehung treffenden Ausdruck gegeben und das eigenste Wesen der ausgebildet hellenischen Oertlichkeit verkündet. Aus so einfachen Hauptmassen wirkt die Natur ein Ganzes von vollendeter Harmonie und plastischer Klarheit; bestimmter gesagt, ist es die unendliche Durchsichtigkeit und Leuchtkraft des Himmels, welche diese Einheit schafft. Noch mehr, als den Lichtquell, die Sonne, priesen schon die Alten jene Lichtfülle und seelengleich seine Substanz der Luft, wie sie vor Allen den im „glänzendsten Aether leichtwandelnden Kindern des Erechtheus", den Athenern zugetheilt war. Da ist keine nebelhafte Ferne, auch nicht der blaue Duft italienischer Berglandschaft. In bestimmten Umrissen bleibt die fernste Insel sichtbar, auch wenn sie am Horizont, wo Meer und Himmel sich vermählen, in der Luft zu schweben scheint.

Jene Reinheit der Luft rückt dem Blicke alles Körperliche näher. Kein Nordländer ist hinreichend vorbereitet gegen die Täuschungen, in die ihn sein zu Hause erworbenes Raumgefühl anfangs versetzt. Wie nah und klein liegen sie bei einander, all' die classischen Stätten, welche einst der Phantasie so weiten Gedankenflug gestatteten! Erst unter dem Fuß des Wanderers wächst das Ge-

biet von Neuem und stellt sich in seinem ganzen Reichthum des Besonderen wieder her.

Dieselbe Natur scheint auch keine Farbencontraste zu dulden, sondern alles Grelle und Bunte aufzusaugen und zu assimiliren. Nirgends empfinden wir unmittelbarer, wie alles Farbige aus demselben Lichtstoffe geboren ist. Während die italienische Landschaft überwiegend in dunklere Tinten, entsprechend der bräunlichen Grundfarbe ihres Tuffsteines, gekleidet erscheint, herrscht in Griechenland ein hellerer Ton aus dem Gelb und Grau des Kalkes, Schiefers und Marmors vor; dort die tiefere pastosere Wirkung des Oelbildes, hier die dünnere und luftigere des Aquarells. Dafür ist diese zarte Farbendecke einer Feinheit der Nüancirungen fähig, wie ich sie in Italien kaum je beobachtet habe; vielleicht macht nur das ganz griechisch anmuthende Capri eine Ausnahme. Wer schildert die Uebergänge von jenem Stahl- und Silbergrau, mit dem das Laub des heimischen Oelbaumes so vollkommen harmonirt, zu der Veilchen- und Fliederfarbe fernerer Contouren, dem rosigen Hauch oder dem durchsichtigen Goldglanz bei tieferem Sonnenstande. All' diese Veränderungen begleitet Himmel und Meer mit entsprechenden Accorden, die noch ein kurzes Nachspiel halten, wenn Thäler und Berge sich rasch in ihr dunkles Nachtgewand gehüllt haben.

Und die Pflanzenwelt, das eigentliche Kleid unserer Landschaften? Hier kommt sie nur gelegentlich zur Geltung, wenn wir den Blick auf das Idyllische, Abgeschlossene beschränken. Im Gesammtbilde spielt die Flora nur eine untergeordnete Rolle, bald die Farbe des Hintergrundes annehmend, wie die Olive, zahlreiche Sträucher und Kräuter, bald in dunklen, immergrünen Flecken und Streifen aufgetragen, wie Moos an altersgrauen Baumstämmen haftet. Nur eine Eigenschaft, die mit dem Ganzen sich vereinigt, ist im Frühling gerade den unscheinbarsten Gewächsen gegeben und diese ist dem Auge nicht wahrnehmbar; die der süßen, Alles erfüllenden Blüthendüfte.

Im Uebrigen ändern die Jahreszeiten, bei uns das Bestimmende, an der Totalwirkung nur wenig. Im Herbste, wenn die ersten Regen gefallen sind, bedeckt sich die Erde hier und da, namentlich an Bergsäumen, mit einer hellgrünen, rasch absterbenden Vegetation von Kraut und Gras. Die Bemerkung, wie schlecht die saftige Farbe doch eigentlich zum Ton der Landschaft stimme, habe ich schon aus dem Munde von Solchen gehört, denen ästhetische Reflexionen sonst vollkommen fern lagen.

Der Pflanzenwuchs, ob hoch oder niedrig, erklimmt doch nie den Grat der Gebirge, trotz aller Anläufe, welche er in den Schluchten macht. Die kahlen Berge gehören gleichfalls zur Physiognomie hellenischer Oertlichkeit, und wer sich davor entsetzt, dem antworte ich wieder mit einem unbefangenen Zeugen: „Es dauert gar nicht lange," schreibt ein preußischer Officier, dem die nackten Höhen zu Anfang ebenfalls „unendlich öde und trostlos" vorkamen, „so gewinnt man die kahlen Berge lieb und hegt die Ueberzeugung, daß sie bewaldet unendlich viel von ihrer charakteristischen Form und ihrer eigenthümlichen Schönheit verlieren würden — ja man ertappt sich auf dem Gedanken, daß es eigentlich unbegreiflich ist, wie man früher einen bewaldeten Berg hat schön finden können".

Freilich müssen es griechische Berggestalten sein! Die Farben scheinen sich nur zu mischen, um die Formen desto kräftiger hervorzuheben. Durch das Land geht ein monochromatischer Zug, und das Herrschende ist die Plastik. Die bestimmt abgesetzten Bergprofile, die Contouren der Hügel, Akropolen, Buchten und Inseln werden durch einen ruhigen und doch kühnen Fluß der Linien bestimmt, wie wenn die erdbereitenden Naturkräfte sich auf dieser Seite des Balkan zu größerer Abklärung und Planmäßigkeit durchgerungen hätten. Das Wüste, Zerklüftete und Eigensinnige so vieler nördlichen Gebirgsformationen ist hier durch vermittelnde Uebergänge beseitigt. Die griechische Landschaft kennt sie kaum, jene starrenden Massen, die emporstrebenden, schartigen Grate und Zinken unserer Alpengegenden oder die Romantik der Basaltkuppen und geborstenen Ritterburgen. Wenn wir diesem Zug nach Oben etwa die heimische Gothik in der Architektur zur Seite stellen dürfen, so findet die griechische Natur ihr künstlerisches Gegenbild gleichfalls im Princip des hellenischen Tempelbaues ausgeprägt. Auch dort beherrscht die Horizontale nebst verwandten Richtungen Alles, was sich vom Boden ablöst. In wohlabgewogenen Verhältnissen erheben sich auf breiter, festgegründeter Basis Bergaltäre und kräftig gegliederte Naturmauern, deren obere Kante sich in mannigfaltiger Rhythmik, oft nur in welliger Bewegung entwickelt, wie an dem herrlichsten Gebirge des Peloponnes, dem Taygetos, oder am Hymettos in Attika. Nicht selten aber baut sich's nach der Mitte zu gleichmäßig empor, und der ganze obere Gebirgsstock lagert wie ein mächtiger Tempelgiebel auf seinem Unterbau. So der stolzeste Berg des attischen Landes, der Pentelikon, welchem sich, von Marathon aus gesehen, noch andere, kaum minder hohe Giebelprofile vorlagern.

Wir suchen diese Ausführungen in einem Gesammturtheil zu vereinigen: Die griechische Landschaft ist in ausgezeichnetem Sinne monumental. Ihr eignet dieselbe „edle Einfalt und stille Größe", welche Winckelmann als Kennzeichen der hellenischen Kunstblüthe gepriesen hat. Zum Stillen und Großen gehört vornehmlich das ewig Gleichbleibende ihrer Erscheinung. Vegetation, Jahreszeiten, Witterung haben wenig Macht über sie. Ein Regenschauer, ein Gewitter geht rasch vorüber und stellt die alte Klarheit nur um so reiner wieder her. Wir begreifen jetzt, daß die weichen Gestaltungen unserer Waldberge, daß flockige, wogende Nebelmassen in dieses Bild nicht hineinpassen. An Stelle wechselnder Stimmung tritt hier ein immanenter, scharf ausgeprägter Stil. Nicht Einzelbildchen „Idylle", Ausschnitte der Natur geben eine zulängliche Vorstellung vom classischen Boden, sondern nur der ausgedehnte Blick über ganze Formengebiete, worin alles Enge abgethan ist und nur das Spiel der großen, beherrschenden Linien zur Geltung kommt. Wir werden an den fortlaufenden Rhythmus des Epos in alter Poesie und des Friesreliefs in der Plastik gemahnt: eine Fülle von Mannigfaltigkeit im Banne des gleichmäßigen und beruhigenden Gesetzes.

Aber freilich, wie diese Kunstgattung gar Vielen „modern" Empfindenden fast allzu spröde und einfach erscheint, so steht es auch mit jener Natur. Schon zahlreichen Kategorien von Reiselustigen, die etwa einen Ausflug ins Land der Citronen und Goldorangen planen, ruft Victor Hehn in seinem unübertroffenen Buche über „Italien" wohlmeinend zu: „Geht nicht über die Alpen! — Es ist

nicht so schön, wie Ihr denkt, Ihr werdet nicht finden, was Ihr suchet!" Und doch, — wie viel reicher an Inhalt, Abwechselung, Bequemlichkeit ist nicht immerhin eine Italienfahrt! An die Mündigkeitserklärung für Griechenland aber müßte ein gleich strenger Censor noch folgende Bedingungen knüpfen: „Suchet Euch den Sinn für die schlichte und herbe Schönheit zu öffnen; sie erschließt sich nur dem, der sie umwirbt. Frische, abgehärtete Kraft, ein formengeübter Sinn, echte Begeisterung und intime Kenntniß der classischen Vergangenheit sind unentbehrliche Voraussetzungen zu erfolgreichem Mitbewerb."

Die beiden Länder, welche für uns die classische Welt des Alterthums bezeichnen, blicken gleich den Gesichtern eines Januskopfes nach entgegengesetzten Richtungen. Italien öffnet sich nach Westen, Griechenland nach der aufgehenden Sonne. Wie der Strich zwischen Apennin und adriatischem Meer doch *nicht mehr* das echte, historische Italien ist, so beginnt für uns mit den Steilküsten von Epirus und Akarnanien, oder den Schwemmländern des westlichen Peloponnes (wenn wir als Vorboten einige ionische Inseln ausnehmen), *noch nicht* das eigentliche Griechenland.

Nach dem Osten drängt alle reichere Entwicklung; die Gebirgszüge lösen sich auf, öffnen sich zu Ebenen und reich ausgewirkter Küstenbildung. An diesen Ufern fluthete seit Anbeginn der Strom von Cultur und Geschichte. Wir können, noch weiter gehend, behaupten: je reiner sich der specifisch griechische Typus einer Landschaft ausgeprägt zeigt, desto eminenter war auch ihre historische Bedeutung.

Attika bezeichnet in der östlichen Richtung, welcher Griechenland zustrebt, den vorgeschobensten Posten. Der Fingerzeig der Natur wies es hinaus auf das Meer und über die Brückenpfeiler der Inseln hinweg nach dem verlockenden Küstensaume Kleinasiens. Diesem Zusammenhange entspricht das in Europa einzigartige Klima Athens, welches die Meteorologen nur mit Alexandria zu vergleichen wissen, gleich wie die Geologen aus den fossilen Knochen einer nordostafrikanischen Thierwelt in dem Diluvium von Pikermi (der berühmten Fundstätte am Südrande des Pentelikon) auf eine Landverbindung schließen, welche einst die Senkung des ägeischen Meeres ausfüllte.

Die attische Halbinsel fügt sich dem Stammlande doch wieder als selbstständiger Organismus an. Die beiden Langseiten ihrer nach Südosten, zum „Säulenkap" von Sunion gerichteten Dreiecksform umspielt das Meer. Vom Nachbarlande Böotien scheiden sie die hohen Gebirgsmauern des Parnes und Kithäron.

Der Nordländer, dessen Auge zum ersten Mal, etwa von der Spitze des binnenländischen Hymettos oder Pentelikon, die scharfen, vom Meere angezehrten Küstensäume herab und empor zu den dominirenden Grenzwällen jener Berge schaut, — aber auch darüber hinaus, jenseits Böotiens, die Kuppen des delphischen Parnaß, rechts das langgestreckte zackige Euböa mit dem auffallenden Kegel des Dirphys, links die Hochgebirge Arkadiens, dazu im Meere noch eine ganze Inselflur wahrnimmt, — wird kaum ermessen, daß jede der beiden Wasserlinien Attika's immerhin neun Meilen und die Landbasis sechs Meilen Länge beträgt.

So particularistisch wie Griechenland im Ganzen angelegt ist, stellt sich der attische Canton auch in seinen Sonderbildungen dar. Ueberallhin verleihen scharfgezeichnete Berggerüste, dem Knochenbau eines Körpers vergleichbar, den

eingebetteten Theilen Richtung und Gliederung. Ihr Charakter beherrscht jedesmal auch die anliegende Landschaft.

Und wie eigenartige Bergindividuen stellen sich nicht auf relativ engem Raume neben einander dar!

Die schwere Kalksteinmasse des Parnes im Nordwesten erinnert nach Form und Material noch ganz an den gemeinsamen Stamm des Balkangebirges. Nicht dem fernen Beobachter in Athen, erst dem Eintretenden enthüllt er seine ganze Rauhheit und Zerklüftung, Gipfel hinter einander, Steilwände und spaltartige Thäler. Es ist ein noch unorganisches Gebiet, dessen reiche Quellen sich, ungeleitet, in ihm selber wieder verlieren. Drohend sammeln sich auf seinen Kämmen die Wolkenscharen des Westens, auch Blitze zucken darüber hin; aber er besitzt die Eigenschaft, sie festzuhalten und bildet so für atmosphärische Erscheinungen die starke Naturgrenze, welche in Attika jene Reinheit des Himmels und den geringen Feuchtigkeitsgehalt der Luft zur Folge hat. Im Parnes allein bergen sich noch älteste Waldbestände in hochgelegenen Schluchten und Thalmulden; am höchsten die dunkle Apollotanne. Hier rauchten auch die Kohlenmeiler der wohlbekannten Acharner, wie noch gegenwärtig die der Chassioten und Menedioten. Derb und trotzig, wie die Natur des Gebirges, haben sich seine Bewohner bis auf den heutigen Tag erhalten.

In reinen, abgeklärten Linien erhebt sich auf eigner Basis rechts im Norden die Zelt- oder Giebelform des Pentelikon. Schon in seiner Gestalt verräth sich der vornehmere Stoff leuchtenden Marmors, dessen alte und neue Brüche fern herüberschimmern. Während der Parnes seine Wälder verbirgt und aus kahler Ebene emporsteigt, umzieht den Fuß des Pentelikon dichtes Unterholz und stellenweise noch ausgedehnter Bestand von Aleppokiefern. Nährende Quellen spendet er nach allen Seiten hin und umgibt sich so noch heute mit einem Kranz von Vegetationsoasen, die zu den lieblichsten Landschaftsidyllen Attika's gehören.

Fast senkrecht zum Pentelikon, durch breite Einsattelung getrennt, zieht in gleichmäßiger Höhenlinie der Hymettos nach Süden bis zum Meere herab. Schon seit den Tagen des Alterthums entwaldet, hat er in der Verwitterungsfarbe seines blaugrauen Marmors entschieden etwas Greisenhaftes; selbst seine Umgebung hält er gebannt in Todtenstille; fast bis nach Athen erstreckt sich die dürre, leblose Zone von Haidekraut und Disteln. Und doch hat das Auge eines jeden Besuchers von Athen schon mit Entzücken auf diesem Berge und seinen Vorlanden geweilt. Wie farbendurstig saugt er jede wechselnde Beleuchtung ein! Wenn aber der erste Schimmer des Abendrothes ihn berührt, dann zuckt er auf wie in jugendlichem Feuer. Seine Vorsprünge erglühen bis zu flammendem Roth, während sich in die Schluchten, mit denen er jetzt erst tief durchfurcht erscheint, violett-blaue und dunkelschwarze Schatten einsenken. Ein goldener Teppich liegt vor ihm ausgebreitet und goldig spannt sich der Himmel darüber aus. All' diese Farben verschmelzen und vermählen sich da, wo das Gebirge in zarten Linien das Meer erreicht. Wenn gar der Vollmond über seinem Gipfel emporsteigt, nachdem alle Töne zum Violettgrau verblaßt sind, beginnt für das Auge ein neues, geheimnißvolles Traumleben des Hymettos.

Parnes und Pentelikon im Norden, Hymettos im Osten und westlich ihm

parallel der nackte Kalksteinwall des Aegaleos oder Korydallos, das sind die vier constructiven Massen, zwischen und neben denen wir in gleicher Zahl die Hauptebenen des attischen Ländchens eingelagert finden.

Die vornehmste unter ihnen, das Gebiet Athens, umziehen sie gemeinsam auf drei Seiten dieses zum südlichen Meere offenen Rechtecks.

Jenseits des Korydallos, im Westen, senkt sich in kaum merklicher Neigung zur blauen Meeresbucht ein tiefgründiges Alluvialland, das heilige Weizenfeld der Demeter zu Eleusis.

Ueber den Pentelikon hinaus, im Norden, liegt sichelförmig zwischen unvermittelt aufsteigenden, geschlossenen Vorbergen und der geschwungenen Küste die Ebene von Marathon, sie selber unbewegt, wie ein erstarrtes Schilfmeer; und wirklich geht sie an beiden Enden, wo See und Gebirge zusammenkommen, in Sumpfterrain über, welches den Persern an jenem Ruhmestage der Athener so verhängnißvoll geworden ist.

Eine vierte, muldenförmige Ebene erstreckt sich jenseits von Athen und Hymettos bis nahe an die östliche Küste, deren Zugang allerdings eine Kette von Höhen beinahe abdämmt. Erhalten wir so auch scheinbar ein Binnenland (noch heute Mesogia genannt), so verräth sich doch der belebende Hauch des Meeres bei jedem Schritt. Wir empfinden seine Nähe unmittelbar hinter jenen Uferbergen und seinen Widerschein an den jenseits aufragenden Steilwänden von Euböa.

Damit hätten wir in flüchtigen Zügen die Einrahmungen und die Tafeln bezeichnet, auf welche in verhältnißmäßiger Stille, unberührt von den gewaltsameren Völkerfluthungen der ältesten griechischen Geschichte, hellenische Volkstheile die frühesten Spuren ihres benachbarten Sonderlebens eingetragen haben. Diese Spuren sind nicht völlig verwischt worden. Wir erfahren noch in historischer Zeit von eigenartigen Gauverfassungen und lokalen Götterdiensten und verfolgen sie auf dem Lande noch heute an Burghöhen und Grabstätten unabhängiger Geschlechter, an Grenzwällen und Wegebefestigungen, welche das Absperrungssystem der Natur vollendeten.

Aus jenen Elementen klärte sich allmälig, nach mancherlei Conflicten und Umrüttelungen, das attische Volksthum ab, mit dem Vororte Athen, das „Volk der Athenäer", wie es seither sich nannte. So verleihen glückliche Mischungs- und Verschmelzungsprocesse auch einer Nationalität erst Spannkraft und richtigen Klang.

Als das Ländchen in die Prüfungszeit der Perserkriege eintrat, welche den Anfang seiner Ruhmeslaufbahn bezeichnen sollten, hatte es an sich das letzte Stadium jener Wandlungen soeben vollzogen. In der Verfassung des Kleisthenes kommt die gesammte freie Einwohnerschaft als homogene Masse zur Geltung. Sie siedelt nach hundert gleichberechtigten Gauen oder „Demen", darin auch die Hauptstadt aufgeht. Die Zahl dieser Demen vermehrt sich in der Folgezeit noch beträchtlich; Strabo, zu Anfang der christlichen Aera, gibt dieselbe auf 174 an. Einhundertvierundsiebzig Ortschaften auf einem Gebiet von 40 Quadratmeilen, diese zu zwei Drittheilen Gebirgsboden, das Uebrige unendlich arm an gesegneten Strichen, ein Land der dünnen, unbeneideten Ackerscholle, wie es schon Thukydides charakterisirt! Hier wohnte und lebte in den besten Zeiten Attika's, die Sklaven eingerechnet, etwa eine halbe Million Menschen, die zu gleichen Theilen Athen

mit der Hafenstadt und das Land bevölkert haben mag. Das Problem wird noch anziehender, wenn man bedenkt, daß auf dem letzteren heute kaum mehr als 36 000 Einwohner nothdürftigen Unterhalt finden.

„Im kleinsten Punkte die höchste Kraft" zu sammeln, dieser Forderung des Dichters an den Einzelnen, der „Treffliches leisten will", hat das Griechenthum wie kein anderes Volk, doch nirgends so buchstäblich wie in Attika, vorher erfüllt.

Wenn dieses kleine Gemeinwesen innerhalb des Hellenenvolkes so große vorbildliche Tragweite besitzt, — bietet sich der Wissenschaft von jenen Zeiten ein dankbareres Feld, als die Aufgabe, Formen und Bedingungen seiner Existenz aufs Gründlichste zu erforschen?

Einen schöpferischen Anfang machte vor mehr als siebzig Jahren der Altmeister griechischer Alterthumskunde, August Boeckh, in seiner „Staatshaushaltung der Athener". Diese bewunderungswürdige Leistung historisch-philologischen Wissens und Darstellens konnte noch entstehen ohne unmittelbare Einsicht in den mütterlichen Boden, auf welchem jene Saat erwuchs. Erst der Neuzeit war es vorbehalten, in dieser natürlichen Unterlage durch alle ihre Wandlungen hindurch eine Urkunde ersten Ranges mehr und mehr anzuerkennen, einen Palimpsest gleichsam der historischen Ueberlieferung.

Für Griechenland ist Ernst Curtius der classische Begründer dieser Anschauung geworden. Ihm gebührt zunächst das Verdienst, die Topographie Athens wiederbelebt und in neue Bahnen gelenkt zu haben. Den eben so anziehenden wie schwierigen Fragen der athenischen Stadtentwicklung haben sich seitdem immer zahlreichere Kräfte gewidmet; gegenwärtig stehen ihre Probleme im Mittelpunkte eines lebhaften Interesses.

Wie aber die Fluth des städtischen Lebens heute vor den Thoren Athens rasch und fast spurlos verläuft in einsame, schweigende Landschaft, so hat auch die Forschung bis vor Kurzem das übrige Attika mehr wie ein abgestorbenes Anhängsel behandelt, bei dem nur einzelne Punkte, wie Marathon, Sunion, Eleusis erhöhte Aufmerksamkeit erzielten.

Bezeichnend genug dafür ist der Umstand, daß eine vor sechzig Jahren verfaßte Schrift des englischen Obristen Leake über „Die Demen von Attika" bis heute unersetzt geblieben ist.

Auch hier Wandel zu schaffen und den organischen Zusammenhang von Land und Stadt in sein Recht einzusetzen, hat wiederum Curtius als seine Aufgabe betrachtet. Auf seine Anregung bewilligte das deutsche archäologische Reichsinstitut die Mittel zu einem groß angelegten Kartenwerke über Attika, mit besonderer Rücksicht auf die antiken Reste. Dem verständnißvollen Entgegenkommen des Grafen Moltke, dessen hohe Auffassung solcher Bestrebungen in seinen eigenen, an die Spitze dieser Zeilen gestellten Worten den besten Commentar findet, wurde die alljährliche Beurlaubung von Officieren seines Generalstabes zu diesem Zwecke verdankt. So hat die kartographische Bearbeitung Attika's, inaugurirt und speciell geleitet von einer fachmännischen Autorität ersten Ranges, dem Vermessungsrathe im Generalstabsamte, J. A. Kaupert, seit 1875 ihren steten Fortgang genommen, bis mit dem Jahre 1886 ein vorläufiger Abschluß erzielt wurde. Achtzehn Blätter (im Maßstabe von 1 : 25 000) sind nahezu vollendet.

Mit den letzten Karten, deren Erscheinen bevorsteht, hat sich das Netz vom Vorgebirge Sunion über Marathon bis zum Parnes und zur eleusinischen Ebene ausgedehnt.

Wer mit den örtlichen Verhältnissen nicht vertraut ist, ahnt wohl kaum, wie viel tapfere Kämpfe mit Noth und Schwierigkeiten aller Art in diesen Karten eingetragen stehen. Dürftigste Quartiere, Verpflegungsnoth, Wassermangel, entlaufene Träger und Dolmetscher, vom Nordwind entführte Instrumente und Zelte, die furchtbare Rauhheit der Berge und fast undurchdringliches Gestrüpp der Schluchten, die Wuth halb wilder Hirtenhunde — das sind nur einige, die beinahe regelmäßigen Feinde der Arbeit gewesen. Wie wohl vermochten wir damals die Genugthuung des Ueberwinders zu begreifen, wenn dieses oder jenes Gebirge „gleich einem gefesselten Riesen" auf der Meßtischplatte festgelegt war, eingesponnen in das mühsam ausgebreitete Netz der Höhenlinien!

Dem Verfasser dieser „Studien", welchen gleiches Interesse jüngst auf ein volles Jahr in jene Regionen zurückgeführt hatte, — ist es in vielen Stücken besser ergangen. Vorkenntnisse und Gewöhnung aus früherer Zeit gestatten ein rascheres Einleben. Die Kenntniß der Landessprache überbrückt von vornherein eine sonst unheimliche Kluft. Die größere Freiheit der Bewegung sorgte für Abwechselung und Spannung.

Es galt, das Kartenmaterial vom Gesichtspunkt des Alterthumsforschers zu prüfen und dasselbe gleichzeitig für seine Zwecke auszunutzen. Erst mit dem Plane haben wir volle Aussicht, — wie Graf Moltke sich ausdrückt: — „dem Terrain sein Geheimniß abzuzwingen;" vereinzelte Spuren treten nun oft in bedeutungsvollen Zusammenhang; der Suchende wird geleitet, das Gefundene unverlierbar fixirt.

Dieser Aufgabe gesellte sich eine zweite hinzu, nicht minder anziehend. Ihr Gegenstand ist die Bevölkerung des Landes selber. Festzustellen sind die herrschenden Namen der Oertlichkeiten und ihre etwa fortlebenden Traditionen; einen guten Theil unserer Hoffnungen haben wir auch auf Funde an Werken der Kunst und namentlich an Steininschriften gesetzt, dem mächtigsten und ungenütztesten Hilfsmittel zur Erkundung der alten Gauverhältnisse. Mißt nun der Bauer seinen Funden einen Werth bei, so verbirgt er sie ängstlich vor den Augen der Regierung, welche ihren Antheil verlangt. Sonst benutzt er sie als Baumaterial, als Geräthe, als Verzierung des Hauses und Hofes. Nur längerer Aufenthalt an demselben Orte und intimere Bekanntschaft, mancherlei Geduldsübung und diplomatische Kunst öffnet allmälig die Thore der Privathäuser und Grundstücke. An Mauern, Thürpfosten und Schwellen, in Gärten, Brunnen und Kellern blicken uns dann oftmals die Trümmer einer zerschlagenen Welt entgegen.

In beständigem Verkehr mit Land und Leuten den Kreislauf eines Jahres durchlebt zu haben, genügt meines Erachtens erst, um den richtigen Maßstab für Beides zu gewinnen.

Von Athen gelangt man nach jeder Richtung rasch auf das Land hinaus, und doch ist es in anderem Sinne ein weiter Sprung. Schon um dieses Gegensatzes willen müssen wir wohl von dem vergleichsweise Bekannteren ausgehen. Wir widmen daher zunächst eine Skizze der Stadt Athen, mit dem Vorsatze, jeden Anspruch auf Vollständigkeit den Reisehandbüchern zu überlassen.

Die Argonauten von North Liberty.

Erzählung
von
Bret Harte.

Fünftes Capitel.

Der letzte Klang des Ave-Maria war eben zwischen den Sprüngen und Rissen im Thurme der Missionscapelle von San Buenaventura verhallt. Die Sonne, welche am Tage, und in der That an jedem Tage, während der ganzen trocknen Jahreszeit über den rothen Ziegeldächern jener alten und gedeihlichen Ortschaft geglüht hatte, schien, indem sie unter den Horizont tauchte, noch einmal zu lächeln, bevor die südcalifornische Küste, ohne jede vorhergehende Dämmerung, in Dunkelheit versank. Die Oel- und Feigenbäume verloren sogleich ihre charakteristischen Umrisse in formlosen Massen von Schatten; nur die verbogenen Stämme der alten Birnbäume im Missionsgarten behielten ihre wunderliche Gestalt und bekamen etwas Gruseliges in der zunehmenden Nacht. Die Fichten rund herum schlossen ihre gedrängten Reihen, und eine kühle Brise, die, von der Küste herauf wehend, durch ihre Nadeln strich, trug den von des Tages Hitze gelösten Wohlgeruch in die Straßen.

Wenn einige Wahrheit in dem hier verbreiteten Glauben war, daß nämlich die Ave-Mariaglocke die Macht habe, jeden bösen Einfluß innerhalb ihres Klanggebietes um diese gefährliche Stunde auszuschließen und jede Verruchtheit fernzuhalten, so blieb er vermuthlich unwirksam in Bezug auf die neuerdings eingeführte Postkutsche von Monterey, welche zweimal die Woche genau um jene Stunde ihre Ladung lärmender, glücksuchender und mit Revolvern bewaffneter Reisenden durch die schläfrige spanische Stadt brachte. In der Nacht des 3. August 1856 hatte sie einen dieser Reisenden nicht nur gebracht, sondern an der Posada abgesetzt. Es war ein Mr. Ezekiel Corwin, früher in diesen Blättern bekannt als der Hausknecht des verstorbenen Squire Blandford von North Liberty, Connecticut, nun aber ein schlaues, praktisches, selbstzufriedenes und selbstüberzeugtes Mitglied der vorsichtigen späteren californischen Einwanderung. Als die Kutsche unter mehr oder weniger humoristischer Verhöhnung der Stadt und der Posada Seitens der außen sitzenden Passagiere weiterrasselte, ging er mit lässiger,

aber wohlerwägender Ueberlegung zu Mateo Morez, dem Wirthe. „Sollte wohl einer von Euren Leuten hier im Stande sein, mir das Haus von Dick Demoreſt zu zeigen — meint Ihr?“

Señor Mateo Morez fühlte sich zugleich verwirrt und gekränkt. Gekränkt, daß ihn ein Caballero seine Unwissenheit fühlen ließ; verwirrt, daß er nicht errieth, was derselbe wollte. Zwischen diese beiden Empfindungen lächelte er entschuldigend, aber ernsthaft und sagte: „No sabe, Señor. Ich habe nicht verstanden.“

„Noch habe ich,“ erwiderte Ezekiel, mit patronisirender Anerkennung seines langsamen Begriffsvermögens. „Ich vermuthe, daß Ihr nicht viel von einem Amerikaner seid. Ihr Leute solltet die Sprache lernen, wenn Ihr Hôtels halten wollt.“

Aber der Anblick eines Frauenzimmers ohne Taille, mit einem Shawl über Kopf und Schultern, das an der Hinterthür erschien, erregte seine Aufmerksamkeit. Sie sagte Mateo Etwas auf spanisch, worauf das gelbliche Weiß von Mateo's Augen in klugem Verständniß glänzte.

„Ah, posiblemente! Ihr fragt nach Don Ricardo Demoreſt?“

Mr. Ezekiel's Gesicht und Benehmen drückte bei dieser Eröffnung eine Mischung von dankbarer Neugier und etwas Verachtung aus. „Nun,“ sagte er, indem er um sich sah, wie wenn er die ganze Posada in sein Vertrauen ziehen wolle, „da oben in North Liberty, von wo ich komme, war er immer als Dick Demoreſt bekannt und pflegte keinen ausländischen Titel vor seinen Namen zu setzen. Es würde da nicht gegangen sein, denk' ich, unter freigeborenen Amerikanischen Bürgern, ebensowenig, als falsche Namen anzugeben vor Gericht, und, sollt' ich meinen, aus demselben Grunde. Doch man wird eingebildet und hochmüthig, wenn man weit von der Heimath ist, und nimmt Mienen an, wie ein Neger. Und so nennt er sich Don Ricardo — thut er?“

„Der Señor kennt Don Ricardo?“ sagte Mateo höflich.

„Wenn Ihr mich meint — allerdings, ja — ich darf wohl so sagen. Er war der besonders gute Freund eines Mannes, den ich gekannt habe, seit er nicht größer war als ein Grashüpfer.“

Ezekiel hatte Demoreſt in Wirklichkeit nur ein einziges Mal in seinem Leben gesehen. Er würde es verschmäht haben, zu lügen; aber buchstäbliche Genauigkeit war einem unwissenden Spanier gegenüber nicht wesentlich. Er nahm seinen Mantelsack auf; „ich denke, daß ich sein Haus finden kann, wenn es einigermaßen bei der Hand ist.“

Aber Señor Mateo gerieth wieder in eine höfliche Besorgniß. Das Haus Don Ricardo's war in der That nicht mehr als zwanzig Minuten weit entfernt. Es war sogar möglich, daß der Señor es über einer Mauer und einem Weinberge gesehen hatte, als er in den Ort kam. Aber es war spät — es war auch dunkel, wie der Señor selbst bemerken werde — und es gebe noch ein „Morgen“. Ja, morgen — das Haus werde immer an derselben Stelle sein. Mittlerweile wären Betten von wunderbarer Beschaffenheit in der Posada und ein Abendessen, wie ein Caballero es nur in seinem eigenen Hause bestellen könne. Gesundheit, Besonnenheit, Rücksicht auf sich selber — Alles weise deutlich auf morgen hin.

Was Ezekiel von dieser Rede verstand, übte keinen anderen Eindruck auf ihn, als das Anerbieten eines Wirthes, der einen Gast fangen will und mit dem man leicht fertig wird. Mit der Bemerkung, daß „Demoreſt's Hôtel" gut genug für ihn sei, und daß er es vorziehe, sich dorthin zu begeben, ging er die Stufen hinab, mit dem Reisesack in der Hand, und ließ Mateo ärgerlich, aber lächelnd hinter sich zurück.

„Ein Vieh mit einem Schweinskopf — ohne Zweifel," sagte Mateo gedankenvoll.

„Offenbar ein Räuber, mit der Leber eines Küchleins," erwiderte seine Frau.

Der Gegenstand dieser zweideutigen Kritik hörte glücklicherweise nichts mehr davon, sondern schritt verdrießlich den Weg zurück, welchen ihn die Postkutsche kurz zuvor gebracht hatte. Derselbe war schlecht gepflastert und in der Mitte gehöhlt von den ausgefahrenen Spuren eines Jahrhunderts schwerer, langsamer Ochsenwagen und dem Wasser, welches während der Regenzeit in ihnen floß. Die niedrigen Häuser zu beiden Seiten, mit hellen, kaneelfarbenen Ziegeln, welche sich von dem Dunkelbraun ihrer Mauern abhoben, hatten Thüren und Fenster, deren regelmäßige Umrisse durch langjähriges Abbröckeln so verwischt waren, daß sie aussahen, als ob sie von dem Erbauer erst nachträglich mit Spitzaxt und Stemmeisen hineingebrochen und von der sanften, hülfreichen Architektur der Vögel und Eichhörnchen vollendet worden seien. Aber diese Oeffnungen gewährten zuweilen vorüberziehende Bilder einer malerischen Vergangenheit in dem gelegentlichen Anblick eines spitzenbesetzten Kissens oder einer seidenen Bettdecke, gestreifter Vorhänge oder gefärbter Indianerzeuge; in dem Flattern eines reichgefältelten Unterrockes oder dem Auftauchen eines blumenbedeckten Kopfes oder der nachlässig lehnenden, von der Thür eingerahmten Gestalt eines Mannes, der weiße Sammethosen und einen carmoisinroth geränderten Ueberwurf trug, und dessen gebräuntes Gesicht in einer gelblichen Wolke von Cigarrettenrauch halb versteckt war. Trotz des herrschenden Halbdunkels nahmen Ezekiel's durchdringende und dreiste Augen alles dies mit einem überlegenen Wohlgefallen wahr, ohne daß er, nach Art der meisten kritischen Reisenden bemerkte, in welch' häßlichem Gegensatz dazu sein eigner langer unförmlicher Nankingrock, sein steifer, halbgeistlicher brauner Strohhut, sein Wisch von geblümtem Muslinhalstuch, seine staubigen Stiefel, sein schmählicher Mantelsack und sein zottiger Ziegenbart standen. Einige sahen ihn an mit einem Ausdruck ernster. bescheidener Verwunderung. Ob sie in ihm die Ankunft einer Civilisation erkannten, welche bestimmt war, ihr eignes unwissendes, leidenschaftliches, farbenreiches Leben durch nüchterne Klugheit und harte praktische Verbesserungen zu ersetzen, ließ sich nicht sagen. Er schritt tapfer weiter. Als er an der niedrigen Bogenthür der Missionskirche vorbeikam und ein mattes Licht aus den Seitenfenstern schimmern sah, da fühlte er in der That ein schwaches menschliches Verlangen, hineinzugehen und in seiner eigenen Person diesem abgöttischen Aberglauben mit einigen glücklich gewählten Fragen entgegenzutreten, welche dem ausübenden Geistlichen und seiner Gemeinde höchst unangenehm sein sollten. Doch er widerstand, theils in der Hoffnung, einem dieser Götzendiener auf seinem Wege zum Abendsegen zu begegnen und ihm dann, unter dem Vorwande, ein Fremder zu sein, der Belehrung

sucht, einige tüchtige Wahrheiten zu sagen; theils, weil er sein Herz später gegen Demoreſt ausschütten konnte, von dem er gar nichts Anderes voraussetzte, als daß er mit Annahme eines spanischen Namens und Titels zugleich auch katholisch geworden sei.

Es war ganz dunkel geworden, als er die lange Mauer erreichte, welche Demoreſt's Gehöft umgab. Die Mauer selbst erregte seinen Unwillen, nicht nur, weil sie eine Ausschließlichkeit andeutete, welche für den Einwanderer aus einem freien Staate höchst verwerflich schien, sondern auch, weil er, Ezekiel Corwin, den Eingang nicht finden konnte. Als er endlich damit zu Stande gekommen, sah er sich vor einer eisernen Thüre, die glücklicherweise offen war, aber dennoch einen beleidigenden Ausdruck von Feudalismus und tyrannischem Eigenthumsrecht hatte. Er ging hindurch und trat in eine Allee von Bäumen, welche in der Dunkelheit kaum zu unterscheiden und deren geheimnißvolle Gestalten und gefiederte Büsche ihm unbekannt waren. Zahllose Gerüche, ebenso unbestimmt und seltsam, waren schwer in der Luft; fremdartige und zarte Pflanzen erhoben sich undeutlich zu beiden Seiten, und ungeheure Blüthen, wie geisterhafte Gesichter, schienen aus dem Schatten nach ihm zu lugen. Einen Augenblick unterlag Ezekiel einer ganz unnützen Empfindung von Schönheit, indem er sich der sorglosen Verschwendung einer Natur hingab, welche derjenigen von North Liberty so wenig glich. Aber im nächsten Augenblicke kam er wieder zu sich selbst, mit der Ueberlegung, daß dies wahrscheinlich sehr ungesund sei, und verdrießlich näherte er sich dem Hause. Es war ein langes, einstöckiges Gebäude, dem Anscheine nach ganz Dach, Weinlaub und Veranda. Alle Fenster und Thüren waren offen; zwei oder drei Hängematten schaukelten sich zwischen den Säulen; die Bambusstühle und Sitze waren leer; seine schweren Fußtritte im Flur hatten keinen Diener herbeigerufen; nicht einmal ein Hund hatte bei seiner Ankunft im Hause gebellt. Es war kein gutes Zeichen.

Er setzte seinen Mantelsack in der Veranda nieder und betrat die breite Halle, in welcher eine altmodige Laterne auf einem Ständer brannte. Auch hier waren die Thüren der verschiedenen Gemächer offen und diese selbst leer von Bewohnern. Dem forschenden Geiste Ezekiel's bot sich also eine Gelegenheit, welche dieser nicht versäumte. Er nahm die Laterne vom Ständer und untersuchte die verschiedenen Zimmer, die Möbeln, die Betten und sogar die kleinen Gegenstände, die auf den Tischen und Caminsimsen lagen. Als er die Runde vollendet hatte — einschließlich eines Corridors, der auf einen dunklen Hof führte — kehrte er zur Halle zurück und setzte die Laterne wieder an ihren Platz.

„Nun," sagte eine Stimme in seinem eigenen heimathlichen Dialekt, „ich hoffe, es gefällt Ihnen?"

Ezekiel war überrascht, aber nicht aus der Fassung gebracht. Was er im Schatten für ein Bündel von Kleidungsstücken gehalten hatte, die auf dem Flur der Veranda lagen, war die ausgestreckte Gestalt eines Mannes, der sich nun in sitzender Stellung erhob.

„Was das betrifft," erwiderte Ezekiel gedehnt, mit unverminderter Selbstbeherrschung, „ob es mir gefällt oder nicht, ist bloß eine Frage zwischen guten Manieren und ehrlicher Meinung. Bettler dürfen nicht wählerisch sein und

vorübergehende Besucher, wie ich, nicht immer ihre Ansicht aussprechen. Aber wenn Sie zu sagen meinen, daß mit allen Thüren und Fenstern auf und Alles umherliegend und die Vorsehung versuchend, Sie sich nicht glücklich preisen dürfen, einen Mitbürger eintreten zu sehen, statt eines mexikanischen Diebes, so stimm' ich mit Ihnen nicht überein — das ist Alles."

Der Mann lachte kurz und stand auf. Trotz seines sorglos umgeworfenen, aber malerischen mexikanischen Gewandes erkannte Ezekiel doch Demoreſt sogleich wieder. Er war älter geworden, und die Sorge hatte an ihm gezehrt. Das sanftere, die Sinnlichkeit befördernde Klima hatte vielleicht seiner Gestalt eine Schwere und seinem Benehmen eine Bedachtsamkeit mitgetheilt, die seiner früheren kräftigen Energie nicht ähnlich sahen.

„Das sagt mir nicht, wer Sie sind und was Sie wollen," versetzte er kalt.

„Gut denn, ich bin Ezekiel Corwin, von North Liberty, der früher bei meinem Freund, und ich darf sagen — da ich sehe, wie die Freundschaft in Verwandtschaft umgetauscht ward — Ihrem auch war — bei Squire Blandford."

Ein leichter Schatten glitt über Demoreſt's Gesicht. „Ich erinnere mich Ihrer nicht," sagte er ungeduldig; „und was weiter?"

„Sie erinnern sich meiner nicht, das ist wohl möglich," erwiderte Ezekiel, gleichmüthig, indem er seinen struppigen Kinnbart mit drei Fingern kämmte; „ob es aber natürlich ist, in Anbetracht der Umstände, unter denen wir uns zuletzt begegneten, ist eine Sache der Meinung. Sie kriegten mich dazu, das Pferd aus dem Stalle zu holen, und spannten es dann selbst an den Wagen in jener Nacht, in welcher Squire Blandford von Haus ging und niemals wiederkam. Es stellte sich allerdings bei weiterer Nachforschung heraus, daß Pferd und Wagen von dem Hôtel fortjagten und daß Sie nach Warnboro in einem Schlitten fuhren; und die Meinung ist, daß der arme Squire Blandford Pferd und Wagen irgendwo angehalten haben, hineingesprungen, weitergejagt und über die Brücke gestürzt sein muß. Aber da ich Ihre Verwandtschaft mit Beiden, Squire und Mrs. Blandford, kenne und die Umstände in Erwägung zog, so dachte ich, Sie müßten sich meiner erinnern."

„Ich hörte davon in Boston, einen Monat später," sagte Demoreſt trocken; „aber ich glaube nicht, daß ich Sie wiedererkannt haben würde. So waren Sie der Mann, der mir den Wagen gab! Nun, ich hoffe, man hat Sie deswegen nicht fortgeschickt."

„Nein," sagte Ezekiel mit unzerstörbarem Gleichmuth, „Joan würde das nicht zugelassen haben, in Anbetracht, daß ich sie schon kannte, als sie noch Diakon Salisbury's Tochter war. Sie wußte auch gut genug, wer ich sei, als ich sie vor ein paar Tagen in Frisco traf."

„Haben Sie Mrs. Demoreſt schon gesehen?" sagte Demoreſt mit plötzlicher Lebhaftigkeit. „Warum sagten Sie das nicht gleich?" Es war wunderbar zu beobachten, wie rasch sein Antlitz sich von einer ernsthaften Erregung aufhellte, welche dennoch nicht ohne eine Beimischung unerklärbaren Mißbehagens war. Dem schlauen Ezekiel entging das nicht, und er bemerkte, daß dieser Ausdruck so durchaus ungleich der unwiderstehlichen Herrschermiene des Mannes von vor fünf Jahren, als er verschieden war von der zerstreuten Schwerfälligkeit des Mannes von vor fünf Minuten.

„Ich denke, Sie haben mich nicht gefragt," gab er kühl zurück. „Joan sagte mir, wo Sie seien, und da ich hier herum Geschäfte habe, so meinte sie, ich möge vorsprechen."

„Ja, ja — selbstverständlich, Mr. Corwin; bin erfreut, daß Sie's thaten", erwiderte Demorest freundlich, aber ein wenig nervös. „Und Sie haben Mrs. Demorest gesehen? Wo war es und wie sah sie aus? So hübsch wie immer?"

Aber der kalt am Buchstaben haltende Ezekiel ließ sich nicht auf das Gebiet einer feineren und zweideutigen Unterhaltung verlocken. Er ging sogar so weit, der Ueberlegung zu spotten, als er antwortete: „Ich habe Joan Salisbury gekannt, als sie gesünder aussah und, so weit ich urtheilen kann, ihrer Herkunft und Vernunft im Allgemeinen mehr Ehre machte; und ich weiß auch die Zeit," fuhr er fort, indem er seinen Bart wieder gedankenvoll kämmte, „wo sie zu arm war, um sich die Seide und den Atlas, den Besatz, Putz und sonstige Eitelkeiten anzuschaffen, in denen sie nun einhergeht, und das war zu Squire Blandford's Zeit, sollt' ich denken. Was ihr Aeußeres anbelangt, so ist das Geschmackssache. Sie halten sie für hübsch, und ich glaube, die Burschen, die in Frisco um sie herumschwärmten, thaten das auch, oder sie glaubte wenigstens, daß sie es thäten."

„Sie sind auf Ihre Stadtleute nicht gut zu sprechen, Mr. Corwin," sagte Demorest mit einem gezwungenen Lächeln; „aber was kann ich für Sie thun?"

Nun war die Reihe an Ezekiel's Gesicht, sich aufzuheitern oder vielmehr gleich einem kalten, leidenschaftslosen Spiegel, der plötzlich einen Riß bekommen hat, in verschiedene komische, aber verzerrte Wiedergaben der Person, die vor ihm steht, zu zerbrechen. „Stadtleute sollten sich durch andere Stadtleute nicht zum Besten haben lassen, Mr. Demorest; wenigstens ist das nicht meine Vorstellung von gutem Benehmen. Aber da ich sehe, daß Ihnen darum zu thun ist, will ich Ihnen mein Geschäft nicht vorenthalten. Ich bin der einzige Agent der siebzehn Patent-Medicin-Eigenthümer in Connecticut, welche durch die Firma Dilworth und Dusenberry in San Francisco repräsentirt werden. Mag sein, daß Sie von demselben bereits früher gehört haben, Droguisten und Importeure, Nummer Eins. Nun wohl, ich will denselben in diesen umnachteten und ungesunden Districten ein Feld eröffnen, da ich einen Contract für den ganzen Staat habe, besonders hinsichtlich Wozun's indischer Universal Panacee; sie heilt jedes Leiden und ist nach einem Recept gemacht, welches ein Indianerhäuptling dem Großvater des Dr. Wozun gab. Dieser Sack — mit Ausnahme von einem Dutzend Papierkragen und Strümpfen — enthält nichts als Proben. Das bin ich, Ezekiel Corwin — einziger Agent für Californien, und das ist meine Sendung."

„Sehr gut, aber sehen Sie, Corwin," sagte Demorest, mit einem leichten Anflug seiner ehemaligen überlegenen Weise, „ich würde Ihnen rathen, ein wenig mehr Vorsicht anzunehmen und etwas weniger kritisch in Ihren Reden mit den Leuten dieser Gegend zu sein, oder ich fürchte, Sie würden Ihrer Panacee bald selbst bedürfen. Bessere Männer sind in meiner Gegenwart für nicht halb so viel niedergeschossen worden, als Sie sich herausnehmen."

„Mir scheint, Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen," versetzte Ezekiel ruhig; „denn es ist gerade die Halbheit, die sich nicht bezahlt. Ich bin im Allgemeinen dafür, mich ganz auszusprechen, und ich thu's auch. Was ist

die Folge? Nun, wenn die Leute finden, daß ich mich nicht scheue, meine Meinung über ihre Angelegenheiten zu sagen, so sind sie überzeugt, daß ich auch über meine eigenen keine Unwahrheit vorbringe. Die Leute haben kein Gefallen an dem Manne, der vor ihnen kriecht, sei's nun, daß es sich um den Verkauf von einer Schachtel Pillen oder einen Grundsatz handelt. Wenn sie merken, daß Ezekiel Corwin nicht lügt, um sich bei ihnen in Gunst zu setzen, so sind sie auch geneigt zu glauben, daß er ihnen über Jones' Bitteren oder Wozun's Panacee nichts vorlügt. Ich bin nun ungefähr vierzehn Tage unterwegs und habe noch nicht bemerkt, daß der Originalstil der Unabhängigkeit, welchen Ezekiel Corwin eingeführt hat, irgend Jemanden Schaden gethan oder sich nicht bezahlt hätte."

Und er sagte die Wahrheit. Dieser bemerkenswerth unangenehme und unhöfliche Mann hatte die sonst so verschlossenen Bewohner von Hanley's Ford durch seine Dreistigkeit in eisiges Erstaunen versetzt und ihnen eine ganze Factur der Panacee verkauft, ehe sie noch wieder zu sich selber gekommen; er hatte die Bürger von Chipitas dermaßen beschimpft, daß sie ihm einen ausgedehnten Auftrag in Bitteren ertheilten und die von Hayward's Creek nicht eher verlassen, als bis sie ihm eine genügende Quantität von Burne's Pillen abgenommen hatten — allerdings mit gespannten Revolvern in ihrer Hand.

In früherer Zeit würde Demorest über seines Gastes Keckheit sich amüsirt oder sie mit seinem ehemaligen gebieterischen Wesen bekämpft haben; jetzt aber blickte er ihn nur dumpf an, als ob er seinem Einfluß unterliege. Die beiden Männer schienen den Charakter vertauscht zu haben, seitdem sie zuletzt einander begegnet, und als Ezekiel sagte: „Ich denke, Sie weisen mir das Zimmer an, in welchem ich meine Habseligkeiten unterbringen kann," erwiderte Demorest eilig: „Ja, gewiß," und schritt, seines Gastes Mantelsack aufnehmend, ihm durch die Halle voran zu einem der Gemächer.

„Und so halten Sie sich ein Pack müßiger Götzendiener, die das Haus selber für sich sorgen lassen, während sie geschnitzte Bilder anbeten?" sprach Ezekiel, welcher die Gelegenheit ergriff, seine Meinung zu sagen.

„Wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, Mr. Corwin," versetzte Demorest trocken, „so waren Sie in jener Nacht, als ich Mr. Blandford bei der Heimkehr von seiner Reise begleitete, in der Kirche, und er mußte sein Pferd selber in den Stall bringen."

„Aber das war der Sabbath — der siebente Tag der heiligen zehn Gebote," erwiderte Ezekiel.

„Und hier beschränkt sich der Sabbath nicht auf einen einzigen Tag, um dem Herrn zu dienen," sagte Demorest.

Ezekiel blickte unter seinen weißen Wimpern auf Demorest's gedankenvolles Gesicht. Seine schlimmsten Befürchtungen schienen bestätigt zu sein. Demorest war offenbar ein Papist geworden. Aber dieser machte jeder theologischen Auseinandersetzung ein Ende, indem er plötzlich fragte: „Sagte Mrs. Demorest nicht, wann sie heimzukehren gedächte?"

„Sie ließ zwar ein Wort fallen, als ob sie morgen kommen werde; jedoch —" fügte Ezekiel zweifelnd hinzu.

„Nun was?"

„Bei den Eitelkeiten des Lebens, an denen sie sich ergötzt, in der Gesellschaft, zu der sie sich hält, scheint es mir, daß sie keine Eile habe," gab Ezekiel zur Antwort.

Der Eintritt Manuel's schnitt jede Erwiderung von Seiten Demoreſt's ab, und nachdem er seinem Diener einige Anweisungen auf Spanisch ertheilt hatte, überließ er seinen Gast sich selber.

Er wandelte nach der Veranda mit derselben dumpfen Eingenommenheit, die, wie Ezekiel schon bemerkt, so verschieden von seiner alten, bestimmten Weise war, und schaute eine Weile zerstreut in den dunklen Garten. Die seltsamen und geheimnißvollen Gestalten, welche sogar auf den praktischen Ezekiel Eindruck gemacht hatten, waren in dem schwachen Licht des aufsteigenden Mondes noch gespenstischer und geisterhafter geworden.

Welche Erinnerungen, durch seinen rauhen Gast heraufbeschworen, schienen in dieser träumerischen Unwirklichkeit Form und Umriß anzunehmen!

Er sah seine Gattin wieder vor sich stehen, wie sie in jener Nacht in ihrer Mutter Haus gestanden hatte, mit dem weißen Tuch um den Kopf und dem weißen Gesicht ihn anflehend, zu entfliehen; er sah sich selbst wieder durch den jagenden Sturm nach Warnboro eilen und den Zug erreichen, der ihn rasch und sicher meilenweit forttrug — in jener Nacht, in welcher ihr Gemahl in dem geschwollenen Strom umkam. Er erinnerte sich, mit welchen seltsam gemischten Empfindungen er die Nachricht von Blandford's Tod gelesen hatte und wie der Verlust seines alten Freundes in den Gedankenverbindungen vergessen ward, hervorgerufen durch sein seltsames Zusammentreffen in derselben Nacht mit dem geheimnißvollen Weibe, welches er liebte. Er erinnerte sich, daß er niemals im Traume sich hatte einfallen lassen, wie nah und verhängnißvoll diese Gedankenverbindungen waren, und wie er sein Versprechen gehalten hatte, sie ohne ihre Erlaubniß nicht eher als sechs Monate nachher aufzusuchen; wie sie dann eine Zusammenkunft anberaumte und ihm die ganze Wahrheit enthüllte. Er sah sie jetzt, wie er sie damals gesehen hatte, schöner und bezaubernder als je zuvor in ihrem schwarzen Anzug, die nachdenkliche Anmuth unterdrückten Schmerzes und zurückgehaltener Leidenschaft in ihrem zarten Antlitz. Er erinnerte sich auch, wie das erschütternde Geständniß, durch welches er erfuhr, daß sie seines alten Freundes Weib gewesen, ihre Reinheit und ihren Schmerz und das Gefühl seiner eigenen Unbesonnenheit nur noch zu steigern schien, und wie es Alles, was an Ritterlichkeit, Edelmuth und Zärtlichkeit in seiner Natur war, aufgeregt hatte, die ganze Verantwortlichkeit dieses an sich unschuldigen, aber bloßstellenden Handels auf seine Schultern zu nehmen. Er konnte sich keiner Treulosigkeit gegen Blandford beschuldigen; er hatte niemals vermuthet, daß das eigenthümliche scheue Mädchen dessen Weib sei; er glaubte jetzt sogar in aller Aufrichtigkeit, daß er sie, wenn er es auch nur in jener Nacht gewußt, nicht wieder gesehen haben würde. Er war sehr thöricht gewesen und hatte dieses arme Weib zur Theilnehmerin seiner Thorheit gemacht; aber unehrenhaft oder verrätherisch in Gedanken oder That war er nicht gewesen. Wenn Blandford noch lebte, selbst er würde das zugestehen. Aber wie Schuldbewußtsein empfand er, daß der Tod

Blandford's ihm nicht unerwünscht gekommen, und seines Weibes religiöse Ueberzeugung von der errettenden Gnade der Prädestination vermochte nicht, ihn zu beruhigen.

Sie hatten sich still verheirathet, nachdem zwei Jahre ihrer Wittwenschaft vergangen waren. Seine früheren Beziehungen zu ihrem Gemahl und die beschränkten Verhältnisse, in welchen Blandford sie zurückgelassen, hatten sie in den Augen von North Liberty hinreichend für diese sonst etwas weltliche Verbindung entschuldigt. Auf Anregung der Frau, „das Leben neu zu beginnen," waren sie nach Californien ausgewandert; denn sie hatte nicht angestanden, diese Entfernung von Allem, was sie früher umgab, zum Grunde wie zur Bedingung ihrer Heirath zu machen. Sie wollte die Welt sehen, von welcher Demoreſt ihr ein vorüberziehender Blick gewesen; wollte sich, unter seinem Schutz, über die Schranken ihrer gefesselten Jugend ausdehnen. Er hatte diese alte spanische Besitzung mit dem nahen Weinberg und den außenliegenden, meilenweit mit Vieh bedeckten Prärien gekauft, theils aus jener seltsamen, widerspruchsvollen Vorliebe für friedliche Landwirthschaft, die Männern nach einem unruhigen Vorleben eigen zu sein pflegt, und theils um ihrem zunehmenden und fieberischen Verlangen nach Abwechselung und Aufregung einen Zügel anzulegen. Er hatte sich zuerst mit einer fast väterlichen Zärtlichkeit an ihrem kindischen und harmlosen Entzücken über die Welt ergötzt, deren er längst überdrüssig geworden und die um ihretwillen aufzugeben er gern seine Vorbereitungen getroffen. Als aber Monate und selbst Jahre verflossen waren, ohne daß ihr Geschmack an solchen Vergnügungen sich anscheinend verringert hatte, versuchte er mit einigem Unbehagen, ob er nicht selbst wieder Gefallen daran finden könne und verbrachte zehn Monate mit ihr in der chaotischen Freiheit des Hôtellebens von San Francisco. Aber zu seinem Verdruß fand er, daß sie ihn nicht mehr zerstreuten; zu seinem Schrecken entdeckte er, daß diese leichten Galanterien, mit welchen er seine Jugend vertändelt und in welchen er nichts Unrechtes gesehen, ihm unerträglich waren, wenn sie seiner Frau dargebracht wurden, und er zitterte zwischen Unruhe und Unwillen beim Anblick dieser Abbilder seines früheren Selbst, welche er in Gaststuben, Theatern und öffentlichen Fahrgelegenheiten traf. Das nächste Mal, als sie Freunde in San Francisco besuchte, begleitete er sie nicht. Obwohl er an sich selbst erfahren, daß sie die Kraft besaß, stärkeren Versuchungen zu widerstehen, wollte er sich doch nicht der Unannehmlichkeit aussetzen, dabei gegenwärtig zu sein. In ihrer Abwesenheit traute er ihr völlig; seine dürftige Einbildungskraft beschwor kein störendes Bild von Möglichkeiten herauf, welche das überschritten, was er thatsächlich wußte. Auf die Fragen, die er eben an Ezekiel gerichtet, erwartete er nicht, irgend etwas mehr zu erfahren. Sogar seines Gastes unerfreuliche Bemerkungen fügten keinen Stachel hinzu, den er nicht vorher schon gefühlt.

Mit diesen Gedanken, welche Ezekiel's unerwartete Ankunft unter seinem Dach hervorgerufen hatte, fuhr er fort, übel gelaunt in den Garten zu blicken. In der Nähe des Hauses standen zerstreut verschiedene seltsame Arten von Cactus, welche alle Aehnlichkeit des Pflanzenwuchses verloren zu haben schienen und das rohe Gleichniß von Thier- und Menschengestalten angenommen hatten. Ein hoch-

schultriges Exemplar, zum Theil im Schatten verborgen, hatte den Anschein eines Mannes mit einem Mantel oder einer „Serape," links übergeworfen. Als Demoreſt's wandernde Augen zuletzt feſt darauf geheftet blieben, bildete er ſich ein, er könne die ſchwachen Umriſſe eines bleichen Geſichtes unterſcheiden, deſſen unterer Theil von den Falten der Serape verhüllt war. Unzweifelhaft war da die Stirn, die Bogenlinie der ſchwarzen Augenbrauen, der Schatten einer Naſe, und ſogar, als er aufmerkſamer hinſah, ein Schimmer der Augen, die ſich zum Mond emporwandten. Ein plötzlicher Schauer ergriff ihn. Es war eine ſchreckliche Vorſtellung, aber es ſah aus, wie das Todtenantlitz Eduard Blandford's ausgeſehen haben mochte! Er riß ſich los und eilte die Stufen der Veranda hinab. Ein leichter Wind bewegte die langen Blätter und Ranken eines Weinſtocks, der dicht neben ihm ſtand, und ſandte eine ſchwache Bewegung durch den Garten. Er erreichte den Cactus; die phantaſtiſche Maſſe desſelben ſtand deutlich vor ihm, aber nichts mehr.

„Wohin laufen Sie?" fragte Ezekiel's forſchende Stimme von der Veranda.

„Mich dünkte, ich ſah Jemanden im Garten," erwiderte Demoreſt ruhig, nachdem er ſich von der Sinnestäuſchung überzeugt, „aber es war ein Irrthum."

„Mag ſein und mag auch nicht ſein," ſagte Ezekiel trocken. „Nichts iſt vorhanden, was am Eintritt hindern könnte. Es iſt nur ein Wunder, daß Sie von Dieben und dergleichen nicht überlaufen ſind."

„Meine Dienerſchaft pflegt ſonſt ſchon aufzupaſſen," verſetzte Demoreſt ſorglos.

„Wenn ſie von derſelben Gattung ſind wie Manuel, ſo würde ich ebenſo gern auf der Landſtraße wohnen. Und wenn's Ihnen einerlei iſt, ſo will ich dieſe Nacht an meine Thür und Fenſter einen Patentverſchluß legen — ich reiſe niemals ohne ſolchen." Da er ſah, daß Demoreſt nur die Schultern zuckte, ohne Etwas zu antworten, fuhr er fort: „Nicht weit von hier, wie ich gehört habe, ſoll ſich das Hauptquartier einer Bande von Viehdieben befinden. Der Kutſcher des Poſtwagens ging ſo weit, zu ſagen, daß einige der hohen und vornehmen Herren hier herum mehr davon wiſſen, als ſie für gut halten, einzugeſtehen."

„Das iſt einfach ein Garn für Gimpel," erwiderte Demoreſt verächtlich. „Ich kenne alle Beſitzer von Prärieland auf zwanzig Meilen in der Runde, und dieſe haben nicht weniger Vieh und Pferde verloren, als ich ſelber."

„Ich möchte doch wiſſen!" ſagte Ezekiel mit finſterer Theilnahme. „Sie haben alſo ſchon beträchtliche Verluſte gehabt, eh? Ich denke, ſolches Vieh iſt werthvoll — was glauben Sie, um wie viel man Sie gebracht und geſchädigt hat? "

„Drei oder viertauſend Dollar, ſollt' ich denken, Alles zuſammen," erwiderte Demoreſt kurz.

„So geben Sie nichts darauf, daß man allgemein behauptet, die Bande werde ausgerüſtet und beſchützt von einigen der vornehmſten Männer in Friſco?" ſagte Ezekiel.

„Nicht viel," erwiderte Demoreſt; „wenn man indeſſen an dieſe Albernheit glauben will, welche von den kleinen Dieben ſelbſt erfunden worden iſt, um ihre

Bedeutung zu erhöhen und ihre Straflosigkeit zu sichern — meinetwegen! Aber hier ist Manuel, um uns zu sagen, daß das Abendessen bereit sei."

Demorest ging zum Corridor und Hofraum voran, in welchen Ezekiel wegen dessen Dunkelheit und Einsamkeit nicht gedrungen war, welcher nun aber mit einer ganzen Dienerschar beiderlei Geschlechts bevölkert schien. Am Ende eines langen und niedrigen getäfelten Zimmers war ein Tisch mit Eierspeisen, Kuchen, Chocolade, Trauben und Melonen besetzt, und ein halb Dutzend aufwartender Bedienten stand ernst um denselben herum. Der Umfang des Zimmers, welches in Ezekiel's Augen so groß war wie die Kirche in North Liberty, das verschwenderische Mahl, die sechs Bedienten für den Wirth und dessen einzigen Gast, machten einen tiefen Eindruck auf ihn. Moralisch empört über diese feudale Entfaltung von Aufwand, war er, der sich sogar geweigert, dem Diener in Blandford's Haus bei Tisch aufwarten zu helfen und sein einsames Mahl immer auf der Küchenanrichte eingenommen hatte, doch nicht darüber erhaben, eine ganz erkleckliche Befriedigung zu empfinden, daß er mit dem Freunde seines früheren Herren zusammen saß und von dem Gesinde bedient ward, welches er verachtete. Den aufgetragenen Lebensmitteln, von denen Demorest nur wenig nahm, sprach Ezekiel herzhaft zu, namentlich den Früchten, welche Jener überhaupt nicht berührte. Da er wahrnahm, wie die Augen der Diener in Verwunderung auf den seltsamen Gast geheftet waren, welcher eben eine zweite Melone verspeist hatte, konnte Demorest die Bemerkung nicht unterlassen, daß er bei den Eingeborenen seinen Credit als Arzt verlieren würde, wenn er von solch' öffentlichen Schaustellungen seines Appetits nicht abstände.

„Wie so?" fragte Ezekiel.

„Sie haben hier ein Sprüchwort, daß Früchte Gold sind am Morgen, Silber am Mittag und Blei am Abend."

„Das mag sein für einen trägen Magen," sagte Ezekiel, ohne eine Miene zu verziehen. „Wenn sie sich aber erst einmal durch Jones' Bitteren und harte Arbeit gekräftigt haben, so werden sie für unseres Herrgotts natürliche Gaben zu jeder Zeit dankbar sein."

Die Cigarrette, welche Demorest ihm anbot, lehnte er ab, nahm dafür aber mit allem Bedacht und zum großen Erstaunen der Dienerschaft ein Priemchen Tabak aus einer Zinnschachtel, die er bei sich trug, und begleitete seinen Wirth wieder zur Veranda, wo er, seinen Stuhl zurücklehnend und seine Füße auf das Gitter setzend, sich einer ungewohnten und schweigenden Betrachtung hingab.

Die Stille ward endlich von Demorest unterbrochen, welcher, halb ausgestreckt auf einem Divan, ein- oder zweimal nach dem mißgestalteten Cactus geblickt hatte.

„Ward irgend eine weitere Spur von Blandford entdeckt, seitdem wir die Vereinigten Staaten verlassen haben?"

„Daß ich nicht wüßte," versetzte Ezekiel gedankenvoll. „Die letzte Meinung war, daß er das Pferd wieder in seine Gewalt bekommen, nachdem er die Brücke passirt, und daß er es hier herum gekriegt hatte, denn es waren Eindrücke von Wagenrädern im Schnee auf der anderen Seite; daß er sich nun aber fürchtete, dem Pferd oder der Brücke zu trauen, und daß, als er es am Zügel hinüber-

zuführen versuchte, die Brücke zusammenbrach, und er mit den Trümmern versank und stromab trieb. Dadurch würde sich erklären, daß man seinen Leichnam nicht fand; es wird erzählt, daß Sparren von der Brücke, sechzig Meilen weit, an der Küste, wo der Fluß mündet, aufgelesen wurden. Das ist ungefähr die letzte Meinung, die sie davon in North Liberty hatten." Er machte eine Pause, und nachdem er in einem Bogen über das Gitter gespieen und die Lippen mit dem Rücken seiner Hand abgewischt hatte, setzte er langsam hinzu: „Es gibt noch eine andere Meinung — aber das ist nur meine eigene. Wenigstens habe ich sie noch von keinem Anderen gehört."

„Und die wäre?" sagte Demorest.

„Sie ist nicht gerade schmeichelhaft für E. Blandford, Esq., und sie wird unangenehm für Sie sein."

„Ich denke nicht, daß Sie gewohnt sind, durch solche Kleinigkeiten sich vom Sprechen abhalten zu lassen," sagte Demorest mit erzwungenem Lächeln; „was ist Ihre Meinung?"

„Daß gar kein Unglücksfall vorliegt."

„Kein Unglücksfall?" versetzte Demorest, indem er sich auf seinem Ellbogen erhob.

„Kein Unglücksfall," fuhr Ezekiel fort, „und was das betrifft, auch kein todter Körper."

„Was, zum Teufel, wollen Sie damit sagen?" rief Demorest, sich erhebend.

„Ich meine," sagte Ezekiel mit gewichtiger Ueberlegung, „daß E. Blandford, von der Winnipeg Fabrik, im März 1850 so dicht vor dem Bankerott stand, als irgend ein Mann kann, der nicht die Zahlungen schon eingestellt hat; daß er an dem Tage in Boston gewesen war, um sich einige Erleichterung zu verschaffen; daß es der alte Diakon Salisbury wußte und der Mrs. Blandford in den Ohren gelegen hatte, sie solle ihn bestimmen, auszuverkaufen und den Platz zu räumen; und daß er, in der Nacht, als er ging, ungefähr zweihundertundfünfzig Dollars in Banknoten mitnahm, die sie immer im Hause hatten, und Mr. Blandford in der Brusttasche eines seiner alten, im Schranke hängenden Ueberröcke versteckt zu halten pflegte. Ich meine, daß dieses Geld und dieser Ueberrock mit ihm fortgingen, wie Mrs. Blandford weiß; denn ich habe sie darüber sprechen hören. Und als seine Geschäfte abgewickelt und seine Schulden bezahlt, waren diese zweihundertundfünfzig Dollars, so glaub' ich, Alles, was übrig geblieben — und damit verschwand er. Es ist unangenehm für Sie, wie ich zuvor schon bemerkt; aber ich sehe nicht ein, was in aller Welt Sie sich darum zu kümmern brauchen. Wenn er um nicht mehr als zweihundertundfünfzig Dollars davon lief, so wird er nicht zurückkommen, bloß darum, daß Sie Joan geheirathet haben. Wenn er gewollt, so wäre er früher gekommen. Es ist unangenehm, wie ich bemerkt; doch die Unannehmlichkeit liegt nur in Ihrem Gefühl. Joan, glaub' ich, hat sich schon daran gewöhnt."

Demorest war zornig aufgesprungen. Aber schon im nächsten Augenblick überkam ihn hoffnungslos die völlige Unmöglichkeit, die zähe Moral dieses Mannes selbst durch Anwendung physischer Gewalt zu treffen. Ein derartiges Verhalten würde Ezekiel nur als die Wirkung seiner Macht, ihn, Demorest, zu

beunruhigen, erschienen sein und ihm mithin als Beweis für die Wahrheit seiner Meinung gegolten haben. Es hätte ihn ferner ermuthigen können, diese thörichte Geschichte weiter zu erzählen, mit seiner eigenen Deutung über die Art, wie Demorest sie aufgenommen. Und im Uebrigen war es nur Ezekiel's Meinung — eine Meinung, zu widersinnig, um sie nur einen Moment ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Blandford am Leben und ein kleinlicher Betrüger! Blandford noch auf der Erde, und sein Weib und Heim ruhig einem Anderen überlassend! Blandford, vielleicht eine schleichende, feige Nemesis, die sich, der Zukunft harrend, im Schatten barg — unmöglich! Es war wirklich genug, um ihn lachen zu machen.

Er lachte, wiewohl mit der unbequemen Empfindung, daß er wenige Jahre früher den Mann niedergeschlagen haben würde, der seines Freundes Andenken so verleumdet.

„Sie haben Ihr Gehirn mit Patent-Medicin-Circularen zu sehr angestrengt, Corwin," sagte er in seiner rauhen spöttischen Weise; „Sie haben Ihre Droguen und Bitteren mit Ihren Meinungen gemischt. Nach dieser Ihrer langen Rede müssen Sie trocken sein. Ich habe hier keinen Neu-England-Rum; aber ich kann Ihnen einen zehn Jahre alten spanischen Branntwein geben, der am Platze gemacht ist."

Während er sprach, nahm er eine Caraffe und ein Glas von einem Tische, welchen Manuel in die Veranda gestellt hatte.

„Ich glaube nicht," versetzte Ezekiel. „Es geht nun ins fünfte Jahr, daß ich ein vollständiger Mäßigkeits-Mann gewesen bin."

„In Allem, außer in Melonen und böser Nachrede über Ihre Nachbarn, nicht wahr?" sagte Demorest, indem er ein Glas des Getränkes einschenkte.

„Ich habe meine Ueberzeugungen," erwiderte Ezekiel, sanft abwehrend.

„Und ich habe die meinigen," sagte Demorest, indem er den Feuertrank auf einen Zug hinuntergoß; „und die sind, daß es verteufelt guter Stoff ist. Bedaure, daß Sie nichts davon nehmen können. Entschuldigen Sie mich nun für eine Weile; ich habe noch einen Ritt über die Prärie zu machen, um zu sehen, ob Alles in Ordnung ist. Das Haus steht zu Ihrer Verfügung, wie wir hier sagen; später sprechen wir uns noch."

Er entfernte sich mit einer leichten Uebertreibung von Sorglosigkeit. Ezekiel beobachtete ihn genau mit seinen farblosen Augen unter den weißen Wimpern. Als er gegangen war, untersuchte er das gänzlich geleerte Glas und, die Caraffe nehmend, schnupperte er kritisch an ihrem scharfen und starken Inhalt. Ein Lächeln befriedigter Schlauheit folgte. Es war ihm klar, daß Demorest trank.

Seiner Vorhersage zuwider kam indessen Mrs. Demorest am nächsten Tag an. Obwohl er aber mit derselben Kutsche Buenaventura verlassen sollte, welche sie an der Thür ihres Hauses abgesetzt, hatte er dieses bereits mit etlichen Empfehlungsbriefen Demorest's an verschiedene kleine Handelsleute im Ort und längs der Landstraße verlassen. Es war Demorest nicht unlieb, ihn vor der Ankunft seiner Gemahlin scheiden zu sehen und ihr dadurch die Unannehmlichkeit einer solchen Scene zu ersparen, wie er sie mit Ezekiel verlebt hatte. Auch wäre

es ihm nicht gerade erwünscht gewesen, einen Gast im Hause zu haben als Zeugen der Erklärung, die er von ihr vielleicht verlangen könnte, oder der Geständnisse, die möglicherweise nun offener und mehr gegenseitig sein mußten. Denn bei all' seiner tiefen Neigung für seine Frau, fürchtete Richard Demoreſt sie unbewußt. Der starke Mann, dessen Herrschaft über Männer und Frauen zugleich sein vorherrschendes Merkmal gewesen war, hatte das unerklärbare Gefühl irgend einer unerkannten Eigenschaft in dem Weibe, das er liebte. Er hatte es ein- oder zweimal in dem Ton ihrer Stimme, in einer Bewegung, deren er sich entsann und die ihn ehemals vielleicht entzückt, oder in einem Worte bemerkt, das sie zufällig hatte fallen lassen. Mit dem Edelsinn einer ursprünglich groß angelegten Natur hatte er den Gedanken von sich gewiesen, indem er ihn auf eine selbstsüchtige Schwäche seinerseits oder — schlimmer noch als Alles — auf eine Abnahme seiner Neigung zurückführte.

Er stand auf den Stufen, um sie zu empfangen. Wenige ihres Geschlechtes, welches dafür eine feine Schätzung besitzt, hätten von dem zärtlichen und rührenden Ausdruck seines Willkomms unbewegt bleiben können. Er hatte den gedankenvollen Blick, den man bei einigen Hunden und den Männern reizender Frauen sieht — die Neigung, welche im Voraus schon die Gleichgültigkeit verzeiht, welche zu erwarten sie gelernt hat. Sie ihrerseits nahte ihm lächelnd, der erhabenen Geduld, nicht geliebt zu sein, mit der nicht minder entsagenden Geduld, geliebt zu sein, begegnend und in dem tröstlichen Gefühl einer Tugend, die wohl lästig werden, niemals aber zu einem Selbstvorwurf führen konnte. Im Uebrigen war sie hübscher als je; die fünf Jahre eines Lebens, das mehr aus sich herausgegangen, hatten das längliche Oval ihres Gesichtes leicht gerundet, die Schläfen ausgefüllt und den Zwang von Mund und Kinn gelöst. Ein freundlicheres Klima hatte den Kreislauf beschleunigt, welchen North Liberty gehemmt, und die durchsichtige Schönheit ihres Teints mit beredtem Leben überhaucht. Es schien, als ob der lang verzögerte nordische Frühling ihrer Jugend plötzlich unter diesem milden Himmel in einen Sommer der Weiblichkeit aufgebrochen wäre; und doch blieb genug von ihrer puritanischen Bestimmtheit in Betragen, Bewegung und Gebärden, um ihre voller und reicher erblühte Kraft zu dämpfen und ihr eine gewisse Ruhe zu geben. In einer Gesellschaft hübscher Frauen, die mehr oder weniger von der Freiheit und Ausgelassenheit der Epoche beherrscht wurden, sah sie immer aus wie eine Dame.

Er nahm sie in seine Arme und hob sie halb auf die letzte Stufe der Verandatreppe. Sie wehrte sich leicht mit der ihr eigenthümlichen Bewegung, seine Handgelenke in ihre beiden Hände zu fassen und ihn mit einer Art unbeholfener Sprödigkeit von sich abzuhalten, und fast in demselben Tone, den sie fünf Jahre früher gegen Eduard Blandford gebraucht, sagte sie:

„So, Dick, es ist nun genug."

Sechstes Capitel.

Demoreſt's Traum von ein paar Tagen traulichen Alleinseins mit seiner Frau ward durch diese rasch zerstört . . „Ich bin zusammen mit Rosita Pico gereist, deren Vater, wie Du weißt, früher der Eigenthümer dieser Besitzung

war," sagte sie. „Sie ist heute Abend zu ihren Cousinen nach Los Osos Rancho gegangen, wird aber morgen zu einem Besuch hierherkommen. Sie kennt den Ort gut; in der That, sie hatte hier einmal eine kleine romantische Liebesgeschichte. Doch sie ist sehr amüsant. Es wird für uns eine kleine Veränderung sein," fügte sie naiv hinzu.

Demorest hielt einen Seufzer zurück, ohne daß jedoch sein gutmüthiges Lächeln verschwunden wäre. „Es freut mich Deinetwegen, Liebe. Ist sie nicht aber ein wenig flüchtig und coquett? Mich dünkt, ich hätte so gehört."

„Sie ist ein junges Mädchen, welches bittere Erfahrungen gemacht hat, und vielleicht nicht zu tadeln, daß sie es in solchen Zerstreuungen, als sie finden kann, zu vergessen sucht," erwiderte Mrs. Demorest, indem sie ein wenig in ihre alte Weise zurückfiel. „Ich kann ihre Gefühle vollkommen begreifen." Sie sah ihren Mann dabei ausdrucksvoll an, da es in letzterer Zeit eine ihrer Gewohnheiten geworden war, auf das Martyrium ihrer ersten Ehe und ihre Beziehungen zu Demorest vor derselben mit einer ruhigen Gleichgültigkeit anzuspielen, die fast Unzartheit zu nennen war.

Aber ihr Gemahl sagte nur: „Wie es Dir gefällt, Liebe," wobei er sich dunkel entsann, von Doña Rosita als der angeblichen Heldin eines vergessenen Romans mit irgend einem der früheren amerikanischen Abenteurer gehört zu haben, der inzwischen verschwunden war; und sich umsonst bemühte, die sentimentale Schilderung, die seine Frau von ihr entwarf, mit seiner eigenen Erinnerung an das muntere, hübsche spanische Mädchen zu vereinigen, das voll von Muthwillen war, aber gefährliche Augen hatte, und das er im Uebrigen nur ein einziges Mal gesehen.

Am nächsten Tage kam sie und flog mit einer langen Umarmung auf Joan zu, wobei sie dennoch Zeit fand, Demorest einen Blick lächelnden Wiedererkennens zuzuwerfen und ihn, über die Schulter seiner Frau hinweg, mit ihrem Fächer leicht zu berühren. Dann trat sie zurück und schien die ganze Veranda und den ganzen Garten mit einer zweiten Liebkosung ihrer Augen zu umfassen. „Ach — ja! Wie gut ich es kenne! Es ist Alles noch, wie es war. Unverändert, dasselbe!" Sie hielt inne, sagte Joan mit ihrem Blick Unaussprechliches, preßte den Fächer in eine Fülle von Rosen, die sie an ihrem Busen trug, als ob sie irgend eine lebhafte Erinnerung andeuten wolle, schüttelte das Haupt, sah plötzlich das ernste Gesicht Demorest's und rief: „Ach, dieser Schelm von Ehemann lacht über mich," und brach dann selber in ein reizendes Gelächter aus.

„Aber ich habe ja gar nicht gelacht, Doña Rosita," sagte Demorest, indem er, fast ohne zu wollen, traurig lächelte.

Sie machte eine kleine Grimasse, erhob ihre Ellbogen und zuckte leicht mit den Schultern. „Wie es ihnen beliebt, Señor. Aber sie ist gegangen, diese Leidenschaft — ja, was Sie dieses Gefühl von Liebe nennen könnten — gegangen, wie es kam." Sie fuhr mit den Fingern in die Luft, als ob sie die flüchtige und wandelbare Natur ihrer Neigungen versinnbildlichen wolle, und wandte sich dann wieder zu Joan, mit dem Rücken gegen Demorest.

„Bitte, fahren Sie fort, Doña Rosita," sagte er, „ich habe niemals die wahre Geschichte gehört. Wenn sich mit meinem Haus irgend ein Roman verknüpft, so möchte ich ihn kennen," fügte er mit einem leisen Seufzer hinzu.

Doña Rosita wandte sich mit einem forschenden kleinen Blick nach ihm um. „Ach, Sie haben Gefühl, und Sie," fuhr sie fort, indem sie Joan an den Armen ergriff, „Sie haben keins. Und es ist gut so; besser, als wenn die Frau das Gefühl hätte und der Mann nicht."

„Aber ich sterbe vor Ungeduld, die Geschichte zu hören," entgegnete Demorest, indem er zu lachen versuchte.

„Sie sehen so aus, Aermster! Aber Sie werden leben, bis wir uns ein andres Mal sehen," sagte Doña Rosita mit einer spöttischen Verbeugung und glitt mit Joan fort.

Das „andre Mal" kam schon am Abend, als die Chocolade in der Veranda gereicht ward und Doña Rosita, gegen die trockene, klare mondhelle Luft in eine Mantille gehüllt, auf der untersten Treppenstufe zu Joan's Füßen saß. Demorest, der den Einfluß der ruhelosen Fremden auf seine Frau mißtrauisch beobachtete und gewisse Heimlichkeiten zwischen ihnen bemerkt hatte, lehnte in halb resignirter Stimmung an einer Säule der Vorhalle. Joan, unter dem Schutze Rosita's, zündete sich eine Cigarrette an, und Demorest blickte zu ihr hin, indem er in ihrem voller entwickelten und belebteren Gesicht eine Erinnerung an das feine, bleiche Profil des puritanischen Mädchens wiederzufinden versuchte, welchem er zuerst in dem Eisenbahnzug von Boston begegnet war und auf dessen Wangen das schwache Morgenroth jenes nördlichen Klima's zu kommen und zu gehen schien mit seinen Worten. Da er zuletzt gewahr wurde, daß Doña Rosita's Augen ihn von unten her beobachteten, besann er sich mit einiger Anstrengung auf seine Pflicht als ihr Wirth und erinnerte sie galant, daß Mondlicht und die Stunde besonders geeignet für ihre Liebesgeschichte schienen.

„Ja, erzählen Sie," sagte Joan, „ich höre sie gern noch einmal."

„So kennst Du sie schon?" fragte Demorest überrascht.

Joan nahm die Cigarrette aus dem Munde, lachte verständnißvoll und tauschte einen vertraulichen Blick mit Rosita. „Sie erzählte sie mir vor einem Jahr, als wir uns kennen lernten," antwortete sie. „Nun fangen Sie nur an, Liebe."

Also ermuntert, begann Rosita, indem sie sich zuerst in Spanisch an Demorest wandte, welcher diese Sprache besser als seine Frau verstand, und dann wieder in ihr wunderliches Englisch zurückfiel, wenn sie zu Beiden redete. Wirklich, sie konnte kein Interesse für Don Ricardo haben, diese Geschichte von einer thörichten kleinen Spanierin und einem fremden Caballero. Demorest würde einschlafen, während sie erzählte, und heute Nacht zu seiner Frau sagen: „Mutter Gottes, warum hast Du diesen plappernden Papagei hierhergebracht, der immer nur von einer Sache spricht!" Aber sie wollte immer rund gehen, wie die Windmühle, ob Korn zu mahlen wäre oder nicht. Es sei vier Jahr her. Ach, Don Ricardo wisse nicht, wie das Land damals gewesen, als die ersten Amerikaner kamen, nun ist es ganz anders. Damals gab es keine Kutschen — in Wahrheit, man reiste sehr wenig, und immer zu Pferde, nur um seine Nachbarn zu besuchen. Und plötzlich, wie an einem Tage, war Alles verändert; fremde Männer waren auf den Landstraßen, man war erschreckt, man verschloß die Thüren und trieb die Pferde in den Corral. Man wußte damals nicht viel von den Amerikanern. Sie waren immer auf dem Marsch, immer, immer, rast-

los, nach den Goldfeldern hin, von den Goldfeldern her, andre Goldfelder suchend — niemals ausruhend, immer auf dem Marsch, zu Fuß und zu Pferd, in seltsamen Fahrzeugen — ziehend und wandernd, überall. Es benahm Einem den Athem. Alle, nur Einer nicht, — er hatte keine Eile, er zog nicht mit den Andren, er kam und blieb hier in Buenaventura. Er war sehr still, sehr höflich, sehr traurig und sehr bescheiden. Er war nicht gleich den Uebrigen und hielt sich fern von ihnen. Er kam hierher zu Don Andreas Pico und bat, ihm ein kleines Stück Land und die alte Hütte eines Hirten an der Landstraße für ein Geringes zu überlassen. Don Andreas würde ihm Beides umsonst oder eine bessere Wohnstatt gegeben, oder ihn ganz in das eigene Haus genommen haben; aber jener wollte nicht. Er war sehr stolz und scheu, nahm die Hütte, die nichts als ein Haufen Backsteine war, und lebte darin, obwohl ein Caballero, wie Sie selber. Bald lernte er reiten wie der beste Viehhirt, half Don Andreas die verlorenen Präriepferde wiederfinden und zeigte ihm, wie man die alte Mühle verbessern könne. Sein Stolz und seine Schüchternheit wichen allmälig, und er kam manchmal in dieses Haus. Und Don Antonio gewann ihn sehr lieb und seine Tochter, Doña Rosita — nun ja, freilich — „ein bischen".

Aber er hatte wunderliche Launen und Anfälle, dieser Amerikaner, und zu Zeiten würde man ihn für einen Verrückten gehalten haben, hätte man nicht geglaubt, es sei das in Amerika so Mode. Er konnte sehr freundlich und angenehm sein, wie Einer von der Familie mit den Kindern spielen, Don Antonio gute Rathschläge geben und für Doña Rosita eine — ja nun, sehr förmliche, sehr zurückhaltende Ergebenheit an den Tag legen. Und dann, ganz plötzlich, konnte er wie verwandelt sein, ohne ein Wort zu sagen oder eine Miene zu verziehen, das Haus verlassen, in wüthendem Galopp davon eilen und für eine Woche verschwinden. Das erste Mal, wo sich's ereignete, ward Doña Rosita durch sein Benehmen gekränkt und Don Antonio beunruhigt. Es war ein Abend wie dieser, und Doña Rosita lehrte ihn ein kleines Lied auf der Guitarre, als die böse Stimmung ihn überkam. Er zerriß die Guitarrensaiten wie Bindfaden, warf das Instrument zu Boden, erhob sich wie ein Bär und lief fort.

„Ich merke wohl," sagte Demorest halb ernsthaft, „Sie coquettirten mit ihm, und er war eifersüchtig."

Aber Doña Rosita schüttelte mit dem Kopfe, wandte sich ungestüm ab und sagte zu Joan: „Nein, es war Verschlagenheit, eine listige Posse. Als mein Vater sich in seiner Hütte nach ihm umsehen wollte, war er nicht darin. Und so jedesmal. Wenn er den Anfall hatte, ging er nicht nach Haus. Und erst viel später, als er gar nicht mehr zurückkam, sollten wir erfahren, was er während dieser Zeit gethan hatte. Und was denken Sie, daß es war? Ich werde es Ihnen sagen."

Sie setzte sich bequem zurecht, mit ihren vollen Ellbogen auf den Knieen und den Fächer in der Hand, und fuhr fort:

„Es war ein Jahr, seit er gegangen, und die Postkutsche wurde von Räubern angegriffen. Tiburcio, unser Hirt, war in dieser Nacht als Wächter auf der Landstraße, und er sah ihn! Er sah einen, zwei, drei Männer aus dem Walde kommen, alle mit Etwas vor den Gesichtern, und er war mit ihnen. Er hatte

nichts vor dem Gesicht, und Tiburcio erkannte ihn. Wir lachten über Tiburcio. Wir glaubten ihm nicht. Es schien uns unmöglich, daß dieser Señor Huanson —"

„Señor wer?" fragte Demorest.

„Huanson — Huanson —"

„Ach, ich verstehe — Johnsohn wollen Sie sagen!"

„Wir hielten es nicht für möglich, daß dieser gute Mensch, welcher in unser Haus kam und die Kinder auf seinem Rücken reiten ließ, ein Dieb und ein Räuber sei. Und eines Nachts kam mein Vater von Monterey in der Kutsche, und sie ward angehalten. Und die Räuber nahmen den Reisenden das Geld aus der Tasche, die Ringe von den Fingern und die Uhr vom Halse, und meinem Vater ging es wie allen Uebrigen. Und mein Vater war sehr ärgerlich darüber; denn die Uhr war ihm von einem alten Freunde geschenkt worden, und sie war nicht gleich den anderen. Aber sie ward ihm darum nicht weniger abgenommen. Und als die Räuber nun ihre Arbeit gethan haben, erscheint ein Maskirter am Kutschenfenster und sagt: „Wer ist hier Don Andreas Pico?" Mein Vater erwidert: „Ich bin es, Don Andreas Pico." Und die Maske sagt: „So, nehmen Sie Ihre Uhr zurück," und gibt sie ihm. Und mein Vater frägt: „Wem habe ich die ausgezeichnete Ehre zu danken?" Und die Maske sagt —"

„Johnson," unterbrach Demorest.

„Nein," erwiderte Doña Rosita mit überlegenem Ernst, — „die Maske sagt: „Essmith". Aber dieser Essmith war derselbe wie Huanson."

„Sie denken also wirklich, daß dieser Mann Ihr alter Freund war?"

„Ohne Zweifel."

„Und daß er auch damals ein Räuber war, als er sich hier aufhielt? Und daß nicht Ihre Grausamkeit allein ihn auf diese Bahn trieb?"

Doña Rosita zuckte die Schultern. „Sie wollen nicht begreifen. Er blieb nicht bei uns, weil er ein Räuber war. Weder mein Vater noch auch ich möglicherweise würden damals, in jenen Zeiten, Etwas dagegen gehabt haben, wenn er mich zur Ehe begehrt hätte. Denn ich war jung, und wir wußten von Nichts. Er allein war dagegen. Denn in seinem innersten Herzen fühlte er wohl, wer er sei."

„Aber Sie hätten ihn bessern können," meinte Demorest.

„Quien sabe," sagte sie, abermals die Schultern zuckend. Nach einer Pause fügte sie mit unendlichem Ernst hinzu: „Aber bis er sich gebessert, würde es um den Haushalt mißlich gestanden haben. Denken Sie sich, daß ich Gäste geladen. Sie kommen an, und Einer sagt: „Ich vermisse meine Taschenuhr;" ein Anderer: „Ich habe keinen Ring mehr am Finger;" ein Dritter: „Meine Tuchnadel ist fort!" Und ich hätte sagen müssen: „Seid unbesorgt! Es befindet sich Alles in der Tasche meines Mannes und — nur Geduld! — er wird es Euch nächstens, vielleicht morgen zurückgeben." „Nein," fügte sie hinzu mit einem Ausdruck tiefster Ueberzeugung — „es ist nicht angenehm für einen Haushalt, wenn man solche Erklärungen geben muß."

„Sie sagen mir, er sei hübsch gewesen," sprach Joan, indem sie ihren Arm schmeichelnd um Doña Rosita's Taille legte. „Wie sah er aus?"

„Wie ein Engel! Die Haare hingen ihm lang über den Nacken herab, sein

Bart war wie Seide und seine Augen — Santa Maria! — so sanft und so melancholisch. Wenn er lächelte, war es wie Mondschein. Aber," fügte sie hinzu, indem sie sich erhob und das Ende ihrer Spitzenmantille mit einem Lächeln über ihre Schulter warf, „es ist vorüber!"

„Ich möchte Ihren Glauben an die Zugehörigkeit Ihres Freundes zu den Herren von der Landstraße nicht zerstören," sagte Demorest; „aber wenn er zu der Bande gehört, so muß es in einer untergeordneten Stellung sein. Die meisten Mitglieder derselben sind der Obrigkeit bekannt, und ich habe sogar sagen gehört, daß ihr Führer oder Organisator ein sehr unromantischer Speculant in San Francisco sei."

Aber diese Bemerkung ward von den Damen kalt aufgenommen, welche ihr und dem, der sie gemacht, hochmüthig den Rücken kehrten. In einem leiseren Tone wandte sich Joan an Doña Rosita. „Und Sie haben ihn niemals wiedergesehen?"

„Niemals."

„Ich würde die Sache so nicht haben enden lassen," sagte Joan, und nun sank ihre Stimme wirklich zum Flüstern herab.

„Nicht?" erwiderte Doña Rosita lachend. „So sind Sie es, Juanita, die hier die Romantik vertreten? Ah, bueno! Sie haben das Haus, so schenk' ich Ihnen auch den Liebhaber. Ich stelle Ihnen denselben zur Verfügung." Sie machte eine spöttische Gebärde vollkommener und endgültiger Verleugnung. „Aber," fügte sie hinzu, in Joan's Ohr, mit einem raschen Blick auf Demorest, „lassen Sie nur unsern Herrn Gemahl nicht über ihn kommen! Sieht er doch aus, als ob er sogar mich erwürgen möchte. Seien Sie ein wenig zärtlich gegen ihn, schnell, während ich einen Gang durch den Garten mache." Sie wandte sich zum Gehen, indem sie Demorest zierlich mit dem Fächer winkte und mit den Worten: „Ich gebe meiner Erinnerung ein Stelldichein" lachend im Schatten verschwand. Ein unheimliches Schweigen auf der Veranda folgte, welches endlich von Mrs. Demorest gebrochen wurde.

„Ich glaube nicht, daß es nothwendig war, Dein Mißfallen der Doña Rosita ganz so deutlich zu zeigen," sagte sie kühl, mit jenem Anflug von puritanischer Steifheit, welche seit einiger Zeit zum Vorschein kam, so oft sie mit ihrem Mann unter vier Augen war.

„Ich ihr Mißfallen zeigen?" stotterte Demorest überrascht. „Sei vernünftig, Joan," setzte er mit einem vergebenden Lächeln hinzu, „Du wirst nicht sagen wollen, daß sie mir mißfalle, weil ich kein Interesse an einer alten Geschichte finden kann, die ich von jeder Klatsche hier am Orte gehört habe, so lange ich mich erinnern kann."

„Es ist keine alte Geschichte für sie," entgegnete Joan trocken; „und selbst, wenn dem so wäre, solltest Du bedenken, daß nicht alle Leute so eilig sind, die Vergangenheit zu vergessen, wie Du es bist."

Demorest zog sich zurück, um den Pfeil vorüberfliegen zu lassen. „Die Geschichte ist alt genug, auch für sie; denn sie hat wenigstens ein Dutzend Liebschaften seitdem gehabt, wie Du wohl weißt," erwiderte er sanft; „und mir scheint, sie selbst glaubt nicht einmal ernsthaft daran. Aber laß es gut sein.

Es thut mir leid, sie beleidigt zu haben. Ich hatte nicht im Entferntesten die Absicht. Im Allgemeinen ist sie nicht so leicht zu beleidigen, und ich werde sie um Verzeihung bitten." Er hielt inne und näherte sich seiner Gemahlin mit einer halb schüchternen, halb versuchenden Zärtlichkeit. „Was Deinen Vorwurf hinsichtlich der Vergangenheit anbetrifft, so hätte ich, auch wenn er wahr wäre, gerade jetzt wenig Grund, sie zu vergessen. Dein Freund Corwin —"

„Ich muß Dich bitten, ihn nicht meinen Freund zu nennen, Richard," fiel ihm Joan scharf ins Wort; „denn Deine Indiscretion, in jener Nacht wegen des Wagens zu uns gekommen zu sein, ist Schuld daran, daß er arg-wöhnte —"

Sie brach plötzlich ab; denn in diesem Augenblick tönte ein gellender Schrei, rasch unterdrückt, durch den Garten. Demorest lief eilig die Stufen hernieder, in der Richtung, aus welcher er geklungen. Joan folgte mit größerer Vorsicht. Bei der ersten Wendung des Pfades sank Doña Rosita fast in Demorest's Arme. Sie war athemlos und zitterte, brach aber dennoch in ein krampfhaftes Lachen aus.

„Mich überkam eine solche Furcht, daß ich aufschrie. Mich dünkt, ich sah einen Mann; aber es ist nichts — nichts. Ich bin thöricht. Es ist Niemand hier."

„Aber wo sahen Sie denn Etwas?" fragte Joan, die herangekommen war.

Rosita flog zu ihr. „Wo? Hier — überall! Ach, ich bin recht thöricht!" Sie lachte wieder, aber es hingen Thränen an ihren Wimpern, als sie ihr Haupt auf Joan's Schulter neigte.

„Es war eine Einbildung — eine Aehnlichkeit, welche Sie in jenem seltsamen Cactus erblickten," sagte Demorest, sie beruhigend. „Es ist ganz natürlich, ich selbst ward gestern Abend dadurch getäuscht. Aber ich werde mich umsehen und Sie überzeugen. Führe Doña Rosita unterdeß nach der Veranda zurück, Joan."

Er entfernte sich. Als seine Gestalt sich im Laubgewirr verloren hatte, faßte Doña Rosita Joan an der Schulter und zog deren Gesicht in gleiche Höhe mit dem ihren.

„Es war Etwas!" flüsterte sie.

„Wer war's?"

„Er!"

„Thorheit," sagte Joan, nichtsdestoweniger einen ängstlichen Blick um sich werfend.

„Fürchten Sie sich nicht," sagte Doña Rosita rasch, „er ist fort — ich sah ihn gehen. Aber er war es — Huanson. Ich erkannte ihn. Ich werde ihn niemals vergessen."

„Sind Sie dessen sicher?"

„Hab' ich Augen? Hab' ich ein Gedächtniß? Madre de Dios! Bin ich eine Mondsüchtige? Sehen Sie — dort hat er gestanden — dort!"

„Glauben Sie, daß er von Ihrer Anwesenheit hier wußte?"

„Quien sabe?"

„Und daß er kam, um Sie zu sehen?"

Doña Rosita faßte sie wieder an der Schulter, und ihre Lippen an Joan's Ohr pressend, sagte sie mit dem überzeugtesten und überlegtesten Nachdruck:

„Nein!"

„Was, um des Himmels willen, kann ihn denn aber hergeführt haben?"

„Sie!"

„Sind Sie toll?"

„Sie! Sie! Sie!" wiederholte Doña Rosita, im kräftigsten Crescendo. „Hier bin ich ihm begegnet, wo er stand und nach der Veranda sah, in Ihren Anblick verloren. Sie bewegten sich — er floh."

„Still!"

„Ah, ich habe gesagt, daß ich ihn Ihnen geben wolle. Und er ist gekommen, bueno" — murmelte Doña Rosita, mit einem Ausdruck, halb der Entsagung und halb des Aberglaubens.

„Werden Sie schweigen?"

Auf dem Kiespfad vernahm man die Schritte Demoreſt's, der von seiner ergebnißlosen Nachforschung zurückkehrte. Er hatte nichts gesehen. Es mußte eine Einbildung Doña Rosita's gewesen sein.

„Sie sagte selbst eben, sie müsse sich wohl geirrt haben," sprach Joan ruhig. „Gehen wir hinein, es ist hier draußen kühl, und ich fange an, schläfrig zu werden."

Dennoch, als sie wieder im Hause waren, und das Licht der Laterne im Flur auf ihr Gesicht fiel, dachte Demoreſt, daß er sie nur ein einziges Mal zuvor in einer so nervös erregten Schönheit gesehen habe.

(Schluß im nächsten Heft.)

Aus Fritz Reuter's dunklen Tagen.

Ungedruckte Gedichte.

Mitgetheilt

von

F. Peters.

Das Leben Fritz Reuter's darf in seinen großen Zügen als bekannt vorausgesetzt werden. Seine Jünglings- und Mannesjahre zerfallen in zwei grundverschiedene Abschnitte: in eine Zeit des Unheils und der Erniedrigung und in eine Zeit, in welcher er rasch zu Glück und Ehren als erklärter Liebling des deutschen Volkes emporstieg. Jene beginnt mit seiner Verurtheilung im Jahre 1833 und endigt mit seinem Auftreten als Schriftsteller im Jahre 1852. Nach einer Uebergangszeit von wenigen Jahren, etwa 1855, hebt die zweite Epoche an und dauert bis zu seinem Tode, im Jahre 1874. Schon 1855 war er ein erfolgreicher, in den Ländern plattdeutscher Zunge hoch angesehener Schriftsteller, der mit einer treuen, liebevollen und geliebten Gattin einer immer glänzender sich gestaltenden Zukunft entgegenging.

Müssen wir schon die Selbsterkenntniß und Selbstbeherrschung achten, die ihn abhielten, in Hochmuth und Ueberhebung zu verfallen, wie so Viele, die aus niederer unerwartet zu hoher Stellung gelangt sind, so fordert in noch ganz anderem Maße unsere Bewunderung der Duldermuth, mit welchem er die langen zwanzig Jahre des Mißgeschicks ertrug, ungebrochen, nur selten gebeugt. Wir würden weit fehlgehen, wollten wir ihn uns während derselben als verbittert oder auch nur als häufig verstimmt vorstellen; er war vielmehr in der Regel frohen Muthes, wovon auch die nachfolgenden Gedichte Zeugniß geben.

Sie fallen in den Abschnitt seines Lebens, den man als die Thalberger Zeit bezeichnen könnte.

Nachdem die Leidenszeit auf den Festungen beendet war, machte er zunächst wieder den Versuch, sich juristische Kenntnisse anzueignen; dieser mißlang indessen völlig.

Reuter bezeichnete sich selbst zuweilen als „von Natur träge". In der That hatte er jenes eigenthümliche Temperament, das man bei seinen engeren Landsleuten so oft findet; das sich nur äußerst schwer zu harter, unangenehmer geistiger Arbeit zwingen läßt, so kraftvoll im Handeln und zäh im Dulden es sich sonst auch zeigen mag. Dazu kam, daß sein allbekanntes Uebel gerade in dem Leben und Treiben einer deutschen Universität besonders störend auf ihn wirken mußte.

Mit seinem Versuch in der juristischen Carrière schon im ersten Anlauf gescheitert, wandte Reuter sich nunmehr, wie das für einen Mecklenburger jener Zeit selbstverständlich war, der Landwirthschaft zu. Diese Beschäftigung entsprach seiner Neigung, und erfahrene Landwirthe stellen ihm das Zeugniß aus, daß er es bis zu einer ganz

achtenswerthen Brauchbarkeit gebracht habe. Als aber die Vorbereitungszeit beendet war, als es sich darum handelte, „Etwas anzufangen", da trat ihm wieder jenes Leiden, die „alte Krankheit", wie er es selbst in einem verzweifelten Gedichte nennt, hemmend in den Weg. So lange er das nicht überwunden hatte — und Niemand glaubte, daß er es jemals überwinden werde, wie es ihn denn wirklich bis kurz vor seinem Tode nicht ganz frei gelassen hat — so lange konnte er weder auf Credit zu selbständigen Unternehmungen noch auf lohnende Anstellung in irgend einer Gutsverwaltung rechnen. Es war der Welt, wie sie nun einmal ist, kaum zu verargen, wenn sie ihn zu den Verlorenen, den Verkommenen warf, „aus denen nichts mehr werden kann"; wenn sie ihn mit derjenigen Mißachtung ansah, die der Unglückliche zu erdulden hat, mag er es durch eigene oder durch fremde Schuld geworden sein.

Um diese Zeit, Spätsommer 1844, fand er Aufnahme bei seinem Freunde, dem Landwirth Peters in Thalberg, und dieses Thalberger Haus blieb bis an das Ende der vierziger Jahre seine zwar oft verlassene, aber immer wieder aufgesuchte Zufluchtsstätte. Jener Epoche entstammen zumeist die nachfolgenden Gedichte.

Wenn in denselben zuweilen ein Gefühl tiefen Dankes gegen seinen Freund durchblickt, so darf man daraus keineswegs schließen, daß er sich ihm gegenüber gedrückt gefühlt habe. Er nahm unbefangen, und gab wieder, wie er konnte. Was er empfing, war im Wesentlichen ein Heim, in dem er sich jederzeit willkommen wußte, in dem er Achtung und Freundesliebe fand, während die herzlose Welt ihm den Rücken kehrte; was er gab, entsprang der anregenden Kraft seiner genialen Natur. Wer möchte entscheiden, ob er damals mehr empfangen oder mehr gegeben; will man aber das Erstere annehmen, so muß dem gegenüber die Thatsache hervorgehoben werden, daß er später, in den Jahren des Glückes, durch werkthätige Freundschaft das Verhältniß ausgeglichen hat.

Peters lebte damals mit seiner jungen Frau in glücklichster Ehe, der zahlreicher Nachwuchs entsproß. Bei ihm wohnte seine Schwiegermutter „Großmama Ohl", in Haus und Garten eifrig thätig.

Wenige Zeilen werden das Verständniß der einzelnen Gedichte ermöglichen.

I.

Das erste hier mitgetheilte wird schwerlich für eine hervorragende dichterische Leistung gelten können und soll hier nur deshalb eine Stelle finden, weil es Reuter's Verhältniß zu Peters und seiner Familie kennzeichnet. Fritz ist der Vorname des Freundes, der mit seiner Frau verreist ist. Während seiner Abwesenheit vertritt ihn Reuter, wie oftmals, in der Wirthschaft, und er erwartet nun sehnlichst seine Rückkehr, die für den nächsten Tag in Aussicht steht.

Willkommen, lieber Fritz
Und Sie, Madame, willkommen
Auf Ihrem Herrschersitz;
's ist Zeit auch, daß Sie kommen,
Denn, wie Sie's deutlich können sehn,
Es will hier länger nicht mehr gehn.
Die Wirthschaft geht nicht von dem Fleck,
Als wenn sie angenagelt wär',
Im Hause geht es über Eck.
Und alle Kassen, sie sind leer.!
Unsicherheit und steter Zweifel
Sind es, was mir die Brust bewegt,
In unsre Wirthschaft hat der Teufel
Ein großes Kukuksei gelegt.
Ein Jeder möchte commandiren
Und hier gehorchen will nicht eins;
Die Weiber wollen nur scharmiren,
Die Männer sind voll süßen Weins.
Du hast als Deinen Stellvertreter
Mich hier den Andern aufgedrängt,
Ich wollte, lieber, bester Peter,

Du hätt'st mich lieber aufgehängt.
Was hilft mir Essen, was hilft Trinken,
Wenn Qual und Kummer haften dran,
Was hilft es, in das Bett zu sinken,
Wenn man vor Sorg' nicht schlafen kann?
Ich werde hin und her getrieben,
In dieser schlimmen traur'gen Zeit;
Kein Augenblick ist mir geblieben,
Kein Stündchen der Behaglichkeit.
Der fordert diese, jener jene Sache;
Der will 'n Schlüssel, jener Geld;
Der fraget, wie er dies wohl mache,
Und macht's doch so, wie's ihm gefällt.
Und wenn ich dann beim vollen Glase
Des Abends auf dem Sopha sitze,
Dann spielen mir die Kinder auf der Nase
Und üben an mir schlechte Witze.
Und endlich lösen diese Spiele
In einen Wettgesang sich auf,
Und alle innigsten Gefühle
Sie nehmen ungestört den Lauf.
Die schönsten Lieder sie ertönen
Von Deinen Töchtern, Deinen Söhnen,
Und wiegen unser Herz in Ruh'
Und ich, ich schlag' den Takt dazu.

Reuter versichert dann noch in einer Reihe von Versen, die mit vielen Personalien durchwoben sind, daß er sich trotz aller Plagen im fröhlichen Lebensgenuß nicht stören lassen wolle.

II.

Das nachstehende Gedicht ist unter den an die Thalberger gerichteten der vierziger Jahre das einzige, aus welchem uns Schwermuth und Verzicht auf jedes Lebensglück entgegenklingt. Reuter spricht in der Person seines Freundes; der unglückliche Wanderer, dem dieser begegnet, ist er selbst.

Ich macht' einst eine hoffnungsvolle Reise,
Ich ging zu Fuß, das ist so meine Weise,
Mein Ziel war schön, es war ein freudig Wiedersehn.
Und wie ich so durch grüne Auen wandre,
Da hat mein Herz vor Freuden laut gelacht,
Es grüßte heiter mich der Ein', der And're,
Und heiter hab' ich's ihm zurückgebracht. —
Ein Fremdling sich gesellete zu mir,
Ermüdet und ermattet war er schier
Von seiner Reise rauhem Wege,
Sein Schritt war müd', sein Gang war träge.
Ich gab ihm Wein und Brot,
Denn auch an beiden, schien es, litt er Noth.
Wir gingen so ein Stückchen Wegs vereint
Und, wie's auf Reisen geht, wir wurden Freund.
Ich sagt' ihm darum frei und offen
Von meinem Wünschen, Lieben, Hoffen;
Man sah's an seinem stillen Blick,
Er gönnte herzlich mir mein Glück,
Wie ich nach *seinem* Hoffen ihn gefraget,
Da hat er nichts zu mir gesaget,
Da hat er stumm sich abgewendet,
Und plötzlich hat sein Scherz geendet.
Und stille meine Hand er faßt'
Und sprach: „Laß Dich's nicht kümmern,
Ich hab' mein Schicksal nie gehaßt,
Mag's And'ren schöner schimmern;
Mag es bei stetem Sonnenschein,
Bei holder Liebe, goldnem Wein
Wie reiner Wohllaut klingen.

„Mir ist's genug, seh' ich voll Dank
Die Freunde hoch beglücket,
Wie Du mich auf dem Wandergang
Mit Speis' und Trank erquicket.
Drum wünsche ich, daß bis ans End'
Das Glück sich nimmer von Dir wend'
Und Deine Liebe lohne.
„Sei glücklich ohne Uebermuth
Und freu' Dich still und leise,
Gedenk' des Fremdlings, der Dir gut,
Auch in der Lieben Kreise.
Und hast Du einen Becher hier
Voll kühlen Wein's, so trink' ich Dir:
Auf fern're gute Reise!"

III.

Peters' Geburtstag, der 29. September, gestaltete sich meistens zu einem größeren Familienfeste, an welchem Reuter bis weit in die fünfziger Jahre hinein regelmäßig theilnahm.

Während der Zeit des wachsenden Kindersegens forderte die kleine Schar bei so wichtigen Anlässen Beachtung, und Reuter, der sehr „kinderlieb" war, lieh ihnen Worte, die der Laune des Dichters das beste Zeugniß geben.

Elise, die älteste Tochter, spricht für sich und ihre vier kleineren Geschwister, von denen das jüngste erst kürzlich geboren war:

Jetzt sind wir nun schon uns'rer Fünfe,
Und kürzlich zählt' nur vier die Schar,
Wir kommen wahrlich auf die Strümpfe
Und mehren uns von Jahr zu Jahr.

Wenn das beginnet fortzugehen,
Wie es begonnen anzufangen,
So kann es über kurz geschehen,
Daß wir 'ne schöne Zahl erlangen.

Und wenn Du uns dann so erblickst,
Wie Orgelpfeifen um Dich stehen,
So müssen ob des großen Glücks
Dir Deine Augen übergehen.

Wir sind die lieblichsten Gestalten,
Die Deine Phantasie sich schafft,
Und werden reicher uns entfalten
In Schönheit, Fülle und in Kraft.

Ich werde schön einst wie Cythere
Und Anna wird 'ne Jenny Lind,
Und Fritz glänzt auf dem Feld der Ehre,
Wo keine todten Hasen sind.

Und Max, der wird noch 'mal Professor
Und findet auf der Weisen Stein,
Und unsre allerkleinste Schwester
Sie wird dereinst — sehr reinlich sein.

Bis dahin mußt Du Dich begnügen
Mit unsrer jetz'gen Weis' und Art.
Ich werde, willst Du Dich drein fügen,
Mit meinem süßen Mündchen zart

Dir heute tausend Küsse reichen,
Und Anna wird ein Liedchen singen,
Ein Liedchen, rein zum Steinerweichen:
Fritz wird sein erstes Stück vollbringen.

Und unser allerkleinstes Küken[1])
Wird heute sich sehr rendlich[2]) schmücken,
Es wird heut' hold und freundlich lachen
Und sonst auch noch manch' Schönes machen.

Sollt'st Du hierüber böse werden,
So wiss', daß uns Dein Zorn nicht trifft,
Wir sind die Unschuld selbst auf Erden;
Mama, die hat uns angestift't.

Den ältesten Sohn Fritz, mit dem kindlichen Spitznamen Peter Pump, läßt er bei einer anderen, wohl etwas früheren Gelegenheit also sprechen:

„Mein lieber Papa!
Siehe mich da,
Dickköpfig, rundäugig,
Kahlköpfig, rundbäuchig,
Dickbäckig und klein,
Wie alle kleinen Kinder thun sein.
Und wenn ich auch nicht,
Wie Mama von mir spricht,
Ein Engel auf Erden
Weder bin, noch mag werden,
So bin ich doch, hol' mich der Teufel, kein Lump!
Nein! Doch Dein gehorsamer Sohn Peter Pump."

Thalberg am Geburtstage des alten Peter Pump.

Reuter selber wendet sich in ernsteren Worten an den Freund. Das erste der beiden folgenden Gratulationsgedichte ist aus dem Jahre 1847. Er knüpft an das Wetter an, wie es im vorigen Jahre so sommerlich schön gewesen sei, während es jetzt herbstlich stürme.

Gedenkst Du noch des Tages,
Des Tages vor 'nem Jahr?
Die Sonne brannte glühend
Und heiß die Stirne war.

Und sandte auch die Sonne
Den glüh'nden Gruß hinab,
Die Sommerwinde küßten
Der Stirne Perlen ab.

Und ließ der Sonne Glühen
Am Tage keine Ruh',
So winkten doch am Abend
Die Sterne Schlummer zu.

Es war ein schöner Wechsel
Von Arbeit und Genuß,
Von Ruhe und von Mühen,
Von Kühle, Sonnenkuß.

Heut' ist es anders draußen,
Heut' zürnet die Natur,
Der Himmel ist umhüllet,
Von Sonne keine Spur.

Der Sturm umbraus't die Erde,
Durchwühlt der Bäume Laub,
Und stürmet brausend weiter
Und brüllt nach neuem Raub.

Und niedrig streicht die Wolke
Mit regenschwang'rer Nacht,
Verwischt mit nassem Schleier
Der Erde lichte Pracht.

Der Regen stürzt in Güssen
Aufs öde Feld hinab,
Und netzt mit seinen Thränen
Des Jahres off'nes Grab.

Was vor dem Jahr gegolten,
Ach! nicht gilt es noch heut',
Es fiel anheim dem Wechsel,
Es fiel anheim der Zeit.

Nichts dauert auf der Erde,
Es wechselt Zeit und Ort,
Und nur das Unbeständ'ge,
Der Wechsel, dauert fort.

Drum wünsch' ich heit're Tage
Dir nicht am heut'gen Tag,
Denn trübe folgen immer
Dem Sonnenscheine nach.

Ich wünsch' Dir ein Geschenke,
Was dauert jede Frist,
Ich wünsch' Dir eine Gabe,
Die unvergänglich ist.

Sie zähmt in uns das Wilde,
Sie macht das Rauhe gleich,
Sie macht das Leben milde,
Den Armen macht sie reich.

Sie helfe Dir ertragen
Die Freude wie das Leid
In guten und bösen Tagen.
Sie heißt: Zufriedenheit.

[1]) Küken = hochdeutsch Küchlein.
[2]) rendlich = hochdeutsch reinlich.

Das zweite klingt noch ernster:

So geht es uns: Kaum hat der heit're Scherz
In unf'rer Seele froh gewaltet,
So füllt ein ernster Sinn das Herz
Und unf're Stirne ist gefaltet.

Was erst Dir Freude war und Glück,
Gilt Dir für thörichtes Beginnen,
Die Seele zieht sich scheu zurück,
Versenkt sich still in tiefes Sinnen

Und alle innigen Gefühle,
Sie drängen mächtig auf Dich ein.
Wohl dem, dem solche Wechselspiele
Stets neue Lebenskraft verleih'n,

Wohl dem, der keine Bitterkeit
Auf seines Herzens Grund gefunden,
Dem einer stillen Freudigkeit
Verschwistert sind die ernsten Stunden;

Er wird nicht in den tiefen Schmerzen
In Kampf und Trübsal untergeh'n,
Und wird in allen heitern Scherzen
Den Ernst des Lebens wiederseh'n. —

Such' nun den Ernst in unf'rer Freude,
Verzeih' uns auch den Spott und Scherz,
Und denk', daß tief ergriffen heute
Für Dich gebetet manches Herz;

Denk', daß, die heut' sich um Dich sammeln,
Dir ihre besten Wünsche weih'n,
Und daß die Wünsche, die sie stammeln,
Wie Kindheitsträume fromm und rein.

Oh, fühle Deines Glückes Macht!
Und sieh', wie jedes Antlitz leuchtet
Und jedes Kinderauge lacht;
Wie Deines Weibes Blick sich feuchtet,

Wie jedes Herze Dich als Gast
Zu seinem Freudenfeste ladet,
Und fühl' des reichen Segens Last
Und wie der Herr Dich hoch begnadet;

Wie ihm allein gebührt der Preis! —
Und willst dem Fremden Du nicht weigern,
Sich einzudrängen in den Kreis,
Und kann ein Wunsch Dein Glück noch steigern:

So laß auch mich mit ernstem Worte
Dir bringen meine Wünsche dar.
Ich wünsche, daß an diesem Orte
Dies frohe Fest sich Jahr für Jahr

Mög' immerfort und fort erneuen,
Bis Deine Stunden sind gezählt,
Und keines dann von Deinen Treuen
An Deinem Sterbebette fehlt.

Als Gegenstück möge hier ein Gedicht ganz anderer Art folgen. Reuter war ein echter, hartköpfiger Niedersachse; rechthaberisch in guten und bösen Tagen, gegen Jedermann, ob hoch oder niedrig, ob Freund oder Feind.

Die wiederkehrenden Verse:

„Und Papa hat schon ein Beet
Mit Melonen angesä't."

enthalten Spott. Peters hatte gegen alle Gartenkunst und Reuter's Rath zum Trotz, daher auch zu seinem Aerger, viel zu früh Melonen gepflanzt, die denn auch zu dessen freudiger Genugthuung nach kurzem, trügerischem Frühlingsglück jämmerlich erfroren.

Die älteste Tochter Elise redet die Großmutter an:

Liebe, gute Großmama,
Nun ist schon der Frühling da;
Und in unserm schönen Garten
Blüh'n schon Blumen aller Arten,
Und Papa hat schon ein Beet
Mit Melonen angesä't.

Bald nun sprießen Gräser, Kräuter
Wachsen, blüh'n im Farbenschimmer,
Und der alte Onkel Reuter
Kriecht hervor aus seinem Zimmer;
Denn Papa hat schon ein Beet
Mit Melonen angesä't.

Ich will helfen, ich will jäten,
Ich will graben, Steige treten,
Erbsen legen in die Reih'n
Und vor Allem artig sein;
Will vernünftig Dich befragen,
Hühner aus dem Garten jagen
Und die alten großen Köters —
Ich, Dein Kind, Elise Peters.

IV.

„Großmama" war eine einfache Frau von geringer Bildung; aber sie besaß einen guten Verstand, ein edles Herz und einen Thätigkeitsdrang, dem ihre Kräfte fast nicht gewachsen waren. Die gute Alte war so recht nach Reuter's Sinn, und er hatte für sie stets die zarteste Aufmerksamkeit, während er anspruchsvolleren Damen gegenüber zuweilen ziemlich abstoßend sein konnte. Die Verse, die er ihr widmet, sind zugleich charakteristisch für ihn.

An Großmama Ohl.

Was ist das ganze Leben nur?
Ein fortgesetztes Quälen!
Du magst den allerersten Stand,
Du magst den letzten wählen.

Der König sitzet auf dem Thron
Und brütet über Sorgen;
Der Tagelöhner mühet sich
Wie heute, so auch morgen.

Der Arme denkt in seiner Noth
An Pfennig' und an Dreier,
Der reiche Mann, der kümmert sich
Um ungelegte Eier.

So sorgen Alle kummervoll
Die Tage und die Nächte,
Und selten ist's, daß Einer wählt
Das Gute und das Rechte.

Sie Alle, sie vergessen leicht,
Daß ihre Müh' vergebens,
Wenn ihre schwache Menschenkraft
Entbehret Gottes Segen.

Du hast zu Deinem liebsten Thun
Ein schön Geschäft erkoren[1]),
In dem sind Deine Sorgen nicht
Und keine Müh' verloren.

Du steckst das Reis, Du pflanz'st den Baum
Du senkst die Saat in Erde,
Dann ruhst Du aus und hoffest fest,
Daß sie gedeihen werde.

Die Müh' ist Dein, die Sorge nicht!
Die gabst Du einem Andern,
Daß er sie trag' an Deiner Statt
Dort, wo die Sterne wandern.

So trag' denn Deine Mühe fort,
Und laß den Andern sorgen.
Er macht es wohl, er macht es recht,
Wie heute, so auch morgen.

Du alte, treue Gärtnerin!
Du kannst ihm wohl vertrauen,
Er liebt den stillen, frommen Sinn,
Er schützt die guten Frauen.

[1]) Den Gartenbau.

An Dieselbe.

Jemand, vermuthlich ihr Schwiegersohn, hatte ihr eine Sprungfedermatratze geschenkt, vor vierzig Jahren in Pommern und Mecklenburg noch ein Luxusgegenstand von geringer Verbreitung. Reuter begleitet die Gabe mit folgenden Worten:

Ein gut Gewissen
Ist wohl ein weiches Kissen
Für alte Jahre;
Doch Madame Ohl
Eine gute Matratze voll Pferdehaare (sic)
Thut auch recht wohl.
Legst Du Dich nieder
Und streckest die Glieder,
Dann ruh' im Frieden aus!
Frei sei Dein Schlummer
Von Sorg' und Kummer,
Und Deine Träume
Wie Wolkensäume,
So goldig klar
Wie stets Dein thätig Wachen war.

V.

Die heitere Seite kehrt er stets heraus, wenn er sich an die Frau des Hauses wendet. Zu ihrem Geburtstag, dem 28. August, überrascht er sie im Jahre 1846 mit einem ganzen Kränzchen von Gratulationsgedichten.

Zunächst eine allgemein gehaltene, nicht von einer bestimmten Person ausgehende Ansprache:

Wer in Lust und wer in Scherzen
Fünfundzwanzig Jahr geworden,
Der gehört gewiß zum Orden
Aller froh-beglückten Herzen!

Viele haben's Glück verfehlet,
Wenige sich Segen schufen;
Alle sind dazu berufen,
Wenige sind auserwählet.

Dich hat zu den Auserwählten
Gütig das Geschick gesellet,
Und mit Liebe Dich umstellet,
Damit Sorgen Dich nicht quälten.

Es treten nun nach einander der Mann, die Mutter, das älteste Töchterchen Elise gratulirend auf. Letzteres läßt sich nach Reuter also vernehmen:

Bücke, Bücke Mon ama
Bücke, Bücke, Bückeba!

Hierzu bemerkt der Dichter:

Kein Mensch versteht's, doch die Mutter versteht's,
Sie höret das Kindlein sagen:
Guten Morgen, Mama! wie geht's, wie geht's,
Komm' bloß 'mal nachzufragen.
Ich gratulir' zum Geburtstag fein
Und will von nun an artig sein
Und Freude machen meiner Mama,
Bücke, Bücke, Bückeba!

Dann erscheint er selber mit „Adon", dem Haushündchen der Frau:

Als die letzten nun erscheinen
Zwei Freunde vom Haus, Adon und ich,
Er geht auf vier und ich auf zwei Beinen,
Er springt empor und ich verbeuge mich,
Ich trag' ein Sträußchen an dem Knopfe,
Er ist geziert mit einem Kranz;
Ich gratulire mit dem Kopfe,

Er gratuliret mit dem Schwanz.
Und wenn er auch nicht Worte machet,
So knurrt er lieblich doch und mild,
Die Treu' ihm aus den Augen lachet,
Er ist der dicken[1]) Freundschaft Bild.
Drum bitte ich, um seinetwillen
Nimm unsern Glückwunsch freundlich auf,
Und willst Du unsern Wunsch erfüllen,
So laß dem Lachen freien Lauf! —
Du lächelst, lachst? es wirket schon?
Erreichet ist der Zweck! Komm' nun, Adon!

VI.

An die Thalberger Zeit schloß sich mit dem Beginn der fünfziger Jahre die „Schulmeisterzeit", in welcher er sich bemühte, der ererbten kärglichen Rente durch Ertheilung von Privatunterricht aufzuhelfen. Er zog nach Treptow, einer Thalberg benachbarten kleinen Landstadt. Nach den äußeren Umständen zu schließen, hätte dies, von den Jahren der Gefangenschaft abgesehen, die kümmerlichste, sorgenvollste Zeit seines Lebens sein müssen. Allein der späte Liebesfrühling, den er in diesen Jahren an der Seite seiner jungen Gattin genoß, täuschte ihn über die Mühsal des Tages hinweg und wirkte befruchtend auf seine dichterische Kraft. Es entstand der erste Band der „Läuschen un Rimels".

Wie ein Markstein an der Grenze der mageren Jahre steht hier das Gedicht, mit welchem er Weihnachten 1852 Peters sein Erstlingswerk überreichte. Es mag hier einen Platz finden, obwohl es bereits bekannt ist:

Mein Freund, ich bin ein armer Schlucker
Und meine Schätze liegen in dem Mond,
Auch hab' ich viele schöne Güter
Im Lande, wo die Hoffnung thront.
Von dorten her bring' ich Dir eine Gabe;
Ich hoffe, daß sie wichtig Dir erscheint,
Denn sie ist heiter wie die Morgensonne
Und der Dir's bringet, ist Dein Freund.
Es ist ein köstliches Geschenk,
— Ihr Alle könnt Euch meine Großmuth merken —
Es ist die Dedication
Zum ersten Band von „Reuter's Werken".

Ja, er war allerdings ein armer Schlucker. Kein Verleger fand sich für das Werk, an welchem er mit solcher Lust geschafft, das Geld zur Bestreitung der Druckkosten mußte er borgen; aber er hatte überstanden, die Tage des Glücks waren vor der Thür, die Schätze im Monde, die Güter im Lande der Hoffnung sollten sehr bald sich herniedersenken und greifbare Wirklichkeit werden.

Er selber kommt einmal auf seine Treptower Zeit zurück, wie er von Neubrandenburg 1859 zu einer Jubiläumsfeier eintrifft und seine ehemaligen Mitbürger also begrüßt:

Die Thräne tropft mir aus den Augen nieder,
Gedenk' ich jener schönen Zeiten wieder,
Als ich bei Flossen wohnte neben Genzen
Und dann beim Färbermeister Wilhelm Menzen.

Die Wehmuth weckt in mir Erinnerungen,
Wie ich Schulmeister spielt', um Eurer Jungen
Verborg'nen Wissenstrieb mit Prügeln
Für baares Geld zum Aufschwung zu beflügeln.

Als ich im städt'schen Rath mit Sitz und Stimme
Für's Wohl der Stadt getrotzt dem Grimme
Wildmüthiger Partei'n und ich gerungen
Für den Tuchmachergraben, bis er durchgedrungen.

[1]) Das Thierchen soll sehr wohlgenährt gewesen sein.

Auch Euer denke ich mit stillem Harme,
Die Ihr uns winkt mit Eurem langen Arme,
Ihr Kneipen, die die Sorgen Ihr ertödtet
Und unsre Laun' und unsre Nasen röthet.

Ich schied von Jugend, Würde und vom Weine,
Und wenn ich heut' im Oberrock erscheine,
Nehmt's mir nicht übel, ich bin fremd geworden
Und weile draußen bei Barbarenhorden.

Und hat sich drob ein Schnipel hier erbos't,
Versöhn' ihn klingend hoch! der Trost,
Apollo's werth und aller Musen:
Es lebe Treptow hoch und alle fröhlichen Treptusen.

Zum Schluß noch eine Aeußerung aus den Tagen des Glücks.

Seine Gattin hat der Frau Marie Peters brieflich zum Geburtstage gratulirt. Er schreibt auf denselben Bogen:

Liebe Marie,

Ach! — Entschuldigen Sie gütigst, ich las eben den Brief meiner Frau durch und da kam mir die Anrede so verquer in die Feder — also:

Meine theuerste Madame Peters — (Hier folgen einige beglückwünschende Verse, worauf der Dichter fortfährt:)

Sollten Sie sich meiner etwa noch erinnern, so habe ich das Vergnügen, Ihnen zu melden, daß ich hier ein Leben führe, wie die Fliege in der Buttermilch, wie Mutter Schulzsch ins Gebüsch, wie Gott in Frankreich; ich wende Etwas an mich und habe das unaussprechliche Vergnügen, zu bemerken, daß meine Verwendungen anschlagen und daß ich das, was ich in der Tasche an Gewicht verliere, an Speck wieder ansetze. Diesen chemischen Proceß werde ich nun noch eine Woche fortsetzen, dann werde ich mich so ganz piano nach Treptow wieder durchschwindeln; meine Frau mag sehen, wie sie zurecht kommt.

Fritzen erwidere ich den freundlich im Couvert ausgesprochenen Gruß und füge noch einen von seinem Freund Moll dazu, dessen Bekanntschaft ich hier gemacht habe.

Hierauf nimmt er in folgenden, fast übermüthigen Versen als Briefschreiber Abschied, indem er sich zugleich für eine nicht ferne Zeit zu Gaste bittet:

Leb' wohl nun, du Rose vom Thal,
Du Lilie vom Berg[1]), lebe wohl!
Und grüß' mir den Mann Deiner Wahl
Und grüße mir treu Mutter Ohl.

Und auch Hildebrand, Minna, Binnier[2])
Und Mamsell[3]) und die kindliche Schar,
Bald bin ich, Geliebte, bei Dir,
Bring' persönlich Dir Huldigung dar.

Und wenn ich zu Füßen Dir knie'
Und flüst're mit zärtlichem Hauch,
Dann lächelst Du, holde Marie,
Und — — holst mir 'ne Wurst aus dem Rauch.

Boltenhagen d. 28ten August 1855. Fr. Reuter.

Schon damals war er ein vom Erfolge getragener Schriftsteller, und um so fröhlicher, als er sich bewußt war, wie viel dichterische Reichthümer er noch in sich barg, die er nur zu heben brauchte. Die Schulmeisterzeit, und mit ihr die ganze Leidenszeit, war vorüber. Schon im nächsten Jahre, 1856, siedelte er nach Neubrandenburg über, wo die Glanzperiode seines Schaffens begann.

[1]) Zerlegung des Wortes Thalberg.
[2]) Hausgenossen der Thalberger.
[3]) Die Wirthschafterin.

Salomon Geßner.

Zur hundertsten Wiederkunft seines Todestages.

Von

Adolf Frey.

Als Salomon Geßner den 2. März 1788 das Zeitliche segnete, da drang die Kunde seines Heimganges in alle Winkel der gebildeten Welt, und es schien, als ob das Wort, das er in zarter Umhüllung von sich selbst gesprochen, in Erfüllung gehen und dauernde Geltung behalten würde: „Billig verehret die Nachwelt des Dichters Aschenkrug, von altem Epheu umschlungen, den die Musen sich geweihet haben, der Welt Unschuld und Tugend zu lehren. Sein Ruhm lebt noch, gleich jugendlich, wenn die Trophäe des Eroberers im Staube modert, und das prächtige Grabmal des unrühmlichen Fürsten jetzt in einer Wüste vielleicht, im wilden Dorngebüsche zerstreut liegt, mit grauem Moos bedeckt, auf dem nur selten der verirrte Wanderer ruht." Fast in alle Sprachen Europa's hatte man seine Werke übersetzt und ihm an mehr als einem Orte zu Lebzeiten Denksteine errichtet. Aber schon wenige Jahre später behauptete A. W. v. Schlegel, es sei nicht leicht auszumachen, wie weit er wirklich in Deutschland noch gelesen oder bloß nach einem von Kindheit an eingesogenen Glauben aus der Ferne verehrt werde; im Anfang unseres Säculums ging sein Ruhm rasch zur Neige, und heute steht seine Gestalt für uns in nebelhafter Ferne; sein Name ist uns wie der windverwehte Schall einer Hirtenflöte, ein verklungener Ruf aus einer versunkenen arkadischen Welt; sein Wandel und seine Werke vererben sich in der Kaste der Literarhistoriker wie eine blasse anmuthige Sage von Geschlecht zu Geschlecht. Und doch hat er als Mensch und Künstler ein wirkungsreiches Leben geführt, voll von Tüchtigkeit, bedeckt mit hohem Ruhm, so daß es sich lohnen mag, heute, hundert Jahre nach seinem Tode, den wuchernden Epheu an seiner Urne etwas zu lüften und auf die verwitterten Schriftzüge derselben einen Blick zu werfen.

Salomon Geßner kam den 1. April 1730 in Zürich zur Welt, und es lachte ihm von der Geburtsstunde an ein besserer Stern als jenen Vorfahren und Verwandten, die den Namen des Geschlechtes zu Ehren gebracht, nämlich Konrad Geßner (1516 bis 1560), wegen seiner umfassenden Gelehrsamkeit schon von den Zeitgenossen der deutsche Plinius geheißen, den vielfältiges Mißgeschick verfolgte, und Johannes Geßner (1709 bis 1790), dem Freund des großen Haller, den die Mitbürger mit mancherlei Hintansetzung kränkten. Die Eltern Salomon's veranlaßte wenig zur Hoffnung, der Sohn werde einmal den Ruhm der Sippe mehren, denn er offenbarte gar kein Talent und blieb in Folge des knöchernen Unterrichts merklich hinter den Altersgenossen zurück, so daß man sich zuletzt entschloß, ihn aus der Schule zu nehmen und aufs Land zu bringen, nachdem selbst der hochangesehene Bodmer den Eltern die trostlose Erklärung abgegeben

hatte, der muthwillige Wildfang sei ein gänzlich unbegabter Kopf. Diesem und anderen Wahrsagern zum Trotz hatte die Natur nicht versäumt, über das Angebinde, das sie ihrem Liebling verliehen, einen deutlichen Wink zu ertheilen: der Kleine begann in den Schulstunden und daheim Menschen und Thiere aus Wachs zu formen und verwandte jeden Heller zur Anschaffung dieses Materials; wenig später brach auch der schriftstellerische Trieb durch, zum nicht geringeren Mißvergnügen der Schulmeister, die darin lediglich eine Schädigung des grammatischen Unterrichts erblickten.

Der Geistliche, unter dessen nicht allzu strenge Hut Geßner auf dem Lande — in Berg — gestellt war, gehörte zu den Verehrern von Brockes, dessen Werke auf den Zögling einen starken und bis ans Ende seiner Tage nachhaltigen Eindruck übten. Oft schlich er mit dem „irdischen Vergnügen in Gott" des Hamburger Dichters zu seinem umbuschten Lieblingsplätzchen, um die Reize der schönen Natur und der Poesie vereint auf sich wirken zu lassen, und als ihn noch die Liebe zu der gleichalterigen Tochter seines Pflegeherrn ergriff, so begann, in mancherlei Formen und Gattungen, eine lebhafte poetische Thätigkeit, deren Früchte er nachher vernichtete, weil sie nichts Eigenes und Bedeutenderes besagten. Denn, nach Zürich zurückgekehrt, fand er bald Gelegenheit, Einsicht und Geschmack in jenem Kreise junger Leute zu schulen, in dem sich wenig später Klopstock und Wieland bewegten. Er sollte eigentlich als Buchhändler hinter dem Ladentische stehen, weil er vom Vater ins Geschäft genommen worden war; den Sohn mag mehr der Gedanke an die Bücher erfüllt haben, die er lesen und selber schreiben, als an diejenigen, die er verkaufen würde. Als die Lehrzeit um war, und er ein Alter von neunzehn Jahren erreicht hatte, erwies er sich in die Mysterien buchhändlerischer Gepflogenheiten noch so wenig eingeweiht, daß der Vater eine regelrechte Lehrzeit für nothwendig erachtete und ihn 1749 nach Berlin in die Spener'sche Buchhandlung schickte. Allein er zog es vor, seine Zeit in Gesellschaft einiger lustiger Landsleute zu verbringen, und nahm bei Spener bald den Abschied. Die Eltern, über diesen, wie ihnen schien, der Arbeitsunlust ihres Sohnes entsprungenen Schritt wenig erbaut, stauten den Fluß der Wechsel, so daß der Exbuchhändler in die Klemme gerieth. Er nahm seine Zuflucht zur Kunst, die er mit Bleistift und Pinsel immer geübt, verschloß sich einige Wochen auf sein Zimmer und ließ sich vor keiner Seele blicken, bis er endlich den ihm befreundeten Hofmaler Hempel in seine mit frischgemalten Landschaften vollgehängten vier Wände führte und um ein ernsthaftes Urtheil darüber bat, ob er, wenn Noth an Mann käme, hoffen dürfte, sein Brot mit dem Pinsel zu verdienen. Nach längerem Kopfschütteln verlangte der Kunstrichter endlich zu wissen, nach welchen Originalen Geßner gearbeitet habe, worauf dieser erklärte, das sei Alles eigene Arbeit und Erfindung, aber er stecke in großer Verlegenheit, weil die Bilder nicht trocken werden wollten — er hatte nämlich die Farben anstatt mit Leinöl mit Baumöl gerieben. Jetzt brach Hempel in lautes Gelächter aus: „Nun gut, ich sehe, daß Sie noch nicht lange bei der Kunst sind. Aber ein Anfänger, der solche Sachen nicht weiß und solche Stücke erfindet, was für Stücke wird uns der nach zehn Jahren aufstellen!" Doch blieb es dem angehenden Maler erspart, von seiner Kunst leben zu müssen; die Strenge der Eltern hielt nicht lange vor, und Geßner konnte nun der Malerei nach Gutdünken obliegen und sich auf literarischem Felde nach Belieben umthun, unterstützt und gefördert von Sulzer, noch mehr aber von Ramler und in Hamburg, wohin er einen Abstecher gemacht, von Hagedorn, der die verwandte Seele mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit empfing.

Im nämlichen Jahre, als Klopstock Bodmer's Einladung nach Zürich folgte, kehrte Geßner nach der Vaterstadt zurück, wo er später mit dem ebenfalls von Bodmer eingeladenen und beherbergten Wieland und dem als preußischer Werbeofficier in die Schweiz gekommenen Frühlingssänger Kleist in regen Verkehr trat und bald das ganze literarische Treiben Zürichs mitmachte, nach wenig Jahren von Allen der berühmteste durch die 1756 erschienenen „Idyllen" und die bald darauf entstandene biblische Epopöe „Der Tod Abels". 1761 führte er Juditha Heidegger heim, nach dem Urtheil eines Zeitgenossen in einer Person die feinste, untrüglichste Kunstrichterin, die sorg-

samste Freundin, die thätigste Hauswirthin und zärtlichste Mutter ihrer Kinder. Angesichts der damaligen Verlagsverhältnisse außer Stande, seine Familie mit der Feder zu erhalten, griff Salomon Geßner wieder zu Stift und Palette und brachte es bei dauernder Entfaltung jenes schon in Berlin bei der drohenden Schicksalswendung entwickelten Fleißes zu ansehnlichen und theuer bezahlten Leistungen auf dem Gebiet der Gouachemalerei, während seine umsichtige Frau die 1775 ihm anheimgefallene Buchhandlung besorgte. Sein Leben spann sich so glücklich weiter, daß er, unbehelligt von gemeiner Sorge, bis ans Ende seiner Tage der Kunst, der Familie und den Freunden leben konnte. Sein Sommerhaus unterhalb der Stadt und später die Sommerwohnung im romantischen Sihlwald, dessen Oberaufsicht ihm die Mitbürger übertragen hatten, vereinigte Alles, was Zürich an Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern besaß, und er war allezeit der freundliche Wirth und muntere Gesellschafter, wie es Gottfried Keller in den „Züricher Novellen" geschildert hat. Auch im persönlichen Verkehr und brieflicher Verbindung mit auswärtigen Männern der Kunst und Wissenschaft — wiewohl er es freilich auch verstand, Zudringlichen mit helvetischer Entschiedenheit heimzuleuchten — trat seine Liebenswürdigkeit zu Tage, namentlich aber im Umgange mit Kindern, zu denen er eine unerschöpfliche Liebe besaß. Dem sonnigen Dasein entrückte ihn ein rascher, schmerzloser Tod. Er starb 1788, den zweiten März, von seinen Mitbürgern allgemein betrauert. Man hob seine Leutseligkeit hervor, die unter allen Kränzen des Ruhmes unwandelbare Bescheidenheit und wies darauf hin, daß er, der vom Glücke so vielfach begünstigte, keinen einzigen Neider hinterlassen habe.

Neid hätte in dem damaligen Zürich, das einen ganzen Schwarm eingeborener Schriftsteller barg, vorab Geßner's Dichterruhm erwecken können, den, räumlich genommen, kein zweiter schweizerischer Poet erworben hat. Er gründete sich auf die biblische Epopöe „Der Tod Abels", auf die idyllische Erzählung „Der erste Schiffer", vor Allem aber auf die „Idyllen". Mit diesen kam er einer starken Strömung der Zeit entgegen. Die Idylle und Schäferpoesie hat in der Weltliteratur viermal geblüht, zuerst in der Epoche des sinkenden Hellenismus, wo Theokrit die Gattung eigentlich schuf. Sie war damals durch ein soziales und ein künstlerisches Bedürfniß bedingt: die griechischen Epigonen der drei letzten Jahrhunderte vor Christus waren nicht mehr im Stande, die typische, kräftige Kunst der Blüthezeit aufrecht zu erhalten; die Stoffgebiete waren erschöpft, und man verfiel in natürlicher Entwicklung der Dinge auf den Realismus. Kleine Motive und Situationen aus dem Landleben, zu einem zierlichen, realistischen Bilde abgerundet, in der heutigen Malerei etwa dem ländlichen Genrebild entsprechend: das ist die Idylle ursprünglich. Vergil recipirte die Gattung; er stattete sie mit Localfarben aus, läßt aber als Nachahmer den Reiz des Unmittelbaren vermissen. Auch die Renaissance nahm die Schäferpoesie auf und verhalf ihr in der Culturwelt zu Ansehen und Bestand bis ans Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Als dann um die Mitte des verflossenen Säculums die durch das Elend des dreißigjährigen Krieges lange verzögerte und gehemmte Blüthe der deutschen Poesie aufging; als man sich strenger, als je eine Nation vorher, an die Alten hielt; als Hagedorn der deutsche Catull und Tibull schien, Haller der deutsche Lucrez, Klopstock der deutsche Homer und Vergil zugleich, als eine ganze Legion von Sängern den Anakreon und Horaz repräsentirten, da war es Geßner, der nun zum vierten Male die Idylle zu weitreichendem Ansehen brachte und das antike Pflänzlein auf dem Boden seines Talentes hegte und pflegte. Er erschien den Zeitgenossen als deutscher Theokrit, und er selber glaubte es zu sein. Aber noch mehr als bei seinem Vorbilde und Vergil war seine große Geltung eine Folge der socialen Zustände seiner Tage. Man fühlte sich unwohl unter dem Drucke der versinkenden Gegenwart; man träumte mit Rousseau von einer einfachen, unschuldigen Zeit, von einem Naturzustande der Menschen; man erlabte sich an dem Leben und den Abenteuern des Robinson Crusoe; man begeisterte sich für die glücklichen Zustände des Alterthums: Wieland verlegte seine Figuren mit Vorliebe in das Perikleische Zeitalter; Goethe führte seiner verderbten Zeit im Ritter mit der eisernen Hand eine Idealgestalt des ausgehenden

Mittelalters vor; Schiller dachte mit Wehmuth der Tage, wo noch die Götter Griechenlands regierten — und Geßner, vor diesen und im stärksten Zug der Strömung, flüchtete in eine gänzlich erträumte Welt, in ein unbestimmtes, traumhaft verklärtes Arcadien. Wäre er nach Art des Theokrit der realistische Schilderer des zeitgenössischen Bauern- und Sennenlebens gewesen, die Mitlebenden wären wohl ziemlich achtlos an ihm vorbeigegangen.

Die Krystalle, in denen Geßner ein charakteristisches Fluidum der Zeitseele verdichtete, sind außerordentlich klar und fein, von zarter, gleichmäßiger Leuchtkraft. Jede der Idyllen ist in ihrer Art ein geschlossenes Kunstwerkchen, jedes der Motive mit einer vollendeten Sauberkeit durchgearbeitet, nirgends der duftige Schimmer der zierlichen Gebilde durch ein unreines Pünktchen getrübt. Eine zarte, harmonische Stimmung schwebt über der einzelnen Idylle, und jede spielt ihren Glanz wieder auf die andere hinüber. Ist die Erfindung nicht reich, so entbehrt sie doch selten eines reizenden oder rührenden Zuges, und einige der Stücke dürften noch heute ihrer Wirkung auf ein unbefangenes Gemüth sicher sein, so z. B. „Myrtill", oder „Amyntas", oder — die schönste Gabe seiner Muse — die kleine idyllische Erzählung „Der erste Schiffer": Das Meer hat in einer stürmischen Nacht blühende Fluren von der Küste losgerissen, von denen nur, vom Strande unsichtbar, weit draußen eine Insel blieb, wo ganz allein Semira mit ihrem Töchterchen Melida wohnt. In der heranwachsenden Jungfrau glimmt ein unbestimmtes Sehnen auf nach ihresgleichen, und alle Einwände der Mutter vermögen sie nicht davon zu überzeugen, daß es nicht in der Ferne irgendwo noch Menschen geben sollte. In Folge eines verheißungsvollen Traumes, welcher ihm Melida's Bild zeigt, und der Erzählung seines Vaters von dem schrecklichen Walten der Fluthen in jener Nacht, ergreift am Strande einen schönen Jüngling der unwiderstehliche Drang, zu versuchen, ob er nicht draußen im Meere die Jungfrau zu finden vermöchte. Aber den Menschen fehlt noch jedes Mittel, über die trügerischen Wasser zu gelangen. Ein ans Ufer getriebener hohler Baumstamm, worauf ein Kaninchen sitzt, bringt den Sehnsüchtigen auf den Gedanken, ihn noch mehr auszuhöhlen und als Fahrzeug zu benutzen, und die Schwimmfüße des Schwanes werden ihm zum Vorbilde des Ruders. Amor leiht ihm seine mächtige Hilfe und führt ihn auf die Insel und in Melida's Arme. Ueber der ganzen Schöpfung liegt eine süße Sehnsucht, und nirgends schimmert Geßner's traumhafte Welt in solchem Glanze wie hier, wo er die nämliche Wirkung erzielt, wie der geistesverwandte Watteau in seinen besten Bildern. Es spielt der Schein der sanftverklärten Natur, die Verschmelzung der schönen Landschaft mit den idealisirten Figuren übt eine treffliche Wirkung; es spricht ein reines Herz, das Verlangen nach einer goldenen Kindheit des Menschengeschlechts. Gehalt und Erfindung unangesehen, hat Geßner zuerst unter den Deutschen des vorigen Jahrhunderts, wenige Gedichte von Hagedorn und Klopstock ausgenommen, Schöpfungen von vollkommener Harmonie hervorgebracht. Dazu gesellte sich noch all die Lieblichkeit seiner Prosa, die, als die Idyllen — 1756 — erschienen, ihres Gleichen nicht hatte. Gewaltiger konnte die deutsche Prosa damals schon schreiten, kräftiger und stachlichter dreinfahren, aber in so anmuthigem Gewande der Grazien war sie noch nicht einhergegangen. Sie hat denn auch in Deutschland viel Nachahmung gefunden, weil hier zuerst auf der Sprache selbst die poetische Wirkung in einem Grade beruhte, wie es vorher in deutschen Landen kaum der Fall gewesen war.

Den Mitlebenden schien Geßner's Kunst ein Stück der lachenden antiken Welt heraufgezaubert zu haben, und er selbst glaubte sich von Theokrit nur durch eine gewisse Dämpfung des Realismus zu unterscheiden. Indem er einzelne derbe Züge seines Vorbildes, das ihm bei seiner Unkenntniß des Griechischen in irgend einer ungenügenden Uebersetzung vor Augen gekommen sein mochte, einfach bei Seite ließ, vermeinte er eine verschönte Natur, aber auf alle Fälle Natur herausdestillirt zu haben, völlig im Unklaren darüber, daß das Leben der Theokrit'schen Figuren gerade auf dem Zusammenspiel dieser kleinen, der Wirklichkeit abgelauschten Züge beruht.

Er lebte sogar der Ansicht, auf realistischem Boden zu stehen, und erklärte sich ausdrücklich gegen diejenigen, „die Bilder und Gemälde aus dem wirklichen Landleben wegweisen und die Schäferwelt nur zu einer poetischen machen wollen." Er schrieb an Gleim, er getraue sich, „auf den schweizerischen Alpen Hirten zu finden wie Theokrit zu seiner Zeit, denen man wenig nehmen und leihen dürfte, um sie zur Ekloge zu bilden." Aber er vermag nicht darnach zu handeln und dem sehr naheliegenden Vorbild, das Albrecht von Haller in einzelnen Partien seiner „Alpen" geboten, im Geringsten nachzustreben. Kräftige Vignetten seines Stiftes zu Swift und Shakespeare verrathen Neigung zum Grotesken und Derben; sichere Nachrichten verbürgen seine scharfe Beobachtungsgabe und die Fähigkeit, die erspähten Schwächen der Mitmenschen in stark sprechender Weise mimisch wiederzugeben — in seiner Poesie findet man von alle Dem nichts. Seine Figuren sind absolute Schemen, keine Menschen, sondern Larven. Der Mangel an Individualität und Realismus, das Verschleiern und Vertuschen der Natur, das Fehlen der tiefern menschlichen Klänge verleiht seinen Werken etwas Schattenhaftes und Nebliges. Er zeichnet nur eine Leidenschaft, die Liebe, und auch diese ohne eigene Physiognomie. Seine Menschen sind insgesammt von einer allgemeinen Güte und Redlichkeit, nur von dem unbestimmten Drang beseelt, wohlzuthun und zu helfen. Ein tragisches Geschick, das aus den Leidenschaften der eigenen Seele sprießende Unheil vermag er nicht darzustellen, und wo das Unheil von außen kommt, ist es von bezeichnender Einförmigkeit: im Schäfergedicht „Daphnis" wird der Held durch einen Strom von der Geliebten getrennt und von den Fluthen weggetragen; im „ersten Schiffer" bildet das Meer das Hinderniß zwischen den Liebenden; in der Idylle „Myrtill und Thyrsis" droht der Geliebte zu ertrinken, und in dem Situationsbildchen „Die Sündfluth" wird ein liebendes, gänzlich unschuldiges Paar von den Fluthen hinweggespült — also in verschiedenen Variationen ausschließlich das Thema Hero und Leander. Der Mangel an Körper und Handlung, das Leblose der Geßner'schen Figuren veranlaßten Goethe, Geßner unter die Dilettanten zu rechnen: „Der Dilettant wird nie den Gegenstand, immer nur sein Gefühl über den Gegenstand schildern."

Schiller tadelte, übrigens nicht nur an Geßner allein, sondern an der Schäferidylle überhaupt, daß sie den Menschen vor den Anfang der Cultur führe, somit das Ziel seiner Entwicklung hinter ihn setze, dem sie ihn doch entgegenführen sollte. Aber es war das Unvermögen, aus der Wirklichkeit zu schöpfen, das Geßner zwang, seine Helden und Heldinnen in einer möglichst idealen Ferne zu suchen. Dieses Unvermögen, der Erfolg der Idyllen, das Ansehen Klopstock's, die Autorität Bodmer's, der das Epos für die höchste Gattung der Poesie erklärte und damals — 1758 — mit dem Leichtsinn eines Jünglings eine epische Uebelthat nach der andern auf sein ergrautes Haupt häufte, bewogen ihn, einen epischen Stoff in weitester Ferne zu suchen. Sein „Tod Abels" offenbart stellenweise seine Vorzüge, namentlich die sprachlichen, in der höchsten Vollendung; aber er liefert erst recht die Probe auf die Schranken des Geßner'schen Talentes. Während in dem engen Rahmen der Idyllen die Dürftigkeit der Handlung kaum auffiel, ist sie hier ebenso unerträglich, wie die völlig mißlungene Charakterzeichnung. Abel ist der absolut gute Mensch und zerfließt ohne Grund jeden Augenblick in Thränen und Gebete; Kain ist der absolut böse und murrt und grollt ebensohäufig ohne den geringsten Anlaß und so verfolgt der Brudermord ohne innere Nothwendigkeit, so daß das Epos zwecklos in sich selbst zusammenstürzt.

Allein die Schemen dieser Schattenwelt, denen es zuzuschreiben ist, daß Geßner so bald vergessen wurde, dienten andererseits zu seinen Lebzeiten seiner Popularität im höchsten Grade, da sie dem Glauben der Zeit an einen Naturzustand der Menschheit liebenswürdig entgegenkamen. Rousseau und Diderot interessirten sich höchlich für die Idyllen; der Letztere ließ moralische Erzählungen in einem Bande mit der zweiten Ausgabe von Geßner's Werken, und von diesem ins Deutsche übersetzt, erscheinen und zwar ehe er der Heimath die Originale vorgelegt hatte. Geßner's Schöpfungen bedeuteten für Frankreich eine völlige und stattliche Wiederaufrichtung der Schäferpoesie,

und vielleicht ist kein Dichter deutscher Zunge bei den westlichen Nachbarn so beliebt gewesen wie er, weil er wegen der Grazie seiner dichterischen Natur, wegen der Abwesenheit jeden nationalen Gehaltes und weil seine Prosa der französischen durch ihre Eleganz verwandt erschien, in der Uebersetzung das Aussehen eines Franzosen hatte, wie sich denn bis in die letzte Zeit in französischen Lesebüchern Stücke aus seinen Werken erhalten haben. Seinen Einfluß auf die deutsche Poesie bezeichnet Goethe, der ihn erlebte, mit den Worten: „Geßner's höchst liebliche Idyllen eröffneten eine unendliche Bahn." Abgesehen von der Wirkung seiner schönen Prosa, abgesehen davon, daß er das fruchtbare und später so oft bearbeitete Motiv der feindlichen Brüder mit seinem „Tod Abels" in die deutsche Literatur warf, bahnte er Denjenigen den Weg, welche die Idylle in die Gegenwart zogen und so ihrerseits Goethe's Vorgänger wurden, der in „Hermann und Dorothea" die leise erhöhten Figuren seiner Zeit mit reicher Handlung verknüpfte und hinter den leuchtenden Vordergrund die dunkle Folie einer dräuenden Weltbegebenheit rückte. —

Während Geßner's Dichtungen vergessen sind, und seine verblaßten und trüb gewordenen Landschaften den Duft, der über ihnen lag, kaum noch ahnen lassen, spiegeln die kleinen Radirungen, mit denen er seine Werke schmückte, noch heute in ungeminderter Stärke die Lieblichkeit und Anmuth seiner Künstlerseele und gehören zum Feinsten und Reizendsten, was im Bezirke solcher kleiner Sachen je geschaffen wurde: es sind Putten, unter sich oder mit Satyren und Faunen vergesellschaftet, in den mannigfaltigsten Stellungen und Hantirungen, niedliche Gemmen, von einer Epheuranke umschlungen oder mit einer Hirtenflöte an die Wand gelehnt, zierliche mythologische Frauengestalten in lieblichen Landschaften, die schattigen Baumpartien und lauschigen Waldwinkel um den Züricher See, an dessen Gestaden er seinen Lebensgang vollbrachte.

Aus dem Berliner Musikleben.

Mitte Februar 1888.

Die Rund- und Rückschau über eine Reihe von gleichartigen Ereignissen, wie z. B. die musikalischen Aufführungen einer Spielzeit, gleicht dem Rückblick auf einen Abschnitt des eigenen Lebens. Aus der Fülle hebt sich das Einzelne heraus, und dieses Einzelne, Wichtige tritt in scharfe Beleuchtung, während das Unerhebliche verblaßt und verschwindet. Ueber Gräser und Blumen lagert sich der Nebel der Vergessenheit, nur die stolz aufragenden Bäume im Schmucke der Blätter und Früchte werden gesehen. Das Alter, erhoben über die Nebelregion, schaut von heiterer Höhe nur Bergspitzen, große Linien, und erkennt in dem unbestimmten Farbenton der Ferne das Einzelne der Niederung nicht mehr, während der Blick der Jugend mehr am Kleinen und Einzelnen hängt. Freilich, weder die Weise des Alters noch die der Jugend genügt zur Gewinnung eines Urtheils über die Erzeugnisse der Kunst; hierzu bedarf es einer Mischung aus beiden. Den Lichtstrahl des Genius erkennt nur, wer schon in der Jugend die Wonne seiner milden Wärme und noch im Alter die verjüngende Kraft seiner Gluth empfindet. Und ferner, weder oben noch unten ist der rechte Standpunkt. Das rechte Wunderbild der dichterischen Idee, welches die Töne zugleich darstellen und einhüllen, offenbart sich nur dem Geiste, der beim Fluge nach der Höhe das Kleine nicht aus dem Auge verliert und, wieder unten angekommen, das sehnsüchtige Aufwärtsschauen nicht verlernt. Jean Paul räth erstens zum Wege nach der Höhe, so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die Welt nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen unter seinen Füßen liegen sieht; dann — gerade herabzufallen ins Gärtchen und sich in eine Furche einzunisten, daß man die Aehren für Bäume hält; endlich aber, als zum Besten, mit dem Auf und Ab zu wechseln. Glücklicherweise bedarf es zu diesem Wechsel kaum eines Willensactes, da jeder Spannung schon nach der natürlichen Lebensordnung die Abspannung folgt. Dieses „Wiegen zwischen Ernst und Spiele“ ist es vornehmlich, was die aufmerksame Beobachtung des Berliner Musiklebens mit der Unruhe seiner Erscheinungen überhaupt erst möglich macht. Auch andere, stärkere Nerven als die des ständigen Beobachters, würden gemartert werden, wenn die Kunstgemeinde, von der Zerrüttung der Künstlerschaft abgesehen, in der Oper nur einen einzigen Monat hindurch allabendlich etwa die „Walküre“ oder „Tristan und Isolde“ genießen müßte, während sich das vor und hinter der Operettengardine versammelte Völkchen beim hors d'œuvre der schalsten Bänkelmusik durch ungezählte Wiederholungen nicht oder doch weniger ermüdet finden dürfte.

* * *

Oper und Operette! Von jener kann leider, von dieser glücklicherweise nicht berichtet werden, daß sie unser gegenwärtiges Musikleben dominirt hätte.

Die neue Spielzeit brachte den Besuchern des Opernhauses zwei äußere Veränderungen, die elektrische Beleuchtung und die Tieferlegung des Orchesters. Ueber jene

gibt es nur eine Meinung, diejenige völliger Befriedigung. Der Gewinn für die Bühne ist evident; nun erst ist es möglich, alle denkbaren Nüancen der Licht- und Schattengebung zu erzeugen, besonders aber die Uebergänge in wohlthuender Unmerklichkeit sich vollziehen zu lassen. Die von den Gasflammen erzeugte drückende Hitze ist verschwunden und die Bedingung des schönen Klanges und des Musikgenusses zugleich, eine mild-temperirte, reichlich sauerstoffhaltige Luft gewonnen. Ferner ist das unbehagliche Gefühl der Unsicherheit, welches die Kunde von zahlreichen Theaterbränden erzeugen mußte, sowohl durch die Elektricität als durch die Oeffnung vieler Ausgänge und die Aufrichtung fester, den Menschenstrom theilender Schranken in den Vorräumen fast vollständig beseitigt. Weniger einstimmig wird die Tieferlegung des Orchesters gelobt. Unzweifelhaft ist, daß man jetzt auch auf den vorderen Sitzen des Parquet durch die Handhabung der Instrumente nicht gestört wird, und daß die Musik an Edelklang gewonnen hat. Aber die Einrichtung ist nur als eine Abschlagszahlung anzusehen; darüber haben namentlich die Aufführungen von „Tristan und Isolde" und der „Walküre" völlige Klarheit geschaffen. Ohne das versenkte und zugleich überbaute Orchester sind jene Werke, ist insbesondere der „Ring" mustergiltig nicht aufzuführen; ausschließlich für eine solche von der überlieferten Bühnenarchitektur so wesentlich abweichende Einrichtung sind jene Tondramen gedacht. Jeder Versuch mit dem üblichen Orchesterraum hat bisher noch überall zum Nachtheil des Kunstwerkes stattgefunden oder doch eine ungenaue Vorstellung von demselben erzeugt. Wer jemals in Bayreuth war, wird wissen, wie der völlig unsichtbar gemachte Klangkörper in ein ganz neues Verhältniß zum Bühnengesange tritt. Das volle Orchester verliert zwar wesentlich an Glanz, und um so mehr, je kleiner die Zahl der Instrumente ist; dafür aber tritt die Singstimme so plastisch hervor, wird so sehr das Wichtigste und Herrschende im Tongewoge, daß sie nun erst an ihrer rechten Stelle erscheint und daß das Wort mit Leichtigkeit im Raume verstanden werden kann. Neben diesem Gewinn ergibt sich für das gebildete Ohr noch ein anderer, nicht minder werthvoller in der Milderung der Dissonanzen. Man darf annehmen, daß Wagner manche im offenen Orchester unerträglich klingende, im Forte körperlich belästigende Dissonanzenfolge ausschließlich für seinen mystischen Abgrund gedacht hat.

Es würde dem Techniker die Aufgabe zu stellen sein, durch eine rückwärts gewölbte Ueberdachung aus dünnem Holze den Orchesterraum auch für die Ränge zu schließen, damit zugleich den Capellmeister unsichtbar zu machen und die Klangwirkung nach der Bühne hin zu verstärken. Man sage von solchen Aenderungen nicht, daß sie überflüssig seien, weil doch vor dem Bayreuther Theaterbau Niemand ein Bedürfniß in dieser Richtung empfand. Die gegenwärtige Generation ist überhaupt der Kunst und jedenfalls dem Theater gegenüber nicht mehr anspruchslos genug, um mit weniger als dem Besten vorlieb zu nehmen. Dem Bestreben, auf der Bühne alle Errungenschaften des geläuterten Geschmackes zur Vervollkommnung des Schaustückes wirken zu lassen, darf vor der Bühne nicht entgegengearbeitet werden; es ist vielmehr Alles zu beseitigen, was den Totaleindruck schwächen kann. Auch die Vor-Wagner'sche Oper dürfte durch die vorgeschlagene Aenderung gewinnen, weil unser Orchesterraum immer noch hoch genug liegt, um etwa der Mozart-Partitur volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

* * *

Vor und auf der Bühne gebührt bei Probe und Aufführung vernünftigerweise dem Capellmeister die absolute Herrschaft; ihm muß, um mit seiner Person für das Kunstwerk haften zu können, das volle Gewicht nicht nur der amtlichen, sondern der künstlerischen Autorität zur Seite stehen, er muß in Berlin eine anerkannte Capacität sein. Und das ist Herr Schröder. Seine Erscheinung am Pulte ist eine durchaus angenehme. Wie bei Herrn Kahl imponirt auch bei ihm die ruhige Noblesse der Haltung und Bewegung; heftige Gesticulationen sind eben überflüssig, wenn das Werk in der Probe genügend interpretirt wurde. Herr Schröder agirt meist unabhängig von der Partitur; am Pulte stehend, gibt er durch leichte Wendungen seines Kopfes

zu erkennen mehr, daß er Etwas erwartet, als daß er es fordert. Und den spielenden und singenden Künstlern merkt man es an, daß sie in diesem Leiter die ideale Instanz aus Ueberzeugung willig anerkennen. Seine künstlerische Gewissenhaftigkeit hat ihn veranlaßt, die meisten der bisher für nöthig gehaltenen Kürzungen, namentlich im „Lohengrin" und „Tristan", zu beseitigen. Die verklebten Stellen der Partitur und der Stimmen wurden enthüllt, und so präsentirten sich der Heerrufer und Telramund, König Marke und Tristan mit wesentlich reicherem Besitzstande. Obwohl Wagner (und nicht jeder Componist wie er) das Recht hat, völlig unverkürzt dargeboten zu werden, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß seine Werke Stellen enthalten, die den Fortgang der Handlung, auch der inneren, unnöthig aufhalten und nur als Breiten empfunden werden, deren Beseitigung recht wohl auch als ein Wagner-Cultus gelten kann. Weder die allgemeine Schätzung des Dichtercomponisten noch die Klarheit des Werkes dürfte daher durch jene Vollständigkeit gewonnen haben. Um nur Eins zu nennen, so erschienen die in jeder Beziehung des Reizes entbehrenden Declamationen König Marke's (gegen das Ende des dritten Actes) mindestens unnothwendig. Ohne Kürzungen fordert der „Tristan" über vier Stunden; nach Schopenhauer aber, auf den sich die Wagnerpartei so gern bezieht, ist es nicht zuträglich, die Zuhörer mehr als zwei Stunden bei der Musik festzuhalten.

* * *

„Gäste kamen und Gäste gingen!" wie es in der „Walküre" heißt, die einmal mit Frau Sucher aus Hamburg als Sieglinde, Herrn Vogl aus München als Siegmund und auch sonst in neuer Besetzung geboten wurde. Die Hamburger Künstlerin genießt bei den Wagnerianern eine Verehrung, unter welcher die heimische Darstellerin Frau Sachse-Hoffmeister entschieden zu leiden hat. Das Urtheil über die Erscheinung Beider läßt sich ungefähr so präcisiren: Frau Sachse behauptet die Mäßigung, Frau Sucher die superlative Zuspitzung. Jene sagt mit der Zurückhaltung der deutschen Frau, unter Bewahrung der Discretion, die sie ihrem Hause gegenüber Siegmund, dem Fremden, schuldig ist: „So bleibe hier. Nicht bringst du Unheil dahin, wo Unheil im Hause wohnt!" Diese stößt die ersten Worte wie in einem Schrei hervor. Wagner hat allerdings vorgeschrieben, die Worte sollen „in heftigem Selbstvergessen" nachgerufen werden, hat aber gewiß an einen unarticulirten Laut nicht gedacht. Bei Hunding's Kommen soll Sieglinde „lauschen". Frau Sucher beugt sich seitlich über, als dächte sie an Mord, während Frau Sachse ihrer Gebärde die Vornehmheit bewahrt. Jene springt, stürzt nach der Thür und öffnet sie mit einem ganzen Apparat von Mienenspiel; diese zeigt dem kommenden Gebieter die Majestät des Weibes u. s. w. Frau Sucher thut zu viel, mehr, als die Tochter Wälse's, die Schwester Siegmund's, thun sollte, aber sie wirkt auch viel. Unser Publicum verlangt nach solchen Superlativen als exotischen Reizmitteln. Zwischen der Uebertreibung und der Ausarbeitung und Stilisirung der Rolle im Einzelnen ist ein großer Unterschied. Wie maßvoll erscheint Niemann als Siegmund, und doch, welche Scala des Ausdruckes wendet er an. Gerade neben ihm forderte, im Anfange des Vorjahres die Kunst der Frau Sucher zum Vergleich heraus. Eine leise Wendung des Kopfes, ein Aufschlag der Augen dieses Siegmund war stets mehr als die lebhafteste Gesticulation dieser Sieglinde. So war es theilweise erklärlich, daß neben ihr Herr Vogl noch kühler und verständiger erschien als sonst. Dieser eminente Künstler hat vor Jahren als Loge und nicht minder als Siegfried (in der „Götterdämmerung") bei uns gewaltige Wirkungen erzielt, ja in diesen Figuren unübertreffliche Typen hingestellt. Sein Siegmund aber vermochte tiefere Theilnahme nicht zu erwecken. Wie stand er neben dem Herde so völlig außerhalb der Action! Mit einer Hand entreißt er das Schwert dem Eschenstamm, während Niemann mit beiden Händen zufaßt und die volle Wucht des Körpers gegen den Baum zwängt. Die herrliche Stimme des Sängers hat sich in den letzten zehn Jahren kaum verändert und ihre offenen Vocale passen auch heute nicht völlig zu der tragischen Rolle. Manchmal erinnern diese hellen Laute direct an heiteren Inhalt und wollen mit dem erschütternden Sinn der Worte sich nicht ver-

schmelzen; doch mag hier die Gewöhnung des Zuhörers das Hemmniß bilden. — Die Fricka des Fräulein Renard bestand in dieser Umgebung ebenso gut wie die Brünnhilde der Frau Staudigl.

„Gäste kamen und Gäste gingen!" Zwei hochbegabte Sängerinnen schlossen ihr irdisches Gastspiel auf immer. Zuerst erlag die Altistin Fräulein Ghilany dem tückischen Leiden, welches ihre von Natur nicht sehr umfangreiche, aber durch Fleiß und Energie nach Höhe und Tiefe ausgespannte Stimme schon längst bedrohte. Bald nach ihr brach eine bedeutende Stütze unseres Wagner-Repertoirs, Frau v. Voggenhuber, unter der Ueberlast körperlicher Leiden zusammen. Beide Künstlerinnen wurden aufrichtig betrauert. —

* * *

Wir leben in der Zeit der musikalischen Jubiläen, wie der Meister, so ihrer Werke. Man könnte sagen, daß wir, so oft und so gerne vor dem alten, festen Besitz Halt machend, um ihn mit Wohlgefallen und gerechtem Stolze zu betrachten, die gegenwärtige Epoche indirect als eine unproductive, unbedeutende bezeichnen. Aber auch die Schütz, Händel und Bach, denen wir 1885 in tiefer Ehrfurcht feiernd nahten, sahen voll Pietät auf ihre Vordermänner, kleine Gestalten, die im Schatten der großen untergingen, als die Leuchte des Genius tiefer sank und nur die Spitzen beglänzte. An der Vergangenheit richtet sich dankbar die Gegenwart auf, jede Erinnerung an das Große hat einen sittlichen Werth. Mit seltener Einmüthigkeit feierte die ganze musikalische Welt am 29. October 1887 das Centennarium des „Don Juan" von Mozart. Unsere Oper bot ihre besten Kräfte auf und kam mit neuen, auf Grund eines verbesserten Scenariums entworfenen Decorationen der festlichen Absicht zu Hilfe. Dieselbe weihevolle Stimmung erfüllte alle Herzen. Wäre es möglich gewesen, ein über alle bedeutenden Theater ausgebreitetes mikrophonisches Netz an einer centralen Stelle zu benutzen, so würde, bei aller Verschiedenheit der Qualität in der Bethätigung, doch ein schöner Gleichklang im Mozart-Enthusiasmus sich ergeben haben, ein Resultat, dessen Bedeutung gegenüber dem einseitigen und ausschließlichen Wagnercult nicht hoch genug zu schätzen ist. Edler, wahrer Kunst ist jeder Particularismus zuwider; wir verehren über den einzelnen Künstler hinweg aufrichtig nur das Schöne, welches durch ihn geschaffen wurde. — Der Priestermarsch aus der „Zauberflöte" bildete die Einleitung zu einem würdigen Festprolog von Emil Taubert, dem neuen Dramaturgen. Frau Sachse-Hoffmeister setzte ihre ganze so vorzügliche Kraft an eine musterhafte Durchführung der Anna-Rolle; Herr Betz, der wahrhaft königliche Sänger, sang den Don Juan wieder bestrickend schön, und die Fräulein Renard (Zerline) und Leisinger (Elvire), sowie Herr Krolop (Leporello) boten fast typische Leistungen. Es fehlte nicht viel, so hätte dieser Eideshelfer des Don Juan nach dem Muster jenes Arlechino im Volksschauspiel „Das steinerne Gastmahl" (17. Jahrhundert) sein „kleines Register" bis ins Publicum geschleudert, mit der Bitte, sich gefälligst nach Bekannten umzusehen.

An den bisher üblichen Schluß, der in durchaus packender Weise einfach durch das Versinken Don Juan's zu Stande kam, wurde bei der Säcularfeier noch angefügt, was zwar Mozart auch componirt hat und deshalb pietätvolle Beachtung verdient, was aber allgemein als eine Abschwächung des Schlußeffects empfunden wurde. Nachdem in den aus der Tiefe aufschlagenden Flammen der Reuelose verschwunden ist, treten die fünf Hauptpersonen herein, um sich von Leporello als Augenzeugen das eben Geschehene erzählen zu lassen und einige moralische Betrachtungen anzuknüpfen. In richtiger Erkenntniß des Besseren ist diese Neuerung bald wieder aufgegeben worden.

Der 15. November, welcher auf jenen Jubeltag der Prager Don Juan-Première folgte, der hundertjährige Todestag des Lessing der Oper, Christoph Willibald Ritters von Gluck, wurde befremdlicher Weise von unserer Oper nicht ausgezeichnet. Auch an dem auf Anregung von Leipzig aus vielfach gefeierten fünfzigjährigen Jubiläum der überall und auch in Berlin beliebten komischen Oper „Czar und Zimmermann" von Albert Lortzing betheiligte sich das königliche Institut nicht.

Lortzing! Oder sollte es nicht erlaubt sein, ihn neben Mozart und Gluck zu nennen? Es ist nicht zu viel behauptet, wenn das Heitere und Komische in Mozart's Opern als ihr eigentliches Lebenselement bezeichnet wird, und Gluck rückt mit seinem „Betrogenen Cadi" doch einmal aus der vornehmen altclassischen in die bürgerliche Sphäre herüber und uns menschlich näher. Wie oft schon ist darüber geklagt worden, daß unsere neueren Operncomponisten sich so wenig auf das Heitere einzustimmen vermögen, sich so schlecht auf den Humor verstehen! Der todbringende Rauhfrost des Pessimismus auf der einen, und die Sucht nach dem Ungewöhnlichen, Ueberschwänglichen auf der anderen Seite lassen die heitere Muse nicht zur Herrschaft gelangen, oder drängen zu ihrer Caricatur. Die Zeiten Gottsched's sind vorüber, wo man es „nicht für vornehm hielt", Heiteres für die Bühne zu schreiben; auch Richard Wagner hat es nicht verschmäht, die classische Folge von Tragödie und Komödie wieder in ihr menschlich so wohlbegründetes Recht einzusetzen. Aber es fehlt am Besten, am Humor, wie er in „Figaro's Hochzeit" sein Wesen treibt, und wie er zu unserer Zeit eigentlich nur im recitirenden Schauspiel vertreten ist. Und doch ist unsere Zeit jeder Strebung in dieser Richtung so ungewöhnlich dankbar. Lebten Dittersdorff und Lortzing jetzt, die beiden besten Repräsentanten der deutschen komischen Oper, sie würden nicht verlassen und vergessen sein, wie sie es zeitlebens waren. Nicht ohne Herzbewegung kann man Düringer's biographisches Werk („Albert Lortzing. Sein Leben und Wirken". Leipzig 1851.) und Dittersdorff's Selbstbiographie lesen. „Ich bin," schrieb Lortzing ein Jahr vor seinem Tode, „so verarmt, daß Deutschland darob erröthen müßte, wenn es anders Scham im Leibe hätte." Und das war 1850, wo die meisten deutschen Bühnen mit „Czar und Zimmermann", mit „Wildschütz" und „Waffenschmied" und „Die beiden Schützen" ihre Häuser füllten, wo die Theaterdirectoren auf Lortzing's Kosten lebten und sparten, während dieser Aermste buchstäblich Hunger litt. (F. Schlüter, Musikgeschichte.) „Wenn sich auch bei Lortzing," schreibt Vincenz Lachner im Vorwort zu jener Biographie, „keine bedeutende musikalisch-wissenschaftliche Bildung aufdrängt, so erscheint diese zu seiner Aufgabe doch vollkommen ausreichend, und was sie etwa Mangelhaftes ließ, ersetzte ein sprudelnder Humor, Frische und Lebendigkeit, die nicht selten in Muthwillen übersprang. Man unterschätze indessen Lortzing's musikalische Ausbildung nicht, die sich bei ihm in größeren Dingen, als richtiger Stimmführung, natürlicher Modulation und fleißiger, correcter Instrumentation, sehr oft glänzend geltend machte. Es geht dies aus der mitunter überaus geschickten und zweckmäßigen Anlage großer Ensemblestücke hervor; so ist z. B. das Sextett in „Czar und Zimmermann" ein Meisterstück dieser Art, und fast in jeder seiner Opern finden sich große und ausgedehntere Ensemblestücke, die in der Anordnung ausgezeichnet sind und in der Ausführung eine äußerst geschickte und gewandte Hand bekunden. — Lortzing war keine scharf ausgeprägte, selbständige Kunstindividualität und konnte deshalb auch keinen, ihm allein eigenthümlichen musikalischen Stil und in ausschließlicher Beziehung darauf einen Nachahmer hervorrufen." Daran dachte Lortzing auch gar nicht; er wollte nur, wie er sich ausdrückt, vielen ehrlichen Seelen angenehme Stunden bereiten.

Und angenehme Stunden waren es in der That, die er uns zum Jahresschluß bereitete, wo „Der Waffenschmied" zum ersten Male auf der königlichen Bühne erschien. Seit vierzig Jahren ruhte diese „Novität" in vollständig ausgeschriebenen Stimmen und Rollen, auch mit sämmtlichen „Strichen" des Capellmeisters Elsler im Archiv, wird aber nun mit „Czar", „Wildschütz" und „Undine" abwechselnd erscheinen. Die Sylvestergabe fand eine außerordentlich günstige Aufnahme, weil auch in diesem Werke die lachende Fröhlichkeit des Lebens, jene unnachahmliche natürliche Laune und herzgewinnende Naivetät waltet. An solchen Werken, auch wenn sie nur dem Mittelgut angehören, darf es in der Reihe der Vorstellungen niemals fehlen. Lortzing, der als Kenner der Bühne und des Publicums diese Nothwendigkeit sehr wohl begriff, wußte und gab gerne zu, daß er nur „Mittelgut" zu bieten vermochte: aber sehr praktisch bemerkt er: „Aus lauter vollkommenen Werken bringt man kein Repertoir für ein

halbes Jahr zusammen, und von der Einnahme, die ein reines Kennerthum brächte, würde der Theaterdirector das Oel für die Lampen nicht beschaffen können."

* * *

Ein Publicum freilich, welches sich aus dem Lerchennest der Ackerfurche überhaupt nicht erheben, immer in der Region des Unter-Mittelguts verharren will, kann einem Lortzing noch weniger genügen, weil es außerhalb der Bildungssphäre steht. Solcher Art ist das Berliner Operettenpublicum, dessen künstlerisches Bedürfniß lediglich durch die favorisirte Gattung gedeckt wird. Zwei Operettentheater, ein nördliches und ein südliches, sind es, zwischen denen die öffentliche Gunst wie die Nadel zwischen den beiden Polen schwankt. Keins derselben wagt den Bruch mit der Musikposse, obwohl der besseren Gattung eine bessere Zukunft gewiß wäre. Seit Offenbach große Erfolge errang, und zwar nicht nur durch seine parodistischen Sujets, sondern durch seine elegante, eine tüchtige Schulung beweisende Musik, sind seine Nachahmer auf der abschüssigen Bahn der glatten und ordinären Melodie, des Walzercouplets und Gassenhauers so tief herabgegangen, daß ein ernsthafter Musiker ihnen nicht mehr folgen kann.

* * *

Die Bühne war es in diesem Winter entschieden nicht, von wo uns dauernde Befriedigung künstlerischen Verlangens geboten wurde; desto reichere Gaben streute die Muse in den Concertsälen aus. Lediglich hier erfolgte die Einstimmung des Musiklebens. Und wer im schnellen Ueberblicken der Concerte diejenigen finden wollte, welche als die Gipfel sich darstellen, dem würden zugleich mit den drei Namen: Bülow — Joachim — Blumner die Philharmonischen Concerte, die Quartettvorträge und die Aufführungen der Singakademie als die vornehmsten Veranstaltungen sich bieten.

Die Philharmonischen Concerte, deren Einrichtung wir der vortrefflichen Concertdirection Wolff danken, haben durch ihren Leiter, Herrn Dr. Hans von Bülow höchste Bedeutung; sie sind musikgeschichtliche Ereignisse. Bülow steht im Mittelpunkte des hauptstädtischen Musiklebens. Durch diesen unvergleichlichen Künstler werden wir in zehn Vorträgen „Ueber das Dirigiren" unterrichtet, ohne daß der Vortragende — das Wort nimmt. Und was ist aus diesem Orchester durch ihn gemacht worden! Nun wissen wir auch in Berlin, was eine Künstlercapelle ist. In solcher Congenialität fanden sich in der Geschichte der Musik Führer und Ausführer seit Richard Wagner nicht wieder und vor diesem überhaupt nicht beisammen. Die Ueberzeugung hat jeder Zuhörer sofort gewonnen, daß, wenn ein mit den höchsten Weihen der Muse begnadeter Künstler den Taktstock ergreift und eine Künstlerschar mit sich, d. h. aufwärts reißt, es doch einen andern Klang gibt, als wenn das routinirte Taktschlägerthum seinen Pakt mit der Technik schließt. Die gemachte Autorität der Stellung, des Geldes, der Tradition, des Favoritenthums sinkt ohnmächtig in den Staub vor der Majestät des freien, subjectiv-reproducirenden Geistes. Das Banausenthum auf der einen, die Künstlerschaft auf der anderen Seite — dazwischen keine Brücke. Wir leben in einer eigenthümlichen Zeit. Nach dem Abblühen der Virtuosität und nachdem die Sturmperiode der Neuromantiker ausgetobt hat, sind wir jetzt in die Dirigenten-Aera gerückt. Es kann nicht anders sein: dieses heiße Ringen nach Verwirklichung des Ideals, welches dem schaffenden Künstler vorschwebte, die unermüdliche philologische Genauigkeit in der Zergliederung und schönen Aussprache der orchestralen Gedanken —, sie muß eine Frucht zeitigen, sie muß und wird anregend und fördernd auf die Componisten wirken. Und Bülow wird als einer der Besten genannt werden, welche die neue Zeit sieghaft heraufführen helfen. — Seine Programme sind Muster ihrer Art; von einseitiger Pflege des modernen oder gar des classischen Stils findet sich keine Spur, das Bedeutende aller Richtungen, Zeiten und Länder kommt zur Geltung. Am ersten Abend gab es — ein Novum — hintereinander drei Symphonien (Haydn B-dur, — Mozart C-dur, — Beethoven Eroica), und das massenhaft erschienene Publicum verharrte dankbar bis zum Schluß. Am zweiten Abend war Eugen d'Albert als weltbekannter, am dritten Klotilde Kleeberg als neue pianistische Capacität, am sechsten Abend Joseph Joachim und Robert Hausmann betheiligt. Freilich

vermochten — um nur von letzterem Concerte zu reden — weder die verbündeten Meister der Violine und des Cello, noch dieser Dirigent dem neuesten Werke ihres gemeinschaftlichen Freundes Johannes Brahms (Concert A-moll für Violine, Cello und Orchester) eine von ihren Personen unabhängige Sympathie zu erwecken. Brahms hat sich selbst im Stich gelassen, und das konnten seine Freunde nicht hindern und seine Verehrer nicht ungeschehen machen. Die für ihn bereit gehaltene Palme fiel einem jungen Fremdling zu, Herrn Ch. Villiers Stanford aus London, dessen Symphonie Nr. 3 (Irische) F-moll, op. 28, ein gediegenes, aus natürlich fließender Melodie und ungesuchten harmonischen und rhythmischen Elementen aufgebautes Werk ist. Bülow dirigirte zum allgemeinen Erstaunen auch dieses neue Werk wie jedes andere ohne Partitur.

* * *

Das Joachim-Quartett (die Herren Professoren Joachim, de Ahna, Wirth und Hausmann) gewährt nach wie vor die reinsten und höchsten Musikgenüsse. An dieser Stelle auf die Einzelheiten einzugehen, ist leider unmöglich; aber ein Manuscriptquartett in D-moll von dem Berliner Meister Woldemar Bargiel verdient aus dem reichen Inhalt der Programme hervorgehoben zu werden. Es erschien nach Schumann's, mit stürmischem Beifall aufgenommenem Quartette in A-moll (op. 41) und hatte in dieser Nachbarschaft zunächst einen harten Stand. Bald aber fühlte die Zuhörerschaft, daß in dem neuen wie in dem älteren Werke derselbe edle Geist echten Künstlerthums schaffend und ordnend thätig war. Die weitgespannten Schritte des Hauptthemas im ersten Satze bilden die Grundlagen für ein interessantes, reizvolles Tongewebe, von dem sich die ruhige Cantilene des Adagio eigenartig abhebt. Die folgenden beiden innerlich verwandten Allegrosätze, eingeleitet durch ein terzenloses, an die „Neunte" erinnerndes Tonspiel, bilden ein einziges, großangelegtes, feingegliedertes und den Zuhörer fortreißendes Crescendo von fast elementarem Ungestüm. Beethoven's Einfluß waltet in dem ganzen Werke.

* * *

Die Singakademie, unter der Direction des Herrn Professors Martin Blumner, bot zunächst den Mitgliedern des VI. Deutsch-evangelischen Kirchengesang-Vereinstages eine Aufführung von Seb. Bach's „Oster-, Himmelfahrt- und Pfingst-Cantate"; dann folgte am 4. November, dem Tage, an welchem vor vierzig Jahren Mendelssohn starb, dieses Componisten Oratorium „Paulus", ferner am Todtenfeste neben Mozart's Requiem Blumner's Cantate „In Zeit und Ewigkeit", dann am 13. Januar ein „Cantaten-Cyklus" von Seb. Bach und schon am 3. Februar Robert Schumann's „Das Paradies und die Peri". Was bedarf es weiter Zeugniß für den Fleiß und die Leistungsfähigkeit, aber auch für die Vielseitigkeit des Instituts. Dem gewaltigen Eindrucke nachgebend, welchen der „Cantaten-Cyklus" hinterließ, sei von diesem des Näheren die Rede. Er enthält das Werthvollste aus im Ganzen vierzehn Cantaten und ist wohlgeeignet, dem über die zahlreichen Werke des Thomascantors nur oberflächlich unterrichteten Laien eine ungefähre Vorstellung zu verschaffen von dem reichen Erbe, dessen wir uns immer von Neuem und mit stetig wachsender Bewunderung und Dankbarkeit erfreuen. Dieser Cyklus ist einem Schatzkästchen gleich, aus dem uns herrliche Gebilde der heiligen Kunst in strahlender Pracht entgegenleuchten. Was aus einzelnen, meist kleineren Werken an kunstvoll gefügten Chören, unvergleichlich harmonisirten Chorälen und das Wort Gottes auslegenden Recitativen, Arien und Duetten sich verwandt zeigte und einem leitenden Hauptgedanken sich unterordnen ließ, findet sich hier feinfühlig zusammengetragen. Für diese den Zugang zu den Bachschätzen vermittelnde That gebührt Herrn Blumner der aufrichtige Dank aller Freunde der kirchlichen Kunst. Es wird gewiß nicht an solchen Bach-Enthusiasten fehlen, welche diesem „Stückwerke" den vollständigen Cantaten gegenüber das Existenzrecht absprechen möchten. Ohne Zweifel wird eine vollständige Cantate, besonders wenn sie wie die Choralcantaten alle Stimmungsbilder der einzelnen Textstrophen in hellstes Licht setzt, den Gefühlsinhalt derselben durchforscht und herausbildet, den Hörer nach-

haltiger erbauen und den Kenner am tiefsten befriedigen. Der Vorrath an solchen überhaupt und gewiß in Berlin noch nicht aufgeführten Cantaten ist immer noch groß genug, um das Bedürfniß der Kirche und des Concertsaales auf lange Zeit zu decken. (Es existiren bekanntlich nicht weniger als fünf vollständige Jahrgänge solcher Musikwerke für alle Sonn- und Festtage.) Aber die Rücksicht auf das Programm und die Aufnahmefähigkeit unseres Publicums zieht bestimmte Grenzen. Die in Form und Inhalt zum guten Theil veralteten, instrumental ausgebleichten Arien der kleineren Cantaten sind es, welche die bestehenden Bach- und Oratorienvereine vor einer vollständigen Wiedergabe zurückschrecken lassen. Ein Bach-Fanatismus würde zwar weniger Schaden anrichten und weit weniger Geschmacksverirrung erzeugen, als z. B. der Berlioz-Fanatismus, der, wie weiterhin näher mitgetheilt wird, auch in Berlin einige wenige Köpfe im Kreise dreht und einige andere zur Grimasse der Verzückung nöthigt. Bei Bach wäre doch wenigstens noch reicher geistiger Inhalt, entwickelt aus dem deutschen Gotteswort, angepaßt dem evangelischen Bedürfniß, und doch Alles ohne den doppelten hohlen Boden des Instrumentalraffinements. Aber abgesehen davon, daß eine solche Vollständigkeit die Kunstgemeinde von heutzutage eher zerstreuen als sammeln würde, so ist als verbürgt anzunehmen, daß Bach selbst seine Cantaten ebenfalls häufig abgekürzt, unter Bevorzugung einzelner Haupt- und Lieblingsnummern zur Aufführung brachte, und daß gegenwärtig wohl kein Verein der Welt so viel Zeit und Studium dem Bachwerk im Allgemeinen zuwendet als unsere Singakademie. Wie bei diesem Cyclus planmäßig verfahren, wie das textliche Thema „Die Liebe Jesu" gefunden und gleichsam exegetisch behandelt wurde, das konnte der Zuhörer in einem Vorwort im Textbuch ausführlich nachlesen. — Den ersten Theil bilden die Cantaten „Du Hirte Israel", „Du wahrer Gott" (zu dem Evangelium vom Blindgeborenen) und einzelne Arien und Chöre. Der zweite Theil ist kürzer, überbietet aber den ersten noch an innerem Reichthum. Das gewaltige „Es ist dir gesagt, Mensch" mit seinem charakteristischen Colon „nämlich!" (einem Zwillingsbruder jenes „aber!" in der Cantate „Ich hatte viel Bekümmerniß") zeigt, wie der Finger Gottes auf das Gesetz. Von diesem redet nun der Chor „Du sollst Gott lieben deinen Herrn". Die Trompeten intoniren in der Höhe und alle Bässe (auch die verstärkten Posaunen) in der Tiefe den Choral „Dies sind die heiligen zehn Gebote"; dazwischen verkündigen die Singstimmen die „zween Gebote, in welchen das ganze Gesetz hanget". Hier erreicht der Cyclus seinen Culminationspunkt. Vergeblich wird man in der gesammten geistlichen und weltlichen Musik nach einem die Erhabenheit der Kunst in solchem überwältigende Pracht entfaltenden Documente suchen. (Auf Wilhelm Rust's Vorwort zum 18. Jahrgang der Bach-Ausgabe und zu dieser Cantate sei besonders hingewiesen.) Aus dem Folgenden heben wir noch hervor den Chor „Brich dem Hungrigen dein Brot", das vom Pizzicato der Violinen charakteristisch begleitete Baß-Recitativ „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an" und die herrliche Alt-Arie „Mund und Herze steht dir offen". Weit höher als die gewohnte musikalische Sicherheit des Chores, stand die innige Hingabe an den Stimmungsinhalt der einzelnen Sätze und namentlich der drei unbegleiteten Choräle. Die Solisten: Fräulein Oberbeck, Fräulein Marie Schneider (Köln), Herr Hauptstein und Herr Rolle waren des Chores würdig.

Schumann's „Paradies und die Peri" war nicht völlig neu in der Singakademie, da das Werk hier am 17. Februar 1847, also vier Jahre nach der ersten Aufführung in Leipzig, unter des Componisten eigener, aber sehr unvollkommener Leitung zum Vortrag kam. Der Glanz der diesmaligen Besetzung kam natürlich den besten Theilen des Werkes zu statten, vermochte aber über die schwachen Stellen nicht zu täuschen. Besonders im dritten Theile häufen sich die der musikalischen Behandlung ungünstigen Stellen. Thomas Moore's Dichtung leidet überhaupt an Längen und Breiten; das Betrachtende überwuchert die dramatische und lyrische Zuthat. In dieser Sterilität durch den Lebensodem der Musik Leben zu schaffen, blieb, weil es überhaupt unmöglich ist, auch Schumann versagt.

* * *

Der Cäcilien-Verein (Direction: Alexis Holländer) hat neuen Werken stets ein lebhaftes Interesse entgegengebracht; aber die Oratoriencomponisten sind selten geworden, während für die Bühne sich „tausend fleißige Hände regen." Der Grund für diese Erscheinung liegt zwar theilweise auch in der Neigung des Publicums, wesentlich aber wohl an einem Mangel der Gesetzgebung. Wäre der wiederholt angeregte Gedanke durchgeführt, eine Abgabepflicht von dem Aufführungserträgniß zu Gunsten auch anderer als nur Operncomponisten anzuerkennen, so würde dem Schaffenstrieb auch auf oratorischem Gebiete ein neuer Anreiz gegeben. Wie es jetzt steht, hat ein Tonkünstler Noth, sein Werk überhaupt aufgeführt und gedruckt zu sehen; eins ist vom anderen abhängig. Daß sich dieser precären Lage ungeachtet immer noch einige Componisten finden, welche der ernsten Muse treu bleiben, ist um so erfreulicher.

Bernhard Scholz, ein auf allen Gebieten der Musik, in allen Formen bewährter und hochgeachteter Tonmeister, der noch vor siebzehn Jahren Dirigent des Cäcilienvereins war, hat Schiller's „Lied von der Glocke" für Soli, Chor und Orchester componirt und bei uns selbst dirigirt. Wiederholt hat der classische Text die Musiker in Bewegung gesetzt; Romberg's naiv das Richtige treffende, anspruchslose Composition ist in allen kleinen Vereinen und höheren Schulen, des Naumburger Claudius' Werk in den Männergesangvereinen bekannt. Auch Max Bruch's Composition hat weite Verbreitung gefunden. Scholz nun hat, wie seine Vorgänger, die in der Dichtung selbst gegebene bewundernswerthe Disposition natürlich unverändert gelassen, aber doch im Einzelnen manche Stelle originell aufgefaßt und herausgearbeitet. Um nur eins zu nennen, so ist die specifisch-patriotische Wendung bei den Worten: „Und das theuerste der Bande wob, den Trieb zum Vaterlande" nicht weniger als eine Bereicherung; die Nationalhymne, vom Orchester durchgeführt, bildet den Höhepunkt einer schönen, Begeisterung weckenden Bewegung, die wie in Berlin so überall bei Deutschen eine tiefe Wirkung äußern wird. Die Symbolik der Glocke bezieht sich auf alle bedeutenden Verhältnisse der Menschheit. Jugend, Liebe, Ehe, das Haus, welches durch das Feuer von außen, durch den Tod von innen zerstört wird, Ordnung und Friede, Revolution und Krieg: Alles rückt in den Focus der dichterischen Betrachtung, und die Musik ist das rechte Mittel, die einzelnen Bilder lebensvoll auszumalen und zu beleben. Die Nationalhymne aber ist der geläufige und allgemein-verständliche musikalische Ausdruck für den Begriff „Vaterland" und darum hier durchaus an der rechten Stelle. Symphonisch-einheitlich ist die Feuerepisode, ergreifend die Begräbnißscene. Neben den gelungenen Partien, zu denen das umfangreiche Altsolo gehört, gibt es auch schwache Stellen. Gerade dem Meistersolo fehlt die originelle Melodieführung, vielleicht nur, weil der Componist Bekanntem ausweichen wollte. Die Aufführung war sorgfältig vorbereitet, so daß Herr Scholz nur wenig nachzupoliren hatte. Mit ihm waren die Solisten, Frau Jenny Hahn, Frau Giulia Uzielli, Herr Kaufmann und Herr Staudigl aus Frankfurt gekommen und trugen wesentlich zum Erfolge bei.

* * *

In drei Concerten zu wohlthätigem Zweck führte Herr Professor Xaver Scharwenka ein größeres Werk von Hector Berlioz auf, welches ohne die Energie des Dirigenten und die Opferwilligkeit einer kunstsinnigen Dame in Berlin wahrscheinlich unbekannt geblieben wäre. Das am 5. December 1837 zum ersten Male im Invalidendome zu Paris und zwar zum Gedächtniß des in Afrika gefallenen Generals Damrémont aufgeführte „Requiem" ist unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht zu besetzen. Neben einem großen Chore und ebenso großen Orchester sind noch vier aus Trompeten, Posaunen und Tuben bestehende Nebenorchester erforderlich, so daß mehrfach ein wahrer Wirbelstrudel von Tönen entsteht. Neben 32 Violinen, 10 Contrabässen ꝛc. traten in der Philharmonie (und dann im Victoriatheater) allein 38 Blechinstrumente und 16 Kesselpauken in Action und erzeugten ein solches Stein und Bein erschütterndes Getöse, daß sich kein Mensch dieser sonderbaren Musikwirkung zu entziehen vermochte, außer etwa durch schleunige Flucht. Aber so hat es der Componist

gewollt, so denkt er sich ein „Requiem aeternam", also ewige Ruhe erflehendes Gebet. Aber was schlimmer ist: seine Verehrer, darunter die Lisztianer, halten allen Ernstes das für gute Musik, was der weniger erleuchtete Mensch für eitel Raffinement des Gegensatzes, für grobe Effectmacherei, für permanente Sterilität in der musikalischen Erfindung halten muß. Die Worte der altehrwürdigen Sequenz des Thomas von Celano (1250) waren diesem hyper-romantischen Franzosen nicht um ihres frommen Inhaltes willen von hohem Werth, sondern „eine Beute, nach der ich (so sagt er selbst) schon lange lüstern war und auf die ich mich stürze", um die nur angedeuteten transcendentalen Vorgänge aus den Wolken zu reißen und mit den äußeren elementaren Mitteln seiner Kunst, unter Anwendung seiner besonderen Begabung für die Instrumentation roh-naturalistisch zu verarbeiten. Nur das erste Kyrie und das Sanctus vertragen einen höheren Maßstab, ohne indeß die deutschen Muster nur annähernd zu erreichen. Welch' sonderbare Vorstellung von kirchlicher Erbauung müssen diejenigen haben, welche diesem Werke die Thür des Heiligthums öffnen! — Lebhaftes Interesse erweckte der Dirigent. Mit aufrichtigem Vergnügen konnte man beobachten, wie diesem Führer die Massen absolut unterworfen und ergeben waren. Das vornehme, fast etwas zu weit getriebene Ansichhalten in der Zeichengebung, eine gewisse Besorgtheit um die schöne Linie auch dann, wenn die Battuta nach drei Weltgegenden wirken mußte; jene so wichtige prophylaktische Thätigkeit, welche es namentlich dem Sänger beim Einsetzen bequem macht; zu dem allen die genaue Bekanntschaft mit dem aufliegenden Werke — das war es, was ein gewisses Behagen der Sicherheit beim Zuhörer erweckte.

* * *

Im Concert des Berliner Wagner-Vereins fungirte als Dirigent Herr Sucher aus Hamburg, der vom 1. Juli ab Herrn Capellmeister Schröder im Amte folgen soll, und löste seine Aufgabe durch sinniges Eingehen auf die Intentionen Wagner's und straffe Disciplin in befriedigender Weise. „Eine Faust-Ouvertüre", an welcher kurz zuvor mit der Königlichen Capelle Herr Deppe sich versucht hatte, kam hier allerdings mehr zu ihrem Recht. Eine große Symphonie in C-dur, welche Wagner schon 1832, also im Alter von neunzehn Jahren, componirte, verrieth zwar noch mit keiner Note den Tristancomponisten, aber man erhielt in ihr die Bestätigung dafür, welche soliden Studien der „Zukunfts-Musiker" absolvirt haben mußte, um ein solches classisch aufgebautes, in allen Theilen aus reicher Erfindung hervorquellendes Werk zu schaffen. Den gesanglichen Theil bestritt das weitberühmte Ehepaar Hildach mit Wagnerschen Liedern.

Durch gediegene Leistungen der Herren Dr. Bischoff und Kammermusiker Hellmich und ihrer Kunstgenossen wurden den Montags-Concerten zu den alten neue Freunde geworben; ebenso prosperirten die verbündeten Herren Sauret und Grünfeld und außerdem Herr Rummel mit ihren reichhaltigen Vortrags-Cyclen. Mit besonderer Befriedigung wurden die Klaviermeister Herr Professor Barth und Herr Stavenhagen, sowie eine hochbegabte Schülerin des Ersteren, Fräulein Fanny Richter, begrüßt.

Als Veranstalter von Lieder-Abenden verdienen an erster Stelle Herr Eugen Gura (München), Fräulein Hermine Spies, Fräulein Wally Schaufeil und Frau Amalie Joachim erwähnt zu werden. Endlich sei einer Sängerin gedacht, Frau Marcella Sembrich, welche zuerst im Concert, dann auch in der Oper durch die fleckenlose Schönheit und die entzückende Anmuth ihres Gesanges immer von Neuem stürmischen Beifall sich gewann. Als eine der wenigen, immer seltener werdenden Vertreterinnen des bel canto und der durch vorsichtige Schulung bis zur höchsten Leistungsfähigkeit entwickelten Beweglichkeit der Stimme, hat sie in Berlin besonders für ihren Eifer in Erlernung der deutschen Sprache und deutscher Rollen Anerkennung gefunden. Eine Erkältung nöthigte zu einem plötzlichen Abbruch des Gastspiels, welches die verehrte Sängerin zu günstigerer Zeit hoffentlich wieder aufnimmt und weiter ausdehnt.

Theodor Krause.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Mit tiefster, herzlichster Theilnahme ist in Deutschland die Kunde vernommen worden, daß das Leiden unseres Kronprinzen, bei dem seit einigen Tagen die Athemnoth gewachsen war, so daß in Folge beträchtlicher Zunahme der Schwellung der rechten Kehlkopfhälfte unmittelbar Gefahr drohte, die unverzügliche Ausführung des Luftröhrenschnittes nothwendig gemacht hat. Die von dem ersten Assistenzarzte des Professors von Bergmann, Dr. Bramann, am 9. Februar ausgeführte Operation verlief glücklicherweise ohne jeden störenden Zwischenfall; unser Kronprinz verbrachte nach derselben eine gute Nacht ohne Fieber und Schmerzen. Da sich auch Professor von Bergmann auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers nach San Remo begeben hat, darf als sicher gelten, daß bei der ärztlichen Behandlung unseres Kronprinzen nichts versäumt wird, was die Wissenschaft zu leisten im Stande ist. Für die Liebe und Anhänglichkeit, welche der Kronprinz in Deutschland sowie im Auslande genießt, sind zahlreiche Sympathiekundgebungen bezeichnend. So lieh Lord Salisbury im englischen Oberhause dem lebhaften Bedauern darüber Ausdruck, daß der Thronerbe des durch so innige Bande mit England verbundenen Kaiserreiches von einem schweren Leiden heimgesucht sei. Der englische Premierminister fügte hinzu, daß unter den bedeutenden und hochstehenden Persönlichkeiten Europa's keine eine solche Zuneigung und Bewunderung gefunden habe, wie der deutsche Kronprinz.

In derselben Sitzung betonte Lord Salisbury auch seinen Glauben an die Erhaltung des Friedens, indem er erklärte, die entschiedensten Versicherungen zu besitzen, daß Rußland an eine unmittelbare Action nicht denke und sich einer solchen sorgfältig enthalten werde. Da die bezüglichen Mittheilungen Rußlands ausdrücklich nicht nur als versöhnliche, sondern auch als freimüthige bezeichnet wurden, erhält die historische Reichstagsrede des Fürsten Bismarck vom 6. Februar d. J. eine allen Friedensfreunden höchst erwünschte Ergänzung. Konnte die Annahme der Militärvorlage im deutschen Reichstage, bei welcher in erfreulichster Weise jeder Streit der Parteien verstummte, alle Meinungsverschiedenheiten durch das Gefühl der Vaterlandsliebe zurückgedrängt wurden, als Friedensbürgschaft betrachtet werden, so ist dieser Eindruck durch den Widerhall verstärkt worden, welchen unsere parlamentarischen Vorgänge in der gesammten unbefangenen öffentlichen Meinung des Auslandes fanden. Wenn die Kriegsbefürchtungen der letzten Jahre glücklicherweise bisher stets wieder zerstreut wurden, so konnte Niemand daran zweifeln, daß dies an erster Stelle dem deutsch-österreichischen Friedensbündnisse zu verdanken wäre, welches später durch den Anschluß Italiens vervollständigt worden ist. Ueber den Inhalt und die Tragweite des Vertrages herrschte allerdings Meinungsverschiedenheit, so daß erst die am 3. Februar d. J. in Berlin und Wien amtlich veranstaltete Veröffentlichung des bereits am 7. October 1879 abgeschlossenen Bündnisses den Zweifeln ein Ende machte, welche in Bezug auf die lediglich defensiven Absichten der vertragschließenden Mächte von verschiedenen Seiten gehegt und zu ver-

schiedenen Zwecken verwerthet wurden. Mit Recht wurde hervorgehoben, daß Oesterreich und Deutschland, in ihrer Politik von dem Bestreben geleitet, den Frieden zu erhalten und Störungen desselben nach Möglichkeit abzuwehren, die Veröffentlichung ihres Bündnißvertrages beschlossen haben, weil sie überzeugt seien, dadurch jeden Zweifel hinsichtlich ihrer Absichten auszuschließen. Die ganze Fassung des Vertrages deutet darauf hin, daß es insbesondere die Rüstungen Rußlands waren, die es den Kaisern von Deutschland und von Oesterreich als ihre „unabweisliche Monarchenpflicht" erscheinen ließen, für die Sicherheit ihrer Reiche und die Rechte ihrer Völker unter allen Umständen Sorge zu tragen. So lautet denn die im Artikel 1 des Bündnißvertrages enthaltene hauptsächliche Bestimmung: „Sollte wider Verhoffen und gegen den aufrichtigen Wunsch der beiden hohen Contrahenten eines der beiden Reiche von Seiten Rußlands angegriffen werden, so sind die hohen Contrahenten verpflichtet, einander mit der gesammten Kriegsmacht ihrer Reiche beizustehen und demgemäß den Frieden nur gemeinsam und übereinstimmend zu schließen."

Es darf daran erinnert werden, wie nach dem Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 die Panslawisten mit aller Energie beim russischen Volke der Legende Eingang zu verschaffen suchten, daß Deutschland, insbesondere aber der Fürst Bismarck, Rußland der Früchte seiner mit ungeheueren Opfern errungenen Siege beraubt habe. Bedurfte doch damals Fürst Gortschakow, der Leiter der auswärtigen Politik Rußlands, dieser den Thatsachen vollständig widersprechenden Legende, um seine persönliche Niederlage auf dem Berliner Congresse zu verschleiern. Hatte der deutsche Reichskanzler als Leiter der Congreßverhandlungen den russischen Bevollmächtigten durchaus freie Hand gelassen, ihre Ansprüche zu begründen und durchzuführen, so erschien dann den Panslawisten das wirklich Errungene, insbesondere der Gebietszuwachs in Bessarabien und Armenien, keineswegs als ein genügendes Aequivalent, zumal da andererseits Oesterreich-Ungarn das europäische Mandat erhielt und annahm, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen und zu verwalten, während zugleich die staatsrechtliche Stellung Rumäniens, Serbiens und Montenegro's im Sinne der Unabhängigkeit dieser Staaten gestaltet wurde. Daß Oesterreich-Ungarn von Rußland selbst bereits vor Beginn des orientalischen Krieges für den Fall eines solchen die Zusicherung erhielt, Bosnien und die Herzegowina besetzen zu dürfen, wurde allerdings von dem Fürsten Gortschakow und der ihm ergebenen Presse verschwiegen, so daß erst viel später von deutscher Seite ausgehende Enthüllungen den wahren Sachverhalt feststellten und den Fürsten Bismarck von dem ihm seitens russischer Organe gemachten Vorwurfe, die Interessen Rußlands auf dem Berliner Congresse geschädigt zu haben, vollständig entlasteten.

In der historischen Sitzung des deutschen Reichstages vom 6. Februar d. J., welche ein so herrliches, beredtes Zeugniß für die Einmüthigkeit des deutschen Volkes ablegte, sobald es gilt, in Uebereinstimmung mit der vom Fürsten Bismarck entwickelten Politik zugleich mit einer unwandelbaren Friedensliebe auch die volle Entschlossenheit zur Wahrung der unter schweren Kämpfen errungenen nationalen Einheit zu bethätigen, schilderte der deutsche Reichskanzler in markigen Zügen seine Wirksamkeit auf dem Berliner Congresse. Wenn die russische Presse auch heute noch beklagt, daß der Berliner Vertrag an die Stelle desjenigen von San Stefano getreten sei, so wies Fürst Bismarck mit Recht darauf hin, daß seiner Ueberzeugung nach jener Vertrag für die antirussischen Mächte nicht viel bedenklicher sowie für Rußland selbst nicht sehr viel nützlicher gewesen sein würde, als der Congreßvertrag selbst. Ueberdies ist die Vereinbarung von San Stefano später, soweit sie Ost-Rumelien betraf, doch noch verwirklicht worden, insofern die Bevölkerung dieses Landes eigenmächtig die Wiederherstellung „der alten San Stefano-Grenze auf sich nahm und sich Bulgarien anfügte." Nicht ohne Ironie ließ Fürst Bismarck auch dahingestellt sein, ob der Vertrag von San Stefano als ein Meisterwerk der Diplomatie bezeichnet werden könne.

Die Rede des deutschen Reichskanzlers wies auch im Uebrigen manche Spitze gegen den Fürsten Gortschakow auf, der von der schweren Anschuldigung nicht freigesprochen werden kann, daß er, durch eine maßlose Eitelkeit verblendet, an erster Stelle

zur Verwicklung der politischen Lage, unter der Europa heute noch leiden muß, beigetragen hat. Wie er sich seiner Zeit den Franzosen gewissermaßen als Retter ihres Landes darstellen ließ, weil er sie vor einer lediglich in der Phantasie des damaligen französischen Botschafters in Petersburg, Generals Le Flô, vorhandenen Kriegsgefahr bewahrt haben sollte, entstellte er auch die Entstehungsgeschichte des Berliner Congresses, so daß die jüngsten authentischen Erklärungen des Fürsten Bismarck wie über eine ganze Reihe politisch bedeutsamer Vorgänge auch über diesen Punkt volle Klarheit gewähren. Nicht von deutscher Seite ging die Initiative zur Einberufung des Berliner Congresses aus; vielmehr befand sich Fürst Bismarck schon krank in Friedrichsruhe, als ihm von russischer Seite amtlich das Verlangen mitgetheilt wurde, zur endgültigen Beilegung des Krieges die Bevollmächtigten der Großmächte in Berlin zu vereinigen. Obgleich der deutsche Reichskanzler zunächst wenig Neigung dazu verspürte, weil er, abgesehen selbst von seinem Gesundheitszustande, auch Deutschland nicht so weit in die orientalische Angelegenheit verwickeln wollte, wie die Rolle des Präsidenten eines Congresses es nothwendig mit sich bringt, gab er schließlich doch nach, indem er sich durch das Pflichtgefühl im Interesse des Friedens, namentlich aber durch Dankbarkeit im Hinblick auf das ihm stets vom Kaiser Alexander II. bewiesene Wohlwollen leiten ließ. So erklärte er sich zur Einberufung des Berliner Congresses unter der Voraussetzung bereit, daß es gelänge, die Einwilligung Englands und Oesterreichs zu erzielen; ja, er that im Interesse Rußlands noch mehr, indem er dessen Vorschlag in Wien mit Erfolg befürwortete, so daß der Congreß, nachdem auch England zugestimmt hatte, zu Stande kam. Es erscheint sehr wichtig, diese Genesis in unanfechtbarer Weise durch den Fürsten Bismarck festgestellt zu sehen, zumal alle Angriffe in der russischen Presse und von Seiten der Panslawisten regelmäßig davon ausgehen, daß der deutsche Reichskanzler durch die Einberufung des Berliner Congresses und auf diesem selbst die Interessen Rußlands „verrathen" habe.

Fürst Bismarck zerstörte in seiner denkwürdigen Rede vom 6. Februar auch endgültig die vom Fürsten Gortschakow und dessen Anhang gepflegte Legende, daß er den russischen Interessen entgegengetreten sei. Vielmehr führte er aus, daß er seine Rolle, soweit er irgend konnte, ohne jedoch Interessen des eigenen Landes und der befreundeten Staaten zu verletzen, ungefähr so aufgefaßt habe, als wenn er auf diesem Congresse „der vierte Bevollmächtigte Rußlands" gewesen wäre. Da der Zar heute noch unter dem Eindrucke der panslawistischen Mythe vom angeblichen Verrathe seitens der deutschen Politik stehen soll, trat Fürst Bismarck einer solchen Geschichtsfälschung in einer ebenso bestimmten, auf positiven Thatsachen beruhenden wie drastischen Weise entgegen: „Es ist während der ganzen Congreßverhandlungen," führte er aus, „kein russischer Wunsch zu meiner Kenntniß gekommen, den ich nicht befürwortet, ja, den ich nicht durchgesetzt hätte. Ich bin in Folge des Vertrauens, das mir der leider verstorbene Lord Beaconsfield schenkte, in den schwierigsten, kritischen Momenten des Congresses mitten in der Nacht am Krankenbette des Lords erschienen und habe dessen Zustimmung in den Momenten, wo der Congreß dem Bruche nahe stand, erreicht; — kurz, ich habe mich auf dem Congresse so verhalten, daß ich dachte, nachdem er zu Ende war: nun, den höchsten russischen Orden in Brillanten besitze ich längst, sonst möchte ich den jetzt bekommen. Kurz, ich habe das Gefühl gehabt, ein Verdienst für eine fremde Macht mir erworben zu haben, wie es selten einem fremden Minister vergönnt gewesen ist." Alle Friedensfreunde müssen den Wunsch hegen, daß diese der Wirklichkeit durchaus entsprechenden Ausführungen dem Zaren, als ihm die Rede des Fürsten Bismarck unterbreitet wurde, nicht vorenthalten worden seien. Unterliegt doch andererseits keinem Zweifel, daß die panslawistischen Organe ein Interesse daran haben, den platonischen Charakter der allgemeinen friedlichen Versicherungen des deutschen Reichskanzlers zu behaupten, weil sie im Widerspruche mit der deutschen Politik stehen sollen. Ja, es fehlt sogar in Rußland nicht an Staatsmännern, welche den Fürsten Bismarck dafür verantwortlich machen wollen, daß der Zar der Türkei nicht in Constantinopel die Friedensbedingungen dictirt habe. In Wirklichkeit hätte allerdings gerade Deutschland

am wenigsten gegen eine solche Lösung der orientalischen Frage eingewendet; selbst in dem nach der russischen Allianz verlangenden Frankreich erhoben sich und erheben sich auch heute noch Stimmen gegen eine Besitzergreifung der türkischen Hauptstadt von Seiten Rußlands, weil dann dessen Vorherrschaft im Mittelländischen Meere lediglich eine Frage der Zeit sein würde. Wie England, Italien und Oesterreich über eine so einseitige Lösung denken, verhehlen sich die russischen Staatsmänner sicherlich wohl selbst nicht, so daß unter den europäischen Großmächten nur Deutschland „kühl bis ans Herz hinan" geblieben wäre, falls das russische Banner von der Hagia Sophia wehte. Würde von russischer Seite eingewendet, daß der deutsch-österreichische Bündnißvertrag vom 7. October 1879 in der Einleitung auch mit der Erwägung begründet werde, daß ein inniges Zusammengehen von Deutschland und Oesterreich-Ungarn Niemanden bedrohen könne, wohl aber geeignet sei, „den durch die Berliner Stipulationen geschaffenen europäischen Frieden zu consolidiren", so hat dies mit den militärischen Ereignissen, welche dem Berliner Congresse vorangingen, nichts zu schaffen. Vielmehr hing es damals lediglich von Rußland ab, bis nach Constantinopel vorzudringen, allerdings auf die eigene Gefahr hin, daß die russische Armee erst auf dem Landwege eingetroffen wäre, nachdem bereits ein englisches Kriegsgeschwader mit Einwilligung der Türkei die Dardanellen passirt und vor Constantinopel Aufstellung genommen hätte.

Die russische Regierung ist überdies in der Lage, auf Grund der Zusicherungen des Fürsten Bismarck in seiner großen Reichstagsrede die freundnachbarlichen Gesinnungen Deutschlands auf die Probe zu stellen. Bildet die bulgarische Angelegenheit augenblicklich für Rußland den Angelpunkt der Balkanfrage, so hat der deutsche Reichskanzler ausdrücklich betont, daß zu den Vertragsrechten, die nicht von allen Freunden Deutschlands anerkannt werden, auch solche gehören, welche er auf dem Berliner Congresse als „vierter Bevollmächtigter Rußlands" für dieses in Betreff Bulgariens erworben habe, Rechte, die bis zum Jahre 1885 ganz unangefochten bestanden. Fürst Bismarck hob hervor, es wäre für ihn, da er die Congreßbeschlüsse mitvorbereitet und mitunterzeichnet habe, gar keine Frage, wie damals Einstimmigkeit darüber herrschte, daß der vorwiegende Einfluß in Bulgarien Rußland zufallen sollte. An diesem Verhältnisse konnte auch theoretisch dadurch nichts geändert werden, daß in Folge des Staatsstreiches in Bulgarien ein thatsächlicher Zustand der Dinge eingetreten ist, durch welchen die berechtigten Ansprüche Rußlands in Frage gestellt werden. Ohne gewaltsame Mittel des letzteren unterstützen zu wollen, sowie in der ziemlichen Gewißheit, daß die russische Regierung gar keine Neigung zu solchen Mitteln hege, bezeichnete Fürst Bismarck als die Aufgabe einer loyalen deutschen Politik, sich rein an die Bestimmungen des Berliner Vertrages sowie an die gekennzeichnete Auslegung desselben zu halten, falls Rußland auf diplomatischem Wege versuchen sollte, sei es auch durch eine Anregung in Bezug auf das Einschreiten des Oberherrn von Bulgarien, des Sultans, seine berechtigten Ansprüche geltend zu machen. Der deutsche Reichskanzler erklärte sich überdies bereit, trotz der Unfreundlichkeit, welche seine Politik in der russischen öffentlichen Meinung, namentlich in der Presse erfahren habe, die diplomatischen Schritte diplomatisch zu unterstützen, welche Rußland thun kann, um seinen Einfluß auf Bulgarien wieder zu erlangen. Freilich darf es dem Fürsten Bismarck nach den Erfahrungen, die er auf und nach dem Berliner Congresse machte, nicht verübelt werden, wenn er erst einem unmittelbar an ihn gerichteten Wunsche der russischen Regierung Folge geben würde. Nur wenn eine bezügliche amtliche Aufforderung an den deutschen Reichskanzler gelangte, würde dieser unserm Kaiser rathen, die Schritte zur Herstellung einer den Bestimmungen des Berliner Vertrags entsprechenden Situation in Bulgarien beim Sultan zu unterstützen. Bemerkenswerth ist, daß Fürst Bismarck auch in diesem Zusammenhange hervorhob, er glaube nicht an eine unmittelbar bevorstehende Friedensstörung.

Dieser Hinweis ist um so werthvoller, als die bulgarische Angelegenheit unter den obwaltenden Verhältnissen die einzige zu sein scheint, welche mit einer actuellen Kriegsgefahr verbunden ist. Daß die russischen Truppenzusammenziehungen an der

galizischen Grenze den Zweck haben könnten, einen Angriffskrieg gegen Oesterreich-Ungarn vorzubereiten, ist um so mehr ausgeschlossen, als laut dem jüngst publicirten Bündnißvertrage zwischen Deutschland und Oesterreich der casus foederis dann sofort eintreten würde; Deutschland wäre eben in unzweifelhafter Weise verpflichtet, mit der gesammten Kriegsmacht seinem Bundesgenossen beizustehen. Wesentlich anders würden sich die Verhältnisse gestalten, sobald Rußland, ohne Oesterreich-Ungarn anzugreifen, eine unmittelbare Action in Bulgarien versuchte. Deutschland wäre in einem solchen Falle ebensowenig verpflichtet, Oesterreich, falls es seine Truppen marschiren lassen sollte, zu unterstützen, wie dieses selbst durch den Bündnißvertrag genöthigt wäre, uns bei einem Kriege gegen Frankreich seine Unterstützung zu gewähren. Fürst Bismarck betonte denn auch in seiner Rede ausdrücklich, daß, wenn die wahrscheinlichste Krisis, die orientalische, eintritt, Deutschland dabei gerade nicht in erster Linie betheiligt, vielmehr in der Lage wäre, abzuwarten, daß die im Mittelländischen Meere, in der Levante nächstbetheiligten Mächte zuerst ihre Entschließungen treffen und, wenn sie wollen, sich mit Rußland vertragen oder schlagen. Die Balkanhalbinsel gehört nicht zur Interessensphäre Deutschlands; für sie trifft also der Ausspruch des deutschen Reichskanzlers zu, daß jede Großmacht, die außerhalb ihrer Interessensphäre auf die Politik der anderen Länder zu drücken und einzuwirken sowie die Dinge zu leiten suche, Machtpolitik treibe und auf „prestige“ hinwirke. Deshalb erblickt Fürst Bismarck auch keinen Grund, unsere Lage im Augenblicke so ernst zu betrachten, als ob sie gerade der Anlaß wäre, die in der Militärvorlage vorgeschlagene gewaltige Vermehrung der deutschen Streitkräfte durchzuführen. Erscheint zugleich dem Reichskanzler eine unmittelbar bevorstehende Friedensstörung wenig glaubhaft, so drängt sich andererseits die Frage auf, wie den Beschwerden Rußlands in Bezug auf Bulgarien abgeholfen werden soll. Fürst Bismarck hat nun der russischen Regierung den Weg klar und bestimmt genug vorgezeichnet. Will dieselbe die bulgarische Angelegenheit nicht noch mehr „versumpfen“ lassen, so braucht sie eben nur Deutschland amtlich um seine Vermittelung beim Sultan zu ersuchen. Die Thatsache allein, daß Fürst Bismarck seine Bereitwilligkeit zu einer solchen Vermittlung erklärt hat, läßt darauf schließen, wie fest er davon überzeugt ist, daß seine Rathschläge in Constantinopel Gehör finden würden. Nicht minder bürgt das Verhältniß Deutschlands zu Oesterreich und Italien dafür, daß diese Staaten sich keineswegs berechtigten Anforderungen Rußlands abgeneigt erweisen würden, so daß es nur von dem guten Willen des letzteren abhängt, sich aus der schwierigen Lage zu befreien, in die es durch seine bisherige ablehnende Haltung gerathen ist.

In Frankreich, dessen Staatsmänner der Zukunft bereits das russische Bündniß escomptiren, würde allerdings eine so einfache Lösung der Wirren auf der Balkan-Halbinsel kaum gern gesehen werden, da Deutschland dann trotz dem Bündnißvertrage mit Oesterreich seiner freundnachbarlichen Gesinnung für Rußland vollgültigen Ausdruck leihen würde. Ist es doch bezeichnend für die gegenwärtigen französischen Zustände, daß der Präsident der Deputirtenkammer, Floquet, einer jener Staatsmänner der Zukunft, dessen Wirksamkeit auf dem Gebiete der auswärtigen Politik sich bisher auf den bekannten Ausruf „Vive la Pologne!“ beschränkt, um sich „regierungsfähig“ zu machen, den russischen Botschafter in Paris, Baron Mohrenheim, zu bestimmen wußte, ihm ein gutes Leumundszeugniß auszustellen, indem er seiner Einladung zu einem officiellen Dîner entsprach. Dieses republikanische Werben um die Gunst Rußlands ist deshalb besonders bezeichnend, weil bei einem früheren Anlasse die Berufung Floquet's zur Bildung eines neuen Cabinets daran scheiterte, daß er eben nicht als ein Vertrauensmann — des Zaren galt. Allerdings muß erst abgewartet werden, ob der gegenwärtige Präsident der französischen Republik, Carnot, ebenso wie der Vorsitzende der Deputirtenkammer der Ansicht huldigt, daß Rußland in der Lage sei, französischen Ministerpräsidenten ihren Befähigungsnachweis auszustellen. Fürst Bismarck bezeichnete den Nachfolger Jules Grévy's, Carnot, ausdrücklich als friedliebend und erachtete es für ein günstiges Symptom, daß die französische Regierung bei der Anstellung eines

neuen Staatsoberhauptes nicht in die Pandorabüchse gegriffen habe, daß Deutschland vielmehr darauf rechnen könne, die friedliche Politik, als deren Vertreter Jules Grévy galt, werde auch von dessen Nachfolger fortgesetzt werden. Deutlich genug wies der deutsche Reichskanzler auf die im Sinne der Erhaltung des Friedes wenig ersprießliche Thätigkeit des früheren französischen Kriegsministers, Generals Boulanger, hin, indem er der Veränderungen in dem französischen Ministerium gedachte, deren beruhigende Bedeutung noch stärker sei, als diejenige des Präsidentenwechsels. Sind doch in der That solche Mitglieder des französischen Cabinets, die geneigt sein könnten, den Frieden ihres Landes und den Frieden Europa's ihren persönlichen Plänen unterzuordnen, ausgeschieden und durch andere ersetzt worden, denen gegenüber Deutschland diese Befürchtung nicht hat. Daß in Frankreich bereits an dem Sturze des gegenwärtigen Ministeriums gearbeitet wird, kann nicht überraschen. Nur wird sich der Präsident der Republik, Carnot, selbst kaum verhehlen, welche Gefahren für den europäischen Frieden mit der Berufung eines radicalen Ministeriums verknüpft sind. Deutschland würde allerdings auch dann in seiner durchaus friedlichen Haltung verharren, eingedenk der Worte des Fürsten Bismark: „Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem Alle, die ihn mitmachen, Alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut mit dem die ganze Nation einverstanden ist; es muß ein Volkskrieg sein; es muß ein Krieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird, wie der von 1870, wo wir ruchlos angegriffen wurden." Dagegen müßte ein radicales Ministerium in Frankreich sehr genau darauf hin geprüft werden, ob die Bestrebungen des Generals Boulanger, der ja gerade mit der äußersten Linken stete Fühlung bewahrte, wiederum maßgebenden Einfluß erhalten. Deutschland wird jedoch diese Prüfung lediglich dem friedliebenden Präsidenten der Republik, Carnot, überlassen; denn „wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt".

Diese Furchtlosigkeit schließt freilich nicht aus, daß die deutsche Politik stets darauf gerichtet war und bleiben wird, die eigene Kraft zu stärken sowie zuverlässige Bundesgenossen zu gewinnen. Deshalb ist das neue Militärgesetz in Wirklichkeit eine Verstärkung der Friedensbürgschaften und eine Verstärkung der Friedensliga, die gerade so bedeutend ist, als wenn außer Oesterreich-Ungarn, Deutschland und Italien eine vierte Großmacht dem Bunde beigetreten wäre. Unserem Kaiser gebührt aber an erster Stelle das Verdienst, wenn Deutschland mit seinen gewaltigen Machtmitteln ein Friedenshort geworden ist. Welchen Mißbrauch würden Eroberer nach der Art Napoleon's I. mit solchen Streitkräften getrieben haben! Kaiser Wilhelm erblickt dagegen, von wahrer Herzensbescheidenheit beseelt, in der Machtfülle Deutschlands vor Allem die Fähigkeit, einen europäischen Krieg so lange wie möglich zu verhüten. Bedeutsam erscheint es auch, daß dieselbe Gesinnung sich auf unseren Kronprinzen vererbte, und daß Prinz Wilhelm jüngst in einer charakteristischen Kundgebung die im Auslande erhobene Anschuldigung mit Entrüstung zurückgewiesen hat, er könnte sich durch leichtsinnige, nach Ruhm begehrende Kriegsgedanken leiten lassen. Deutschland und alle Freunde des Weltfriedens können es nur mit freudiger Genugthuung begrüßen, daß der kategorische Imperativ der Pflicht den Hohenzollern allezeit als Leitstern gedient hat.

Literarische Rundschau.

Geffcken's „Politische Federzeichnungen".

Politische Federzeichnungen von F. H. Geffcken. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1888.

Es ist immer ein Vorzug, wenn die Geschichte von Denjenigen geschrieben wird, die dabei gewesen sind und Zeugen davon waren, wie sie gemacht wurde. Ein solcher Vorzug gebührt dem vorliegenden Buch, dessen Verfasser, Rechtsgelehrter von Beruf, seine langjährige diplomatische Laufbahn zu eingehenden Studien und Beobachtungen, besonders der englischen und der französischen Verhältnisse benutzt hat. Zu den Vorbedingungen, über die der Vertreter der Wissenschaft verfügte, sind praktische Erfahrungen, persönliche Erlebnisse und die Freundschaft mit bedeutenden Zeitgenossen gekommen, um Geffcken's Arbeiten das lebendige Interesse zu verleihen, das die Bewältigung des geschriebenen Materials allein der Darstellung zeitgenössischer Verhältnisse nicht zu geben vermag. Dieses Verdienst, genaue Sachkenntniß mit der Gewohnheit der Geschäfte zu verbinden, hat schon die Aufmerksamkeit des Auslandes auf Geffcken gelenkt. In der ersten Nummer der diesjährigen „Revue des Deux Mondes" wird sein Name als der einer Autorität auf seinem Gebiete genannt[1]).

Der Inhalt des vorliegenden Bandes theilt sich zwischen England, welchem vier von den sechs hier gegebenen Essays gewidmet sind, und Belgien, das durch die Biographie des Baron Nothomb vertreten ist. Mehrere dieser Studien sind bereits in früheren Jahrgängen der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht worden, erscheinen hier aber in erweiterter Ausführung und bilden mit den neu hinzugekommenen ein innerlich zusammenhängendes Ganzes. Den ersten Essay, „das britische Weltreich", hat der Besuch der Colonialausstellung von 1886 veranlaßt. Im engen Raum von hundert Seiten ist hier ein höchst interessanter Ueberblick des Reichs geboten, in welchem die Bibel in hundertunddreißig Sprachen gedruckt und gelesen wird. Unter den zahlreichen englischen Colonien, deren Schätze in London vereinigt waren, ist besonders eine von wachsendem Interesse, nicht nur für das Mutterland, sondern für alle von Völkern germanischer Race bewohnte Länder, indem diese ihren Ueberschuß an Bevölkerung nur nach solchen Gebieten absetzen können, in welchen die neuen Ansiedler den Schutz der Gesittung und einer festgeregelten Gesetzgebung finden. Diese Colonie ist Canada. Es wetteifert nicht mit den Schätzen des Ostens oder mit der üppigen Pracht der Erzeugnisse von Westindien; aber es bietet den nordischen Auswanderern ein zuträgliches Klima, politische Verhältnisse unter einer repräsentativen Verfassung, die sich ihren eigenen nähern, und einen Culturzustand, der keine unerträglichen

[1]) M. G. Rothan, „Souvenirs diplomatiques", Revue des Deux Mondes, 1888, bei Anlaß von F. H. Geffcken, „Zur Geschichte des orientalischen Krieges, 1853—1856".

Entbehrungen auferlegt, aber große Entschädigungen bereit hat. Es ist immer wieder gut, die Deutschen daran zu erinnern, daß der Weizenboden von Canada nur auf Ansiedler wartet; daß seine Wälder den fünffachen Flächeninhalt von England und Wales betragen, seine Jagdgründe und Fischereien unermeßlich genannt werden dürfen, seine Früchte mit den besten französischen Sorten wetteifern, und nun auch der Schienenweg vollendet ist, der den Atlantischen mit dem Stillen Ocean verbindet. Dieser hat drei zum Theil noch unerforschte Gebirgsketten überstiegen, für Dynamit allein $1^1/_2$ Millionen verausgabt und einen unter den vielen Strömen, die seinen Weg hemmten, nicht weniger als neunmal überbrückt. Während in den Vereinigten Staaten die Einwanderung durch alle möglichen Hindernisse erschwert wird, thut die Regierung von Canada Alles, was in ihrer Macht steht, um sie zu erleichtern. Halifax ist Europa um sechshundert Meilen näher als New-York; der kürzeste Weg nach Ostasien geht von Port Moodey nach Hong-Kong, und 300 000 Deutsche haben unter dem Schutz der religiösen und politischen Freiheit und aller Hilfsmittel eines vortrefflichen Unterrichtswesens für sich und ihre Kinder im fernen Nordwesten eine glückliche Existenz begründet.

Dem Essay über die Machtstellung und die Gebiete des britischen Reichs folgt eine Studie über den zum Briten gewordenen Deutschen, den Prinzen Albert. Wer nicht Muße hat, die Geschichte dieses edlen, hochbegabten Fürsten aus dem Material zu schöpfen, das hier mit verständnißvollem Fleiß verwerthet worden ist, der kann sich keiner bessern Führung anvertrauen, um zu erfahren was Prinz Albert geleistet hat, was er wollte und auch was er gelitten. Das Lob von Persigny, „la Reine a rendu le mariage populaire en Angleterre", ist zugleich das höchste Zeugniß zum Lob des Prinzen, der „die lieblichste, verbindlichste, natürlichste Königin der Welt" während vierundzwanzig Jahren zu einer der glücklichsten Frauen ihres Reiches machte. Seiner politischen Begabung zollte eben der Minister, dessen Ansichten so oft den Widerspruch des Prinzen Albert erfuhren, die rückhaltloseste Anerkennung. „Wir haben einen weit größeren und außerordentlicheren Mann zu Hause," sagte Lord Palmerston, als er aus Paris zurückkehrte, wo er Gelegenheit gehabt hatte, Napoleon III. kennen zu lernen. Gefficken verschweigt übrigens die schwache Seite der politischen Anschauungen des Prinzen, sein übergroßes Vertrauen in die Macht der liberalen Grundsätze nicht. Diese Politik übte einen lähmenden Einfluß auf die Haltung Englands während der Complicationen des italienischen Feldzugs und seiner Folgen, weil man in Paris und in Turin zu wissen glaubte, daß man die Sympathieen der leitenden englischen Staatsmänner besaß, und sich daher an ihre mäßigenden, diplomatischen Noten nicht kehrte. Als es wieder Friede wurde, war die Kraft des Prinzen Albert gebrochen. Er starb, einige vierzig Jahre alt, wie die Lebensmüden sterben. Nach ihm wendet sich Gefficken zu Lord Palmerston, dessen Wirksamkeit schon deßwegen, und abgesehen von aller persönlichen Bedeutung, merkwürdig bleibt, weil er der letzte englische Minister war, dessen Politik in ihren Grundzügen eine über den Parteien stehende blieb. Wiederholt von seinen Gegnern, den Tories, gestürzt, kehrte er mit großen Majoritäten wieder, denn sein höchstes und letztes Ziel, Erweiterung und Befestigung der Größe Englands, war schließlich doch immer auch das ihrige.

Stürmische Zeiten kamen, nachdem er und seine Zeitgenossen jüngeren Kräften Platz machten. Mit dem Essay, „Lord Beaconsfield und Gladstone" berührt Gefficken polemisches Gebiet. Wie das Urtheil der meisten fremden Beobachter, ist auch das seinige über Lord Beaconsfield im Ganzen ein günstiges. Ferner Stehende behalten nur die großen Linien im Auge, das märchenhafte Schicksal des Paria, der Romane schrieb und Kronen verschenkte, der nicht nur über den Haß, sondern über den Spott triumphiren mußte, und dessen stolzes Selbstvertrauen doch alle Hindernisse besiegte. „On what do you intend to stand," wurde Disraeli nach seiner ersten Wahl ins Parlament gefragt. „On my head," gab er zur Antwort. Das Geheimniß seiner Kraft lag in seinem Muth, nicht minder als in seiner Genialität. So wurde er ein großer Opportunist, mehr als ein großer Staatsmann. Die Principienlosigkeit, mit

welcher er in entscheidenden Augenblicken die Grundsätze seiner Partei, den eigenen, feierlichen Versicherungen entgegen, opferte, ist jedoch seitdem übertroffen worden. Und zwar von demjenigen, der die „politische Immoralität" Lord Beaconsfield's am heftigsten verdammte, von William Ewart Gladstone.

Wie es geschah, daß diese Hoffnung des unbeugsamen Torythums, dieser Vertheidiger sclavenhaltender Pflanzer, deren Interessen auch die seiner Familie waren, nach und nach dazu kam, der Wortführer der irischen Demagogie und der Schmeichler des britischen Radicalismus zu werden, ist eine jener Fragen, deren psychologisches Interesse das politische fast noch überwiegt. Nichts ist natürlicher als mit den veränderten Verhältnissen auch seine Meinung zu verändern. Wer das starre Festhalten an alten Irrthümern und bequemen Vorurtheilen mit Consequenz des Denkens und Charakterfestigkeit verwechselt, hat es mit Voltaire zu thun: „Il n'y a que Dieu et les imbéciles qui ne changent pas," sagt er. Ebenso gewiß ist es, daß der glückliche Besitzer des unentbehrlichsten aller irdischen Güter, der gesunden Vernunft, vor Sprüngen bewahrt bleibt wie die, welche zwar nicht den größten, wohl aber den unerschöpflichsten aller englischen Redner von den Höhen conservativer Intoleranz in alle Abgründe demagogischer Gemeinplätze gestürzt haben. Geffcken hat sich das Vergnügen nicht versagt, die Ringe in der Kette falscher Prophezeiungen, demüthigender Concessionen und beschämender Niederlagen aufzuzählen, zu welchen die englische auswärtige Politik unter Gladstone's Leitung gelangte. Man kann der englischen Macht und Widerstandsfähigkeit kein höheres Zeugniß geben, als daß sie eine solche Probe ohne zu erhebliche Schädigung ihres moralischen Ansehens bestand. Mit seiner persönlichen Würde fand es Gladstone bekanntlich vereinbar, sich als Minister der Aeußerungen wegen bei dem österreichischen Gesandten zu entschuldigen, die er als Agitator in Midlothian gegen Oesterreich gebraucht hatte. Kaiser Franz Joseph verzieh und soll seitdem nie anders als mit einem gutmüthigen Lächeln von Mr. Gladstone sprechen. Die irische Revolution war weniger nachsichtig und nahm den unbesonnenen Redner beim Wort.

Seit jenem verhängnißvollen Tag, an welchem er durch sie zur Macht zurückgelangte, hat sie ihn mit unbarmherziger Logik gezwungen, das Werk seines Lebens stückweise zu vernichten. Umsonst aber hat er das Eigenthumsrecht verletzt, den politischen Mord entschuldigt, den Klassenhaß gepredigt, die Hochkirche geopfert um die Dissenters zu gewinnen, es war Alles vergebens.

Mit Recht bezeichnet Geffcken das Ende des letzten Ministeriums Gladstone als Bankerott, seine Haltung bei den letzten Wahlen als „das Suchen nach einer Majorität". Die Iren verweigerten dem Mann ihre Stimmen, der sie, fast um jeden Preis, zu versöhnen versprach, denn nichts fürchten sie mehr als die Möglichkeit einer solchen Versöhnung. Die englische Demokratie aber ist bedenklich geworden, denn Gladstone ist in den Fehler von Lord Beaconsfield verfallen und hat ihr die Dinge nicht so gesagt, wie sie waren. Der Vertrag von Kilmainham, betheuerte Gladstone, existirte niemals; in Aegypten wurde nie ein Krieg geführt, nur militärische Operationen haben dort stattgefunden. Nach seiner Aussage hatte auch Rußland versprochen, seine Truppen nicht weiter in Centralasien vorrücken zu lassen. Als sie doch vorrückten, fand es sich, daß Rußland nur ein bedingtes Versprechen gegeben hatte. Dann wurde General Lumsden „nicht zurückgerufen", General Gordon war nicht belagert, das Boycotten in Irland nur Selbsthilfe, kein Vergehen gegen das Gesetz. Geffcken hätte noch hinzufügen können, daß auch die Mission Errington in Rom von Gladstone geleugnet wurde. Der Dissenters wegen! — Vielleicht wird der Verfasser einmal auf die überreiche literarische Thätigkeit von Gladstone zurückkommen, um darin den Grund jener Antipathie gegen Deutschland zu suchen, die ein charakteristischer Zug bei ihm ist.

Die beiden letzten Essays „Baron Nothomb" und „Graf Circourt", müssen wir uns begnügen, warm zu empfehlen mit dem Wunsch, daß diesem ersten Band bald ein anderer folgen möge.

Das Gemeindekind. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. 2 Bde. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1888.

Man könnte diese Erzählung von dem verwahrlosten Burschen, der verstummt, wo er sich vertheidigen kann, in die Kategorie jener Erziehungsromane rechnen, zu denen „Wilhelm Meister's Lehrjahre", „David Copperfield" und „Der grüne Heinrich" gehören. Freilich setzt man bei diesen großen Werken der Weltliteratur voraus, daß bis zu einem gewissen Grade Held und Dichter miteinander identisch sind. Dieser Grad von Selbstporträt und Subjectivität gibt ihnen einen besonderen ebenso poetischen wie sittengeschichtlichen Werth, durchbricht aber oft genug die strenge Kunstform, welche die Folge einer völlig freien objectiven Beherrschung des Stoffes ist. Im „Gemeindekind" haben wir diese Stoffbeherrschung und diese strenge Kunstform. Held und Dichterin haben hier nichts mit einander gemein, als den innigen Antheil, den eine edle Frau an dem Schicksal eines unglücklichen Kindes nimmt; die Dichterin aber zeigt uns nicht ihr persönliches Mitleid, sondern sie stellt uns ohne Vermittelung vor das baare und nackte Unglück selbst, welches sie mit den starken und unverdünnten Farben der Natur so handgreiflich und rücksichtlos schildert, daß man sie für eine Pessimistin hielte, wenn sie nicht aus dem Unglück einen Charakter entwickelte, der sich darin stählt, bildet und läutert. Es ist eine Tragödie nicht mit heiterem, aber doch mit versöhnendem Schluß. Den verlassenen, ausgestoßenen Sohn des Gehenkten und der Zuchthäuslerin treiben äußere Erfahrungen immer wieder an den Rand des Verbrechens, der Schande, des Untergangs; aber in ihm lebt Etwas, das ihn innern Erfahrungen zugänglich macht, und diese heben ihn immer wieder empor. Man wäre versucht, diese meisterhafte Erzählung, der nichts Menschliches fremd ist, in der natürliche Menschen auf zeitgeschichtlichem Boden stehen, ein wahrhaft männliches Werk zu nennen, wenn nicht ihre Stimmung von dem zartesten und tiefsten Charakterzuge des weiblichen Wesens beherrscht würde, von der barmherzigen Liebe. Vielleicht gibt es keinen lebenden deutschen Dichter, der in Ton und Richtung dem Verfasser des „grünen Heinrich" so congenial ist, wie Frau von Ebner-Eschenbach; und wird man sie auch nicht mit Gottfried Keller selbst vergleichen wollen, so doch ganz gewiß mit einer seiner „Marien-Frauen".

Schönheit. Novelle von Karl Frenzel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Die Leser unsrer Zeitschrift erinnern sich dieser Novelle noch; sie gehört zu denen, die man sobald nicht vergißt. Vielleicht aber ergeht es ihnen, wie es uns ergangen ist: daß erst die zweite Lectüre den ruhigen Genuß gewährt, welchen die Macht des ersten Eindrucks nicht zuließ. So stark war dieser, so rasch drängte die Handlung vorwärts und so sehr wuchs und steigerte sich unser menschlicher Antheil an dem Schicksal ihrer Träger, daß wir schwerlich dazu kamen, uns deutlich zu fragen oder genügend zu beantworten, durch welche Mittel eine solche Wirkung erreicht worden. So lange wir auf dem Hintergrunde der gewaltigen kirchlich-politischen Bewegung des ausgehenden Mittelalters in Italien, im wilden Kampfe des Mönchthums gegen die Renaissance, nur die Gestalt des Priors von San Marco düster drohend aufragen und an seinen Sieg oder Sturz das Loos Elena's, die Zukunft Giuliano's geknüpft sahen, so lange konnten wir wohl, tief erschüttert, das Problem begreifen, seine Lösung, den Triumph der „Schönheit" begleiten und das Opfer, das er gekostet, beklagen. Aber erst der zweiten Betrachtung wird sich das Kunstwerk in seiner ganzen Vollendung zeigen: in der feinen und kräftigen Gliederung des Baues, in dem Ebenmaß und der Harmonie der Scenenfolge, in den scharfen Umrissen der Einzelfiguren und dem tumultuarischen Hin- und Herschwanken der Massen. Nirgends, in keinem der vorhergehenden Werke Karl Frenzel's von gleicher Gattung, ist der Historiker so sehr zum Dichter geworden, während andererseits doch der Historiker den Dichter streng innerhalb der Grenzen des wirklich Gegebenen hält. In dieser Hinsicht, dem künstlerischen Verhältniß beider Elemente zu einander, ist Frenzel's Novelle bewunderungswürdig; die leisesten Andeutungen der Geschichte weiß er dichterisch weiterzubilden. Savonarola, als er noch in seines Vaters Hause zu Ferrara, ein Jüngling ohne festen Lebensplan war, wurde von einer heftigen Neigung zu einem jungen Mädchen aus der Familie der Strozzi ergriffen, die mit ihrem Vater, einem Verbannten aus Florenz, in Ferrara lebte. Die Werbung des Liebenden erfuhr harte Zurückweisung: eine Strozzi könne sich nicht zur Verbindung mit einem Savonarola erniedrigen. Diese Kränkung trieb ihn ins Kloster, aus dem er, nicht viele Jahre später, als der volksgewaltige Fastenprediger hervorging. So der historische Kern; des Dichters Erfindung ist, daß jenem in Elena die Tochter der einst Geliebten begegnet, und daß in Elena's Seele der Conflict zwischen dem, was die Schönheit des Daseins ausmacht und der finsteren Askese, die sie leugnet, zum tragischen Austrag kommt. Ein Anderer ist der Savonarola in Frenzel's Novelle als der in Lenau's Dichtung: „vocati sumus ad militiam Dei vivi." Bei Lenau sitzt nach Savonarola's Martyrium Tubal an den gerötheten Fluthen des Arno:

Sein Herz empfing von ihm die Milde,
Zu dem er sich hinübersehnt;
Er blickt hinauf zum Christusbilde
Und stirbt, das Haupt ans Kreuz gelehnt.

Von solchem „Hinübersehen" ist keine Rede bei Frenzel. Nach dem Sturm auf San Marco wird „der Unruhestifter" zum Gefangenen gemacht, und in dem Getümmel fällt Elena, das Weib Lionardi Varchi's, aber im Tode noch vereint mit Giuliano, dem sie zu den Höhen idealer Lebensanschauung nur durch die Schuld zu folgen vermochte. „Pfui, wie garstig!" ruft einer der Genossen, als er auf des Freundes Knien den blutüberströmten Leichnam erblickt. „Es war das schönste Weib", erwidert dieser, der sich nur widerstrebend aus der schaurigen, von Sterbenden und Sterbegebeten erfüllten Kirche fortführen läßt. „Wenn dies der Inhalt

des Lebens wäre," sagt sein Freund, „wehe allen Geborenen! Aber, Giuliano, morgen ist auch noch ein Tag!" Damit schließt die Novelle; und Keiner, der sie aufmerksam gelesen, wird darüber in Zweifel sein, was dieser „Tag" dem Dichter bedeutet.

ϱ **Ueber Lesen und Bildung.** Umschau und Rathschläge. Von Anton E. Schönbach. Graz, Leuschner und Lubensky, K. K. Universitäts-Buchhandlung. 1888.

Wir haben an dieser Stelle mehrfach von den Versuchen berichtet, die man in England unternommen hat, um der Wahl der Lectüre eine festere Richtung zu geben. In einer allgemeinen, von Sir John Lubbock angeregten Debatte, hat man sich über eine Liste vereinigen wollen, welche die „hundert besten Bücher" enthalten sollte — diejenigen, welche am meisten geeignet seien, die Bildung des modernen Geistes und Charakters zu befördern. Eine ganze Reihe solcher Verzeichnisse, von Englands bedeutendsten Männern entworfen, liegt uns vor; aber wenn wir bezweifeln, daß irgend Jemand auch nur eines derselben buchstäblich adoptirt hätte, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß der Gedankenaustausch ein höchst fruchtbarer war. Aus dieser Anregung ist auch das vorliegende kleine, gehaltvolle Buch hervorgegangen. Der Verfasser, Germanist der Grazer Hochschule, unseren Lesern zunächst durch sein treffliches Essay über die amerikanische Romandichtung der Gegenwart in guter Erinnerung, verbindet mit einer staunenswerthen Literaturkenntniß ein sicheres, bestimmtes Urtheil, wie es sich eben nur aus der vollkommenen Herrschaft über den ungeheuren Stoff und der Universalität der Vergleiche ergeben kann, und ist daher ganz der Mann, einer solchen Frage näher zu treten. Auch er macht wohl den Anspruch nicht, sie so zu lösen, daß man einfach nach seinem Recept zu verfahren habe; aber er führt sie auf ihren letzten Grund zurück, indem er von den Grenzen und Zielen, den Mängeln und Vorzügen der modernen Bildung handelt. Er zeigt, wie der Begriff der Bildung, je nach den verschiedenen geschichtlichen Zuständen, gewechselt hat; wie Bildung im Mittelalter Gelehrsamkeit war, wie erst in neuerer Zeit die eine sich von der anderen getrennt, im heutigen Sinn aber, was wir „Bildung" nennen, wieder zu eng gefaßt werde. Manch gutes und beherzigenswerthes Wort über Schule und Universität wird gesagt, und hierauf werden als die Quellen unserer heutigen Bildung die Gesellschaft, das Reisen, der Brief, die Zeitung, das Theater, die bildenden Künste, die Musik und die Literatur dargestellt. Hier erreicht das Buch und auch der Autor seinen Höhepunkt. Wo dieser vom Dichter und von der Dichtung spricht, erkennt man vor Allem den tiefen Einfluß Emerson's auf seinen Gedanken und dessen Ausdruck. Was soll man lesen, wie viel, wann? Wie soll man lesen? Das Lesen — nicht etwa das Vorlesen nur, vielmehr noch das Lesen für sich selber — ist eine Kunst, die gelernt sein will; und gerade hierüber erhalten wir eine Reihe sehr nützlicher Winke, die man wohl thun würde zu befolgen. Mit den angehängten Bücherlisten können wir uns einverstanden erklären; wir sind es auch damit, Heine unter den „Klassikern der Weltliteratur" zu erblicken, vermissen aber unter den Engländern Sterne. Wenn nicht „Tristram Shandy", die „Sentimental Journey" sollte doch Jeder gelesen haben, der um einen der größten literarischen Genüsse nicht ärmer sein will. Schönbach's ganze Vorurtheilslosigkeit und Weite des Blickes zeigt sich in der „Auswahl moderner Erzählungsliteratur", welche wir unseren Lesern als ein Supplement oder eine Correctur der Leihbibliothekskataloge empfehlen möchten, wenn sie nicht etwa, was uns noch lieber wäre, diese Liste bei ihrem literarischen Festbedarf zu Rathe ziehen wollten. Manches gute Buch würde dann zu den verdienten Ehren kommen und manches mittelmäßige verschwinden, welches jetzt auf unseren Buchhändlertischen den breitesten Raum einnimmt.

r-r. **Zur Aesthetik der Architektur.** Vorträge und Studien von Adolf Göller. Stuttgart, K. Wittwer. 1887.

Wer auf die Geschichte der Baukunst eingeht, nimmt wahr, daß alle Baumeister der Welt aus der Hand ihrer Vorgänger den Formenschatz zur Weiterbildung empfingen und daß es immer schwerer wird, durch den aufgespeicherten Gedächtnißvorrath hindurch zu Neuem vorzudringen. Das vorliegende Buch liefert manchen fesselnden Beleg hierfür. Ein gediegener Fachmann läßt sich darin vernehmen, welcher dem Gedächtniß, dem Anerzogenen eine weitgreifende Macht auf unser Schönheitsgefühl in der Baukunst zuweist. Jedoch scheint er zu viel, oder zu wenig, zu sagen, wenn er urtheilt: „Unser Wohlgefallen an einer Form ist abhängig von den Gedächtnißbildern, die wir gesammelt haben, und von der jeweilig erreichten Deutlichkeit eines jeden dieser Bilder". Hiermit kann das Schönheits- und Stilgefühl Vieler erklärt werden, aber erschöpfend ist es nicht. Wie kam es denn, daß Winckelmann, der Schuhmachersohn aus Stendal, sich in dem zopfigen Dresden angeregt fühlte, seine „Gedanken über die Nachahmungen der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" zu schreiben? Wie kam es, daß er nach Rom zog, „das Land der Griechen mit der Seele suchend", und seiner ahnungslosen Zeit verkündete, welcher Geist oder Stimmungsgehalt in der hellenischen Kunst ruhe? Was in ihm selbst lag, das fand er wieder in Griechenlands Kunstblüthe: „edle Einfalt und stille Größe"; denn in jedem Baustil offenbaren sich Seelenkräfte, die Gleichgestimmte zur Vorliebe zwingen. Auch entstanden die edleren, griechischen Säulenbauten doch nur insofern aus dem Gedächtnißinhalt, als es schon vordem Säulen gab, die Dächer trugen. — So ließe sich noch Manches hervorheben, das zum Widerspruch reizt; aber im Ganzen regt Göller's Werk mehr zur Beistimmung an. Aus der „Ermüdung des Formgefühls" leitet er die Sehnsucht nach Neuem her, aus dem Niedergang den Keim zum Werden, und er durchschreitet den Bildersaal der Architekturgeschichte mit Kennerworten. Erfrischend ist sein Optimismus, der sogar der Natur die vergnügliche Absicht zuschreibt, durch ewigen Formenwechsel ihrer Gebilde jede Erschlaffung

von uns abzuwehren (obgleich dies „nicht nur unsertwegen" geschehe), und der zugleich in unserer eklektischen, erfindungsarmen Zeit den Vorzug „des treuen Aufsuchens und Verbuchens" erkennt. — Denen, die streng „innere Einheit von Grundriß und äußerer Gestalt" verlangen, ruft der Verfasser Lessing's Wort zu: „Interessirt uns und macht mit den kleinen Regeln, was ihr wollt!" Er will der Baukunst den schönen Schein nicht rauben. Auch findet er, daß die Wirkung eines Bauwerks nicht nur durch das Wissen vom Werth und der Haltbarkeit eines edlen Materials gesteigert werde, sondern vornehmlich durch dessen Farbenreiz, Glanz, Durchscheinigkeit und dadurch, daß es feinere Formgebung ermögliche. Schließlich entdeckt er als eine grundlegende Seite der architektonischen, wie der musikalischen, poetischen und orchestischen Schönheit das „Reihengesetz", insofern deren Reiz zum Theil in der „Wiederholung congruenter und gleichgerichteter Gebilde in gleichen Abständen" besteht. „Bilden die Glieder combinirter Reihen unter sich Contraste, so erhöhen diese die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Formen" und „der die Reihencombinationen ordnende Geist ist der Stil". — Was hier nur kurz angedeutet werden kann, möge Vielen in reichen Accorden aus Ad. Göller's Buch entgegenklingen.

μχ **Die Akropolis von Athen.** Nach den Berichten der Alten und den neuesten Erforschungen von Adolf Böttticher. Mit 132 Textfiguren und 32 Tafeln. Berlin, Julius Springer. 1888.

Adolf Böttticher, der Architekt unserer ersten Ausgrabungen in Olympia, verbindet mit fachmännischem Wissen künstlerischen und historischen Sinn, vor Allem aber die Gabe zu geschmackvoller, populärer Darstellung. So erschien er bereits in seinem Buche „Olympia" als hervorragend befähigter Vermittler der Resultate klassischer Forschungen. Daß ihm auch die Anerkennung des gebildeten Publikums nicht versagt blieb, beweist die vor kurzem erfolgte Neuauflage seines Werkes. Eine Schilderung der Akropolis aus so berufener Feder muß als hocherfreuliche Gabe angesehen werden. Schon die Wahl und Begrenzung des Stoffes ist sehr glücklich. Fast Alles, was das heutige Athen an hervorragendsten Denkmälern aufzuweisen hat, drängt sich auf diesem „einzigen Felsen" zusammen, oder schmiegt sich demselben an. Die Geschichte der Burg ist auch diejenige Athens. Die Akropolis als Kunstwerk ist zugleich die erhabenste Form, in welcher der Geist des hellenischen Zeitalters sich selber zum sinnlichen Ausdruck gebracht hat. Diese Stätte ganz zu würdigen und zu erfassen, war die Wissenschaft seit Beginn der gelehrten Forschung im Alterthum bis auf den heutigen Tag bemüht. Nirgends auf der Erde hat ein so eng begrenzter Raum eine Literatur von gleichem Umfange hervorgebracht; an keinen knüpft sich aber auch ein erfolgreicherer Wettbewerb der Architekten, Archäologen, Historiker und Urkundenforscher. Es war eine schwere, aber dankbare Aufgabe, das erhabene Bild der athenischen Stadtburg aus der Fülle der Einzeluntersuchungen wieder emporsteigen zu lassen. Kurz vorher hatte ein gleich fachkundiger, auf dem klassischen Boden heimischer Architekt (R. Bohn) eine bildliche Neugestaltung der Akropolis (in der Westansicht) unternommen. Wie es scheint, kam der Plan leider zu spät, um noch in dem reichen, illustrativen Theil des Böttticher'schen Werkes Platz zu finden. Aber nicht minder anschaulich weiß der Verfasser in geschichtlichem Entwickelungsgange das Gesammtbild, wie den ganzen Reichthum des Details vor das geistige Auge zu führen. Die Ausgrabungen der letzten Jahre, welche so überraschende Aufschlüsse über die Zustände der Burg vor ihrer Zerstörung durch die Perser, namentlich von der Bau- und Bildkunst der Pisistratidenzeit lieferten, konnte Böttticher gleichfalls schon, wenn auch nicht aus eigener Anschauung, zum Theil verwerthen. Sehr mit Recht sind auch die rings am Fuß der Burg angesiedelten Heiligthümer, Theater und anderen Anlagen in den Kreis der Betrachtung gezogen. Ein Schriftsteller, der seinen Stoff nicht compilirt, sondern als geistiges Eigenthum verarbeitet und wiedergibt, muß auch gelegentlich zum Widerspruch herausfordern; doch wollen wir uns hier nur gegen eine Geschmacksäußerung wenden, welche sich hoffentlich nicht viele aneignen werden: gegen seine — geringschätzige Beurtheilung jener berühmten, von den sechs Mädchen getragenen Südhalle des Erechtheion. Die zahlreichen Abbildungen, zum Theil dem Durm'schen Werk über „die Baukunst der Griechen" entnommen, verdienen alles Lob. Nur einige archäische Skulpturen sind ungenügend, so auf S. 84, 85, 86 (panathenäische Sieger?), die letzteren überdies unvollständig, publicirt. Eine zweite Auflage, die wir dem Werke aufrichtig wünschen, wird gewiß auch jene kleinen Unvollkommenheiten beseitigen. Wir dürfen noch einmal hervorheben, daß es außer Böttticher's „Olympia" und „Akropolis" (und etwa Overbeck's „Pompeji" in seinen neuesten Auflagen) heute keine Schrift aus dem Denkmälergebiet des klassischen Alterthums gibt, welche sich an weitere Kreise wenden darf mit dem Anspruch, auf der Höhe der Wissenschaft zu stehen.

ρ **Sappho.** Drama in einem Aufzuge von G. Conrad. Berlin, Vossische Buchhandlung (R. Strikker). 1887.

Es ist längst kein Geheimniß mehr, welch' erlauchte Persönlichkeit sich hinter dem einfachen Namen „G. Conrad" verbirgt — ein Sproß des Königlichen Hauses Hohenzollern, welches, schon seit des großen Friedrichs Zeiten, der kriegerische Lorbeer nicht allein geschmückt hat. Nicht alle seine Söhne haben den Ruhm nur auf dem Schlachtfelde gesucht: Prinz Louis Ferdinand war zugleich eine Helden- und eine Künstlernatur. Ernster aber mit der Pflege der angeborenen Begabung hat es unter ihnen wohl Niemand genommen, als Prinz Georg von Preußen, welchem wir eine Reihe phantasievoller Dichtungen in dramatischer Form verdanken, deren mehrere, wie „Phädra" und „die Marquise von Brinvilliers", sich auch auf der Bühne bewährt haben. Es ist in ihnen Etwas von dem Schwung und Glanze Grillparzer'scher Verse — des Meisters, dem Prinz Georg unter den Neueren sich am meisten verwandt fühlt, und dessen Andenken er auch das vorliegende

dramatische Gedicht gewidmet hat. Es ist die letzte Scene aus dem Leben der griechischen Dichterin, welches von einer ganzen Glorie früher Ueberlieferungen umstrahlt ist, wiewohl sich von ihr wenig außer dem Namen und dem nach ihr benannten Versmaß erhalten hat. Den höchsten Idealen zugewandt, von der rauhen Wirklichkeit des Daseins zurückgestoßen, entflieht sie dem Widerspruch — dem ewigen jedes Dichterherzens — indem sie den befreienden Tod in den Wellen des Meeres sucht. Schmerzlich und langsam resignirend, wird sie dieses Zwiespaltes sich in den Worten bewußt, mit welchen Phaon, der von ihr geliebte Jüngling, sich innerlich von ihr trennt: „Das Höchste ist die That!" Feinsinnig hat der Dichter diese Situation ausgeführt, in Strophen, bald voll elegischen Klanges, bald voll dithyrambischen Jauchzens, bis unter den sanften, beruhigenden Melodien der Nereiden und Tritonen Lust und Leid zu versinken scheinen und nur die Woge noch einsam plätschert, heute, wie vor tausenden von Jahren, wo Sappho's letztes Lied einst erklungen.

ϱ **Musäus' Volksmärchen der Deutschen.** Für die Jugend ausgewählt und bearbeitet von Dr. Moritz Wilh. Gotthard Müller. Mit 50 in den Text gedruckten Abbildungen und 8 Bildern in Farbendruck nach Zeichnungen von Hermann Vogel in Plauen. Stuttgart, Karl Thienemann's Verlag (Gebrüder Hoffmann).

Ein Freund aus der Kinderzeit, welchen in diesem glänzenden Festgewande wiederzusehen, selbst dem Herzen und den Augen des unterdeß Gealterten wohlthut. Viele Stunden der Lust und des Vergnügens am Wunderbaren, Zauberhaften, wie die späteren Jahre nicht wieder zu gewähren vermochten, erwachen mit ihm. Es sind nicht die Haus- und Kindermärchen der Brüder Grimm, mit feinstem Verständniß und innigster Hingebung genau so wieder erzählt, wie sie dieselben von der alten hessischen Bauersfrau vernommen. Diesen Ton zu finden, war einer späteren Zeit vorbehalten, als die war, in welcher Musäus schrieb. Vielmehr ist Etwas darin von dem anmuthigen Scherz, dem Spiele des Humors, ja sogar jene leichtere gelegentliche Beimischung der Ironie, welche dem „Oberon" Wieland's den höchsten Reiz verleihen. Und dennoch sind es Volksmärchen, hervorgegangen aus dem Munde des Volkes, wie Musäus uns selbst berichtet; aber mit der Freiheit behandelt, wie der Dichter seinen Stoff modelt, und reich ausgestattet mit dessen eigensten persönlichen Zügen. Musäus gibt ihnen das Colorit, welches seiner Individualität noch mehr als ihrem Inhalt entspricht; er paßt sie dem Ort und den Verhältnissen an, die von ihm selber gewählt sind, und erzählt sie in seiner, nicht in ihrer Sprache — „er versieht eine ländliche Melodie mit Generalbaß und schicklicher Instrumentalbegleitung", um in seinen Worten zu reden. Daß auf solche Weise nicht alle diese Märchen für Kinder geeignet sein können, würde sich verstehen, auch wenn er es nicht anmerkte: „Volksmärchen sind aber auch keine Kindermärchen," heißt es in dem Vorbericht an Herrn David Runkel, Küster und Dekan an der St. Sebaldskirche; „denn ein Volk, weiß er wohl, besteht nicht aus Kindern, sondern hauptsächlich aus großen Leuten, und im gemeinen Leben pflegt man mit diesen anders zu reden als mit jenen. Es wäre also ein toller Einfall, wenn er meinte, alle Märchen müßten im Kinderton der Märchen meiner Mutter Gans erzählt werden." Dennoch, zum Glück, befindet sich unter ihnen eine große Zahl solcher, welche seit nunmehr genau hundert Jahren (sie erschienen zuerst 1781 bis 1787) das Entzücken der Kinder gebildet und sogar neben den Grimm'schen Märchen sich behauptet haben. Es ist das Verdienst der vorliegenden Ausgabe, daß ein genauer Kenner — Dr. Moritz Müller hat sich als Herausgeber von Musäus' Volksmärchen in der Brockhaus'schen „Bibliothek der Deutschen Nationallitteratur" längst als solcher erwiesen — sie besorgt, die mitzutheilenden Stücke tactvoll gewählt und aus diesen Alles ausgeschieden hat, was für Kinder ungeeignet erscheint. Die Verlagsbuchhandlung ihrerseits hat die unerschöpfliche Anziehungskraft dieses Buches durch bunten Bilderschmuck und gefällige Ausstattung vermehrt, und wir wüßten in der That kaum ein andres, welches wir lieber empfehlen würden als dieses, an welchem unsere Großväter und Großmütter sich schon erfreut haben und unsre Enkel und Enkelinnen noch sich erfreuen mögen!

z. **Statistische Zusammenstellungen** als Material für die Reform der Verzehrungssteuern in geschlossenen Orten und auf dem flachen Lande. Gesammelt und geordnet von Dr. Max Menger. Wien, K. K. Hof- und Staatsdruckerei. 1887.

Bei der schwierigen Finanzlage, in welcher sich der Staat und zahlreiche Groß-Communen in Oesterreich befinden, ist es nur zu erklärlich, daß die Regierung sowohl wie die Volksvertretung alle Steuerreformen, in der Besorgniß, dieselben könnten zu Mindereinnahmen führen, scheuen. Selbst auf dem Gebiet der Verzehrungssteuern, das, wie allgemein anerkannt, an sehr erheblichen Mängeln leidet, so daß nur wenige Zweige der österreichischen Gesetzgebung mit so überaus bedenklichen Mißständen behaftet sind wie dieses, ist man bisher nicht über platonische Wünsche und Resolutionen hinausgekommen. Die vorliegende Materialiensammlung soll allen denen, die bei einer event. Reform der Verzehrungssteuern ein berathendes oder beschließendes Votum abzugeben haben, das Material an die Hand geben, um ziffernmäßig beurtheilen zu können, wie eine solche finanziell wirken würde. Wenn die vorliegende Arbeit naturgemäß für Oesterreich von specifischem Interesse, so bietet dieselbe doch auch für den Nichtösterreicher, vom Standpunkt der vergleichenden Finanzstatistik aus betrachtet, sehr viel wichtiges Material, das anderseits per Analogie auch für unsre heimischen Verhältnisse zu verwerthen ist.

δφ **Archiv für Geschichte der Philosophie** in Gemeinschaft mit Hermann Diels, Wilhelm Dilthey, Benno Erdmann und Eduard Zeller herausgegeben

von Ludwig Stein. Band I Heft 1. Berlin, Georg Reimer. 1887.

Mit dem vorliegenden ersten Heft tritt ein neues Unternehmen ins Leben, für dessen Bedeutung schon die Namen der Männer sprechen, die Ludwig Stein zu Mitherausgebern gewann. Den Reigen der Abhandlungen eröffnet ein schön geschriebener Aufsatz von Eduard Zeller „über die Aufgaben, Ziele und Wege der Geschichte der Philosophie" — ein Aufsatz, der sich zugleich als Programm darstellt, insofern er uns sagt, nicht nur was die Geschichte der Philosophie überhaupt, sondern was die vorliegende neue Zeitschrift insbesondere will. Die Abhandlung imponirt durch die Sicherheit und Bestimmtheit, mit der die bezüglichen Aufgaben bezeichnet werden, und ihre Klarheit und Uebersichtlichkeit macht sie vorzüglich geeignet, auch Nichtfachleute zu orientiren. — Der übrige reichhaltige Inhalt des Heftes dürfte vorwiegend in Fachkreisen interessiren, einschließlich der kritischen Berichte über neue Erscheinungen auf dem Gebiete der philosophiegeschichtlichen Literatur.

Sq. **Philosophische Studien,** herausgegeben von Wilhelm Wundt. Vierter Band. II. und III. Heft. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1887.

Eine Gelegenheit, sich über die Probleme der Psychologie die Methoden der Forschung, den allgemeinen Stand der Wissenschaft auf diesem Gebiete zu orientiren, ist sicherlich einem großen Theil des gebildeten Laien-Publikums in hohem Grade willkommen. Eben diese Gelegenheit aber bieten ihm die rühmlichst bekannten „Philosophischen Studien" in hervorragendem Maße. Aus dem reichen Inhalt der vorliegenden Hefte heben wir besonders hervor die werthvollen Beiträge von Fechner, Nicolai Lange und Wundt. Jede dieser Abhandlungen hat es mit einem bedeutsamen Problem zu thun: die Fechner'sche beschäftigt sich mit den Bemühungen, die auf die Gewinnung eines sicheren Maßes zur Messung von Empfindungs-Intensitäten gerichtet sind; die Lange'sche sucht die Frage nach der Natur der Aufmerksamkeit zu beantworten, und von den beiden Wundt'schen behandelt die eine das Problem der physiologischen Entstehung der Licht- und Farben-Empfindung, die andere die Frage nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Selbstbeobachtung und die Bedeutung des psychologischen Experimentes. Alle diese Aufsätze sind so klar und verständlich geschrieben, daß auch der Nichtfachmann sich auf Grund der angeführten Thatsachen ein Urtheil bilden und zu einem wirklichen Einblick in das, worauf es ankommt, unschwer gelangen kann. Wer sich für die Aufgaben und Hülfsmittel der modernen Psychologie interessirt, der unterlasse es deshalb nicht, den vorliegenden beiden Heften der „Studien" seine Aufmerksamkeit zuzuwenden; er wird Belehrung und Anregung nach den verschiedensten Richtungen hin in reichlichem Maße in ihnen finden.

Sq. **Zur Genealogie der Moral.** Eine Streitschrift von Friedrich Nietzsche. Leipzig, C. G. Naumann. 1887.

Wieder einmal ein echt Nietzsche'sches Buch, das seinen Verfasser in jedem Satz, fast möchte man sagen, in jeder Zeile verräth: anziehend, fesselnd, hinreißend sogar, und daneben doch wieder abstoßend, das innerste Gefühl verletzend, geistig und gemüthlich tief verstimmend. „Abscheulich!" werden es gewiß die meisten finden; aber dies Urtheil, das im Hinblick auf den Grundgedanken und auf zahllose Einzelnheiten gerechtfertigt erscheint, wird der Empfindung nicht gerecht, die sich trotz alledem bei der Lectüre immer wieder uns aufdrängt: der Empfindung nämlich, daß hier eine nicht bloß reich, sondern auch groß und edel angelegte Natur mit einem starken Gefühl für alles Echte, Bedeutende, Tüchtige, auf einen verderblichen Abweg gerathen ist, und daß es eine unverfälschte, wahrhaft moralische Entrüstung gegen alles Unechte, Erbärmliche, Gemeine zu sein scheint, der — merkwürdig genug — diese seltsame Streitschrift gegen die moderne „Vermoralisirung des Lebens", d. h. gegen unsere gesammte, vom Verfasser in Acht und Bann erklärte moralische Lebensauffassung ihren Ursprung verdankt. Der Grundgedanke des Buches ist eine Ungeheuerlichkeit, die unser Empfinden empört; aber die Art der Ausführung, die auch sehr viel Wahres, Treffendes, tief Gedachtes in den Dienst dieses Gedankens zu stellen weiß, macht die Schrift gefährlich, denn sie macht sie bedeutend und interessant.

Sq. **Die drei Fragen Kant's** von Dr. H. Romundt. Berlin, Nicolai'sche Verlags-Buchhandlung (R. Stricker). 1887.

„Was kann ich wissen? Was soll ich thun? Was darf ich hoffen?" In diesen drei Fragen concentrirt sich nach Kant's Versicherung alles Interesse der menschlichen Vernunft. Das vorliegende Werkchen will nun, wie der Verfasser selbst sagt, „in möglichster Kürze, der Hauptsache nach" den Inhalt derjenigen Schriften wiedergeben, in denen Kant die Beantwortung der erwähnten drei Fragen unternimmt. Beabsichtigt ist demnach nichts Geringeres, als eine gemeinverständliche Reproduction aller wesentlichen erkenntnißtheoretischen wie ethisch-religiösen Darlegungen Kant's. Leider muß konstatirt werden, daß Romundt die Ausführung seines schwierigen Vorhabens nur in sehr unvollkommener Weise gelingt. Ob er selbst jenes Verständniß, das er Andern vermitteln will, in ausreichendem Maße besitzt, lassen wir hier gänzlich außer Betracht; sicher ist jedenfalls, daß er die entscheidenden Grundzüge des Kant'schen Gedankenganges in dem vorliegenden Schriftchen nur sehr verschwommen wiederzugeben weiß, und daß der Leser in Folge dessen zu einem klaren Einblick in das Wesen der Lehre Kant's und zu einem wirklichen Verständniß ihrer erkenntnißtheoretischen Grundlage auch nicht entfernt gelangt. Die Darlegungen des Verfassers gehen eben nicht tief genug auf den Kern der Sache ein, auf den doch Alles ankommt; dazu ist seine Ausdrucksweise oft wenig glücklich: es kommen Nachlässigkeiten im Satzbau vor, es mangelt die Prägnanz. Auch der Ton der Polemik ist kein erfreulicher; gelegentlich reißt seine Selbstgefälligkeit den Autor sogar zu recht geschmacklosen Wendungen hin. So führt uns das Schriftchen leider in mehr als einer Beziehung vor Augen, wie eine populär-wissenschaftliche Abhandlung — die es doch sein will — nicht beschaffen sein soll.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Allbrecht. — Ger und Howa. Biermythus von Engelbert Allbrecht. Regensburg, A. Coppenrath's Commissions-Verlag. 1888.

Baehr. — Die Oertlichkeit der Schlacht bei Idistaviso. Abhandlung von Paul Baehr. Halle a./S., Otto Hendel. 1888.

Beniczky-Bajza. — Sie ist es. Roman aus dem High-Life von Helene von Beniczky-Bajza. Autorisirte Uebersetzung von O. von Krücken. — Mit einer Charakteristik der Verfasserin von L. Hevesi. Wien, Carl Konegen. 1888.

Bibliothek der Gesammt-Litteratur des In- und Auslandes. Nr. 162/169. Halle a./S., Otto Hendel.

Blennerhassett. — Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Von Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden. Zweiter Band. Berlin, Gebr. Paetel. 1888.

Borrowed plumes. Translations from german poets by James D. B. Gribble. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. London, Trübner & Comp.

Buchner. — Die Glassammlung des K. K. Oesterreich. Museums. Geschichtliche Uebersicht und Katalog von Bruno Buchner. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1888.

Das Kaiserfenster. Berlin, Walther & Apolant. 1888.

Deuxième table générale de la Revue Historique. (1881 à 1885.) Redigée par Camille Conderc. Paris, Félix Alcan. 1887.

Ebner-Eschenbach. — Das Gemeindekind. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. 2 Bde. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1888.

Fontane. — Irrungen, Wirrungen. Roman von Theodor Fontane. Leipzig, F. W. Steffens.

Gansen. — Schilderungen aus der Geschichte und Kulturgeschichte von Dr. Gansen. Zweite mehrfach erweiterte Auflage. Düsseldorf, L. Schwann.

Gjellerup. — Der schwarze Romulus. Eine Erzählung aus der Jetztzeit von Karl Gjellerup. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1888.

Groß. — Lieder aus dem Gebirge. Von Ferdinand Groß. Wien, Carl Konegen. 1888.

Günther von Freiberg. — Dijon-Rosen. Gedichte von Günther von Freiberg. Wien, Carl Konegen. 1888.

Hacke. — Rekrutens Freud und Leid. Allerlei aus dem Rekrutenleben von Heinrich von Hacke. Berlin, im Selbstverlage des Verfassers.

Hagemann. — Was ist Charakter und wie kann er durch die Erziehung gebildet werden. Von Dr. August Hagemann. Vierte Auflage. Spandau-Berlin, Herm. Oesterwitz. 1888.

Hellwald. — Haus und Hof in ihrer Entwickelung mit Bezug auf die Wohnstätten der Völker. Mit vielen Illustrationen. Herausgegeben von Friedrich von Hellwald. Lfrg. 8—10. Leipzig, Schmidt & Günther. 1888.

Ideale Lebensbilder in Dichtersprüchen. Eine Gabe für das Frauenherz, zusammengestellt von E. Rudorff. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1888.

Kinder-Gartenlaube. Bd. V. Hft. 1/3. Leipzig, E. Kempe.

Kohut. — Das Dresdner Hoftheater in der Gegenwart. Mit zahlreichen Original-Beiträgen der berühmtesten Künstler, sowie 142 Portraits. Von Dr. Adolf Kohut. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Lehfeldt. — Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens. Im Auftrag der Regierungen von Sachsen-Weimar-Eisenach, Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg und Gotha, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuss älterer Linie und Reuss jüngerer Linie, bearbeitet von Dr. P. Lehfeldt. Hft. 1: Grossherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach. Amtsgerichtsbezirk Jena. Jena, Gustav Fischer. 1888.

Litterarische Volkshefte. Nr. 5.: Die jüngste deutsche Literaturströmung und das Princip der Moderne von Eugen Wolff. Berlin, Richard Eckstein Nachf. (Hammer u. Runge).

Lohse. — Mistaken views on the education of girls, by Johanne Lohse. Christchurch, N. Z., Whitcombe & Tombs.

Ludwig. — Für Alle, nicht für Jedermann. Kleine Historien und Sonstiges in gebundener und ungebundener Redeweise von August Ludwig. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1888.

Muncker. — Friedrich Gottlieb Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Franz Muncker. Zweiter Halbband. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1888.

Oedheim. — Ein Strauß französischer Liederdichtung. Aus fünf Jahrhunderten ausgewählt und übertragen von Heinrich von Oedheim. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1887.

Pearson. — The ethic of freethought. A selection of essays and lectures by Karl Pearson. London, T. Fisher Unwin. 1888.

Peters. — Andere Uebergangszeiten. Roman von F. Peters. Leipzig, Feodor Reinboth. 1888.

Pröhle. — Heinrich Heine und der Harz. Von Heinrich Pröhle. I. Heine's Bergidylle. II. Heine's Harzreise. Harzburg, Stolle's Hofbuchhandlung. 1888.

Publikationen des Börsen-Vereins der Deutschen Buchhändler. Neue Folge. Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. XI. Leipzig, Verlag des Börsen-Vereins der Deutschen Buchhändler. 1888.

Reuling. — Distichen Politisches und Unpolitisches. Neue Folge. Von Wilhelm Reuling. Leipzig, Veit & Comp.

Rosegger. — P. K. Rosegger's Ausgewählte Werke. Mit 600 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. 1. Lfg. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Schäffle. — Zum hundertjährigen Andenken an Johann Friedrich Freiherrn von Cotta. Von Dr. A. Schäffle. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1888.

Schöne. — Ueber die Entwicklung unseres Nationalbewußtseins. Rede zur Feier des Krönungsfestes den 18. Januar 1888 in der Aula der Universität Königsberg gehalten von Dr. Alfred Schöne. Zweite durchges. Auflage. Königsberg, Wilh. Koch. 1888.

Schottky. — Hannibal. Ein Drama von Ernst Schottky. Wiesbaden, Feller & Gecks. 1888.

Schwarzkopf. — Lebenskünstler. Ein Sittenbild von Gustav Schwarzkopf. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1888.

Sippurim. Ghettosagen, jüdische Mythen und Legenden. Volksausgabe. Herausgegeben, redidirt und geordnet von J. Brandeis. Prag, Jakob L. Brandeis. 1888.

Stona. — Buch der Liebe. Von M. Stona. Wien, Carl Konegen. 1888.

Suphan. — Friedrich des Großen Schrift über die Deutsche Litteratur. Von Bernhard Suphan. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1888.

Teuber. — Geschichte des Prager Theaters von den Anfängen des Schauspielwesens bis auf die neueste Zeit. Von Oscar Teuber. Dritter Theil. Prag, A. Haase. 1888.

Treumann. — König Laurin. Ein Gedicht von Johannes Treumann. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1888.

Vorträge für die gebildete Welt, herausgegeben von Paul Hagemann-Spandau. No. I. Schillers Braut von Messina. Von Dir. Dr. Aug. Hagemann. No. II. Goethes Iphigenia auf Tauris. Von Dir. Dr. Aug. Hagemann. No. III. Lessings Emilia Galotti. Von Dir. Dr. Aug. Hagemann. Spandau-Berlin, Herm. Oesterwitz. 1888.

Waldburg. — Daheim und Unterwegs. Gedichte von S. Waldburg. Cannstatt, L. Bosheuyer's Buchhandlung. 1888.

Witte. — Das Wesen der Seele und die Natur der geistigen Vorgänge im Lichte der Philosophie seit Kant und ihrer grundlegenden Theorien. Historisch-kritisch dargestellt von Dr. J. H. Witte. Halle a./S., C. E. M. Pfeffer (R. Stricker). 1888.

Wittstock. — Lessings Erziehung des Menschengeschlechts als pädagogisches System. Dargestellt von Dr. Albert Wittstock. Leipzig, C. G. Naumann.

Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. Redigirt von Dr. Botelmann. 1/2. Hamburg, Leopold Voß. 1888.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1888. Band XXIII. Heft 1/2. (Nebst Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. 1888. Band XV.) Berlin, Dietrich Reimer.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.54

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY